# Der Türmer

## Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Vierundzwanzigster Jahrgang · Band II

(April bis September 1922)




Stuttgart

Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

# Inhalts-Verzeichnis

## Gedichte

| | Seite |
|---|---|
| Albrecht: Das Heimwehlied | 84 |
| Brauer: Bergmorgen | 170 |
| Forstreuter: Türen zu Gott | 326 |
| Görres: Der Tod | 25 |
| Lennemann: Kindlein in Sonne | 309 |
| Lienhard: Das Rosenkreuz | 20 |
| — Walthers Lehen | 385 |
| Pawlick: Einer großen Seele | 12 |
| Pfeffer: Bergnacht | 21 |
| Renner: Glühe auf! | 24 |
| — Offne Himmel | 160 |
| Schellenberg: Wald | 76 |
| Schüler: Näher nach Hause | 89 |
| — Durch die dünne Wand | 98 |
| Stahn: Wunsch | 300 |
| Stemmann: Geheimnis | 377 |
| v. Stosch: Einmal möcht' ich reiten | 234 |
| Sturm: Auferstehungsgedanken | 13 |
| v. Watzdorf-Bychhoff: Abends | 5 |
| Wendte: Abend | 316 |
| Wocke: Erwachen | 150 |
| v. Wolzogen: Gebet | 227 |

## Novellen und Skizzen

| | Seite |
|---|---|
| Arnold: Talib | 99 |
| Boßhart: Der Kreuzer | 372 |
| Halbach: An die Heimat | 243 |
| Lersch: Die Ernte | 318 |
| Lienhard: Hausbuch . . . . .14, 85 | 161 |
| Massé: Euphrosyne . . . 77, 151, 282 | 301 |
| Naacke: Das Kreuz im Abendrot | 25 |
| — Der Greis | 388 |
| Renner: Auf der Reise | 6 |
| Schrickel: Der stille Türmer | 387 |
| Stemmann: Kleinigkeiten | 171 |

## Aufsätze

| | Seite |
|---|---|
| Alsaticus: Elsässische Charakterbilder. 4. Joh. Fr. Oberlin | 246 |
| Bargmann: Begegnungen mit Bismarck 251 | 324 |
| v. Berchem: Das alte Heer | 107 |
| — Moltke — Falkenhayn — Ludendorff | 396 |
| Biedenkapp: Die Philosophie eines Deutschen als französischen Geistesführers | 330 |
| Bornhak: Der Kaiser und die Schuldlüge | 112 |
| — Die amtlichen Veröffentlichungen in der Kriegsschuldfrage | 327 |
| Bousset: Von Predigersteinen und Bethäusern | 179 |
| Bô Yin Râ: Stimmen aus dem Geisterreiche | 26 |
| Brandl: Die Shakespeare-Frage | 378 |
| Brief eines Juristen: Steuerfrei schlemmende Herren und ihre Knechte | 219 |
| Buetz: Indien | 103 |
| Dennert: Die Periodizität des Menschenlebens | 90 |
| Dreyhan: Deutsche Landschaften und Menschen in der Tschechoslowakei | 321 |
| Driesmans: Der Mensch des Geheimnisses und der Kraft | 73 |
| Francé: Lichtnot im Walde | 256 |
| Harten-Hoencke: Selbsthilfe | 244 |
| Havemann: Von der Leuchtkraft der Seele | 22 |
| Koch: Zum 100. Todestag von E. T. A. Hoffmann | 235 |
| Kranichfeld: Vom Ausgleich in der Natur | 35 |

Seite
Krannhals-Erfurt: Karfreitag . . . . 3
Lienhard: Im Banne der elsässischen Doppelkultur . . . . . . . . 289 361
Lhotzky: Das Geheimnis der Spielkarten 393
Malberg: Von alten Werten und neuem Schaffen . . . . . . . . . . . . 177
Plaßmann: Sonnenflecken . . . . . 310
Schneider: Die Shakespeare-Frage . . 378
Schneiderfranken: Alpenluft . . . . . 389
Schröer: Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft . . . . . . . . . 101
Schubert: Schloß Elmau und sein Herr 32
Schulze-Berghof: Nietzsches Lehre vom Mitleid . . . . . . . . . . . 145
Schultz: Freiland — Freigeld . . . . 29

## Besprochene Schriften

Abel: Werke . . . . . . . . . . . 337
Avenarius: Die Mache im Weltwahn . 204
v. Altrock: Vom Sterben des deutschen Offizierkorps . . . . . . . . . . 108
Becker: Gustav Mahlers Sinfonien . . 194
Bertram: Maurice Barrès . . . . . 140
Bode: Goethes Leben . . . . . . . 241
Bonsels: Das Feuer . . . . . . . . 46
Bonwetsch: Schubert in seinen Briefen 241
Böhm: Die Offiziershetze . . . . . . 111
Burg: Andreas und Maria . . . . . 45
v. Bülow: Hans v. Bülows Leben . . 194
Curtius: Maurice Barrès . . . . . . 140
Das Elsaß und sein Theater . . . . . 269
Die große Politik der europ. Kabinette 327
Dreßler: Über den deutschen Offizier . 111
v. Dryander: Erinnerungen aus meinem Leben . . . . . . . . . . . . . 114
Ehrler: Werke . . . . . . . . . . . 283
Engelke: Rhythmus des neuen Europa 47
Englert: Geliebte Erde . . . . . . . 47
Everdingen und Goethes Reineke Fuchs 263
Fetzer: Lehrgang zur Bildung des Klangbewußtseins . . . . . . . . . . 196
Filsingen: Vom Glanz der Stunden . 47
Findeisen: Aus der Armutei . . . . . 46
— Herzen und Masken . . . . . . . 286
Frey: Stundenschläge . . . . . . . 47
Gaston: Studienbuch . . . . . . . . 196
Gaupp: Das Alkoholverbot der Vereinigten Staaten von Nordamerika 144
v. Gleich: Die alte Armee und ihre Verirrungen . . . . . . . . . . . . 107
v. d. Goltz: Das Volk in Waffen . . . 107
Giehrl: Das amerikanische Expeditionskorps in Europa . . . . . . . . 111
Die Bethäuser und die Bethauskirchen im Kreise Hirschberg . . . . . . . 182
Handwerkliche Kunst in alter und neuer Zeit . . . . . . . . . . . . . . 192
Hausegger, Siegmund v., als Schriftsteller 49
Hasler: Hochland . . . . . . . . . 47
Herwig: Das Sextett im Himmelreich 45
Heubner: Der verhexte Genius . . . 240
Heyck: Fortunatus . . . . . . . . . 355
Hippius: Petersburger Tagebuch . . . 200
Höfer: L'homme devant ses œuvres . 332
Hultzsch: Aus dem Leben eines Spielmanns . . . . . . . . . . . . 44
Janstein: Gebete um Wirklichkeit . . . 47
Jost: Studien zur Entwicklungsgeschichte des romantischen Subjektivismus . 241
König: Rabenschlacht . . . . . . . . 115
Kronprinz Wilhelms Erinnerungen . . 276
Krüger: Sohn und Vater . . . . . . 278
Leppmann: Kater Murr und seine Sippe. . . . . . . . . . . . . 283
Lindner: Gott, Erde, Mensch . . . . 47
— Max Reger . . . . . . . . . . 193
Lobsien: Landunter . . . . . . . . 45
Kurth: Romantische Harmonie . . . . 194
Masdasnan . . . . . . . . . . . . 65
Mausolf: Hoffmanns Stellung zum dramatischen Theater . . . . . . . . 240
Merkel: Der Naturphilosoph Schubert und die Romantik . . . . . . . . 241
Mitteilungen der Max-Reger-Gesellschaft . . . . . . . . . . . . . 196
Moufang: Die Großherzogliche Majoliken-Manufaktur in Karlsruhe . . 193
Musikalische Stundenbücher . . . . . 195
Müller: Aus der Seele eines Sibiriers 278
v. Müller: Kreislerbuch . . . . . . . 240
v. Münchhausen: Schloß in Wiesen . . 208
Münning: Calderon und die ältere Romantik . . . . . . . . . . . . 240

Seite
Nadler: Die Berliner Romantik 1800 bis 1814 . . . . . . . . . . . . . . 240
Pinthus: Menschheitsdämmerung . . 48
Port: Stefan George . . . . . . . 48
Roellinghof: Rossija . . . . . . . . 48
Roose: Unbesiegt . . . . . . . . . 285
Saar: Wirkliches Geld . . . . . . . 259
Sakheim: Der Gespensterhoffmann im Urteil deutscher Dichter und Kunstrichter . . . . . . . . . . . . . . 236
Schrickel: Hedwig und Bernhard . . . 358
Schaukal: Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerleben . . . . . . . . . . 240
Schlaf-Buch . . . . . . . . . . . . 191
Schweizer: Zwischen Wasser und Urwald 127
Springer: Devrient und Hoffmann . . 240
Stabsoffizier: Das alte Heer . . . . 107
Seite
Stephani: Kinderlieder . . . . . . . 51
Schützengrabenbüchlein: Weltkrieg und Elsaß . . . . . . . . . . . . . . 294
Smekal: Theater und Kultur . . . . 196
Spengler: Welthistorische Perspektiven 352
Trebitsch: Deutscher Geist aus Österreich 48
Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914 113
Über proletarische Ethik . . . . . . . 207
Voigt: Zinzendorfs Sendung . . . . 278
Weitbrecht: Marmor und Wein . . . . 47
Werfel: Ausgewählte Werke . . . . . 287
— Der Spiegelmensch . . . . . . . 287
Wölfflin: Das Erklären von Kunstwerken 209
Würz: Studien über Reger . . . . . 196
Zech: Der Wald . . . . . . . . . . 47
Zeitgenössische Komponisten . . . . . 195

## Offene Halle

v. Knobloch: Noch ein Nachwort zu Keyserlings Botschaft für die Frauen . 40
N. N.: Der Türmerbrief eines Juristen 401
Oepke: Nochmals Sadhu Sundar Singh 334
Saar: Freiland — Freigeld . . . . . 258
Schäfer: Ödland und Neuland . . . . 183
Stempel: Nochmals Sadhu Sundar Singh . . . . . . . . . . . . . 334

## Literatur

Borch: Johannes Schlaf als Denker . . 188
Boßhart: Aus meinem Leben . . . . 403
Bülow: Heimatromane . . . . . . . 44
— Goethes Reineke Fuchs im neuen Gewande . . . . . . . . . . . . 262
Gloël: Goethe in Wetzlar . . . . . . 186
Gundlach: Deutsches Dichten in Amerika 264
Harrar: Der Arzt der Armen . . . . 260
Havemann: Handpuppenspiele . . . . 117
Havemann: Das Spiel von den zehn Jungfrauen . . . . . . . . . . . 407
Prüfer: Siegmund v. Hausegger als Schriftsteller . . . . . . . . . . 49
Wocke: Hans Christoph Kaergel . . . 42
Schellenberg: Neue Lyrik . . . . . . 46
Treblin: Eberhard Königs „Rabenschlacht" . . . . . . . . . . . . 115
Walter: Hans Karl Abel . . . . . . 337

## Bildende Kunst

Grunewald: Kunstgewerbe . . . . . 191
L.: Die Krone der Schöpfung . . . 411
Tips: Leben und Wollen . . . . . . 118

## Musik

Göhler: Brahms und Bülow . . . . 409
Frotscher: Händel-Fest in Halle 1922 . 266
Moser: Unsere Musikbeilage . . . . . 51
— Neue Musikbücher . . . . . . . . 193
Moser: Zu unserer Notenbeilage . . . 268
Zimmermann: Die Bedeutung der Niederrheinischen Musikfeste . . . 123
— Der Tonkünstler E. T. A. Hoffmann 339

## Türmers Tagebuch

Seite

Der rechte Mann für uns . . . . . . 52

Die Umgestaltung der Welt — Moskau und die Westler — „Die gesegneten Länder“ — Die Internationale ist tot — Wie steht's, meine Herren Pazifisten? — Friedliche Durchdringung 126

Die „erste Tat der Republik“ — Arm in Arm mit Rußland — Wo bleibt die moralische Offensive? . . . . . . 197

Alles für die Anleihe — Se. Majestät das Proletariat — „Nationale Arbeit“ . 269

Die Politik der Wut — Also sprach Bebel — Mehr Staatsgesinnung — Zeitgemäße Rechtspolitik . . . . . . 342

Zwanzig Millionen zuviel — Zweierlei Jugend — Amerikas Wiedergutmachungsschuld . . . . . . . . . 412

## Auf der Warte

Aufruf des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer . . . . . . . 425
Aus dem Elsaß . . . . . . . . . . 424
Aus der Seele eines Sibiriers . . . . 282
Bedrohte Landschaftsschönheit . . . . 69
Beethoven als Freund . . . . . . . 64
Berliner Stadtväter . . . . . . . 70
Blutegel . . . . . . . . . . . . 280
Bodenreform und Eigensucht . . . . 430
Das Brautpaar . . . . . . . . . . 71
Das Kronprinzenbuch . . . . . . . 276
Das Problem d. Straßburger Universität 135
Der Feind steht rechts . . . . . . . 355
Der Gassenton . . . . . . . . . . 283
Der gemordete Wald . . . . . . . . 281
Der große Abbau . . . . . . . . . 351
Der Streik als Verbrechen . . . . . 68
Der Verleumdungsfeldzug . . . . . 204
Der Wendepunkt im Marxismus . . . 426
Die Berechnung der Geschichte . . . . 63
Die diesjährige Tagung der Goethe-Gesellschaft . . . . . . . . . . . 278
Die Herrnhuter . . . . . . . . . . 278
Die Landfrage in der Jugendbewegung 137
Die Lübecker Buddenbrook-Buchhandlung . . . . . . . . . . . . . 71
Die Not der Presse . . . . . . . . 136
Die Not der jungen Lehrer . . . . . 428
Die Pflege einer guten Handschrift . . 214
Die Phrase schwelgt . . . . . . . . 61
Eberhard König und Gerhart Hauptmann . . . . . . . . . . . . . 143
Ehrler . . . . . . . . . . . . . . 283
Ein Anwurf . . . . . . . . . . . . 216
Ein Beitrag zur Schuldfrage . . . . 211
Eine deutsche Pazifistin in England . . 67
Ein kerniger Alt-Elsässer . . . . . . 63
Ein Schumann-Roman . . . . . . . 286
Eine Zurechtweisung aus Amerika . . 204
Elsaß in Heidelberg . . . . . . . . . 62
Frankfurter Goethe-Festwoche . . . . 60
Fridericus Rex . . . . . . . . . . 211
Geistiges Schaffen als Herstellung von Luxusgütern . . . . . . . . . . 207
Gerhart Hauptmann und kein Ende . 353
Grausame Dokumente . . . . . . . 139
Haben wir Republikaner? . . . . . . 356
Karl Henckell . . . . . . . . . . . 421
Humor und Wohnungsnot . . . . . 212
Kommers und Fackelzug . . . . . . 210
Lebendige Kriegerdenkmale . . . . . 66
Leonhard Schrickel . . . . . . . . . 258
Lienhards „Westmark“ im besetzten Gebiet verboten . . . . . . . . . . 420
Masse oder Persönlichkeit . . . . . . 138
Mehr Geschichtssinn, ihr Deutschen! . 141
Meuchelmord . . . . . . . . . . . 350
Meister Münchhausen . . . . . . . . 208
Notruf im Namen Fichtes . . . . . 421
Ost und West . . . . . . . . . . . 279
Politik als Kunst . . . . . . . . . 277
Prager Stimmungsbildchen . . . . . 280
Proletarische Jugend . . . . . . . . 427
Randglosse zu Wölfflin . . . . . . . 209
Rechts und Links . . . . . . . . . 355
Rittelmeyer und Steiner . . . . . . 65

Seite
Sadu Sundar Singh . . . . . . . . . 206
Setzer-Nöte . . . . . . . . . . . . . 431
Spenglers „Untergang des Abendlandes“ 352
Spiritismus und exakte Forschung . . 68
Steinmüllers Sendschreiben an das deutsche Volk . . . . . . . . . . . 137
Storck-Gedächtnisfeier in Olsberg . . 359
„Unbesiegt“ . . . . . . . . . . . . . 285
Unsere Kriegsbücher . . . . . . . . . 205
Versailler Schmachvertrag und deutsche Gleichgültigkeit . . . . . . . . . . 279
Versöhnungsklänge zwischen deutschen und französischen Christen . . . . 423
Von den Deutschen in Galizien . . . 140
Vom inneren Sonntag . . . . . . . . 215
Vom konfessionellen Frieden . . . . 427
Vom Rheinland . . . . . . . . . . . 140
Vom Studententum . . . . . . . . . 357
Was ist Masdasnan? . . . . . . . . . 65
Welsches Wesen . . . . . . . . . . . 142
Werfel und sein Spiegelmensch . . . 287
Wieder die alten Tänze . . . . . . . 70
Wir und die andern . . . . . . . . . 359
Zum 60. Geburtstag Schnitzlers . . . 285
Zur Alkoholfrage . . . . . . . . . . 144
Zur elsässischen Tragödie . . . . . . 353

## Kunstbeilagen und Illustrationen

Heft
Anderten: Die Krone der Schöpfung . 12
Biringer: Burg Runkel an der Lahn . 11
— Reichenbachtal mit Ruine Falkenstein 11
Dürer: Die Auferstehung . . . . . . 7
Staeger: Einsames Dörfchen . . . . 10
Stassen: Donner . . . . . . . . . . . 8
Steinhausen: Gitarre spielendes Mädchen . . . . . . . . . . . . . . 10
Thiemann: Stille Gasse (Wimpfen) . 9

## Notenbeilagen

Hermann Stephani: 1. General Bumbum. 2. Wiegenlied. 3. Ammensprüchlein. 4. Wichtelmännlein . . 7
Paul Steinmüller: Vier Spielmannslieder . . . . . . . . . . . . . . 10

## Briefe

Auf den Beilagen.

## Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Die Auferstehung A. Dürer




# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. | April 1922 | Heft 7

## Karfreitag

### Von Dr. W. A. Krannhals-Erfurt

Tausende von Kreuzen sind in Europa aufgerichtet. Tausend und abertausend Tränen netzen den blutigen Stamm. Karfreitag ist jeder Tag im Jahre.

Jeder Tag im Jahre ist Karfreitag — und *einer* doch steht vor allen, ragend in dunkler Größe, voll von Wunden und wachsender Kraft: der Tag, da wir des Menschensohnes gedenken, der starb, auf daß Ostern werde. Seit jenem Tage lebt in der Welt der Menschheit jene Berge verrückende heilige Glaubenskraft, die den Menschen vom Tiere löste und ihn in das Reich einer neuen Geistigkeit führte. „*Der Tod ist verschlungen in den Sieg!*“ Weit strahlt der Tag hinaus, er ist Menschheitsgewinn, eine große Blüte ihrer aus dem Urgrunde aufsteigenden Entwicklung. Dieser Tag bedeutet nichts anderes als Aufhebung der Sinnlosigkeit des Sterbens, Aufrichtung der Zweckhaftigkeit in höherem Sinne, auch in der Zerstörung. Tod, wo ist dein Stachel? Nicht nur „Ende“ ist sein Sinn, sondern „*Anfang*“: — Anfang zu etwas Größerem, Gewaltigerem als das persönliche Leben, dessen Hingabe er verlangt. Dieser Tag ist Opfer für die *Gemeinschaft*, die wir dem einzelnen und Kleinen gegenüber als größer, dauernder und besser erkannten, heiße sie nun „Volk“ oder „Reich Gottes“.

Nur in Zeiten, da dieser Todessinn aus der Welt der Gedanken zur Wirklichkeit wird, in Zeiten, da es für alle heißt: *Sterben ist Gewinn!*, kann ein solches

Menschheitsideal der Probe auf seine Festigkeit unterworfen werden. Dann wird der Tag seine lebendige Kraft in alles Leben strahlen und alle Gewalten wecken, die nötig sind, um den einzelnen zu dem gewaltsamen Schritte zu befähigen: aus diesem Leben heraus ganz in der Liebe zur Gemeinschaft aufzugehen.

Darum ist uns der Karfreitag ein Tag voll heiligen Wunders. Er schuf den Gedanken des Opfers. Sein lebendiger Träger bekräftigte seine Lehre, seinen Glauben durch die Tat, durch den Tod.

Vom Kreuze dieses urgewaltigen Tatmenschen Christus strömte alle seine Kraft in die Welt, die Kraft seiner Gedanken, die Kraft seines Todes. Wäre Christus bei jenem Ringen in Gethsemane seinem Lebenstrieb erlegen („Herr, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber"), wäre er nicht gestorben für seine Sendung: heute wäre nicht die geistige Kraft in der Menschheit, die vom Kreuze ausgestrahlt ist, die so ungeheure Liebe in die Welt gebracht hat und so hoch emportrug über die Enge des erdhaft tierischen Seins.

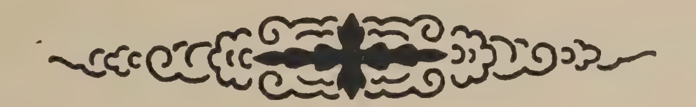
Wären unsere Brüder im Weltkriege nicht gestorben für uns, so hätten wir heute kein Vaterland mehr, so wären wir morgen ein Nichts, ein Staub im Winde, kein Volk, nur noch tierische Lebewesen.

Ein gewaltiger Schritt von jenem Kreuz auf Golgatha in unsere Zeit der Not, da in unserem gepeinigten Lande der Feind die Macht hält! Und doch nur ein Schritt weiter im Sinne jenes erhabenen Sterbens. Denn für jenen Tod und alles bewußte Opfer sind drei Dinge Voraussetzung und höherer Gewinn: Liebe, Mut, Pflicht. Was anderes war es als unendliche Liebe, die wir kaum fassen können, eine Liebe, die in ihrem Glauben die ganze Menschheit umfaßte, die Christus sich selbst völlig vergessen ließ, daß er sein Leben für uns hingab?

Lassen wir, wenn an diesem Tage in Wehmut unsere Gedanken zu den Toten wandern, alle Glaubenssätze aus dem Spiel! Sie sind nicht unseres Amtes. Aber nehmen wir diesen Tod rein als denkende Menschen. Draußen im Felde ließ damals die wilde Erregung des Kampfes der Stille selten Raum; nun ruht die Zeit in ihrer Schwere auf uns — und unsere Gedanken ziehen wie wilde Schwäne ruhelos über dem Sehnsuchtsmeere unserer hoffenden, harrenden Seelen dahin. Hart ist diese Zeit; sie hat nicht Raum für weiches, wehmutvolles Gedenken; aus ihren Gedanken muß heute mehr denn je neue Kraft wachsen, die zur Tat wird. Tat, wie jene Christus-Gedanken, die Tod wurden auf Golgatha. Liebe war es, die ihn trieb; Liebe zur Gesamtheit. Dieselbe Liebe, die wir in begrenzterem Kreise Vaterlandsliebe nennen, ist es, die Tausende Mütter weinen machte, wie dort die eine am Kreuz. Diese Liebe aber gab den Mut. Sie war es, die den Meister von Golgatha tapfer machte zu jenem Heldentum, die ihn bestehen ließ vor der Übermacht, vor dem Hohenpriester und seinen Großen, vor dem Pöbel Jerusalems, vor Judas und vor den Landsknechten — ihn, den Einen, vor den Massen! Und dieser aus der Liebe geborene Mut — — frage sich ein jeder bei sich selbst: wer hätte ihn besessen?... Dieser Mut gab ihm die Kraft, freiwillig den Leidensweg zu wandern, gefaßt und in Würde. Dieser aus der Liebe kommende Mut und die Pflicht waren es, die ihn den einmal für recht erkannten Weg zu Ende gehen ließen. Ja, Pflicht! Ist es nicht gerade jener Schrei: „Herr, ist es möglich ...!", der uns

diesen göttlichen Sendling so unendlich nahe bringt in seiner ganzen natürlichen Wesenheit?

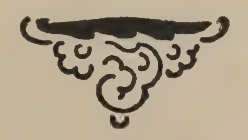
Wer aufmerksam die kurzen Seiten der vier Evangelien liest, dem wird dieser freiwillige Todesweg niemals mehr als ein leichtes Wunder erscheinen, das kraft seiner Göttlichkeit wohl Er vollbringen konnte, das aber kein Mensch sonst zu vollbringen vermöchte. Gewiß, nicht jeder Mensch! Nur der, in dem dieselbe Liebe, derselbe Mut und dieselbe Pflicht leben wie in ihm, die ihn alle Hemmnisse des eigenen Lebens überwinden ließen in jenem Satz: „Aber nicht was ich will, sondern was du willst!" Das ist nicht demütiges Hinsterben, das ist das gewaltige Heldentum der Pflicht. Ein Opfer, und das ist jeder freiwillige Tod des Menschen um eines größeren Zieles willen, ein Opfer muß dem Leben abgerungen werden, abgerungen in innerer Not, getragen von dem starken Gedanken: Nicht mein Wille geschehe! Wo Höheres ruft, muß das „Ich" schweigen. Ist dieser Opfersinn lebendig in uns Menschen, in uns Deutschen, dieser Karfreitagssinn, der aus Liebe in Mut die Pflicht zur Selbstaufopferung erstehen läßt? Dann wird das scheinbar für alle Lebewesen Widernatürlichste, das bewußte Sterben, damit ein Größeres werde, zur selbstverständlichen Gesinnung. Und diese Gesinnung birgt in sich selbst schon den Sieg: den künftigen Ostertag.



# Abends

## Von Erika von Watzdorf-Bachoff

**Abends, als die Amsel sang,**
**Schwieg der Tag und sein Verdruß,**
**Und am alten Weidengang**
**Stand in Sternen schon der Fluß.**
**Unverglühtes Sonnenlicht**
**Wob sich um der Sterne Schein —,**
**Alles hob sich zum Gedicht,**
**Wurde eins und wurde mein.**



# Auf der Reise
## Von Gustav Renner

Wie eine aufgebrochene seltene, köstliche Frucht, in unberührter feuchter Farbenfrische, süßherben Duftes voll, lag die Erde unter dem wolkenlosen Spätfrühlingshimmel. Die vereinzelten Baumgruppen warfen lange blaue Morgenschatten auf das saftige Grün der Wiesen, durch die sich metallisch auffunkelnd im Lichte, wie der Leib einer Riesenschlange, der kleine Fluß wand und krümmte. An allen Gräsern und Sträuchern zuckten die scharfen Farbenblitze des Taus auf. Hoch oben am Himmel eine Lerche, ein kleiner schwarzer Punkt, kaum wahrnehmbar für das Auge, als sei in dem blauen Kristall urplötzlich ein winziger Quell aufgebrochen, aus dem nun eine Flut von Melodie quoll und quirlt, unerschöpflich, und das ganze unendliche Gewölbe, Himmel und Erde, mit seinem Wohllaut erfüllend.

Der junge Mann, der, den Stock quer über die Schenkel haltend, auf dem Landwege stand, atmete tief auf. Ach, wie herrlich, das Examen hinter sich zu haben, frei zu sein für eine ganze Reihe von Wochen, frei, ganz frei! Nichts mehr von Krankensälen mit all ihrem Elend, auch kein Hocken zu Hause über den Büchern in der engen Stube! Wahrlich, nur wer monate-, jahrelang in der Stadt eingesperrt war, wußte den zauberhaften Reiz der Natur, ihre ganze kraftvolle und erhebende Schönheit zu schätzen! War es nicht wie ein Rausch, der ihn überkam, der alle seine Glieder durchströmte, der jeden Gedanken, jedes Gefühl zum Jubel werden ließ über die Seligkeit, die Seligkeit des Daseins!

Die Schatten wurden kürzer, während er weiterschritt, und verkrochen sich allmählich unter die Himbeer- und Brombeersträucher, in denen die Sonne süße Säfte kochte. Er merkte nun doch, daß er schon seit Tagesanbruch auf den Beinen war, und sein junger, gesunder Magen meldete sich. Das Dorf lag noch ein ganzes Stück Weges vor ihm. Da! ein Haus! Ganz versteckt hinter Obstbäumen und der davor stehenden Linde. Ein Gasthaus? Ja, so sagte wenigstens das Schild. Aber sonst sah es gar nicht danach aus. Wie lustig die blanken Scheiben in der Sonne blitzten! Und die grünen Fensterläden, der frische, weißgelbe Maueranstrich! Da hinein, ja! Hier mußten frohe und glückliche Menschen wohnen.

Aber wie seltsam still es da drinnen war! Kein Mensch auf dem Flur, keiner in der Gaststube! Aber die Stube selbst — das war ja wie — ja, man traute sich kaum, hineinzutreten: ganz voll Sonne, als sei sie hier heimisch und wiche nimmer daraus. Nein, es war nicht nur die Sonne: die ganz weiß gescheuerten Holzdielen und Tische, die Tellerborde an den Wänden mit den blinkenden Krügen und Tellern, der Schrank mit den Flaschen, die paar bunten Bilder an den weißgetünchten Wänden mit der blauen Borte an der Decke — alles von blitzender Sauberkeit und von einer Ordnung, als sei jedes an seiner Stelle festgewurzelt, mit dem Hause selbst entstanden oder doch seit Menschengedenken nicht berührt und gerückt worden. Ja, hier konnte es die Sonne schon aushalten, und das fühlte sie wohl auch, denn sie liebkoste förmlich die breiten Flächen der Dielen, Wände und

Tische und zauberte aus den bunten Flaschen geheimnisvoll leuchtende Farben. Licht und Helle ringsum! Und eine Stille, die ganz traumhaft wirkte; selbst der leise Schlag der Kuckucksuhr in der Ecke klang seltsam verträumt. War das nicht ganz wie im Märchen, wenn Schneewittchen in das Haus der Zwerge jenseits der sieben Berge trat? Sollte er heute ein Wunder nach dem andern erleben? Und kein lebendes Wesen — seltsam! Doch, da in der Ecke auf der Bank eine zusammengerollte Katze. Auch sie weiß, wie alles hier licht und hell war. Sie schien fest zu schlafen. Schlief hier alles? War nicht selbst der Sonnenschein auf den Tischen und der Diele eingeschlafen? Sollte er in Dornröschens Schloß geraten sein? Er wagte kaum zu atmen in dieser verzauberten Stille.

Aber so konnte er ja nicht immer stehen. Oder sollte er unbemerkt wieder fortgehen mit der Erinnerung in der Brust an dieses stille Sommermärchen? Nein, irgendwo mußten doch auch hier Menschen sein! Oder schliefen sie auch? Neugierig öffnete er eine Tür, leise, ganz leise. Da wurde es laut. Ein Spitz fuhr ihm bellend entgegen. Bald darauf hörte er eine Mädchenstimme, die den Hund anrief. Er schloß die Türe vor dem Kläffer und trat wieder zurück.

Bald darauf trat ein Mädchen ein, ländlich gekleidet, das blonde Haar in Zöpfen um den rundlichen Kopf geschlungen. Sie grüßte, blieb stehen und sah ihn an, nicht verwundert und nicht neugierig. Er fragte, ob er ein Butterbrot und ein Glas Milch bekommen könne.

„Ja, das können Sie haben.“ Sie wandte sich und ging wieder hinaus. Ihre Bewegungen waren leicht und sicher, von einer inneren klaren Bestimmtheit, die auf ihr ganzes Wesen schließen ließ.

Sie brachte das Gewünschte und setzte sich, während er aß, ihm am Tische gegenüber.

„Es kommen wohl selten Gäste hier vorbei“, meinte er, nur um etwas zu sagen.

„Ja, das Haus liegt zu abgelegen. Es hat ja auch nichts zu sagen; wir sind nicht drauf angewiesen.“

„Wir? Es sieht aus, als sei niemand außer Ihnen im Hause.“

„Die Großmutter ist noch oben. Sie ist gebrechlich und kann niemals aus dem Bett. Jetzt schläft sie. Die andern sind auf dem Felde.“

„Und Sie —?“

„Einer muß ja zu Hause bleiben. Und dann —“. Sie hielt inne und schlug die Augen nieder, hob sie aber gleich wieder zu ihm auf, rein und unbefangen. Diese Augen überhaupt! Es war nichts von Rätseln darin, von inneren Widersprüchen zwischen Tun und Sprechen und Denken, kein Aufzucken verborgener Seelenregungen, die in dunklen Winkeln lauern, kein Schatten, der lockend oder verräterisch oder verschleiernd über ihre klare blaue Fläche zog: unbefangen und selbstverständlich und still wie der wolkenlose Himmel standen sie in dem rundlichen, luftfrischen Gesicht; keine Träumerei und Schwärmerei lag darin, man sah nicht in geheimnisvolle Seelentiefen durch diese Augen, denn alles darin war wach und einfach, leicht und verständlich. Ihm war, als er in diese Augen schaute, ganz so wie vorhin, als er in die sonnenerhellte Stube trat, in der nichts von romantischen, bunten Schatten geisterte und die doch wie ein schlichtes, stilles Märchen anmutete. Paßte sie nicht

ganz in die Umgebung? Oder war diese nicht vielmehr der Ausdruck ihres Wesens, das ungewollt aus ihr hervortrat und die Dinge ringsum mit einer unbewußten Selbstverständlichkeit erfüllte? Oder war es doch vielleicht nur seine Jugend und das Glücksgefühl des jungen und schönen Tages, das ihn erfüllte und ihn überall heimliche Wunder sehen ließ?

Es war ihm vorhin schon aufgefallen, daß sie bei ihrer Tätigkeit fast immer nur die rechte Hand gebrauchte; das tat sie wiederum, als sie den Teller und das Glas wegräumte. Freilich, sie hatte die linke Hand verbunden, aber es sah doch aus, als ob diese Bewegungen so gewohnt und nicht durch einen Zufall veranlaßt wären.

„Ist Ihnen etwas passiert an der Hand? Eine kleine Wunde?“ Der junge Mediziner regte sich in ihm.

Sie wurde rot und versuchte die Hand unter der Schürze zu verstecken, stand aber gleich wieder davon ab. „Nein,“ sagte sie, „das ist immer so.“

„Wieso denn?“ Ein Mitgefühl mit diesem jungen Weibe, dessen Nähe etwas so Wohltuendes hatte wie der Hauch eines frischen Morgenwindes, kühl und erquickend zugleich, stieg in ihm auf. „Ich bin Arzt, mir können Sie es ruhig zeigen“, fügte er hinzu, als sie zögerte.

„O, es ist ja auch weiter nichts. Jeder weiß es ja hier, aber es sieht bloß nicht gut aus.“

„Daran bin ich gewöhnt.“ Er lächelte ermutigend.

Sie wickelte die Binde ab, und er sah nun, daß die linke Hand ganz entstellt war; die mittelsten drei Finger fehlten, und auch der kleine war verkümmert. Er hatte ja schon oft viel Schlimmeres gesehen, aber hier, bei diesem schlichten und reinen Gottesgeschöpf, das so in sich geschlossen und in seiner bescheidenen Art so ganz und vollkommen wirkte, berührte ihn diese Entstellung auf das tiefste. Ein Geburtsfehler? Nein, die Verstümmelung konnte, wie er sah, erst einige Jahre alt sein.

„Wie ist das geschehen? Ein Unglücksfall?“ fragte er, sich über den Tisch beugend.

„Ja, das heißt — es hätte ja nicht sein brauchen — nein, es mußte so sein.“ Sie sah ihn voll und unbefangen an.

„Mußte? Wieso mußte? Muß so etwas sein?“

Sie sah auf ihre weiße Schürze nieder. „Ach, das ist so —.“

Er sah sie an. War das Leben doch nicht so spurlos an ihr vorübergegangen, wie es auf den ersten Anblick schien? Oder hatte, was geschehen war, ihrem eigentlichen Wesen doch nichts anhaben können? „Mir können Sie's ja sagen. Oder wollen Sie's nicht erzählen?“

Wieder sah sie ihn unbefangen an. „Warum nicht? Jeder weiß es hier ja, und es ist ja auch nichts weiter dabei.“

Sie hatte Zutrauen zu ihm gefaßt, oder es lag wohl überhaupt nicht in ihrer Natur, jemand zu mißtrauen oder etwas zu verheimlichen. So erzählte sie denn, zuerst etwas befangen, dann mit ihrer ganzen schlichten Selbstverständlichkeit, wie alles gekommen war.

„Ja, gewiß mußte das so sein. Das war wohl so bestimmt. Es kann uns doch nichts geschehen, was Gott nicht so bestimmt hat. Und so schlimm ist das ja auch

nicht. Mir macht es nichts, nur daß ich nicht mehr so arbeiten kann wie früher. Manche Leute sagen ja, ich hätt's nicht tun sollen, aber dann wäre er doch unglücklich geworden, und das wäre wirklich schlimm gewesen; ich meine, daß ich's nicht — ja es war ja wohl nicht eigentlich seinetwegen — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll —, aber es kam eben so. Es ist ja eigentlich gar nichts Besonderes, und ich brauchte es Ihnen gar nicht zu erzählen, denn Sie werden ja auch nichts weiter dabei finden. Das kommt ja überall vor, daß ein Unglück passiert.

„Ja, das war eben so mit dem Johann. Er hatte das kleine Gütchen, das zweite rechts von hier; Sie werden's wohl nachher sehen. Wir kannten uns ja von Kind auf. Ja, und nachher waren wir halt verlobt. Meinen Eltern war's nicht ganz recht, denn der Johann, er hatte so was an sich, und wenn's über ihn kam, dann tat er nicht gut. Aber ich hatte ihn doch gern, und er mich auch. Ja, so dacht' ich. Und es war auch so. Oder — nun, das ist eben, wie's ist.“ Sie seufzte leise, fast unhörbar.

„Ja, die Hochzeit war ja nun schon festgesetzt. Wenigstens unter uns. Nu, es wußten's wohl auch andre; das weiß ja einer vom andern so im Dorfe. Und da kam er nu plötzlich an einem Abend, da draußen an den Zaun im Obstgarten, wo der große Kirschbaum steht, und da sagte er mir, daß nichts daraus werden könnte. Er hätt' sich anders besonnen. Warum, das sagte er nicht, denn er ging bald wieder weg. Ich hab's nicht begreifen können. Ich hatt' ihm doch nichts getan. — Nu, das mußte wohl auch so sein, und vielleicht war's gut so.“

Um Lippen und Kinn des Mädchens zitterte es, und das Licht irisierte in dem feuchten Blau des Auges, das dem Fenster zugekehrt war. „Ja, so war es halt, und ich mußt's eben auf mich nehmen. Ich hab' ihm auch nichts gesagt und ihm keinen Vorwurf gemacht, wie er bald darauf sich mit einem andern Mädchen aufbieten ließ. Wenn sie ihm besser gefiel — nu, dagegen kann man ja nichts machen. Jeder ist so, wie ihn Gott geschaffen hat. Die Leute sagten auch: weil sie mehr Geld mitbekam als ich. Das weiß ich ja nicht, und das ist ja auch seine Sache. Aber gut war's nicht von ihm, daß er anfing, allerhand Übles von mir zu reden. Das war, als wenn er fühlte, daß er mir Unrecht getan hatte. Ich denke aber, die Leute haben's wohl nicht geglaubt. Ich hab' nichts dazu gesagt.

„Es ging nicht gut in der Ehe, wie man hörte. Und das tat mir leid. Aber er hatt's ja doch so gewollt. Die Frau war nicht fleißig und war ja auch vorher schon lieber auf dem Tanzboden gewesen als bei der Arbeit. Aber ich will ihr nichts Schlechtes nachreden. Sie war halt so. Die Wirtschaft ging immer mehr zurück. Es war auch bald ein ganzes Häufchen Kinder da. Und je mehr das bei ihm zurück ging, desto gereizter und unlustiger wurde er. Bald saß er auch mehr in den Wirtshäusern als zu Hause. Wie das so ist. Aber nun fing er auch bald wieder an, allerlei über mich herumzutragen, es war fast, als wenn er mich so recht haßte. Er verfolgte mich geradezu mit seinem Haß und seiner Wut. Und ich hatt' ihm doch gar nichts getan. Und nicht bloß mich: wo er uns hier allen einen Schaden tun konnte, da tat er's, oder versuchte es doch. Das hab' ich nie verstehen können.“ Sie schüttelte vor sich hinsehend den Kopf mit dem blonden Zopfkranz.

„Und Sie hatten ihn noch gern?“ fragte der junge Mediziner, nachdenklich mit dem Finger allerlei Zeichen auf die Tischplatte schreibend.

„Ich? Das kann ich nicht sagen. Da hatte mir das alles doch zu weh getan. Aber ich hab' ihm auch nichts nachgetragen."

„Ja — und dann?"

„Ja, dann kam das eben. Das war in der Ernte. Die Bauern hier hatten sich zusammengetan und eine Dreschmaschine gemietet, wie das so gemacht wird. Da waren wir nun eines Tages alle auf dem Felde. Er, der Johann, legte das Korn ein in die Maschine. Das haben Sie wohl auch schon gesehen. Nun klappte da etwas bei dem Dinge nicht. Er ließ den Göpel stille stehn und beugte sich, auf dem Trittbrett stehend, in die Einlegeöffnung hinein, so daß man bloß noch seinen Rücken sah. Er wollte da drin etwas in Ordnung bringen. Es standen da eine Menge Leute herum. Schnitter und Binder, Knechte und Mägde; ich war auch dabei, denn wir waren ja auch Teilhaber. Wie er nun so mit dem halben Leib da drin steckte, fing auf einmal das große Schwungrad an, sich langsam zu drehen. Ob eine Bremse das Pferd am Göpel gestochen hatte, daß es plötzlich losging, oder ob der Führer nicht aufgepaßt hatte, weiß ich nicht. Alle sahen, daß sich die Maschine in Bewegung setzte. Sie waren ganz starr vor Angst; auch ich. Aus der Maschine kam ein Schrei. Ein paar Weiber schrien vor Schrecken auf, aber kein Mensch rührte sich. Im nächsten Augenblick mußte was Schreckliches geschehen sein. Da sprang ich hinzu und klemmte meine Hände zwischen die Zahnräder, um sie aufzuhalten. Das war genug, daß Johann seine Arme aus dem Getriebe herausbringen konnte; sie waren freilich arg zerschunden, aber noch heil. Bloß meine Hand war weg. Nachher fiel ich hin und wußte nichts mehr von mir. Es hat lange gedauert, bis ich wieder aufkonnte, denn es kam Fieber dazu, und auch der Schrecken ließ mich lange nicht los, bei Tag nicht und bei Nacht. — Aber das ging vorbei, und nun ist's wieder gut."

Eine längere Pause entstand. Dann hob der junge Arzt den Kopf und sah zu dem Mädchen hinüber. „Und warum haben Sie das getan?" fragte er leise.

„Warum? Das weiß ich nicht."

„Weil Sie ihn doch noch lieb hatten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Das nicht. Das war's wohl nicht. Daran hab' ich nicht gedacht. Das kam halt so über mich, daß ich helfen mußte, weil's kein andrer tun wollte."

„Und Sie wußten, welcher Gefahr Sie sich aussetzten?"

„Freilich. Es hätte ja auch noch schlimmer kommen können. Aber das mußte doch sein. Es war doch ein Mensch, und da mußte man helfen. Und er hatte doch Frau und Kinder, und ich bin ein einzelner Mensch."

„Und nachher? Wie verhielt er sich nachher?"

„Er? Ja, er wurde ja nun ganz anders. Schlimmes hat er mir nicht mehr nachgesagt. Er wurde so ganz in sich gekehrt und tat seine Arbeit so ganz stille für sich. Mir aber ging er aus dem Wege, wo er konnte. Er blieb ja auch nachher nicht mehr lange hier. Wie ich gesund geworden war, verkaufte er nicht lange darauf sein Gütchen und zog in ein anderes Dorf."

„Und Sie haben ihn nicht wieder gesehen?"

„Doch. Vorm Jahr starb seine Frau — nein, es sind wohl schon anderthalb Jahre her. Und da kam er eines Tages, vergangenen Herbst. Ich kannte ihn kaum

wieder, so ganz anders war er; so ganz still und demütig. Er tat mir in der Seele leid. Und da wollte er mich nun heiraten. Aber das ging ja nicht."

„Warum nicht?"

„Was sollt' er denn mit einer Frau wie ich? Ein Landwirt braucht eine gesunde Frau, die arbeiten kann. Und er war doch nicht in solchen Umständen, daß er sich jemand noch halten konnte. Das hab' ich ihm auch gesagt. Und die Kinder waren ja auch noch klein."

„Aber sonst hätten Sie's getan?"

„Vielleicht. Oder doch nicht. Ich hab' darüber nicht nachgedacht. Freilich, wie er den Kopf so hängen ließ, wie ich ihm das gesagt hatte — ja, leid tat er mir, und das andre hatte ich ja alles vergessen. Ich hab' ihm ja auch nie was Übles gewünscht. Aber das ging doch nicht. Ich wär' doch bloß eine Last für ihn gewesen."

„Und er? Was tat er denn?"

„Er? Ja, ich riet ihm zu einer andern Frau, zu einem Mädchen hier im Dorf. Sie war meine Freundin und gesund und rüstig. Es wurde ja auch schließlich etwas daraus. Und ich weiß, sie leben gut zusammen, und das freut mich so recht innerlich, wenn ich daran denke oder das seh'. Denn ich hab' sie ein paarmal besucht, weil's meine Freundin gern haben wollte."

„Und Sie bereuen nicht, daß — daß Sie das getan haben — ich meine, das damals — daß Sie sich selbst —?"

Sie sah ihn verwundert an. „Bereuen? Was sollte ich da bereuen? Das mußte man doch tun. Und es geht ja auch ganz gut so; kann ich auch draußen nicht viel helfen, hier im Hause und bei der Großmutter muß ja doch auch jemand sein. Und heiraten werd' ich ja niemals. — Ja, das ist nun das Ganze. Weiter ist es nichts." Sie begann die Hand wieder einzuwickeln, wobei er ihr behilflich war. Sie lächelte. „Ja, ich dank' schön. Allein, mit der einen Hand, geht's nicht gut. — Ich dank' schön. Nun ist's gut. — Sie haben wohl noch eine weite Reise?"

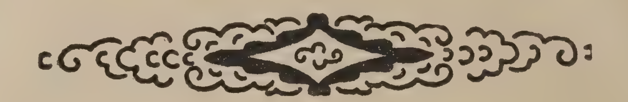
Er war aufgestanden. Sie reichte ihm die Hand und lächelte, ein kindlich-freudiges Lächeln. „Sie sind wohl ein guter Mensch. Nein, alle Menschen sind gut; zu mir sind sie alle gut, ich weiß nicht, wie ich das verdiene. — Und eine glückliche Reise!"

Was war es, das ihn zögern ließ, als er ihre Hand in der seinen hielt? Aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, hatte sie sich losgemacht und ging, ihm zuwinkend, hinaus. Er atmete auf und nahm seinen Rucksack. Bald darauf hörte er sie mit einer leichten, angenehmen Stimme ein altes Lied, das sie in der Schule gelernt haben mochte, singen. Er blieb eine Weile im Flur stehen, um zuzuhören. Dann ward es still. Er ging. Mit einer Art Andacht schloß er die Haustür hinter sich. Ihm war innig und warm und feierlich zumute.

Der Weg führte abwärts zwischen Brombeersträuchern und Birkenbüschen. Noch einmal wandte er den Blick nach dem Hause mit den grünen Fensterläden. Ihm war, als ließe er dort eine kleine Welt zurück, voll unbewußten Glückes, das sich selbst nicht kennt, voll einer Liebe, die nicht weiß und nicht frägt, was sie tut, die nicht an sich denkt und das Größte in schlichter Selbstverständlichkeit vollbringt. Das Größte? War es denn so Großes, was hier geschehen war? Nein, aber es war doch ein Zeichen jener Liebe — oder wie soll man es nennen? —, jener stillen, unzer-

störbaren Kraft, die alles durchdringt und die Welt immer wieder herstellt, die Welt, die ohne sie längst in Gier und Haß und Selbstsucht versunken und verkommen wäre, jener Kraft, die wie ein verborgener Strom unter allem Geschehen fließt und, wenn sie einmal zutage tritt, den Menschen in Ahnung und Sehnsucht erbeben und erzittern läßt. Erzittern, ja, denn diese Kraft ist stärker als alles, was ringsum den Tag mit tosendem Lärm erfüllt.

Noch hing die Lerche in dem blauen Himmel, und Kräuter und Blumen dufteten stärker in der steigenden Mittagssonne. Die Schönheit der Welt umbrauste in jubelnden Fanfaren den einsamen Wandrer.



# Einer großen Seele

## Von Anna Pawlick

Von früh'ster Kindheit hab' ich dich gekannt,
Du schienest ohne Fehl mir, ganz vollkommen;
Hab' deinen Namen nur voll Scheu genannt
Zusammen mit den Guten, mit den Frommen.

Ich war ein gar so ängstlich, schüchtern Kind,
Von ferne bin ich immer nur gestanden,
Bis gute Worte, liebevoll und lind,
Den Weg in meine junge Seele fanden.

Allein in deiner Nähe, nur bei dir
Hab' ich Vertrauen zu mir selbst gefunden:
Du strahltest Lichtkraft in die Seele mir
In jenen unvergeßlich schönen Stunden.

Das feuerte mich unaufhörlich an,
Das nur hat mir geholfen durch das Leben,
Empor, empor, zum höchsten Ziel hinan
Rastlosen Eifers immerdar zu streben.

In meine Brust hast du hineingelegt
Tief unerschütterlich den festen Glauben:
„Solange rein dein Herz im Busen schlägt,
Gott, Kraft und Freiheit kann dir niemand rauben!"

Nun weiß ich kaum, wie ich dir danken soll,
Ich weiß nicht, was ich würdig dir erwähle.
Mein Herz ist mir so voll, so übervoll —
Du gabst das Licht mir, liebe, große Seele!



# Auferstehungsgedanken
## Von Paul Sturm

Ist das Wunder unseres Daseins selbst nicht viel größer und unfaßbarer als das Wunder seiner Fortsetzung, d. i. unserer Auferstehung? Und doch ist es Wahrheit geworden.

*

Die Natur sehnt sich in uns nach Unsterblichkeit und ewigem Leben. Sollte sie, die göttliche und allmächtige, sich diesen Wunsch nicht erfüllen?

*

Die Weisheit, welche in und über der Welt ist, zeigt nicht nur der Blume, sondern auch dem Menschen den Weg aus der Nacht des Erdreichs hinauf zum Licht.

(Grabinschrift.)

*

Die Natur ist in uns. Darum ist niemand mehr an unserm ewigen Leben gelegen als ihr; denn unser Tod ist ihr Tod und unser Leben — ihr Leben.

*

Das Wunder unseres Daseins ist so groß, daß im Vergleich mit ihm die Auferstehung nicht einmal ein Wunder genannt zu werden verdient.

*

In Wahrheit sind die Toten die Lebenden und wir Lebenden die Toten; denn jene haben den Tod schon hinter sich, wir dagegen haben ihn noch vor uns.

*

Wenn es eine Auferstehung gibt, gibt es auch einen Gott. Oder verdient die Macht, welche uns auferweckt, ganz gleich, wer sie sei, nicht den Namen „Gott“?

*

Wir sind ein Teil der allmächtigen, göttlichen Natur. Darum sind wir die unser Schicksal Mitbestimmenden: darum sind wir es selbst, die entscheiden über des Menschen ewigen Tod oder ewiges Leben.

*

Fürchtet euch nicht vor dem Tod! Das Land des Todes ist uns vertrauter und heimatlicher als das Leben; denn wir waren schon einmal tot — ehe wir lebten.

*

Die Natur, die uns in der Kunst eine schönere Welt vor Augen führt, wird uns einst ganz dorthin entrücken; sie, die uns durch die Kunst selige Stunden schenkt, wird uns einst ewige Seligkeit bereiten.



# Hausbuch

## Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

### „Auf seinem eigenen Montserrat“

Goethe selbst scheint die Auffassung zu stützen, daß die damalige Zeit — kurz vor der französischen Revolution — zur Enthüllung jener Rätsel noch nicht reif war. Denn in einem Aufsatz, den er etwa drei Jahrzehnte nach Entstehung des Rosenkreuzergedichts veröffentlicht hat (April 1816), schreibt er den Satz: „Wäre dieses Gedicht vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt.“ Und dann fährt er fort: „Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann.“

Hier kommt ein neuer Ausdruck: „Auf seinem eigenen Montserrat“. Als Goethe jenes Gedicht schrieb, wußte er noch nichts vom altberühmten spanischen Felsenberg Montserrat bei Barcelona mit seinen zwölf bis dreizehn Mönchs-Einsiedeleien, oberhalb des Klosters. Wenigstens ist mir keine Andeutung darüber bekannt. Auch beweist das Gedicht selber (z. B. die ganz und gar nicht zum Montserrat stimmende Strophe: „Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen“) noch keinerlei Ortskenntnis. Erst Wilhelm von Humboldt hat ihm, von den spanischen Fahrten aus (1800), ausführlich davon erzählt. (Der Bericht ist im dritten Bande von Humboldts gesammelten Schriften nachzulesen.) Rückschauend hat dann der Dichter die eindrucksvolle Schilderung seines bedeutenden Freundes mit den Vorstellungen jener unfertigen Dichtung verwoben: „Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im allgemeinen und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berg-, Felsen- und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im stillen verehre.“

Wir sehen in dieser Umrahmung der religionsphilosophischen Gedanken überall die Widerspiegelung von Humboldts Berichten, der jene Klausner wirklich besucht hat und der sich dabei selber an Goethes Gedicht „Die Geheimnisse“ erinnert fühlte: „Ihre ‚Geheimnisse‘ schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtnis.“

Beide, Goethe und Humboldt, waren auf einer wundervollen Spur: sie ahnten das Gralsgeheimnis.

Der intuitive Meister von Weimar hat mit stärkster Anteilnahme Humboldts Reise verfolgt: „Eine Karte von Spanien“ — so schrieb er ihm (4. Januar 1800) — „ist an meiner Türe angenagelt, und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.“ Noch dem Greis war, an einem bedeutsamen Höhepunkt seines Lebenswerkes, die Vorstellung des himmelragenden Montserrat wichtig: als er Fausts Himmelfahrt schrieb, wo „heilige Anachoreten, gebirgauf verteilt, gelagert zwischen Klüften“ jene letzte Szene eröffnen, die mit den Worten „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde“ überschrieben ist.

Aber die beiden symbolisch getönten Wendungen „Durch eine Art von ideellem Montserrat“ und „Auf seinem eigenen Montserrat“ beweisen doch, daß den anschauungsbedürftigen Dichter zugleich das allgemeine Gefühl durchdrang: Hier ist etwas, was uns alle angeht, jeden von uns, der von „Begier nach höchster Ausbildung“ durchdrungen ist.

## Gibt es solche Meister?

Der Leser meines Romans „Der Spielmann“ (vgl. das Kapitel „Der Gralsberg Montserrat“) und meines „Meisters der Menschheit“ (Bd. II) weiß, daß ich selber jenen spanischen Berg besucht habe. Welch unbestimmter Drang hat mich während meiner Wanderjahre an so entlegene Stätte getrieben?

Jeder pflegt in seiner besondren Art Gott zu suchen; jeder meißelt an seinem Idealbild, das er in sich trägt. Er sucht in der Außenwelt nach einem Meister und Vorbild, nach einem Führer und Vermittler, durch den er sich in seinem edelsten Streben bestärkt und bestätigt fühlt; er sucht zugleich nach einer edlen Lebensgemeinschaft mit ausgezeichneten Menschen, deren Geisteskraft und Seelenwärme mit der unsrigen zusammenfließen und auf das Ganze der Menschheit eine wohltätige Wirkung ausüben kann.

Kurz gesagt: wir suchen Lebensmeister; und wir suchen eigene Lebensmeisterschaft. Eins verknüpft sich mit dem andern. Da uns die gemeine Welt, wie sie nun einmal ist, diese höheren Zustände nicht leicht ermöglicht, sondern ihnen eher widerstrebt, so wandern wir, wandern und suchen — wie Parzival suchte. Wir suchen Verständnis, Förderung, Freundschaft, Liebe, Weisheit; wir möchten unsren Magnetismus oder unser Nerven- und Seelen-Fluidum nähren und beleben durch die reinen Strahlungen starker und guter Menschen. Viele kennen freilich diesen Drang nicht; viele, allzu viele, die sich aufmachten, bleiben in Gawans ziellosen Liebes- und Kampf-Abenteuern stecken und begnügen sich mit lüsternen Ersatz-Gefühlen. Wenige finden die erhabene Gemeinschaft der Meister, den Gral, das Rosenkreuz.

Gibt es solche Meister? Es gibt sie so bestimmt, als es seit Jahrtausenden in der Menschheit Mysterien und deren Hüter gegeben hat.

Die Gralslegende, durch Richard Wagner wieder zu eindringlicher Wirkung gebracht, und die Sage von der Tafelrunde des Königs Artus oder von den zwölf Paladinen eines Karls des Großen: es sind nur mittelalterliche Einkleidungen oder Andeutungen einer uralten, vor der Menge stets verhüllten, dem Wissenden aber einleuchtenden Tatsache. Diese Schar der Weisheit und der Liebe begleitet die Menschheit teils unsichtbar, teils herausbrechend und sichtbare Form suchend, doch

immer vorhanden, wie die allernährende Sonne vorhanden ist. Es sind die Schutzgeister der Menschheit. Sie führen den Pilgerzug der Seelen, die auf diese Erde gebannt sind. Sie sind in allen Religionen, in allen Völkern und Zeiten gleichsam die Elite, der esoterische Kern, die Edel-Auslese oder — nun wieder mit Goethes Worten — „das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt". Wie jener Bruder Markus auf „erhabenen Antrieb" seine Reise unternimmt, so haben auch sie ihre Sendung auf höheren Befehl übernommen und erfüllen nun ihre Aufgabe auf diesem Gestirn, unauffällig, aber wirksam, in den Formen und Worten der jeweiligen Kultur und Zeitepoche, in der sie sich verkörpert haben. Wären sie nicht und ihre erhabene geistige Einwirkung: die Menschheit würde schon längst vertiert sein.

Bewußt oder unbewußt haben sie untereinander Fühlung, da sie sich ja auf gleicher Geistesebene befinden. Und der Meister von Weimar, dem als Freimaurer der Bruderschafts-Gedanke geläufig war, wollte damals, vor der Revolution, eine solche ideale Zwölf-Zahl von Meistern unter ihrem Führer schildern. „Hier würde sich dann gefunden haben" — so heißt es in Goethes Aufsatz —, „daß jede besondre Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenem oberen Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixiert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf."

Dieser „Humanus", wenn auch das Wort Humanität (Reinmenschlichkeit, Edelmenschlichkeit) in Herders Beleuchtung darin mitschwingt, ist demnach viel mehr, als die übliche Deutung meint. Er ist auch lebendiger als eine etwa nur zurechtgedachte Allegorie. Man könnte ihn als Leiter jener Bruderschaft und insofern als Meister der Menschheit bezeichnen: den wir Christen als den überirdischen oder kosmischen Christos empfinden, womit ich nur den Begriff einer göttlichen Zentralkraft zu verbinden bitte, wie es etwa der Evangelist Johannes mit dem Wort „Logos" geprägt und besonders im 14. bis 17. Kapitel großartig gestaltet hat.

Dort vergleicht sich der Meister mit einem Weinstock und seine Zwölfschar mit den dazu gehörigen Rebenzweigen: derselbe göttliche Saft durchkreist also Meister und Jünger. „Ich und der Vater sind eins": und so bilden durch ihn auch die Jünger mit Allvater eine organische Lebenseinheit.

Und nun verbindet Goethe jenes geheimnisvoll umhüllte Scheiden des „Humanus" (könnte man's nicht, im Anklang an die Evangeliensprache, mit „Menschensohn" übersetzen?) in ebenso zarter wie anmutiger Weise mit Karfreitag und Ostern, den Höhepunkten heiliger Geschichte. „Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Karwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben."

Da stehen wir also wieder vor dem Rosenkreuz. Der Oster- und Auferstehungs-Gedanke bringt sich verheißungsvoll mit neuen Fernblicken in Erinnerung. Jene letzte Halle, das „Heiligtum des Schmerzes“ und des Sieges über Schmerz und Tod, scheint sich öffnen zu wollen.

Nun wird Parzival Gralskönig: „Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe“ — schreibt Goethe mit neuer Wendung —, „wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Markus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demut, Ergebenheit, treue Tätigkeit im frommen Kreise gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde weilt, vorzustehen.“

Wir sind wieder auf der Erde, in einer reinmenschlichen „wohlwollenden Gesellschaft“; an Stelle des aus dem Leibe scheidenden Meisters ist ein durch Reinheit berufener neuer Führer diesem Bunde der Guten ernannt worden. Das Werk setzt sich also fort.

## Parzival und Christian Rosenkreuz

Der Montserrat liegt in Spanien. In diesem Lande stießen einst, durch Jahrhunderte hindurch, Orient und Okzident folgenreich zusammen: in den Kämpfen zwischen Mauren und Christen.

Wir stehen heute, wenn auch nicht so sinnlich-sichtbar, in ähnlicher Wechselwirkung. Indien — und Asien überhaupt — wirken herüber: Buddhismus, Theosophie, Rabindranath Tagore, Gandhi-Bewegung. England seinerseits hat, durch seine asiatische Politik, gleichsam die Vorstöße der Kreuzzüge von einst aus Europa nach dem Orient in andren Formen fortgesetzt.

Da entsinnen wir uns, daß der Gral zur Zeit der Templer und anderer Ritterorden vom Osten nach dem Westen gebracht wurde; daß Parzival einen edlen Heiden aus dem Orient, Feirefis, zum ebenbürtig tapfren Halbbruder hat, der in den Gralskreis weitherzig aufgenommen wird, indem er des genesenen Amfortas Schwester, eine jungfräuliche Pflegerin des Grals, heiratet und sich taufen läßt, wonach er mit ihr nach Indien zieht und eine Dynastie christlicher Priesterkönige gründet: der Gral hat also die Brücke geschlagen von Ost nach West und wieder zurück nach Osten.

Da entsinnen wir uns eines Buches, das kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege (1614) erschienen ist. Auch diese Schrift erzählt von heimlichen Meistern und von einer geheimen Bruderschaft. Der Führer dieser „Fraternität“ ist Christian Rosenkreuz. Im fünften Jahre, Sohn adliger deutscher Eltern, wird er „in ein Kloster versteckt“, lernt Griechisch und Latein und sieht sich dann, „noch in blühender Jugend“, einem Bruder auf eine Reise nach dem Orient mitgegeben. Dieser Bruder stirbt in Zypern; Rosenkreuz zieht weiter „auf Damaskum zu, willens, von dannen Jerusalem zu besuchen“, wird aber krank und verharrt nun bei arabischen Meistern: „Da empfingen ihn die Weisen, als er selber bezeuget, nicht wie einen Fremden, sondern gleichsam auf den sie lange gewartet hätten, nannten ihn auch mit Namen, zeigten ihm auch andre Heimlichkeiten aus seinem Kloster an“ — kurz,

es ist ähnlich wie bei Goethes Bruder Markus. So lernt er denn von diesen Arabern und kommt, von ihnen gewiesen, in einen weiteren arabischen Ort (Fez), wo er seine Künste und Kenntnisse vertieft und nach Europa zurückkehrt, begierig, die Errungenschaften des Orients seinen christlichen Brüdern zu bringen. Er fuhr also „mit vielen köstlichen Stücken nach Hispaniam", verhoffend, daß sich die Gelehrten Europas höchlich mit ihm erfreuen würden. Aber er fand mit seiner alchimistischen und religionsphilosophischen Weisheit keinen Anklang, begab sich dann in die Stille und gründete eine verschwiegene „Gesell- oder Brüderschaft", die sich in der Weisheit vervollkommnete und unentgeltlich Kranke heilte, also sich im Guten übte. Rosenkreuz stirbt in dem von ihm gegründeten weltlichen Kloster; doch erst 120 Jahre nach seinem Tode wird sein Grab entdeckt, worin sich sein „schöner und ruhmwürdiger Leib unversehrt und ohne alle Verwesung vorfindet" (ein Zug, der bei Goethe bekanntlich in den „Wahlverwandtschaften" und im „Wilhelm Meister" auftaucht). In einem beigelegten lateinischen Buch heißt es unter anderem von Meister Rosenkreuz: „Auf seinen Reisen nach Arabien und Afrika hatte er einen mehr als königlichen und kaiserlichen Schatz gesammelt, der aber seinem Zeitalter noch nicht angemessen war und deshalb von ihm für eine würdigere Nachkommenschaft verborgen ward."

Da sind wir also wieder bei einem verborgenen Schatz. Diese Kostbarkeit müsse nun aber der Welt mitgeteilt werden; man möge sich zu dieser Bruderschaft als Mitglied melden — schreibt der Verfasser der „Fama Fraternitatis" —, damit die Welt geläutert oder reformiert würde, da schwere Dinge oder Weltuntergang bevorständen.

Die Wirkung des Büchleins, das gleichzeitig in fünf Sprachen ausging, war ungeheuer. Die Neugier war aufs höchste gespannt. Aber der Verfasser schwieg. Man weiß heute noch nicht mit gänzlicher Sicherheit seinen Namen; es war vermutlich Joh. Valentin Andreae. Wieweit er Kunde hatte von einer Brüderschaft jener Art, bleibt ungewiß.

Und doch wurde der Zweck in andrer Form erreicht: Unter dem Einfluß dieses anonymen Buches und der von ihm hervorgerufenen Erörterung gründete sich in England die Freimaurerei (Fludd), die dann in jenen beiden Jahrhunderten so wichtig wurde.

Dem Zeitalter entsprechend, stand jene spätmittelalterliche Bewegung, die von Arabien über Spanien nach Europa kam, im Zeichen der Alchimie, der Kabbala und verwandter Bemühungen, in das Unsichtbare und Höhermenschliche durch magische Mittel emporzudringen. Dem Gral von einst entsprach nun der „Stein der Weisen". Veredlung unedler Metalle, auch in uns selber, war auch hier das sittliche Ziel.

Und noch eins bekundet auffällige Ähnlichkeit mit dem Gralsgeheimnis: einerseits die Aufforderung, zu suchen, zu kommen, sich zu melden — und andrerseits die Versicherung, daß Unwürdige nicht finden werden. „.... Mögen wir doch keinem Menschen ohne Gottes sonderbare Schickung nimmermehr offenbar und bekannt werden, ja es fehlet soweit, daß jemand unser ohne und wider den Willen Gottes genießen und unsrer Guttaten teilhaftig werden kann, daß er auch eher das

Leben im Suchen und Nachforschen verlieren wird, als daß er uns finde und also gelange und komme zur gewünschten Glückseligkeit der Fraternität des Rosenkreuzes."

So schließt das seltsame Buch.

## Alchimistische Frömmigkeit

Warum erzählen wir diese Absonderlichkeiten? Wenn es sich nur um Kuriosa oder Phantasiespiele handelte, hätten wir schwerlich zum Spaten gegriffen, um solche verschollene Dinge auszugraben. Aber hier rauscht in der Tiefe ein Strom des Lebens. Hier hat eine besondere Form der Frömmigkeit oder des Gottsuchens Gestalt gewonnen. Diese Frömmigkeit ist weder kirchlich-dogmatisch noch mystisch-pietistisch, weder Orthodoxie noch Aufklärung; sie ist ein Drittes: sie sucht alchimistisch oder magisch die Welt zu begreifen. Auf dem Boden der Natur bedient sie sich der Experimente; im Bezirk der Seele jedoch der Symbole. In beiden Fällen entscheidet das Erlebnis, nicht die Begrifflichkeit. Es ist die Religion Goethes.

Was geschieht im Laboratorium der Alchimisten? Man will unedle Metalle in edle verwandeln; man will Gold machen; man sucht den „Stein der Weisen", der alles Gute schenkt, das „Lebenselixier", das unsterbliches Leben oder immer neue Verjüngung gewährleistet. Dazu bedient man sich der chemischen Retorten, der Schmelztiegel, des Feuerprozesses, durch den Unedles und Edles hindurch muß, damit sich die Elemente scheiden, damit sich das Edle klar herausgestalte.

Und was will der alchimistische Fromme? Er macht in entsprechendem Maße dieselbe Verwandlung in der Seele durch. Auch seine Seele muß durch beizende und brennende Erlebnisse hindurch, wird durch Irrtum geläutert, muß sterben, um zum wahren Leben emporzudringen. Über seinem Leben steht das ernste „Stirb und werde!" Stirb — um zu werden!

Diese Naturphilosophie kommt zwar im frühen Mittelalter aus arabischer Kultur herüber, hat auch mit der Kabbala Zusammenhang, läßt sich auf den Neuplatonismus, auf ägyptische Weisheit zurückführen — aber sie ist zu den Zeiten des Paracelsus nicht widerchristlich. In der Grabhalle des Christian Rosencreutz steht das Wort „Jesus mihi omnia" (Jesus ist mir alles) obenan; und „zu ende stehet": „Ex Deo nascimur, in Jesu morimur, per spiritum sanctum reviviscimus" (Aus Gott werden wir geboren, in Jesu sterben wir, durch den Heiligen Geist leben wir wieder auf). Auch hier also ein Verwandlungsprozeß! Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen des Meisters von Nazareth fügt sich ohne weiteres in diese alchimistische oder magische Betrachtungsweise ein: durch den Sterbeprozeß des schmerzvollen Karfreitags geht es hindurch und empor in den sieghaften Oster- oder Auferstehungstag.

So scheint mir Andreae, der bedeutende Theologe, noch einmal vor dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg die alchimistische Religionsform in jenen absonderlichen Schriften angeschlagen zu haben, nur als einen Ton, einen Nachhall, schon mit satirischem Einschlag, doch unbewußte Wahrheiten streifend — wie etwa Cervantes mit dem „Don Quixote" die Epoche der Ritter-Romane abschloß. Er bekannte sich übrigens nur zu der Schrift „Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz", nicht zur

„Fama Fraternitatis“ nebst „Confessio“, und nannte jene Schrift ein „Spiel“, später diese Stufe seines Wirkens verleugnend. Dann kam jener verwüstende Krieg, wo zwar noch die Astrologie wirksam war (Kepler-Wallenstein), aus dem sich aber dann ein neues Zeitalter herauskristallisierte, dessen Weisheit in Leibniz und dessen Kunst in Bach gipfelte. Zugleich wurde der Gedanke der Humanität weltbeherrschend. Und auf einer neuen Stufe, in Goethes „Faust“ und in seiner naturphilosophischen Weisheit überhaupt, bekam die alchimistische Frömmigkeit von einst durch ein Genie geklärten neuzeitlichen Ausdruck.

Hier setzen wir selber wieder ein. Man wird nun das österlich gestimmte Weihegedicht verstehen, das der Verfasser dieser Betrachtungen im März 1920 seines Hauses ersten Gästen vorlas:

### Das Rosenkreuz

Euch grüßt am Tor ein Kreuz mit roten Rosen,
Und diesem Sinnbild sei mein Haus geweiht!
Das Dulderholz des Größten aller Großen
Steht hier erblüht in edler Freudigkeit.
Wer dieses Zeichens tief'ren Sinn erfaßt,
Der sei willkommen als erles'ner Gast!

Schön ist es, vom Vollendungsdrang getrieben
Zuletzt zu jubeln: dieses Haus ist mein!
Noch schöner, sich in Seelen einzulieben
Und Herzen zu gewinnen, nicht nur Stein.
Auch dieses Kreuz, das an der Pforte schwebt,
Es ist erliebt, erlitten und erlebt.

Die Rosen, die ihr seht am dunklen Stamme,
Sie waren Wunden, waren Kampf und Not;
Nun aber leuchtet ihre Lebensflamme
Sieghaft und festlich als verklärtes Rot.
Dies Kreuz ist nicht mehr Vorgeschmack der Gruft:
Was euch hier grüßt, ist Auferstehungsduft.

Wo übermächtig schien des Todes Grauen,
Glüht nun des Lebens und der Liebe Kranz;
Das Rosenkreuz, das eure Herzen schauen,
Ist Osterkraft und Auferstehungsglanz.
Der Meister lebt! Und mit ihm lebt die Kraft,
Die aus den Wunden Rosenwunder schafft.

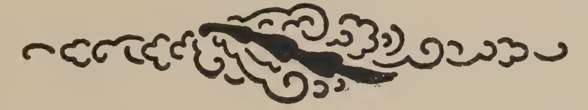
Sei mir gegrüßt, du Meister wahren Lebens,
Des Hände mich geleiten Tag und Nacht!
Um Führung bat ich dich, und nicht vergebens:
Durch Leid und Liebe hast du mich gebracht
Zur stillen Gralsburg in der Qual der Zeit!
Du gabst mir dies — und dir sei es geweiht!

Von dir geleitet, kamen wir zur Erde,
Aus reinem Licht in Sturm und Staub gesandt;
Hier lernten wir das mächt'ge „Stirb und werde!"
Und steigen wieder aus dem Prüfungsland
Zu Gott zurück, mit Auferstehungskraft,
Die aus Karfreitag Ostersonntag schafft.

Nun werde diese Weihe zum Gesichte:
Mein Haus sei Sinnbild für die deutsche Welt!
Das Rosenkreuz, das ich am Tor errichte,
Sei tiefbedeutsam in die Zeit gestellt!
Voll Weh ist Deutschland: wann erscheint der Tag,
Da deutsche Not in Rosen blühen mag?

Wann wird man auf der Stadt des Meisters Goethe
In Ernst und Liebe dieses Lichtkreuz sehn?
Wann wird dies Rosenkreuz verklärter Nöte
In edler Leuchtkraft über Deutschland stehn? —
Nehmt diesen Tag als Anfang neuer Zeit:
Mein Volk sei, wie mein Haus, heut' eingeweiht!

(Fortsetzung folgt)



# Bergnacht

## Von Herbert Pfeffer

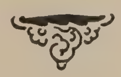
**Einsam in grauer Nebelnacht
Bin ich zu Berge gestiegen.
Im Tale war alles gequält und bedacht,
Draußen haben die Stürme gelacht:
Komm, Menschlein, wir lehren dich fliegen!**

**Hastig strebt' ich die Pfade hinan,
Von brausenden Wäldern umfangen.
Dunkel um Dunkel sah mich an,
Der Himmel war fern und zugetan,
Ich bin in die Irre gegangen.**

**Was Weg und Steg! Bergauf, bergauf,
Und sprängen die letzten Sehnen!
Ins Trübe ging heute der Tageslauf,
Reiß du mich, wilde Nacht, hinauf
Und gib mir Kraft und Wähnen!**

**O still! Der Wald erglänzt ringsher,
Jäh sind die Nebel zerflossen,
Und über mir gleißt ein Silbermeer
Und auf die weißen Gebirge ist hehr
Feierlich Licht ergossen.**

**Nun über Täler und Wolken erhöht,
Dank' ich bestandener Fährde.
Von ewigen Stirnen der Berge weht
Und aus meiner Seele Lob und Gebet —
Mitbetet alle Erde!**



# Von der Leuchtkraft der Seele

## Von Julius Havemann

Wie verschieden, je nach der Beleuchtung, in der sie sich vor uns entfaltet, wirkt doch eine Landschaft auf uns ein! Sie kann in ihren nüchternen scharfen Umrissen unter einem weißgrauen Himmel klar, rechnerisch, hart, logisch und illusionslos machen, und in demselben Menschen durch eine verklärende Abendbeleuchtung mit ihrem leisen Dunst über den Fernen und dem Blitzen goldener Wasser darin Erinnerungen an einen Märchenzauber früher Kindertage und damit den Träumer und Dichter wecken. Unverfolgbar sind die feinen Goldfäden, in denen das Leben zwischen den Dingen fließt. Ein Ruck — und ganze Gebiete, die im Dunkel schlummerten, wachen in Glanz und Herrlichkeit auf. Wie die Sonnenstrahlen mittels der Atmosphäre, ein Überirdisches im Irdischen, solche Wunder wirken, so vermag die Seele eines fremden Menschen mittels der Verhältnisse, in denen er sich bewegt, der Atmosphäre, die er um sich schuf, und der äußeren Anstöße, die ihn trafen oder die er suchte, so daß sie ihm zum Erlebnis wurden, uns für eine Weile die Welt in eine ganz neue Beleuchtung zu rücken. Im Verkehr wird dergleichen als suggestive Kraft, als zeitweise anregende Laune des Mitmenschen empfunden. Einen dauernden, weitwirkenden Niederschlag kann eine solche Belichtung oder Durchleuchtung der Welt in den Werken der Künstler und Dichter finden. Gewiß beruht hierauf die Vorliebe, die wir dem einen oder dem anderen Schaffenden entgegenbringen — der geheimnisvolle Erfolg einzelner Werke.

Jüngst las ich ein neuestes Werk des Schweizers Federer. Was unwiderstehlich in seinen Bann zwingt, ist nicht sowohl der an sich schon anziehende bunte Stoff, nicht die scharfe und eigenwillige Meißelung der verschiedenen Köpfe, nicht einmal die Art, wie Federer die Geschichte entwickelt, der künstlerische Aufbau des Ganzen — es ist durchaus dieses satte Leuchten, das die Luft durchtränkt, das an allen Dingen zu kleben scheint, die Gestalten und Gesichter umfließt und hervorhebt, das sogar den Worten ihre besondere Klangkraft zu geben vermag, als würden stählerne Glocken in ihm zu goldenen. Und jede Farbe erhält eine besondere Tönung. Das Rot wird purpurtief und kriecht mit einer heimlichen Glut aus den Falten. Als läge Abendsonne schräg gegen Felswände, stimmen sich Orange und zartlila Schattenflächen dazu. Die Menschen strömen Licht aus wie Kirchtürme nach Sonnenuntergang in den Sommernächten.

Ich denke an Meister Gottfried Keller. Auch wo der sie aufdeckt, erfüllt die Welt ein solches Leuchten. Aber dieses rührt uns anders an. Mit einem andersgearteten Aufmerken macht es uns die Dinge beschaun. Es ist, als wären die smaragdenen Schatten tief nachgedunkelt neben einem wundersamen Goldduft. Der alte Meister arbeitet nicht so unvermittelt die leuchtenden Töne ineinander wie der junge sein gluttiefes Schwarzrot, das Rosa geschminkter Gesichter, brandrote Haarfarbe und ein Papageiengelb. Das Weiß tritt dort in einer Reinheit hervor, und die Klarheit der Linien ist so beruhigend und rührend zugleich, daß wir uns davor jäh bewußt

werden, wie aller Freude am Schönen eine Wehmut über irdische Gebundenheit und Vergänglichkeit beigemischt ist.

Dem Leuchten, das Kellers Seele entströmt, tief verwandt ist dasjenige, mit dem Gotthelf uns seinen Weltwinkel aufhellt. Aber krauser sind die Zeichnungen und noch liebevoller stricheln sie die individuelle Erscheinung zurecht.

Ein ganz anderes Licht als bei diesen Schweizern offenbart uns die Welt etwa Theodor Storms. Schräge Strahlen streichen silbrig über dunkles Flachland. Es ist da vielgestaltetes Gewölk im weiten Himmel. Baumumstandene Herrenhäuser, spärlich belebte Kleinstadtstraßen, verschwiegene wilddurchblühte Gärten — und ein Dämmerduft über das alles hingezogen, in dem die Konturen der weißen Frauen- und Mädchengestalten leise zerfließen, während die Seele voller hervorbricht und in der Stille wie ein Glanz, wie ein Duft um sie her liegt. Daneben prägen sich scharfgeschnittene oder verwitterte Männerköpfe, verklärt kühne oder lebenshungrige Jugend, ein Ahnen von etwas Unentrinnbarem im Blick, ein Trauervolles, das sie zugleich härtet und über diese Welt stellt. Gewiß liegt kein Widerspruch darin, daß solch weihnachtliches Schräglicht auch über Blumenwiesen streicht.

Dagegen rückt Reuter seine Lebensbilder gern in eine pralle Sonne, die der eigenen primitiven Seelenheiterkeit entspricht. Wie jene die Mecklenburger Weizenfelder gilbt, umfließt diese behaglich die Gestalten und holt aus ihnen heraus, was die Herzen erquickt und kräftigt wie das Brot die Glieder. Alles liegt in einer Helle, aber es ist keine ernüchternde. Erschließen sich auch keine Tiefen, so läßt doch der durchwärmende Humor heilige Tiefen ahnen, in denen die Erscheinungen wurzeln. Madame Nüßler und Onkel Bräsig, in den Spucknapf blickend, sind wie ein Sinnbild auf diese ganze Art der Weltbeleuchtung.

Und nun Goethe? — Von den Wundern, die diese Sonne erschließt, will ich nicht reden. Sie hört nicht auf, uns auch das gleiche immer wieder neu vor die Sinne und die Seele zu rücken wie das Leben selbst. Aber man trete einmal in die nüchterne, wenn auch durchaus großartige Weltbeleuchtung Wilhelms von Polenz oder in die ästhetisierende Belichtung — ich sage hier absichtlich nicht: Beleuchtung — Thomas Manns, die wie mit elektrischen Lampen geschieht. Da lernt man jenes Großen lebendige Kraft verstehen. Bei Mann hat schon der Stil etwas von dem blendenden Schimmer, der zuweilen auf schwarzem Schiefer liegt. Das ist totes Licht. Der Himmel von Florenz oder Venedig, der Prunk der Räume und Gewänder der Renaissance, das alles hat wohl seine Farbe, es ist auch erfüllt von einer stumpfen und dumpfen Erdenglut, die aus den erhitzten Leibern herauszuschwelen scheint; aber Leuchten, ein Leuchten der Dichterseele durchströmt es nicht.

Auch bei unseren Jüngsten sieht man wohl allerlei Gebilde, man sieht Farben; aber man fühlt sich nicht angerührt von einer brüderlichen Seele, die uns eine Strecke Wegs begleitet, um uns zu sagen: „Wir alle stammen aus einer Tiefe. Dein Leid ist mein Leid, meine Lust ist deine Lust.“ Sie reden viel von Ausdrücken und Eindrücken, von sich und den Dingen; aber wir wissen nicht, wer davon zu uns redet. Sie sind Stimmen hinter der Szene, Volksgemurmel, das uns erschrecken will. Wir aber fühlen nur, daß sie uns nichts angehen und daß wir sie denen überlassen müssen, die Bildung für die Leute zur Schau tragen. Auch in den Vorzüg-

lichsten wurden Stoff und Schöpfer gewiß nicht eins, formte dieser jenen schwerlich nach seinem Bilde. Ihre Kunst — ist weit mehr als es Eduard von Mayer von derjenigen Tizians feststellt — „in den Banden ihrer Zeit Dienerin der herrschenden Halbheit“. Könnte man das bei ihnen nur auch als Tragik empfinden! Aber sie dämmen kaum eine Leuchtkraft der Seele um der Besteller, der Tradition, des Zeitgeistes willen ab wie der große Meister Venedigs; sie belichten nach der Mode, weil sie sonst über keine Lichtquelle verfügen.

Je stärker aber das Leuchten einer Seele, so mächtiger rührt uns ein Ahnen an von der ewigen Seligkeit, von jenem Paradies, das ja doch nur ein verlorener Zustand sein kann, von einem Paradies, das die Kunst uns immer wieder offenbart, das jenseits von Raum und Zeit alle vereinigt, die sich voll ihrem Gotte hinzugeben durch ihr irdisches Leben und Leiden lernten.



# Glühe auf!

## Von Gustav Renner

**Glühe auf! Glühe weiter, o Herz!
Und ob dich rings
Der Menschen kalter Atem umhaucht
Und dumpfer Worte Schwelen
Die reine Flamme dir ersticken will:
Glühe auf! Sprühe auf!**

**Einmal, o einmal
Wirst du, auch du
In Freiheit schlagen, und sei's
Am Abend, wenn
Zwischen dunkelschweigenden Stämmen
Und hinter dem schattenblauen Wald
Der Tag hinschmilzt in Gold und Purpur,
Und schon die Wege dunkeln,
Die hinführen zu den Enden der Welt
Und auf denen im fröstelnden Anhauch der Nacht
Das Heimweh steht und wartet.**



# Das Kreuz im Abendrot
## Von M. Naacke

Meine Mutter war streng.

Der Tag galt dem Tun, dem Lernen; und noch der Abend war der Arbeit gewidmet.

Nur in der Stunde des Zwielichts, wenn der sinkende Ball seinen Rosenschimmer über die Fluren zu breiten begann, dann war's, als löse die Seele meiner geliebten Mutter die Schwingen, daß ihr die Sehnsucht erwache — ihr nach: der Sonne nach!

„Komm!" sagte sie dann manchmal und nahm meine Hand.

Wir gingen durch Tannen, dann aufwärts den Hügel, und standen im Licht.

Vor uns, in weich violetten Schleiern, breitete sich das weite, wonnige Land, heilig in seiner Schöne.

Es war eine Weichheit in diesen Linien und eine Holde der Farben, widerstrahlend das lächelnde Grüßen der scheidenden Sonne.

Linker Hand, noch ein wenig erhöht, der düstere Bruderberg mit dem ragenden Kreuz.

„Mutter, sieh doch, wie schön! Grad' steht es hinein in die Wolkenpforte des Himmels! Aber — warum der Querschnitt, der so hart den steil aufragenden Balken kreuzt?"

„Ich will dir's deuten, mein Kind: Immer, wenn deine Seele aufsteigt, ein Strahl, gradauf und schön, zum Himmel, kommt die Härte irdischer Mächte und durchschneidet querhin das edelste Aufwärts und will es zerbrechen — immer! Das ist Christusleiden. Du, mein Kind, verstehst das nicht; jedoch, wer will's verstehen, warum es so ist?! Ein Leben lang staunen wir's an, denken darüber und wissen am Ende des Lebens nichts anderes, als nur dasselbige Staunen, Anbeten und Danken:

Du, Kreuz, bist unser Sein und Aufwärtsgehn,
Bist unser Tag und unsre Ewigkeit,
Bist unser Tod und unser Auferstehn!"

... Mutter! Die Tagesarbeit deiner Strenge hat die Seele mir geordnet; gewachsen aber ist sie dann in diesen Stunden, da die deine aufflog wie ein Pfeil, die Erdmachtlinie kühn durchbrach und frei aufatmete in einem heil'gen Dank.



## Der Tod · Von Elisabeth Görres

**Der Geige Schluchzen brach mit wildem Schrei —**
**— Verwirrung — Dunkel — und das Fest vorbei.**

**Das Tor schlug zu. Jäh starb des Feuers Schein —**
**Und auf dem Boden fließt der Purpurwein — —**



# Rundschau

## Stimmen aus dem „Geisterreiche“

Sie mehren sich wieder allerorten! Zwischen hypermodernen Modedichtern und Salonbolschewisten verzeichnen die Kataloge geschäftsgewandter Verleger eine Literatur, die mit Prophetengeste sehr abgestandene Sensationen von ehedem als „Allerneuestes“ auftischt; und in so mancher reputierlichen Familie sitzt man halbe Nächte, um das Tischorakel zu befragen. Männer und Frauen, die noch vor wenigen Jahren halb Verachtung, halb gelindes Grauen zeigten, wenn das Wort „Spiritismus“ fiel, verharren jetzt passiv am Schreibtisch und lassen sich von ihren „Freunden aus dem Jenseits“ ehrfurchtsvoll die Feder führen. Eine wahre Epidemie dieser Art wütet im Lande, und sie ist um so gefährlicher, weil fast alle, die von ihr erfaßt wurden, ihr Tun sorglichst geheim zu halten suchen, so daß man in Kreisen, die nicht selbst zu den Mitgerissenen gehören, auch nicht die leiseste Ahnung hat von der erschreckenden Ausbreitung dieses Taumels.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die neue Geisterkunde von Amerika her zu uns kam, war die Wirkung weitaus harmloser. Abgesehen von einigen schwärmerischen Enthusiasten und allem Aberglauben freundlich gesinnten Eigenbrödlern, die sich nun in spiritistischen Zirkeln fanden, beschäftigten sich wirklich ernsthaft mit diesen Dingen nur wenige Männer der Wissenschaft, stellten je nach Gelegenheit und Ausdauer die Tatsächlichkeit der Phänomene oder auch plumpen Schwindel daneben fest, kamen aber im besten Falle — wie etwa der Physiker Crookes — nur zu dem Schlusse, daß sie wohl das Wirken unsichtbarer, anscheinend oder unbestreitbar von Intelligenz geleiteter Kräfte beobachtet hätten, daß aber keinerlei beweiskräftige Gründe dafür aufzubieten seien, in diesen durch Intelligenz geleiteten Kräften wirklich, nach spiritistischer Hypothese, die weiterlebende Geistigkeit gestorbener Menschen zu bestätigen.

Was sonst vom damals neuen „Spiritismus“ in weitere Kreise drang, war Gesellschaftsspiel. In jedem Mädchenpensionat war der tanzende Tisch bekannt. Wo immer eine ausgelassene Gesellschaft beisammen war, gehörte es zu den beliebtesten Scherzen, den Tisch nach allem zu befragen, was Heiterkeit und Laune fördern konnte.

So blieb der Spaß ungefährlich und ward als überlebte Mode schließlich ganz vergessen.

Die Zirkel der Schwärmer allein erhielten sich auf dem Plan, und wenn auch die „Geistermanifestationen“ meist über bald bekannt gewordene physikalische und psychische Phänomene sich nicht erhoben, wenn auch die „Offenbarungen“ der „Geister“ selten über die trivialsten Phrasen emporstiegen, so fehlte es doch bald nicht an spiritistischer Literatur, deren Berichte um so lieber geglaubt wurden, je kritikloser sie abgefaßt waren, und es nährten sich diese halb frömmelnden, halb kirchenabgewandten Leutchen eben wie sie sich heute noch nähren: — durch gegenseitige Stärkung ihrer frommen Wünsche, mehr aus Büchern als aus der Erfahrung.

Auf über dreißigtausend „Bände“ in allen Sprachen beziffern die Spiritisten mehr oder minder strenger Observanz ihre Literatur, wobei allerdings die Vernünftigeren bedauernd zugeben, daß das weitaus meiste obskures und wertloses Zeug ist, oft nicht einmal von ehrlich Überzeugten verfaßt, nur der geschickten oder bloß schlauen Ausnutzung der Konjunktur sein

Dasein dankend, geschrieben von Menschen, die ihren Beruf darin sehen, das jeweils Sensationelle aufzugreifen, um seine pekuniären Erfolgsmöglichkeiten auszunutzen.

Als Kaviar genießt man daneben in Behaglichkeit die ernsten Werke wissenschaftlicher Autoren, die über ihre Forschungsresultate berichten, übernimmt aber jeweils nur solche Äußerungen, die eigener Meinung als brauchbare Stütze erscheinen, und übersieht in der großmütigen Geste des Besserorientierten schlechthin alles, was ein solcher Autor etwa an kritischen und negierenden Einwänden gegen die spiritistische Lieblingstheorie zu sagen hat.

Da die Anhängerschaft opferbereit ist zugunsten der „guten Sache“, und zu neun Zehnteln alles aufnimmt, was der Büchermarkt nach ihrer Richtung hin bringt, so wird hier noch jahraus, jahrein recht beträchtliches Nationalvermögen entwertet, zugunsten geschäftstüchtiger Zeitgenossen, die stets für Befriedigung der Bedürfnisse und neuen Anreiz sorgen, was von ihrem Standpunkt her gesehen gewiß das Lob der Klugheit verdient, hinsichtlich der Erhaltung und Förderung geistiger Volksgesundheit aber sicherlich vom Übel ist.

So verbreitet aber auch derartiges Konventikelwesen verschiedener Schattierung in halbgebildeten Kreisen immer noch ist, so sind doch diese Zirkel ehrlich genug, sich offen als „Spiritisten“ zu bekennen. Wer mit ihnen Fühlung sucht, der ist entweder schon, auf Grund vorher genossener literarischer Kost, mehr oder weniger spiritistischer Gläubigkeit anheimgefallen, oder er will sich unvoreingenommen orientieren.

Bedenklicher, — weit bedenklicher steht es um jene neueren Kreise unserer Gesellschaft, die heimlich Spiritismus treiben und es nicht wahr haben wollen, daß dieses Tun nichts anderes ist, auch wenn man ihm andere Namen gibt.

Viele darunter glauben sich allen Ernstes berechtigt, sehr verächtlich auf die deklarierten „Spiritisten“ herabzusehen, wollen vom Spiritismus durchaus nichts wissen, glauben alles, was sie erfahren, nur einer „hohen psychischen Entwicklung“ danken zu dürfen, und ahnen nicht, daß das, was ihnen widerfährt, die allerverbreitetste Abart des „Mediumismus“ ist, allen Spiritisten wohlbekannt und von den Erfahreneren nur in ganz besonderen Ausnahmefällen den „beweiskräftigen“ Phänomenen zugezählt.

Tatsächlich ist, wie selbst jeder anfängerhafte Spiritist und wie die ernstere spiritistische Literatur seit fast einem halben Jahrhundert weiß, der Erfolg beim sogenannten „Tischrücken“, wie beim automatischen Schreiben, an sich durchaus kein Beweis für die Mitwirkung unsichtbarer, intelligent geleiteter Kräfte.

(Für gänzlich Fernstehende sei hier eingeschaltet, daß beim „Tischrücken“ mehrere Teilnehmer um einen Tisch herum sitzen, auf den sie die Hände legen. Früher oder später gerät der Tisch in Bewegung, die Tischbeine heben und senken sich, und die Antwort auf gestellte Fragen wird nach dem Alphabet, je nach der Anzahl der Aufschläge des Tischbeins auf den Boden, buchstabiert. Beim automatischen Schreiben setzt sich das „Medium“ — die Person, von der die unsichtbare Intelligenz wirklich oder angeblich Besitz ergreift — entweder allein oder mit andern an einen Tisch, legt ein Papierstück vor sich, nimmt einen Bleistift und erwartet in passiver Haltung die unwillkürliche Bewegung seiner Hand, durch die dann nach und nach Schriftzeichen entstehen, die ohne weiteres gelesen werden können.)

In beiden Fällen ist es möglich, sehr weitgehende Resultate zu erhalten, bei deren Erlangung niemand anders beteiligt ist als das „Medium“ selbst bzw. seine Beisitzer, wobei ich hier keineswegs an Betrug denke. Das „Medium“ kann in beiden Fällen in völligem Wachzustand sein, kann aber auch in sogenannten „Trance“-Zustand verfallen, eine Art autohypnotischen Schlafes, der die verschiedensten Stadien aufweist und in seinen Anfangsstadien noch kaum als solcher erkennbar ist.

Gewisse fluidische Kräfte des unsichtbaren Teiles der physischen Natur des „Mediums“ wie der Teilnehmer sind nun, ebenso wie die Nervenbahnen, von jeder Willensfessel befreit, für

sich allein imstande, sowohl den Tisch wie noch viel leichter die Hand zu bewegen, und automatisch lösen sich sodann aus den im Gehirn gleichwie in einer Grammophonplatte eingeprägten Runen der Vorstellungsinhalte die entsprechenden Antworten auf die gehörten — auch im Trancezustand gehörten — oder auch nur gedachten Fragen los, oft überraschend gut angepaßt, dann aber auch wieder orakelhaft dunkel, je nach der allgemeinen und zeitlichen Disposition des „Mediums“.

Öftere Übung spielt diese automatische, durch Verstand und Willen nicht mehr kontrollierte Tätigkeit von Gehirn, Nervenbahnen und durch beide wirkenden Seelenkräften derart ein, daß die Erfolge oft verblüffend sind, besonders wenn durch die erhöhte Aufnahmefähigkeit des „Mediums“ auch noch Gedankenbilder anderer wahrgenommen und in seiner Mitteilung verwertet werden: ein Vorgang, der dem „Medium“ selbst nicht zu Bewußtsein kommt.

Unsere „Neospiritisten“ haben aber von alledem entweder kaum gehört oder stehen gar den Erfahrungen ausgesprochener „Spiritisten“ und wissenschaftlicher Forscher auf diesem Gebiete absolut fern.

Ein dunkles Ahnen einer unsichtbaren höheren Welt, der durch religiöse oder phantastische Lektüre erregte Wunsch nach „geistiger“ Führung, deren man sich meist besonders würdig zu wissen glaubt, oft auch, genau wie bei wissentlichen „Spiritisten“, die Sehnsucht nach einem Lebenszeichen eines kürzlich Gestorbenen, führen meist spontan die ersten, mehr oder minder primitiven Phänomene herbei, in denen der Betroffene staunend und begeisterungsvoll seine besondere Begnadung bestätigt wähnt.

Nun vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht mit dem „geistigen“ Führer oder mit dem lieben Dahingegangenen zu verkehren sucht, was bei solcher Annahme allerdings sehr begreiflich ist. Alle wichtigen Entscheidungen werden der Geisterstimme unterbreitet. Man ist selig, sein Privatorakel zu besitzen, und jeder vollgekritzelte Bogen Papier aus solchen Stunden wird wie ein Heiligtum verwahrt.

Sind es wirklich nur die Kräfte des „Mediums“ selbst, die ihm Antwort geben (jeder Mensch ist bis zu gewissem Grade „mediumistisch“ veranlagt, auch wenn es bei ihm nie zu den abnormen Erscheinungen der ausgesprochenen „Medien“ spiritistischer Zirkel kommt), so könnte man in alledem nur ein harmloses Tun erblicken, wenn nicht auch dabei schon schwere Schädigungen sich einstellten, Schädigungen nervöser und seelischer Art, und vor allem eine allmähliche Paralysierung der Willensbildung und des Verantwortungsbewußtseins.

Schlimmer aber wird die Sache dadurch, daß tatsächlich jederzeit jene unsichtbaren lemurenhaften Wesen des unsichtbaren Teiles der physischen Welt, die in den Sitzungen der spiritistischen Zirkel eine so verhängnisvolle, täuschende Rolle spielen, ganz oder teilweise von dem seiner Meinung nach so hoch „Begnadeten“ Besitz ergreifen können.

Die Existenz dieser Wesenheiten wird trotz aller wissenschaftlichen Erforschung spiritistischer Phänomene, wie sie gerade neuerdings von vorurteilsfreien Gelehrten wieder betrieben wird, niemals einwandfrei und experimentell nachprüfbar zu erweisen sein. Trotzdem scheint dieser unsichtbare Teil unserer physischen Welt schon in ältesten Zeiten für manche Menschen gelegentlich seine Pforten geöffnet zu haben, und die Sagen, Mythen und Märchen, die von „Kobolden“, „Naturgeistern“ und ähnlichen Unsichtbaren zu berichten wissen, dürften ursprünglich in recht realer Erfahrung wurzeln.

Auch ich vermag keinerlei „Beweise“ für das Dasein unsichtbarer, intelligenter Bewohner unserer physischen Welt zu erbringen, aber ich darf bekennen, daß es auch heute Menschen auf diesem Planeten gibt, denen dieses unsichtbare Reich der physischen Welt durch eigene geistige Anschauung sehr genau bekannt ist, und daß ich hier aus Erfahrung rede.

Eben diese Erfahrung ist auch Ursache der erschreckenden Einblicke in seelische Verwüstungen, die mir die Betroffenen selbst in überaus zahlreichen Fällen ermöglichten, wobei stets das

Wirken jener unsichtbaren Lemurenwesen festzustellen war und, wahrhaftig zum Heile der also Mißbrauchten, in genügend überzeugender Weise bestätigt werden konnte.

Die Wesenheiten, um die es sich hier handelt, sind weder als „gut“ noch als „böse“ anzusprechen. Erfüllt von einer ungebundenen Täuschungslust, kennen sie keinen anderen Drang, als dem Menschen sich bemerkbar zu machen, was aber nur unter besonderen Bedingungen möglich ist, und dann ihn zu beherrschen und sich selbst den Grad ihrer Herrschaft über ihn zu demonstrieren.

Ich mag hier nicht alles wiederholen, was ich an anderer Stelle (in meinem „Buch vom Jenseits“ und anderen Schriften. Verlag der Weißen Bücher, München) in ausführlicher Weise darlegte, möchte vielmehr hier nur betonen, daß die gewollte oder ungewollte Verbindung mit diesen Wesen die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen kann und in allen Fällen dem Menschen nur Täuschung bringt, dort wo er Klarheit zu erhalten hoffte.

Es kann nicht genug vor diesen Regionen gewarnt werden, vor denen die Natur selbst ihre Schutzwälle weise für den Menschen aufgerichtet hat.

Wer wirklich die göttliche Stimme in sich vernehmen will, der muß andere Wege gehen, und diese Wege habe ich gezeigt. (Siehe mein „Buch vom lebendigen Gott“. Verlag der Weißen Bücher, München.)

„Geistige“ Leitung, soll sie wirklich diesen Namen verdienen, kann dem Menschen nur in seinem Allerinnersten werden. Sie bedarf weder des klopfenden Tisches noch der schreibenden Hand. Vor allem aber wird sie stets den Suchenden selber zum Finden führen, wird nie ein Gängelband um ihn schlingen, dem er gleich einem Hypnotisierten folgen zu müssen glaubt!

Wer aber die tief verstehbare Sehnsucht fühlt, mit dem geistig Ewigen derer in Verbindung zu bleiben, die ihm vorangegangen sind in jenes stille Reich des Geistes, aus dem kein Zeuge jemals wiederkehrt, der lasse sich durch Gaukelspiel nicht täuschen, auch wenn die unsichtbaren Gaukler in der Maske jener Heimgekehrten ihm erscheinen sollten!

Auch ihm ist kein anderer Weg zu jenen ihm Entrückten frei, als der Pfad in die leuchtenden Lande seines allerinnersten geistigen Innern.

Nur dort allein darf er hoffen, von denen Kunde zu erhalten, die selbst nur noch in ihrem allerinnersten geistigen Sein von ihm wissen...

Die uns verlassen mußten, sind uns nicht verloren:
Sie wurden nur zu einem neuen Leben neu geboren.
Wir finden sie dereinst, so wie wir hier sie fanden;
Ihr „Tod“ war nur die Lösung aus des Leibes Banden.
Das enge Haus der Sinne faßt „den Menschen“ nicht:
Er ist ein König — und sein Reich ist Licht!

Bô Yin Râ



# Freiland — Freigeld

Immer größer wird die Not im deutschen Lande, Sorgen über Sorgen häufen sich, die Preise steigen und steigen. Schlägt schon die zwölfte Stunde vor dem Zusammenbruch? Wer trägt die Schuld: Die Bauern, die die Lebensmittel zurückhalten? Die Arbeiter mit ihren Lohnforderungen? Die Beamten mit ihren Gehaltserhöhungen? Die Regierung mit ihren Maßnahmen? Die Schieber und Wucherer? Wo sind die Wurzeln dieser Schäden? Hätten wir einen Bismarck, so seufzen viele, nie wäre es so weit mit uns gekommen! Wo ist der Mann, der uns herausführt aus dem Wirrsal dieser Not? Gibt es denn keinen Retter?

Ein Retter ist wohl da, aber noch ist seine Zeit nicht gekommen, noch verhallt sein Wort. Wollen wir ihm lauschen? Denn dieser Mann hat die Wurzeln der Schäden recht erkannt, hat in dem falschen Aufbau unseres gesamten Geldwesens die eigentliche Grundursache alles Elends erkannt. Es ist der ehemalige Großkaufmann Silvio Gesell, der mit seiner Freiland-Freigeld-Bewegung uns den einzig befreienden Weg weisen kann.

Schon vor fünfzig Jahren hat der Sozialist Proudhon auf diesen Weg hingewiesen; in seinen Untersuchungen über die Natur des Kapitals kam er zu denselben Ergebnissen wie Silvio Gesell. Um aber seine Pläne durchzuführen, gründete er Tauschbanken und kam hiermit nicht zum Ziel. Silvio Gesell blieb es vorbehalten, dies Problem vollends zu lösen.

Das Ziel aller volkswirtschaftlichen Bestrebungen ist die Überwindung des Kapitalismus, oder anders ausgedrückt: die Beseitigung des arbeitslosen Einkommens. Als Mittel hierzu werden von vielen die Sozialisierungsbestrebungen und der Kommunismus angesehen. Proudhon und Silvio Gesell indessen wollen es erreichen durch das Freigeld.

Was ist Freigeld? Wenn wir heute 100 Mark zur Bank bringen, so bekommen wir nach einem Jahre 104 oder 105 Mark dafür, je nach der Höhe des Zinsfußes. Bewahren wir es dagegen im Hause auf, so behält es seinen Wert von 100 Mark. Im Freigeldstaat dagegen ist es anders. Es wird kein Zins gezahlt. Dies ist das Wesentliche. Bringe ich also 100 Mark zur Bank, so kann ich nach einem Jahre nur 100 Mark und nicht 104 oder gar 105 abholen. Will ich dagegen das Geld zu Hause aufbewahren, also hamstern, so verliert es jährlich 5%, es hat also nach einem Jahre nur noch den Wert von etwa 95 Mark, denn es geht jede Woche der tausendste Teil seines Wertes verloren. Das ist der Sinn des Wortes Schwundgeld. Freigeld nennt es sich, weil es uns frei machen will vom Zins.

Das Freigeld bietet sich zinslos an, folglich muß ein langsames Sinken des Zinsfußes und ein schließliches Schwinden desselben die Folge sein. Wie wird das Freigeld nun gehandhabt? Es besteht aus Geldscheinen, die von Woche zu Woche dem Schwund ausgesetzt sind. Habe ich einen Fünfzig-Mark-Schein am Ende der Woche nicht ausgegeben, so hat er fünf Pfennig an Wert verloren. Um diesen Schwund wieder einzubringen, muß ich den Schein am Ende der Woche mit einer Fünf-Pfennig-Marke bekleben. Diesem Schaden kann ich mich entziehen auf doppelte Weise: Ich gebe das Geld aus oder bringe es zur Sparkasse oder zur Bank. Geldhamsterer sind im Freigeldstaat unmöglich, denn wer wollte noch sein Geld zu Hause hamstern und es so dem Schwund aussetzen? Bei unserem jetzigen Dauergeld (Hartgeld) ist das Hamstern eher möglich, daher geht Silvio Gesell zum Schwundgeld (Freigeld) über. Das Schwundgeld ist seiner Natur gemäß auf steter Suche nach Waren, es steigert also die Warenerzeugung. Bisher stiegen bei gleichbleibender Warenerzeugung durch die gesteigerte Notenausgabe die Preise. Jeder weiß nun, daß bei steigenden Preisen auch die Kauflust steigt, gibt uns doch gerade die jetzige Zeit den schlagendsten Beweis. Die Folge der Kauflust zeigt sich als gesteigerte Warenerzeugung und Nachlassen der Arbeitslosigkeit. Das Gegenteil wäre also: Sinkende Preise, Nachlassen der Kauflust, Nachlassen der Warenerzeugung, gesteigerte Arbeitslosigkeit. Wird nun die Geldmenge eines Landes vermehrt, so steigen die Preise. Es besteht also ein Hochmarkt (Hausse). Wird aber die Geldmenge eines Landes verringert, so fallen die Preise. Es besteht eine Flaue (Baisse), es entsteht Arbeitslosigkeit und eine Wirtschaftsstockung. Das sind Tatsachen, die in der Weltgeschichte keine Seltenheit sind. Als nach der Entdeckung Amerikas viel Gold und Silber nach Europa kam und somit viel Geld geprägt wurde, stiegen die Preise. Als z. B. 1907 der amerikanische Börsenschieber Pierpont Morgan viel Gold einzog und dadurch die Geldmenge auf dem Wirtschaftsmarkt verringert hatte, trat ein Preisabbau und damit eine schwere Wirtschaftsstockung ein. Um diese durch Geldeinziehung von privater Seite entstandenen Mißstände zu beseitigen, schlägt Silvio Gesell die Errichtung eines Reichswährungsamtes vor. Dieses regelt durch die Notenpresse die Geldmenge auf dem Wirtschaftsmarkt. Ist also zuviel

Geld da, steigen die Preise, so hat das Reichswährungsamt die Pflicht, Geld einzuziehen, und damit bleibt der Preis auf gleicher Höhe. Ist zu wenig Geld da, fallen die Preise, so druckt es neues. Auf diese Weise bleibt der Preis wiederum auf gleicher Höhe. Man bekommt also für sein Geld die gleiche Menge Waren, so daß man bei Lohnerhöhung einen tatsächlichen Gewinn hat. Diese Einrichtung nennt man, da die Waren so einen festen Preis haben, Festwährung. Durch dies Reichswährungsamt wird somit die unveränderte Kauflust des Geldes erreicht.

In unserem jetzigen Staat verhält es sich bekanntlich so: Steigen die Gehälter, so steigen auch die Preise. Fällt aber nun der Zins fort, der vor dem Kriege 18 Milliarden betrug und somit die Hälfte alles Einkommens ausmachte, so wird sich im Freigeldstaat das Einkommen verdoppeln, ohne daß die Warenpreise steigen. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen: Durch Fortfall der Hypothekenzinsen gehen die Mieten herunter, die Lebenshaltung wird billiger, das Einkommen steigt also, ohne daß die Warenpreise steigen. Wieviel mehr kann dann für das Alter gespart werden! Auch wird im Freigeldstaat sich jeder in eine Altersrente einkaufen müssen, der bisher noch nicht dazu gezwungen war.

Wie aber sollen Sparkassen und Banken bestehen, wenn der Zinsfuß sinkt und endlich ganz schwinden wird? Nun, das Geld, das wir ihnen zur Aufbewahrung anvertrauen, soll nicht still liegen, sondern sich in ständigem Umlauf befinden, also arbeiten; ist das Geld doch das Öl, das die Maschine schmiert. Entleihen sich also die Unternehmer und Gewerbetreibenden Betriebsgelder, wenn ihre eigenen Rücklagen nicht reichen, so müssen sie Gebühren an die Sparkassen zahlen, wie es ja auch jetzt der Fall ist. Und dafür, daß wir unser Geld bei der Sparkasse oder der Bank in Aufbewahrung geben, zahlen auch wir eine geringe Gebühr. Von diesen Gebühren, die keine Zinsen sind, werden die Sparkassen und Banken leben können. So kann man mit dem Gelde arbeiten ohne Zins! Welch eine Arbeitsfreudigkeit wird dann einsetzen! Wir werden auf diese Weise so gewaltige Warenmengen erzeugen können, daß nicht nur der Inlandbedarf überreich gedeckt wird, sondern auch bedeutend mehr als zuvor an das Ausland abgegeben werden kann. Dadurch wird das Warenangebot die Nachfrage auch im Ausland bald übersteigen, die Preise sinken im Ausland, es tritt dort Arbeitslosigkeit ein, und die Entente wird zu der Erkenntnis kommen, daß die deutschen Warenlieferungen der Grund dieser Arbeitslosigkeit sind, wie es die englischen Gewerkschaften bereits bei den deutschen Kohlenlieferungen gemerkt haben. Werden dann nicht die Ententearbeiter die Regierung zwingen, von den Wiedergutmachungsforderungen abzustehen?

Nun aber eine andere Schwierigkeit! Wie soll sich der Verkehr eines Freigeldstaates mit dem Ausland regeln? Vor allem wird ein Freigeldstaat die Wirtschaftskrisen, die in den Goldwährungsländern entstehen, nicht mitmachen. Die Handelsbeziehungen zwischen zwei oder mehreren Freigeldländern aber können nur die besten sein, da ihr Wechselkurs feststeht. Ein Staat, der zum Freigeldstaat wird, wird naturgemäß seine Geldbestände in die anderen Staaten abstoßen. Je mehr Staaten nun zur Freiwirtschaft übergehen, um so mehr Gold wird den Goldwährungsländern zufließen, um so mehr müssen dort die Preise steigen, bis diese Goldwährungsländer zu der Erkenntnis der Ursache dieser Übelstände kommen. Der Schritt zur Freiwirtschaft würde dann auch sie frei machen. Zum Verkehr eines Freigeldstaates mit einem Goldwährungsstaat aber dient der Scheck wie bisher. Eine Note, die indessen in allen Ländern Giltigkeit haben könnte, wie die Amerikaner es mit ihrem Dollar gern durchführen möchten, wäre die Ivanote. Was ist die Ivanote? Bislang wurde bei Ungleichheit der Handelsbilanzen der Länder der Unterschied durch Goldausfuhr ausgeglichen. Haben erst mehrere Länder Freigeld eingeführt, so geschieht dieser Ausgleich nicht mehr durch Goldausfuhr, sondern ein aus den betreffenden Ländern zusammengesetzter Ausschuß beobachtet diese Schwankungen und gibt je nach Bedarf Papiergeld heraus, das in sämtlichen assoziierten Ländern Giltigkeit hat. Diese Vereinigung

hätte dann den Namen einer „Internationalen Vatula-Assoziation" zu tragen, und diese Note würde sich I.V.A.-Note benennen.

So sehen wir, daß der Freigeldgedanke aus aller Wirtschaftsnot herausführen kann.

Und scheint dieser Gedanke noch vielen eine Utopie, so möge auch hier das Wort Anwendung finden: „Eine Utopie von gestern ist eine Wahrscheinlichkeit von heute und eine Wirklichkeit von morgen."

Einer der bemerkenswertesten Revolutionsmänner hat einem meiner Freunde gegenüber folgende Äußerung getan: „Dreißig Jahre habe ich marxistischen Theorien gehuldigt, und sie haben sich als falsch erwiesen. Es ändern sich die Zeiten, und es kommen andere Theorien auf. Die Freigeldtheorie als solche ist richtig; es ist nur die Frage, ob sie in die Praxis übergeführt werden kann."

Nun, um die Überführung in die Praxis ist uns nicht bange — nur darum, ob es möglich sein wird, noch rechtzeitig unser Volk aufzuklären, rechtzeitig in ihm den Willen zur Tat zu wecken.

Erfaßt den Freigeldgedanken darum mit doppelter Kraft, tragt ihn weiter, laßt ihn ausreifen. Studiert die einschlägige Literatur, schließt euch den Ortsgruppen an, gewinnt Freunde! Und Silvio Gesells Werk ist nicht vergebens getan.

J. Schultz

NB. Wir nehmen natürlich zu dieser jetzt viel erörterten Frage keine Stellung, haben aber einem Vertreter dieser Lehre gern das Wort gegeben und verweisen im übrigen auf folgende Werke: Silvio Gesell, Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld (18 M); Die Freigeldfibel. Die Freilandfibel (6 M; beide im Freiland-Freigeld-Verlag, Erfurt); ferner: Otto Weißleder: Grundriß der Freiwirtschaftslehre.

D. T.



# Schloß Elmau und sein Herr

Ein Frühsommertag geht zu Ende. Der Wagen fährt durch hellgrünen Hochwald, hart läuft die schmale Straße an der Felswand entlang, steil hinab droht zur Linken der Abhang. Stille rings. Manchmal ein Vogellaut, ein Schnaufen der Pferde, Knarren von Riemenzeug, ein Wässerlein schwatzt im Sprung. So geht's eine Stunde. Da öffnet sich der Weg. Weit dehnen sich Wiesen, strahlend im fröhlichen Schmuck ihres Blumenreichtums. Hochwald, so weit das Auge reicht, dahinter türmt sich die Felsmasse, Schnee liegt in den Klüften. Ein einzelner steiler Bergkegel steigt aus den Wiesen empor, weiß leuchtet ganz im Hintergrunde die Zugspitze. In die Landschaft hinein schmiegt sich Schloß Elmau, vorn dehnen die Wiesen ihre Flächen, den Rücken deckt und schützt ihm der Bergkegel.

Schloß? Ein großer viereckiger, heller Kasten mit einem Turm, der wie ein aufgereckter Finger nach oben weist. Aber man könnte sich das Gebäude hier nicht anders denken. Soll es mit kühnen Architekturformen in Wettbewerb treten mit den Formen, die Natur schuf? Aussichtsloses Beginnen! Und hier wird nichts unternommen, was von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt ist. Klare, feste Linien überall, aber innerhalb dieser Linien wie hoch und frei, wie hell und luftig alles! Einheimisches Baumaterial, Sandstein und Eichenholz. Nur die Bücherei dunkel gehalten, und der Teeraum weiß und blumig.

Wie groß das Schloß, wie weit und luftig die Gänge! Schwer scheint's zuerst, sich zurechtzufinden. Man strömt in den Speisesaal; du gehst mit. Da du Neuling bist, so hast du heut deinen Platz am Tische des Hausherrn Dr. Johannes Müller. Noch sieben andere Gäste sitzen dort, sie sind schon länger hier als du, also tu' deine Pflicht als wohlerzogenes Mitglied der Gesellschaft und stelle dich vor! Ein Lächeln läuft um die Tafelrunde — jemand sagt: „Hier stellt

man sich nicht vor." Da hast du deine erste Lehre. Hier ist man Mensch — das genügt. Gespräche schwirren um die Tische; die Helferinnen bringen die Speisen. Oben an deinem Tisch sitzt der Hausherr und hört zu, wie ihm seine Nachbarin zur Linken von den Früchten ihres Gartens erzählt. Jemand preist begeistert die köstliche Stille hier oben. Und du unglückseliger Neuling bemerkst dazu: „Mir fällt sie bis jetzt auf die Nerven." Staunen. Ein scharfer Blick aus den grauen Augen des Schloßherrn: „Ist das möglich?" Und dann: „Kennen Sie schon unsere Halle des Schweigens? Nein? Ich glaube, die würde Ihnen gefallen." Du erfährst, daß es eine offene Liegehalle gibt im Schloß, in der kein Wort gesprochen und keine Zeitung gelesen werden darf. Bücher sind erlaubt. Du hörst von Menschen, die dort viele Stunden zubringen sollen. Die Sache kommt dir unwahrscheinlich vor. Mein guter Neuling! Nicht viele Tage werden vergehen, da wanderst du gleich nach dem Morgenfrühstück mit deiner Decke in die Halle des Schweigens und liegst — ohne Buch! — dort Stunde um Stunde und tust nichts, als daß du die Wettersteinwand anstaunst und siehst, wie die Sonne scheint auf den Schnee, oder wie sich der Gipfel einhüllt in Wolken, oder wie der Regen niederrinnt in die Klüfte und Furchen. Du blickst den Schwalben nach, die ihr Nest haben oben an der Decke der Halle, und interessierst dich aufs tiefste für das Gedeihen ihrer Brut und deren erste Fliegeversuche. Du hast so viel zu denken, um mit allem fertig zu werden, was der Tag dir bringt, daß du höchst erstaunt und unwillig bist, wenn dein Nachbar sagt: „Ich glaube, es ist Mittagessenszeit." Du hast gemeint, du kennst Johannes Müller aus seinen Schriften, denn du bist — selbstverständlich — ein eifriger Leser der „Grünen Blätter". Jetzt merkst du, daß niemand ihn kennt, als wer mit ihm gelebt hat in seiner ureigensten Schöpfung, in Schloß Elmau.

Es ist durchaus nichts Unerhörtes, was das Wesen ausmacht von Schloß Elmau. Was die „Grünen Blätter" in der Theorie aufbauen, das soll sich hier in Leben umsetzen. Persönliches Leben und Erleben des einzelnen soll hier eine Stätte finden, wo es sich auswirken, sich an dem anderer erproben, mit ihm in Wechselbeziehung treten kann. Um diesen Zweck zu erreichen, werden durchaus keine besonderen Veranstaltungen getroffen; alles, was geschieht, geht mit der größten Selbstverständlichkeit vor sich. Gebote und Verbote gibt es nicht; jedem ist vollkommene Freiheit des Handelns gelassen; und wo im Interesse des Ganzen Beschränkungen eintreten müssen, kleiden sie sich in eine fast liebenswürdig zu nennende Form, die nur den Zweck zu haben scheint, dem Gast eine besondere Freude zu bereiten. Dahin gehört z. B. die Anordnung, daß jeder Gast täglich einen anderen Platz bei den Mahlzeiten einnimmt, und wer heut an Tafel eins saß, findet sich vielleicht morgen an Tafel neun wieder. Der Zweck dieses Verfahrens ist, Kliquenbildung zu verhüten. Aber das merkt man gar nicht oder vergißt es durch die Spannung, mit der man der täglichen Lösung der Platzfrage entgegensieht, durch die vergnügliche Mühe, die man sich geben muß, seinen Namen täglich neu auf einem der aufgestellten Täfelchen herauszufinden, durch die Anregung, die der stets wechselnde Kreis der Tischgenossen mit sich bringt. Im übrigen tut man, was man mag.

Die unbeschreiblich schöne Natur bietet ja auch eine nie versiegende Quelle edelsten Genießens. „Aber", sagt der Hausherr, „da sehe ich Sie immer gehen in Trupps, zu dreien und vieren, nie allein — wie soll da die Natur zu Ihnen sprechen, wo soll da eine Vertiefung, eine Besinnung herkommen? Und geht einer wirklich allein, so sieht man ihm förmlich an, wie er nicht loskommt von seinem Ich und immer um sich selbst herumkreist!"

Los vom Ich! Hin zum Selbst! Das ist eine der Losungen von Schloß Elmau. Zum Selbst aber gelangt nur der, dessen Seele aufgeschlossen ist für das Leben um ihn her und für das Erleben Gottes in ihm. Das sind, wie Johannes Müller sagt, die beiden Brennpunkte des Menschendaseins. Das Erleben Gottes muß allem andern voraufgehen; daß es uns aber zuteil werde, dazu können wir nichts weiter tun, als unserm Geist die Richtung geben zu Gott hin. Alles andere muß von selbst kommen und kommt von selbst, wenn nur Wille und Fähigkeit

vorhanden sind, sich hinzugeben an Gott. Aus dieser Gemeinschaft mit Gott aber entsteht erst die Gemeinschaft mit dem Leben, denn nun erst ist der Mensch recht aufgeschlossen und wird es, je mehr er das Leben in die Tiefen seines Wesens dringen läßt. „Schöpfung, Entfaltung des Menschen vollzieht sich nur durch Leben: durch das wahrhaft menschliche Leben. Fängt der innerste Mensch in uns an zu keimen, entfaltet sich, wirkt sich aus in Lebensanschauungen, dann tritt der feine Geschmack zutage für die Dinge, dann entsteht das eigentümliche Bewußtsein dieses einzelnen Menschen, der Kern seiner besonderen Weltanschauung, Lebensauffassung, immer von innen heraus. So wird der Mensch. Nur in Gemeinschaft des Lebens." (Aus einem Vortrag von Johannes Müller.)

So ist das Leben der große Prüfstein für das Gotteserlebnis des Menschen. Ohne Gott kein Leben, mit Gott jedoch ein Leben, das allein würdig ist, den Namen Leben zu führen.

Es ist nichts Neues, was Johannes Müller lehrt, es ist überhaupt keine „Lehre". Niemand kann ferner sein von Dogmenzwang für sich und andere als er, niemand mehr überzeugt sein, daß, wenn er andern etwas geben kann, er nur Werkzeug ist in der Hand dessen, dem er sich ganz hingegeben hat. Und dadurch unterscheidet er sich von andern, die sich heut Führer nennen in Fragen, die den Menschen als solchen angehen.

Von alledem und all dem andern, was sich aus den Überzeugungen Johannes Müllers ergibt, wird nicht allzu viel geredet in Schloß Elmau. Jeden Sonntagvormittag hält der Schloßherr einen einstündigen Vortrag über ein Thema, das ihm naheliegt, und ein oder zweimal in der Woche beantwortet er nach der Teestunde öffentlich Fragen, die aus dem Kreise der Gäste schriftlich an ihn gestellt wurden. Kein Gast der Elmau läßt sich eine solche Fragebeantwortung gern entgehen; denn hier kommt so ziemlich alles zur Sprache, was den einzelnen angeht und was unsere Zeit bewegt. Von der Ehe spricht da z. B. Johannes Müller, und daß die rechte Ehe noch so wenig oder so selten da sei wie das rechte Menschentum. In der rechten Ehe ergreifen zwei Menschen sich gegenseitig und vermählen sich auch seelisch und lassen nun aus der Vermählung das hervorgehen, was hervorgehen kann. Sie handeln nicht einer isoliert vom andern, sie suchen nicht jeder sich durchzusetzen nach Idealen, die jeder von der Ehe hat, sie trachten nicht nach bestimmten Zielen, die sie durch die Ehe zu erreichen hoffen, sondern sie bilden eine Gemeinschaft, sie horchen auf die innere Stimme der Dinge, auf den tiefen Sinn in allem Geschehen, auf die Werdespannung, die darin vorhanden ist, auf die Offenbarungstendenzen, die darin ruhen. Alles streut einen Samen in ihr Inneres aus, der in ihnen aufgehen soll, alles ist Erfüllung ihrer inneren Empfänglichkeit, aus der etwas geboren werden soll. So wird ihr Leben schöpferisch. — Ein andermal fragt jemand nach Johannes Müllers Standpunkt dem Rauchen gegenüber, und mit feinem Humor geht er durch das Kleine hindurch, bis er dies und vieles andere stellt unter das Wort: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." — Oder jemand fragt, ob die Fortschritte der Technik und Zivilisation dem Menschen zum Glück oder zum Unheil gereicht hätten. Eine Variation der Frage, die schon Rousseau in verneinendem Sinne beantwortete! Johannes Müller sagt weder ja noch nein dazu, aber er zeigt, daß nicht die Dinge dem Menschen etwas zu geben hätten, sondern auch hier nur der Mensch sich selbst, ob er ein Sklave werde der Dinge oder ihr Herr.

Keine freie Aussprache schließt sich an Vorträge oder Fragebeantwortungen an; das, was sie an Gedanken und Überlegungen im Zuhörer anregten, soll nicht durch planloses Hin- und Herreden verwischt und um seine Wirkung gebracht werden. Jeder soll sich damit allein für sich und auf seine Art abfinden."

Du bist kein Neuling mehr in Schloß Elmau, denn Wochen sind seit deinem Einzug vergangen, und noch immer findest du nicht fort. Du hast gelernt, ja zu sagen zu allem, was dir zuerst sonderbar und fremdartig erschien; du bist eingetreten in die Gemeinschaft mit dem Leben und fühlst täglich mehr, was das bedeutet. Du bist heraufgekommen als ein mühseliger und

beladener Mensch, den seine Verhältnisse zu Boden zu drücken drohten, der keinen Standpunkt gewinnen konnte zum eigenen Leben und dem furchtbaren Geschehen der Zeit. Noch ist alle deine und fremde Not da, noch sind deine Verhältnisse dieselben, aber du fühlst sie nicht mehr als Druck; nicht mehr ist Not gleichbedeutend mit Verzagen. Deine Verhältnisse sind der Boden geworden, in dem dein Leben wurzelt, aus dem es die Kräfte zieht, die du brauchst, in dem der Same reift, den du ausstreuen willst und mußt; sie knechten dich nicht mehr, du bist ihr Herr. Und was ist aus deiner Not geworden? Nicht wie ein Felsblock mehr hängt sie drohend über dir, bereit, dich zu zerschmettern, sondern sie ist zur Stufe geworden, auf der du höher gestiegen bist. Du hast den Segen der Not erfahren und gehst dem Leiden nicht mehr aus dem Weg, denn es ist das Mittel, das dem Menschen die tiefsten Tiefen der Gemeinschaft mit dem Leben erschließt.

Hab' Dank, Schloß Elmau! Margarete Schubert



# Vom Ausgleich in der Natur

Als man vor einer Reihe von Jahren Probefahrten mit elektrischem Betriebe auf der Strecke Berlin—Zossen anstellte, versagte bei den Ingenieuren der Anpassungsapparat des Auges. Sie konnten bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde die an ihnen vorübereilenden Gegenstände nicht mehr erkennen, während die Schnellflieger unter den Vögeln bei ungefähr gleicher Fluggeschwindigkeit noch mit Sicherheit die kleinsten Insekten erhaschen.

Warum ist die Vervollkommnung des menschlichen Auges in bezug auf den Akkommodationsapparat hinter den schnellfliegenden Vögeln zurückgeblieben? Warum zeigt das menschliche Auge auch in anderen Teilen Konstruktionsfehler, die, wie Helmholtz sagt, sogar ein mittelmäßiger Optiker bei seinen Instrumenten vermeiden würde? Warum bleiben überhaupt die Anpassungen oft Millionen Jahre hindurch auf einer niederen Stufe der Ausbildung stehen und erreichen in keinem Falle die höchste Vollkommenheit?

Vom Standpunkt der Darwinschen Selektionstheorie gibt es auf diese Fragen keine Antwort. Mit der teleologischen Auffassung des biologischen Geschehens, bei der man zweckmäßig wirkende Kräfte in der Natur voraussetzt, scheinen aber die Tatsachen erst recht in Widerspruch zu stehen. Man hat von ihnen ausgehend sogar die Theorie der Dysteleologie, der Unzweckmäßigkeitslehre, aufgestellt.

Die Schwierigkeit scheint unlöslich zu sein, beruht aber doch auf einer falschen Betrachtungsweise. Das Gesetz der Sparsamkeit verlangt zunächst, daß das Organ nur soweit spezialisiert wird, als es das Bedürfnis des betreffenden Organismus erfordert. Wäre der Akkommodationsapparat im Auge des Menschen mit einer ebenso genau funktionierenden Einrichtung für eine momentane Einstellung versehen, wie wir sie bei den Schnellfliegern der Vogelwelt finden, so würde das eine überflüssige Verbesserung sein, da der Mensch seiner natürlichen Organisation nach sich gar nicht so schnell wie jene zu bewegen vermag. Der Grad der Anpassung ist aber nicht nur von dem Bedürfnis des Einzelorganismus abhängig; er wird ebenso durch eine bestimmte Beziehung der Art zum ganzen Organismenreich geregelt. Das Ziel, welchem sich letzteres nach jeder Umwälzung und jedem Hereinbrechen einer neuen Formenwelt, wie wir sie im Verlauf der geologischen Entwicklung beobachten, wieder zu nähern sucht, ist die Wiederherstellung der Harmonie, des gegenseitigen Gleichgewichtes aller der unzähligen großen und kleinen Tier- und Pflanzengruppen, welche uns die Systematik kennen lehrt. Das Ziel ist erreicht, wenn für jede Art die Gleichung zwischen der Vermehrungs- und der Vernichtungsziffer besteht.

In dem Wettstreit zwischen Schiffspanzer und Geschütz folgt auf die Verstärkung des Panzers stets eine Verstärkung der Durchschlagskraft der Geschosse. Jede Nation erstrebt im Grunde genommen statt des Gleichgewichtes ihr eigenes Übergewicht. Anders ist es im Organismenreich. Hier bleibt das Verhältnis zwischen Angriffswaffen und Schutzwaffen der betreffenden Gruppen unverändert, wenn das Gleichgewicht hergestellt ist. Die Anpassung der Einzelorganismen an die äußeren Verhältnisse und an die Konkurrenten im Kampf um das Dasein kann daher nur eine relative sein. Die absolute Vollkommenheit des Einzelnen wäre eine Unvollkommenheit des Ganzen; sie würde, indem sie dem Einzelnen die Alleinherrschaft gegenüber seinen Konkurrenten verschaffte, die Harmonie des Ganzen zerstören.

Die großen Naturforscher haben diese Zusammenhänge längst geahnt; und Goethe war es, der zuerst ein Kompensationsgesetz bei der Entwicklung der Organismenwelt annahm. Geoffroy de St. Hilaire bezeichnete es in der Folge als loi de balancement organique. Beide besaßen jedoch keine deutliche Vorstellung von den Vorgängen, in denen diese Selbstregulierung der Organismenwelt besteht. Nach Alphonse de Candolle sollte, „wenn eine nützliche Änderung in einem Punkte des Lebewesens entsteht, an einer anderen Stelle desselben eine Änderung im gegensätzlichen Sinne erfolgen“. Doch wies Clos schon in den sechziger Jahren in seinem Examen critique de la loi dite de balancement organique nach, daß es sich so nicht verhalten könne. Erst in neuester Zeit ist man dem Goetheschen Kompensationsgesetz wirklich auf die Spur gekommen.

Durch die Beobachtung der Biozönosen oder Lebensgemeinschaften stellte man zunächst fest, daß tatsächlich in der Natur ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Organismengruppen vorhanden ist. Der Berliner Zoologe Möbius hat zuerst den Begriff der Biozönose oder Lebensgemeinschaft in die Wissenschaft eingeführt (1879). Als er noch Professor in Kiel war, hatte er in sehr eingehender Weise die Lebensverhältnisse der Austern untersucht und dabei erkannt, daß jede Austernbank gewissermaßen als eine geschlossene Gemeinde lebender Wesen angesehen werden kann, in welcher nicht nur bestimmte Arten, die gerade an dieser Stelle alle Bedingungen für ihre Entstehung und Erhaltung finden, dauernd leben, sondern auch die Anzahl der Individuen der einzelnen Arten bestimmten Beschränkungen unterliegt. Sie steigt und fällt wohl in den verschiedenen Jahren, aber sie schwankt dabei immer nur um einen konstanten Mittelwert.

Solche Lebensgemeinschaften oder Biozönosen bestehen nun in jedem Teich, in jedem See, in jedem Wald, in jedem größeren Landbezirk. Sie sind Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch konstant, wenn die Lebensbedingungen, wie z. B. in einem der Kultur nicht unterworfenen Landstrich, unverändert bleiben und keine Störungen von außen erfolgen. Doch muß noch eine Bedingung gegeben sein, deren Erfüllung bei der starken Vermehrung der meisten Arten ohne Kompensation nicht möglich ist. Soll die Lebensgemeinschaft konstant sein, dann darf durchschnittlich jedes Paar nur wieder ein zur Fortpflanzung kommendes Paar als Nachkommenschaft hinterlassen. Wird dieses Verhältnis im Durchschnitt auch nur um einen Bruchteil überschritten, so muß die betreffende Art in kurzer Zeit die anderen Arten, welche die gleichen Futterplätze haben, verdrängen. Daß aber die Herstellung des tatsächlich bestehenden Gleichgewichts nicht von selbst, d. h. ohne Kompensation erfolgt, beweist die schrankenlose Vermehrung der Arten in den Fällen, in denen die Kompensation fehlt.

Ganz besonders interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung die Überflutung des amerikanischen Staates Massachusetts durch unseren Schwammspinner. Es hatte der Franzose Trouvelot im Jahre 1868 in Medfort im amerikanischen Staate Massachusetts, wie Escherich in seinem Buche: „Die angewandte Entomologie in den Vereinigten Staaten“ berichtet, Eier des Schwammspinners bezogen, um sie aus Liebhaberei weiterzuzüchten. Eines Tages entwischte ihm eine Anzahl Raupen. Sie gingen auf die benachbarten Bäume über. Obgleich Trouvelot sie wieder einzufangen suchte, blieben doch einige von ihnen in Freiheit und entwickelten sich

hier zu Schmetterlingen, die sich nun mit unheimlicher Schnelligkeit vermehrten. Etwa 20 Jahre später wimmelte der Wohnort des Züchters und seine weitere Umgebung von Raupen des Schädlings. Überall waren die Bäume kahl gefressen und standen laublos da. Die Raupen bedeckten die Wände der Häuser, so daß man die Farbe kaum erkennen konnte. Sie drangen in die Zimmer ein und störten die Bewohner im Schlaf. Ungefähr 1600 Quadratkilometer waren in dieser Weise überschwemmt. Da die Garten- und Waldbesitzer nicht mehr des Übels Herr werden konnten, nahm sich der Staat der Sache an und gab in den folgenden Jahren zwischen 25 000 und 150 000 Dollars für die Bekämpfung aus. Bis 1899 war schon eine Million Dollar allein aus Staastmitteln verbraucht. Der Kampf schien jedoch aussichtslos zu sein, und von da ab wurden zur Freude des Schädlings keine Mittel mehr bewilligt. Er verbreitete sich ungestört bis 1904 über 7400 Quadratkilometer, eine Fläche so groß wie das halbe Königreich Sachsen, vernichtete die Obstbäume und die öffentlichen Anlagen und fraß die Wälder zusammen. Endlich mußte die Zentralregierung in Washington einschreiten. Auf ihren Antrieb bewilligten die Regierungen der betroffenen Staaten für die folgenden Jahre Summen von 700 000—800 000 Dollar, und sie selbst gab noch einen jährlichen Zuschuß von 150 000—300 000 Dollar. Die Gesamtkosten stellen sich also von da ab jährlich auf etwa eine Million Dollar! Es wurden gewaltige Anstrengungen unternommen. Aber der Schädling war mit geradezu elementarer Kraft dem Widerstand der Menschen entwachsen.

Auch in der geologischen Vergangenheit stoßen wir in einzelnen Fällen auf eine solche hemmungslose Verbreitung bestimmter Arten. In den Fusulinenkalken, die im Karbon eine ungeheuere, über Südeuropa, das ganze südliche und östliche Asien und die westlichen Teile von Nordamerika reichende Verbreitung besitzen, sind ganze Gebirgsschichten nur aus den meist winzig kleinen Kalkgehäusen der Foraminiferen-Gattung Fusulina zusammengesetzt. Kalkgehäuse liegt auf Kalkgehäuse. Die bekannten schwarzgrauen, mit ungezählten erbsengroßen, helleren Flecken besäten japanischen Vasen bestehen aus Fusulinenkalk. Die hellen Flecken sind Fusulinengehäuse, die durch den Schliff zum Vorschein kommen. Der Fusulinenkalk hat sich ursprünglich in einer Hunderte von Metern mächtigen Schicht auf dem Boden des damaligen Mittelmeeres, welches sich in großer Breite zwischen Afrika und Europa ausdehnte und sich durch das ganze mittlere und südliche Asien bis zum stillen Ozean erstreckte, abgelagert. Die Fusulinen müssen in ungeheueren Mengen dieses Mittelmeer bevölkert und mit Ausnahme der nördlichen Buchten desselben in ihm die absolute Herrschaft über die Konkurrenten erlangt und durch eine geologische Periode behauptet haben, bis endlich auch für sie ein Rückschlag eintrat. Wunderbar ist aber bei dieser Erscheinung nicht die Tatsache, daß die Fusulinen eine solche Verbreitung gefunden haben, sondern daß wir ihr nicht öfter begegnen. Es braucht ja nur jedes Paar durchschnittlich zwei zur Fortpflanzung kommende Paare statt des einen als Nachkommenschaft zu hinterlassen, um nach dem bekannten Schachfelderproblem in 64 Generationen zu einer Zahl anzuwachsen, die einer zwanzigstelligen Ziffer entspricht. Die ungeheure Verbreitung der Fusulinen steht nun wohl in der geologischen Entwicklung nicht allein da. Auch die Nummuliten, die Rudisten und einzelne andere Tiergruppen treten in ähnlicher Massenhaftigkeit und Verbreitung auf, aber es bleiben Ausnahmeerscheinungen, wie ja auch der Schwammspinner, obgleich er in vielen Landstrichen Europas und Asiens vorkommt, nur gerade in Massachusetts jene übermäßige Verbreitung gefunden hat. In der Regel müssen daher Kompensationen oder Gegenkräfte, welche die Vermehrung einschränken, vorhanden sein.

Bei dem Auftreten von Schädlingsplagen hatte der Landwirt schon immer, wenn er auch vom Goetheschen Kompensationsgesetz nichts wußte, angenommen, daß hier ein natürlicher Ausgleich stattfinden müsse. Er sah, wie sich in manchem Jahre die Schädlinge in einer Weise vermehrten, daß sie zu einer wahren Gefahr für die Kulturen wurden, um dann doch immer wieder auf einen geringen Bestand zurückzusinken. Nur machte er sich eine falsche Vorstellung von den Mitteln, deren sich die Natur bei diesem Ausgleich bedient. Der Landmann glaubt,

daß kalte Winter das Ungeziefer vernichten. Es ist das jedoch nur in sehr beschränkten Maße der Fall. Die meisten Schädlinge ertragen Kälte bis zu —30 Grad Celsius. Sie können, ohne Schaden zu leiden, einfrieren. Auf die eigentlichen Kompensatoren wurden zuerst die Forstleute aufmerksam. Kiefernspinner und Nonne, zwei höchst gefährliche Schädlinge der Forstwirtschaft, zeigen in ihrem Auftreten in besonderem Grade das flutartige Anschwellen und das plötzliche Abebben. Gegen ihre hemmungslose Vermehrung pflegt die technische Bekämpfung fast wirkungslos zu sein. Die Flut bricht sich jedoch regelmäßig an den Angriffen eines Schmarotzers, der seine Eier in den Raupen der Schädlinge ablegt und diese dadurch zum Absterben bringt. Dieser Schmarotzer, eine Tachine, fällt nicht vom Himmel. Sie ist immer vorhanden. Zur Nonnen- oder Kiefernspinnerplage kommt es aber, wenn durch zufällige Umstände die Anzahl der Tachinen so zurückgegangen ist, daß sie ihre Funktion als Regulatoren der Nonnen- bzw. Kiefernspinnervermehrung nicht mehr mit Erfolg ausüben können. Da jedoch die Vermehrung der Schädlinge bei einer Nonnen- und Kiefernspinnerplage zugleich den fruchtbarsten Boden für die Vermehrung der Tachinen oder der Nützlinge, wie man sie vom landwirtschaftlichen Standpunkt aus nennt, bildet, werden die Reihen der letzteren bald automatisch von neuem aufgefüllt. Es tritt sogar eine Überkompensation ein, und nach kurzer Zeit erfolgt in der Regel der Zusammenbruch der Schädlingsplage.

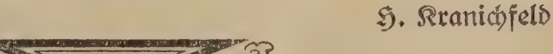
Indem Köbele, ein Deutschamerikaner, diese Beobachtungen verallgemeinerte, gelangte er zu der Auffassung, daß die Vermehrung der Schädlinge durchweg durch besondere Regulatoren in Schranken gehalten werde und eine örtliche Überflutung durch dieselben immer nur darauf beruhe, daß die Regulatoren, die es stets gäbe, durch zufällige Umstände außer Wirksamkeit gesetzt seien. Als darum in den Zitronen- und Orangenanlagen der kalifornischen Obstzüchter sich eine Schildlaus, die aus Australien eingeschleppt worden war, in einem solchen Grade vermehrte, daß die großen, volkswirtschaftlich wichtigen Kulturen keine Erträge mehr brachten und die Farmer schon daran dachten, die Bäume niederzuschlagen, machte er den Vorschlag, in Australien, wo die betreffende Schildlaus vorhanden war, aber eine nur geringe, nicht weiter in Betracht kommende Verbreitung besaß, den ausgleichenden Gegner, der dort die starke Vermehrung derselben einschränken müsse, aufzusuchen. Trotz des Widerstandes kurzsichtiger Behörden, welche die Kosten scheuten, wurden schließlich die Mittel zur Untersuchung der Verhältnisse an Ort und Stelle bewilligt. Köbele ging selbst nach Australien, wo er auch in einem Marienkäfer, dem Novius cardinalis, den gesuchten Regulator entdeckte. Es gelang ihm, etwa 100 Stück des kleinen Käfers nach Kalifornien herüberzubringen. Sie wurden hier zunächst künstlich in Glashäusern auf 10 000 Stück vermehrt und dann einzelnen Farmern zur Verfügung gestellt. Der Erfolg in den betreffenden Plantagen war durchschlagend. Nun züchtete man in einem besonderen Staatsinsektorium die Marienkäfer in großem Maßstabe. In Kisten und Säcken wurden sie auf Wagen versandt. Jetzt hat der Novius cardinalis nicht nur in Kalifornien mit jenem Schädling vollständig aufgeräumt, er leistet die gleichen Dienste in Südafrika, Portugal, Italien, Spanien, Syrien und in allen Ländern, in welche jener verschleppt wurde. Köbele wurde mit Recht in den betreffenden Kreisen als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Schädlingsbekämpfung begeistert gefeiert.

In ähnlicher Weise war dann Professor Berlese in Florenz gegen eine Schildlaus (Diaspis pentagona) vorgegangen, welche in Italien die Maulbeerbäume vernichtete und damit die Seidenraupenzucht, eine der wichtigsten Erwerbsquellen der unteren Volksschichten, bedrohte. Besonders interessant ist es aber, daß es Howard, dem Leiter der Abteilung für angewandte Insektenforschung im Ackerbaudepartement in Washington, gelang, mit Hilfe von biologischen Stationen, die er mit amerikanischer Großzügigkeit in fast allen Ländern Europas und Asiens angelegt hatte, in denen der Schwammspinner vorkommt, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, die natürlichen Regulatoren der Vermehrung dieses Schädlings, der für Amerika so verhängnisvoll zu werden drohte, aufzufinden. Und was in Massachusetts durch keine technischen

Hilfsmittel zu erreichen gewesen war, brachten nun die kleinen Wesen, welche die Natur selbst geschaffen, zustande. Sie stellten das durch den Schwammspinner gestörte Gleichgewicht in den dortigen Biozönosen wieder her.

Die praktische Einführung dieser amerikanischen biologischen Methode der Schädlingsbekämpfung, für die sich bei uns unter den bekannteren Entomologen, besonders Professor Escherich, aber auch viele jüngere Entomologen, wie z. B. der ausgezeichnete Leiter der zoologischen Station in Neustadt a. d. H., Dr Stellwaag, lebhaft interessiert haben, wird in Deutschland wegen der bedeutenden Mittel, welche sie erfordert, jetzt kaum möglich sein; das mindert aber nicht das hohe theoretische Interesse, welches sie auch für uns besitzt. Es besteht dies vor allem darin, daß erstens mit den Vorgängen, auf welchen sie beruht, das Vorhandensein von Kompensationen, wie sie das Goethesche Kompensationsgesetz voraussetzt, nachgewiesen ist; und daß zweitens eben diese Kompensationen sich nicht auf den Darwinismus zurückführen lassen.

Charakteristisch für sie ist, daß bei ihnen nicht die Schutzmittel der gefährdeten Art verstärkt, sondern die Macht der das Übergewicht erstrebenden Art geschwächt wird. An sich kann ja die Natur auch den ersten Weg zur Erhaltung des Gleichgewichts einschlagen. Es könnte z. B. die Verbreitung des Schwammspinners dadurch aufgehalten werden, daß die Widerstandsfähigkeit der Blätter gegen Raupenfraß verstärkt würde. So ist es bei den Pflanzen der Gegenden, in denen die Blattschneideameisen verbreitet sind. Die aus Europa eingeführten Pflanzen erliegen den Angriffen der Blattschneideameisen in kurzer Zeit, während die dort einheimischen Pflanzen infolge eines partiellen Schutzes, den sie erworben haben, sich behaupten. Dasselbe gilt für die Phylloxera. Wir können uns gegen das Überhandnehmen dieses aus Amerika eingeschleppten Schädlings nicht durch die Einführung eines entsprechenden amerikanischen Nützlings sichern, denn es gibt für ihn keinen solchen. Dagegen besitzt die amerikanische Weinrebe einen Selbstschutz gegen die Angriffe des Schädlings. Wir führen aus diesem Grunde zur Bekämpfung der Phylloxera amerikanische Weinreben ein. Soweit die Herstellung des Gleichgewichts durch Verbesserung einer Anpassung der bedrohten Art erfolgt, kann wenigstens im Prinzip die Darwinsche Selektionstheorie für die Erklärung der betreffenden Einrichtung in Frage kommen. Für die Herstellung des Gleichgewichtes durch die Nützlinge ist das nicht mehr der Fall. Bei diesen Kompensationen ist der Instinkt der Nützlinge so spezialisiert, daß sie hinsichtlich ihrer Ernährung bzw. Brutpflege immer nur auf Individuen einer bestimmten Schädlingsart angewiesen sind und daß sie diese bzw. deren Brut dabei vernichten. Die Nützlinge zerstören damit zugleich die Existenzbedingungen der eigenen Art. Auf der Spezialisierung des Instinktes beruht die schnelle Wirkung der Kompensation. Ein solches Gebundensein des Instinktes einer Nützlingsart an eine bestimmte Schädlingsart, durch das ihr eigner Bestand beständig gefährdet wird, kann aber nicht auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl entstanden sein. Dieselbe würde im Gegenteil, wenn sie allein im Spiele wäre, eine etwa zufällig entstandene derartige Spezialisierung des Instinktes auf dem kürzesten Wege wieder ausgeschaltet haben, da diese die betreffende Art im Konkurrenzkampf mit den anderen Arten notwendig benachteiligt. So versagt der Darwinismus den kleinen Regulatoren gegenüber vollständig. Er kann ihr Vorhandensein nicht erklären, während ihr Eingreifen der Goetheschen Annahme eines Kompensationsgesetzes im Organismenreich durchaus entspricht und als eine glänzende Bestätigung desselben aufgefaßt werden kann. Die großzügige Grundauffassung Goethes hinsichtlich der organischen Welt und ihrer Gesetze tritt uns hier wieder entgegen und reicht offenbar weiter als die des bei uns noch herrschenden Darwinismus.



H. Kranichfeld






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

# Noch ein Nachwort zu Keyserlings Botschaft für die Frauen

Sehr fein und treffend hat Dr. A. Eisinger des Grafen Keyserling Botschaft für die Frauen beantwortet. Gegen die Logik ihrer Ausführungen wird auch der geistvolle Verfasser des Reisetagebuchs eines Philosophen nichts einwenden können. Doch wird es für ihn nur die intellektuelle Frau sein, die ihn zu widerlegen sucht. Vielleicht darf deshalb noch ein schlichtes Wort aus der Feder und dem Herzen einer Frau, die durchaus nicht „danach strebt, sich der männlichen Lebenslinie zu nähern", als Nachschrift gelten.

Zu allen Zeiten wurde der rechte Mann von der rechten Frau verstanden, wenn seine Sehnsucht nach dem weiblichen Ideal ihn aufwärts führt. Das kann aber nur sein, wenn er in der Frau nicht nur das „Vegetative akzentuiert", sondern das in ihr sucht und ehrt, was ihre Seele adelt: Treue, Reinheit und Würde. Dieser Adelsbrief fehlt durchaus jenem Frauentypus, den Graf Keyserling als einen der vollendetsten, eines der wenigen ganz vollkommenen Produkte dieser Schöpfung bezeichnet. Daß in der „hingebenden Liebesfähigkeit des Weibes ein unendlicher Reiz für den Mann liegt", ist eine sehr einfache, unanfechtbare Wahrheit, die auf Naturgesetzen beruht und die in jeder glücklichen Ehe zum schönsten Ausdruck kommt. Wenn aber ein Weib „nichts Entehrendes darin sieht, sich für Geld einem fremden Manne hinzugeben", so ist das ein mehr als fragwürdiges Ideal — es ist einfach unausdenkbar für jedes weibliche Empfinden. Worin besteht denn sonst die Ehre einer Frau? — Gewiß liegt die Ehre, sowohl die des Mannes als auch die des Weibes, nur in der Idee; wenn aber dieser Idee nicht Begriffe und Werte zugrunde liegen, die unantastbar und geheiligt sind — dann ist sie nichts als ein wesenloses Phantom. Das scheint mir so selbstverständlich und unanfechtbar, daß es sich erübrigt, auch nur ein Wort weiter darüber zu verlieren.

Vielleicht ist es aber möglich, Graf K.s Botschaft für die Frauen noch eine etwas bessere, für das weibliche Geschlecht weniger beschämende Seite abzugewinnen. — In dem Wort: „Euer Leben gleicht dem der Pflanze", liegt viel Wahres in dem Sinne, als die meisten Männer im Wesen und in der Entfaltung des Frauencharakters das Instinktive, Unbewußte dem bewußt Verstandesmäßigen vorziehen. Nicht mit Unrecht, denn auch dies beruht letzten Endes auf einem Naturgesetz und ist durchaus vereinbar mit weiblicher Reinheit und Würde. Wenn aber darunter die Frau verstanden wird, die für den Mann nichts weiter ist und sein will, als das Weibchen, so liegt darin eine so völlige Verneinung und Nichtachtung alles Menschlich-Seelischen, im Gegensatz zum Animalischen, daß doch ein sehr hoher Grad weiblicher Einfalt und Bescheidenheit dazu gehört, um sich dieser Botschaft und Forderung zu fügen und sie zu bejahen. Jedenfalls ist es

nur erfreulich, daß Männer dieser Sinnesart nicht mehr über das „rein Vegetative" in der weiblichen Entwicklung und Erziehung zu bestimmen haben.

Bedauerlich aber ist es, daß deutsche Frauen genötigt sind, einem Mann, der so ehrlich bestrebt ist, am Wiederaufbau des deutschen Landes und an der Gesundung der deutschen Volksseele zu arbeiten, in dieser Form zu antworten. Denn wenn auch Graf Keyserling, der als sein Ideal die Japanerin und die hochgeborene Französin betont, vergessen hat, die deutsche Frau in seiner Botschaft zu erwähnen (vielleicht wird sie ihm in manchem Sinne dankbar sein!) und nur an die Europäerin sich wendet, so dürfen wir doch zu solchen Ausführungen, die in deutscher Sprache durch deutsche Lande gehen, nicht schweigen. Selbst bei weitgehendster Duldsamkeit in bezug auf Geschmack und Ansicht über Frauen-Ideal gibt es doch eine Grenze, auch auf diesem Gebiet, die nicht überschritten, ein kleines Wort, das nicht übersehen werden darf — das Wort Ehre. Und wenn wir, mit unsrem größten Dichter, in der Zeit tiefster Erniedrigung daran festhalten wollen, daß die Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre, so gehören, das hoffe ich, zu dieser einst so stolzen Nation auch ihre Frauen.

Erna v. Knobloch



# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Hans Christoph Kaergel

Von besonderem Zauber umsponnen ist das Verhältnis des erwachsenen Sohnes zur Mutter: der Mutter gegenüber haben wir auch in späteren Jahren das köstliche Recht, Kind zu sein.

Die Mutter war es, die den am 6. Februar 1889 zu Striegau als Sohn eines Lehrers geborenen Dichter Hans Christoph Kaergel mit sanfter, gütiger Hand aus der Nacht ins Helle führte. Unsere Jugend war ein Gang über eine blühende Wiese; Kaergel aber ist schon in seiner Kindheit von einem harten Schicksal durch dunkelste Finsternis gepeitscht worden. Im Waldenburger Gebirge ist er aufgewachsen. Früh erwachte in ihm der Wunsch, sich dem Schauspielerberuf zu widmen. Doch seine Eltern konnten die notwendigen Mittel dazu nicht aufbringen. Aber der Hunger nach Licht brannte in seiner Seele — und er wurde Lehrer. In Weißwasser (in der Oberlausitz) war er bis Juli 1921 tätig. Jetzt wohnt er als Leiter des Bühnenvolksbundes in Dresden, um in christlich-deutschem Sinne die Bühne umgestalten zu helfen.

Zu seiner Mutter bekennt sich Kaergel schon in seinem ersten Buche „Des Heilands zweites Gesicht". In dem Schicksal Matthäus Steins spiegeln sich gewiß eigene Erlebnisse wider, und die religiösen Kämpfe aus Kaergels Seminarzeit, die er in einer kleinen Stadt Schlesiens zubrachte, haben hier u. a. ihren Niederschlag gefunden. Johannes Berndts zarte Seele zerbricht am Leben. Der Held aber trotzt den Stürmen, die einsam an seinem jungen Leben rütteln. Der Vater, in dessen Hause sich die „Frommen" des Dorfes jeden Freitag zur Andacht zusammenfinden, gehört zu denen, die mit dem Heiland einen Vertrag schließen, der nach ihrem Vorteil berechnet ist. Er raubt seinem Sohne den Glauben. Die Mutter, die Christus wie ein Heiligtum in ihrer Seele trägt, küßt ihrem Kinde die Sorgen von der Stirn und bahnt ihm durch ihren Zuspruch den Weg zum neuen Heiland. Jedes wahre Glück erblüht aus dem Leid. Wir müssen alle hindurch durch Golgatha.

Daß Kaergel einsam in Harmesnächten mit seinem Gotte gerungen hat, zeigt auch der Novellenband „Der Hellseher". Das Schicksal der Mutter spiegelt sich in der vierten Erzählung wider. Der eine Sohn, den das Leben von Niederlage zu Niederlage getrieben hat, stirbt den Heldentod: da wird sie irre an ihrem Kirchenglauben; sie bricht seelisch zusammen. Und dies Erlebnis formt sich in des Dichters Phantasie zu der erschütternden Erzählung „Der seltsame Kirchgang". Psychologisch nicht hinreichend begründet ist die Wandelung des „Jacobus Krampf", wenn auch das Schlußbild den Leser leicht darüber hinwegtäuscht. Um seinem Sohne Gott zu beweisen, trägt Jacobus Holzscheite zusammen, zündet sie an und legt seine Hände ins Feuer — „und Du läßt sie nicht verbrennen!" Da beginnt der Körper zu wanken, und mit einem dumpfen Laut fällt er zu Boden. „Hans, er lebt!" ruft Jacobus Krampf, als er aus der Betäubung erwacht. Aber zugleich erkennt er, daß Gott sich nicht erzwingen läßt; im Geist und in der Wahrheit sollen wir ihn anbeten. Feines Verständnis für die Frauenseele verrät die Schilderung der Leiden „Anna-Camillas", die eine lange Krankheit ihrer Schönheit beraubt hat. Wie in einem Wahne fühlt sie sich als den Tod. Da taucht, durch einen Zufall herbeigeführt,

das Bild ihrer Kindheit wieder vor ihr auf. Die tiefsten Bronnen ihrer Seele werden wach. Alles Herbe und Kalte weicht von ihr — und lächelnd blüht sie hinein in einen neuen Frühling, den wir Menschenkinder auf Erden nur ahnen. Tragisch endet die Novelle „In der Tiefe wandert's mit". Blüte um Blüte knickt Christian Schillach in dem Herzen seines Weibes, an dessen Lager schon der Tod steht. Er hört nicht die Stimme der Liebe und zerbricht so das Herz der Kranken. Da lodert der Haß in ihr auf und nimmt angesichts des Todes ungeahnte Kraft an — und sie zieht ihren Mann mit in die Tiefe hinunter. In der Erzählung „Der Hellseher" blendet sich Valentin selbst, nachdem er erkannt hat, daß sich Gott den Schleier seines Geheimnisses nicht nehmen läßt. Wir müssen Gott bitten. Das Beste in unserem Leben ist immer Gnade, Gnade von oben. Den Schluß des Bandes bildet die Novelle „Und hätte der Liebe nicht". Der Lehrer Berger wirbt um die Liebe seiner beiden Söhne; wie ein Ball fliegen sie von der Seele des Vaters zur Mutter, bis sie ein jähes Schicksal hinwegnimmt. Und auch sein Töchterchen rückt er sich in immer weitere Ferne; scheu wächst sie in die Sonne des Daseins hinein. Da bringt ein Erlebnis am Weihnachtsmorgen ihm selbst und seinem Hause den Frieden.

Was er der Mutter verdankt, gesteht Kaergel immer wieder in seinen Werken. „Gott hat nur zwei Gleichnisse, mit denen er sich uns offenbart: die Mutter und die Heimat." Von der Heimat Schönheiten singt er vor allem in „Schlesiens Heide und Bergland". In der niederschlesischen Heide, deren Boden seit Jahrhunderten die Väter durchpflügten, wurzelt er mit allen Fasern seines Herzens. Von ihr spricht er wie ein frommes Kind, das von der Mutter Liebe, nur Liebe empfing. Die Natur der Heimat ist ihm Gott; sie weist ihm den Weg zur größeren Heimat, nach der wir sehnend die Arme ausbreiten. Zur Natur muß zurückkehren, wer in Gott ruhen will. In ihm findet er die allgütige Liebe, die nichts Höheres kennt, als daß sie ihr Leben lässet für andere. Mit dem Tode beschäftigt sich Kaergel in der Novelle „Der Totengräber", deren erster Teil (auch in sprachlicher Hinsicht) einer Überarbeitung bedürfte. Bedeutend ist die Erzählung „Der Klarinettenspieler", die wieder viel eigene Anschauungen in sich birgt.

Die Mutter ist's, die zutiefst in Kaergel lebt und dichtet. Das zeigt aufs neue der Roman „Das Marienwunder". Merkwürdig ist die Entstehungsgeschichte. In einer Nacht wird der Dichter von innerer Unruhe geplagt; er sieht plötzlich vor sich ein Mädchen, das erregt flüstert. Das Antlitz ist von Schmerz wie verstört. Das Gesicht plagt ihn. Am nächsten Tage spricht er mit seiner Mutter, die bei ihm zu Besuch weilt, von dem gefallenen Bruder. Sie glaubt an seine Wiederkehr, nicht an seine leibliche, aber sie muß ihn noch einmal sehen, eher kann sie auf Erden keine Ruhe finden. Mutter und Sohn reden von der Auferstehung des Geistes und des Fleisches. Und ein weiteres, ihn aufs schwerste erschütternde Erlebnis kommt hinzu: Nach dem Tode des Bruders lebt die Mutter lange Zeit fern dem Dasein, wie im Traum, wie jenseits dieser Welt. Alle diese Einzelheiten gehen in den Dämmerschichten der Seele geheimnisvolle Verbindungen ein — und eines Tages muß der Künstler das Werk schreiben, diese seltsame Geschichte von dem traumsüchtigen, jenseits der Sinnenwelt wandelnden Mädchen. Zwischen Wahn und Wachen lebt Mansers Tochter Annemarie. Der Schmerz um den Tod des Geliebten reißt sie aus der Bahn des Alltags. Sie hängt nur einem Gedanken nach: der Geliebte sei nicht gestorben, sondern wandere um sie her und sehne sich nach ihr und ihrem Leibe. Und das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, ist nicht in Sünde empfangen; in des Toten Namen hat ihr der Fremde das Köstlichste geschenkt, was Gott geben kann: des verstorbenen Geliebten Kind ist's, in ihm steht seine Seele wieder auf. Wie eine fromme Legende klingt das Werk aus . . . Über manche Unwahrscheinlichkeit freilich muß sich der Leser hinwegsetzen. In dem Buch verrät sich die Seele eines Mannes, den der Krieg und die Ereignisse im November 1918 tief aufgewühlt haben. Wichtig ist der Roman auch für die Erkenntnis des Menschen Kaergel; Mensch und Dichter lassen sich ja niemals ganz voneinander trennen. Wie schön sind die Worte über das Mysterium des Todes! Der Tod ist die Eingangspforte zu einem neuen, höheren Dasein; alle Wege münden in Gottesland.

Kaergel gehört wohl zu denen, die mehr hören und ahnend fühlen als sehen. Seine Bücher bekunden es. Ein Drama nimmt gegenwärtig seine ganze dichterische Kraft in Anspruch. Und dies Werk wird aufs neue beweisen, welch innige Liebe ihn mit der Mutter verknüpft. „Für meine Mutter“, so äußerte er einmal, „würde ich alles tun.“ Ihr hat er, als das Schicksal in den dunklen Tagen des Weltkrieges an ihre Tür pochte und der Leidgeprüften einen Sohn nahm, tröstend die Worte zugerufen:

Sieh, breiten Blinde nicht im stillen Sehnen
Nach Licht die Arme bittend aus —
Und ist doch ihnen Licht nur Märchenwort,
Kein süßer Schein durchdämmert je ihr Haus.
Und dennoch glauben sie an Licht wie ferne Märchen.
Und fließt's nicht immer um sie her?
So geh, du bist nur blind geworden,
Mach' deine Wanderfahrt nicht mehr so schwer.
Er ist um dich — glaub' wie die Blindgebornen,
Dann trägst an keiner Last du mehr.

Dr. Helmut Wocke



# Heimatromane

„Wenn jeder wieder in Heimaterde verwurzelt ist, dann ist uns geholfen.“ Mit diesen schlichten und doch so wahren Widmungsworten übersandte mir Gustav Schröer seinen neuen (im „Türmer“ schon kurz empfohlenen) Roman „Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1921). Der Verfasser der „Leute aus dem Dreisatale“ hat uns mit dieser seiner neuesten Schöpfung ein Volksbuch im besten Sinne geschenkt. Der größte Teil der Bauern in Wolfenhagen ist dem Schnaps ergeben, der sie körperlich und wirtschaftlich zugrunde richtet. Das Dorf geht seinem schier rettungslosen Verfall entgegen. Da gelingt es einem einzigen, durch zähe, zielsichere Arbeit und glühende Liebe zur Scholle das dörfliche Gemeinwesen aus dem Sumpfe zu retten. So ist dies Buch das Hohelied auf Arbeit und Mühsal im selbstlosen Dienst des Ideals der Heimat. Neben der Hauptfigur des Hermann Breiter stehen in lebenswahrer Schilderung der Großbauer und aus Rachsucht gegen bäuerliche Unduldsamkeit und Engherzigkeit zum wucherischen Spekulanten und Bedrücker gewordene Mehnert und der Bauer Reuter, der aus Verzweiflung über einen Fehltritt seines Eheweibes sich dem Trunk ergibt. Ein Kleinod des Buches ist die Schilderung der Tragik des alternden, häßlichen Bauernmädchens Martha in ihrer stillen, hoffnungslosen Liebe zum Pächter ihres väterlichen Hofes. Leid und Entsagung erschüttern diese beiden Menschen bis in die letzten Tiefen ihres Gemüts, aber über diesem Leid erhebt sich der trotzige Mut zu wahrhaft schöpferischer, aufbauender Arbeit für das schwer bedrohte heimatliche Land.

Ein echt deutsches Heimatbuch schenkt uns auch J. Th. Hultzsch in seiner Erzählung „Aus dem Leben eines Spielmanns“ (Verlag von E. Ziehlke, Liebenwerda 1921). Fünfzig Jahre nach dem Tode Luthers sind es; da wandert vater- und mutterlos der Spielmann Heinz Birke von der Dube durch die Welt. Wechselreich sind seine Schicksale auf der Burg, im wendischen Häuslerhaus, in der Mühle, im Försterhause. Er genießt ein paradiesisches Idyll im Apothekerheim, er eilt nach Rom, bis heißer Sehnsuchtsdrang ihn wieder in die deutsche Heimat treibt. Dann wird er Schreiber beim Bürgermeister und Stadtmusikus und erlebt ein kurzes Liebes-

abenteuer voll Leid und Entsagung: „Ich ging aus, Frieden und Glück zu suchen, ich streckte beständig die Hände danach aus, und nirgends konnte ich's ergreifen.“ Die Erzählung endet in einem dörflichen Minnespiel mit schmerzvoller, aber schließlich doch versöhnender Entsagung. — Wie deutsch ist doch dieses Spielmannsbuch! Wie voll Heimatliebe und Gemütstiefe, da es uns so leuchtend und schön vergangene Tage deutschen Lebens vor die Seele zaubert, wie wir mit ihm fühlen müssen, diesem wackern Spielmann, dessen Herz rein bleibt im Unrat der Zeit, der seine Lieder singt im Schloß, Bürger- und Bauernhaus, der liebt und leidet wie jeder Mensch hienieden.

„Acker verpflichtet“ — das ist der Glockenklang, der diese Leitidee des großangelegten Romans „Andreas und Maria“ von Paul Burg (verlegt bei Friedrich Kortkamp in Langensalza 1921) in die Lande verkünden möchte: „Acker verpflichtet! Wenn diese zwei Worte mal alle Leute in Deutschland einsähen und befolgten, dann brauchte keine Sozialdemokratie mehr bekämpft zu werden, weil sie von selber stürbe.“ Ich darf bekennen, seit langem kein Buch gelesen zu haben, dessen Inhalt mich so gefesselt und ergriffen hätte wie dieser Roman. Es müßte ein echtes deutsches Volksbuch werden gerade in dieser verwilderten Zeit schamlosen Wuchers und Mammonsgeistes. Das sind kraftbeseelte, willensstarke und hart schaffende Menschen, diese Maria und ihr Andreas. Der Dichter führt uns in eine Dorfgemeinschaft, die durch das neue Gesetz der Bodenaufteilung in zwei Parteien zerrissen zu werden droht, bis das Liebesglück zweier jungvermählter Paare, die nach herben Schwierigkeiten den Weg zum schönsten Ziele finden, allen Zwist beiseite schiebt; bis dann aber durch die Untreue des einen Dörflers an seiner Heimatscholle das Verhängnis immer drohender über diese Sippen hereinbricht. Unter dem Grollen der nahenden Revolution sinkt die altehrwürdige Bauernfamilie trauernd und leidverfolgt in sich zusammen. Erschütternd bäumen sich die Folgen jenes unseligen Bodengesetzes zu immer neuem Unheil auf. Gewaltig, wie Sturmgebraus, schließt der erste Teil — die schwelende Unruhe scheint gebannt, aber sie wird aufs neue auflodern in ungezügelter, leidenschaftlicher Glut. Hier wird dem deutschen Volke ein Spiegel vorgehalten, in dem es sich erblicken kann in seiner Edelkraft und Tüchtigkeit, aber auch in seinen tiefen Niederungen des materialistischen Zeitgeistes der Gegenwart. Am Schlusse rauscht der Widerhall des Weltkrieges durch die Stille dieses erlebnisreichen Dorfes, die bodenreformerische Idee und ihre Wirkung im Kriege sowie die Heimatschmach bei uns zu Lande tritt uns in traurigen Bildern entgegen bis zu dem Chaos der Novembertage 1918. Hohe Gedanken voll Schönheit, Wahrheit und Kraft durchglühen das Werk, das uns mit Seel' und Sinnen in seinen Bann zieht.

Nicht minder kernfest und treu, aufrichtig und edel ist der Halligroman „Landunter“ von Wilhelm Lobsien (Berlin 1921, Verlag von Martin Warneck). Der Kampf um die Hallig, um ihre Seele und ihr wahres Menschentum, das ist das Thema im Ringen all dieser so verschieden gearteten Halligbewohner. Zwei Welten — das Neue, verkörpert in dem zunächst scheinbar im Materialismus verlorenen, dann aber in höchster Heimatnot tapfer opferbereiten Peter Bendix, und das Alte, wie es uns wurzelfest entgegentritt im bejahrten Halligschulmeister Welffen — streiten um den Sieg. Mit dem Ruf: „Hallig in Not!“ und der Bekämpfung der grollend heranwogenden See durch die wackeren Halligleute, die in dieser Gefahr für ihre Heimaterde fest zusammenstehen und alles zu opfern bereit sind, schließt das packende Werk mit einem jubelnden „Landfest!“, dessen Schicksal in dem schwer errungenen Liebesbund zweier Halligkinder beschlossen liegt: „Es gibt etwas, das größer ist als alles Verstehen und Begreifen, das wir darum nicht fassen und abwägen können. Die Liebe ist das Größte auf Erden und bleibt es auch dann, wenn sie schwer gefehlt hat.“ Der Roman in seiner packenden Naturschilderung, der prächtigen Menschengestaltung und aufrüttelnden Kraft der Heimattreue wird als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neudeutschen Heimatliteratur zu bewerten sein.

Wir schließen diese Betrachtung mit einem Hinweis auf das liebenswerte Buch aus der „guten alten Zeit“ von Franz Herwig: „Das Sextett im Himmelreich“ (Verlag Ad. Bonz,

Stuttgart 1921). Eine köstlich liebevolle Schilderung des geistigen Lebens eines kleinen fränkischen Städtchens im friderizianischen Zeitalter. Manch einer wird sich in dieser sorgenvollen Zeit gern erfrischen an den schnurrigen Käuzen dieser Kleinstadtphilister und ihren Eigentümlichkeiten. Ein Buch, nicht in der Hast des Tages zu lesen, sondern in der gemütvollen Behaglichkeit eines reingestimmten Sonntagsfriedens. Möge sich an seinen Lesern der Geleitspruch dieses beachtenswerten Erzählers erfüllen: „Meinem Deutschland zu gutem Trost!"

Dr. Paul Bülow



# Neue Lyrik

Man kann wohl sagen: Die moderne Lyrik nimmt an Beliebtheit zu im Quadrat der Entfernung vom klaren Menschenverstande, nach rechts wie nach links. Entweder dürftigster Nationalismus oder brodelndes Chaos. Unter dem Stoß von Gedichtbänden, die mir zur Beurteilung vorliegen, konnte ich leider nur sehr wenige entdecken, die ein Aufhorchen erzwangen, ein Verweilen und eine Rückkehr. Wir schmachten im Zeitalter der Papiernot; wenn man freilich gewahren muß, welchen Umfang die Produktion der Dilettanten angenommen und — nach Art der Dilettanten — auch äußerlich beansprucht, dann ist man nicht mehr ferne, zu verzweifeln und zu klagen. Armseligste Reimereien auf Bütten gedruckt lassen die Frage erstehen: Ist das Geld so wohlfeil, daß man es nur zur Sichtbarwerdung persönlicher Eitelkeiten anzulegen vermag? Wo ist das Bedürfnis nach solchem Unfug, als bei Kriegsgewinnlern oder künstlerischen Bolschewisten?

Ich habe aus dem Wust die besten Bücher herausgelesen, um ein paar hinweisende Worte anzuknüpfen. Mehr als eine Richtung kann ich nicht zeigen; der Platz ist beschränkt, und im Grunde ist nichts verloren, wenn man lieber zum alten Bewährten greift als zum zweifelhaften Neuen. —

Mit Freuden habe ich die sozialen Gedichte „Aus der Armutei" von Kurt Arnold Findeisen durchblättert (Ed. Fock, Chemnitz i. S.). Da findet man persönliche Gestaltung, Anschaulichkeit und Frische. Es ist wahrlich noch keine Errungenschaft, wenn man in einem Gedichte die Worte Käse oder Schieber oder Proletarier anwendet; immer nur die Beseelung, die künstlerische Formung bestimmt und wirkt. Findeisen gibt Bilder aus dem Kohlengebiet; er sieht nicht nur Elend — wenn er auch an dem Laster und an dem Jammer nicht ungerührt vorbeischreitet —, sondern auch die versteckte Schönheit, die überall zu gewahren ist, wo immer ein ungetrübtes Auge um sich blickt. So manche Stücke wie „Kohlenschachthelden", „Schornsteinwald", „Kinderfest", „Mütter", „Der Geiger" verdienen es wohl, öfters gelesen zu werden, denn sie sind rund und reif.

Ein Gegensatz: „Der Bildner" von Viktor Meyer-Eckhardt (Diederichs, Jena). Hier fließt Kühle, Glätte; man atmet wie in dünner Luft. Gewählte Gleichnisse, gefeilte Verse — und dennoch: etwas fehlt, das Beste, Wesentliche. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß hinter diesen Gedichten nur die Artistik steht, eine edle, aber im Grunde leere Freude am Bilden. — Das gleiche Empfinden ruft „Das Feuer" von Waldemar Bonsels wach (Schuster & Löffler, Berlin). Die Glut der Verse ist geredet, aber nicht unmittelbar gebannt. So viel Talent — gewiß; aber man sollte es jetzt endlich erkannt haben, und namentlich in dieser Zeit, welche doch eben die elende Frucht solch falschen Strebens gezeitigt hat, daß jede Kunst verwurzelt sein muß im Leben, in dem großen, ewigen, gemeinsamen Nährboden, wenn sie nicht frühzeitig verblassen und hinwelken soll. Das ist ja eben Künstlers Werk: daß er nicht nur zwei oder drei „Erlesene", d. h. Freunde und Gönner, berühre und leite, sondern daß er eine Leuchte werde für alle, die sich bedürftigen Herzens nahen und die Augen zum Licht erheben. — Da

kann man sich schon eher mit den „Gebeten um Wirklichkeit“ von Elisabeth Janstein anfreunden (Ed. Strache, Wien); denn neben manchem Schiefen, Gewollten findet man neue und eigene Töne, die zwar nicht überraschen, aber doch ein ernstes Streben und hohes Wollen bekunden. Vielleicht öffnet sich hier eine Zukunft. — „Im Atem der Welt“ von Manfred Schneider (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) zeichnet sich zunächst durch den geringen Umfang aus, sodann aber auch durch strenge Zucht und Ehrlichkeit. Man fühlt sich hier an Wilhelm von Scholz gemahnt; aber noch fehlt die volle Abrundung und vor allem die feine, spürsame Sinnlichkeit. Nicht dadurch schafft man ein Gedicht, daß man ein wertvolles Gleichnis oder einen fruchtbaren Gedanken in Verse zwängt; der Blutstrom des Erlebnisses muß es durchkreisen, sonst bleibt es immer nur Predigt, Moral. Manfred Schneider, dem ein erfreulicher Ernst und ein zartes Lauschen eigen ist, möge sich von dem Atem des Weltalls noch inniger durchströmen lassen; dann wird er als Künstler nur gewinnen und steigen. — Ich nenne sodann die letzten Gedichte „Stundenschläge“ von Adolf Frey, dem Schweizer (H. Haessel, Leipzig). Es weht viel labende Bergluft darin; ich entdeckte manches gute und feine Stück; aber Wärme und Fülle haben sich mir nicht bekundet, und so schied ich ein wenig unbeteiligt. — Ein anderer Schweizer, Eugen Hasler, legt uns in demselben Verlag ein Heft „Hochland“ vor. Man kann ihm Anerkennung nicht versagen. Da ist Frische, kräftiges Zupacken. Ich habe gern und zustimmend in dem Büchlein gelesen; man kann von diesem offenbaren Erstling noch nicht Vollkommenheit und Reife erwarten; aber echte Jugend ist heute auch etwas wert, und man soll sich solch unbekümmerter, hochgemuter Klänge nicht mißmutig erwehren. — Kommt man zu Johannes Lindners „Gott, Erde, Mensch“ (Egon Fleischel, Berlin), so fühlt man sich schon unbehaglicher. Nicht die großen Worte, sondern die starken machen den Dichter (besonders den Balladenschöpfer). Freilich: hier herrscht noch Klarheit und Gestaltung. Namentlich die rein lyrischen Verse befriedigen häufig durch gebändigte Kraft, die sich der Form sicher und willig einfügt. — Die Arbeiterdichter sind heute ein wenig Mode geworden. Mir scheint, man sollte die Betonung vor allem auf die beiden letzten Silben legen; daß ein Arbeiter Verse schmiedet, gibt noch kein Anrecht auf Beachtung und literarische Wertung. Nur das Künstlerische entscheidet! „Rhythmus des neuen Europa“ von Gerrit Engelke (Diederichs, Jena) leidet unter dem unseligen Zwiespalt von Wollen und Können. Er ist ein Eigenwilliger, der sich selbst seine Welt erbaut; der sein Empfinden und Ahnen hinausschreit in die Lüfte, unbekümmert darum, ob ihm auch der Ausdruck gelungen, ob sich die Wirrnis zur Klarheit geläutert hat. Darum findet man noch allzu viel Hastiges, Unausgeglichenes, bei aller Anerkennung des redlichen Verlangens und Suchens. Vielleicht eine Hoffnung, die allzu frühe ins Grab gesunken; vielleicht auch ein in sich Beendeter, den ein gütiges Geschick vor Enttäuschungen bewahrte; wer vermag es zu entscheiden? ... An Olga Weitbrecht, die uns ein Buch „Marmor und Wein“ (Schuster & Löffler, Berlin) gegeben, kann man nicht achtlos vorübergehen. Da sind doch Klänge, die aufhorchen lassen. Stille Lieder und andrerseits Bilder und Gestalten, die immerhin nicht alltäglich anmuten. — Paul Zech hat sich immer weiter nach links entwickelt. Seine Gleichnisse, die er überreichlich auszuschütten liebt, verwirren allzu leicht und geben nicht immer völligen Ausgleich. Das Büchlein „Der Wald“ (Sibyllenverlag, Dresden) birgt ein paar entzückende Stücke; aber es sind bezeichnenderweise jene frühen, aus den „Waldpastellen“ herübergenommenen. Vielleicht schafft der Dichter jetzt allzu emsig, so daß die Stille und die Einkehr übersehen werden. Gerade der Künstler soll, wie Meister Ekkehart einmal sagt, die Wiege für das Ewige werden; aber dazu ist eben, wie uns derselbe Mystiker lehrt, Abgeschiedenheit vonnöten und ein Entwerden. — Ohne näher darauf einzugehen, will ich zwei Büchlein erwähnen, die ich nicht gänzlich verschweigen will, weil sie schlichten Gemütern wohl Freude geben werden. „Geliebte Erde“ von Joseph Englert (Felsenverlag, Buchenbach-Baden) und „Vom Glanz der Stunden“ von Heinrich Filsinger (Phaetonverlag, Alfred Kuhn, Stuttgart-Cannstatt). In beiden hübsche Lieder, aber ohne weittragende Bedeutung.

Schließlich drei Anthologien. „Deutscher Geist aus Österreich“ nennt Arthur Trebitsch seine Sammlung (Antaiosverlag, Berlin). Gerade in dieser harten Zeit ein schöner und guter Gruß von unseren Brüdern aus dem Nachbarlande an der Donau. Da findet man Zeugen wie Anastasius Grün, Grillparzer, Hamerling, Pichler, Saar, Rosegger, Ginzkey, Hohlbaum, Wallpach mit Bekenntnissen zum Deutschtum, die man allerorten hören sollte, damit in Not und Trübsal die Aufrichtung nicht gänzlich fehle. — Sehr gute Übersetzungen scheint der Band „Rossija“ von K. Roellinghoff (Ed. Strache, Wien) zu bergen; wenigstens lesen sie sich flüssig, klar und dichterisch durchflutet. Daß man außer bekannten Dichtern wie Puschkin, Lermantow, Tolstoi, Turgenjew, Polonkij, Mereschkowskij auch minder verbreitete, namentlich aus der jüngeren Generation, findet, soll besonders lobend angemerkt werden. — Ja, und nun grinst mich ein Buch an, das mich völlig fassungslos gemacht hat. Ob ich überhaupt darüber reden dürfe, wollte mir zunächst zweifelhaft erscheinen, da ich so gar keine, nicht die leiseste Beziehung dazu gewonnen. Aber ich muß es als Zeitdokument dennoch erwähnen. Um darüber zu spotten, dazu ist es wohl allzu dumm und frech und gemein; nicht einmal die Freude eines rückhaltlosen Lachens kann es spenden. „Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung“, herausgegeben von Kurt Pinthus (Ernst Rowohlt, Berlin). Im Anhang haben die „Dichter“ ihre Selbstbiographien gegeben. Da beginnt Iwan Goll folgendermaßen: „Iwan Goll hat keine Heimat: durch Schicksal Jude (wie übrigens bezeichnenderweise die meisten der hier vertretenen Autoren. Anm. d. Unterzeichneten), durch Zufall in Frankreich geboren, durch ein Stempelpapier als Deutscher bezeichnet.“ Karl Otten, geb. 1889, gebärdet sich besonders unverschämt: „Ich gestehe, daß ich die Deutschen nie geliebt habe (deren Sprache er doch gebraucht, oder vielmehr: mißbraucht! Sch.), daß ich nichts so hasse wie die deutsche Bourgeoisie — seit ich denken kann. Und ebensolange liebe ich Rußland, und ich verlange von jedem revolutionären Dichter zunächst, daß er diese Liebe teile“ . . . Auch Renê Schickele, der wackere, taucht auf, daneben Hasenclever, Rubiner, Lichtenstein, Becher, Benn, Trakl, Wolfenstein — die Namen genügen. Man darf dem deutschen Volke heute die gemeinsten Dinge darbieten, sie werden aufgenommen! Die beigegebenen Schattenrisse sagen übrigens genug über diese „Dichter“ aus. Auf Proben will ich verzichten; ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Aber was August Stramm, Jakob van Hoddis, Gottfried Benn, Johannes R. Becher zu bieten wagen, hat mich wenigstens wie Ausgeburten des Irrenhauses angemutet. Die Worte sind hart, ich weiß es; aber man fördert das Schlechte, wenn man nicht schroff dagegen einschreitet. Hier erweist es sich, ob das hehre Wort „Freiheit“, das ja heutzutage auch der Kunst zugute kommen soll, im Sinne Fichtes oder der Bolschewisten verstanden ist. Man wird nicht mehr im Zweifel sein, wohin der Weg dieser Ungehemmten führen muß. Ob dieses Chaos jemals einen Stern gebären wird? . . .

Und nun, auch ein Zeichen unserer Tage, noch ein Büchlein, das zweifach bemerkenswert bleibt. Es hat Kurt Port zum Verfasser und betitelt sich: „Stefan George. Ein Protest“ (Verlag Heinrich Kerler, Ulm). Nun gut: die esoterische, wurzellose Kunst Georges ist ihm einer Abweisung wert. Zwar habe ich nicht recht begriffen, was Kurt Port eigentlich will und auseinanderlegt; der erste Satz bewirkte schon, daß ich die Augen weit aufriß und das Heft verwundert von allen Seiten betrachtete. Gegen Stefan George? Gewiß! Aber hier steht doch gleich zu Beginn folgende wuchtige Behauptung: „Goethe, der von Grund aus unpoetische, antilyrische Geist (!!), galt jahrhundertlang als der „größte Lyriker aller Zeiten und Völker‘.“ Und dann auf Seite 12 wörtlich: „Schillers Bilddurcheinander kennt man, Goethes phantasieloses Kleben am einzelnen irdischen Ding (!) und seine unsouveräne Haltung der Natur gegenüber (!!), die ihm als freiste Tat Schilderung von Gespensterhaftem und von natürlichem Wahnsinn erlaubte, wird langsam eingesehen . . .“ Ach ja, wir haben es herrlich weit gebracht! . . .

Ernst Ludwig Schellenberg



# Siegmund v. Hausegger als Schriftsteller

Zum ersten Male legt dieses Bändchen der unter Professor Arthur Seidls bewährter und bekenntnisfreudiger Leitung herausgegebenen Sammlung „Gesammelte Schriften" ein Schaffender unter den Tonkünstlern der Neuzeit vor, anknüpfend an die große Reihe führender Meister, die im 19. Jahrhundert mit E. T. A. Hoffmann ihren Anfang genommen haben. Es ist die charaktervolle Künstlerpersönlichkeit des derzeitigen Direktors der Akademie der Tonkunst in München, Professor Siegmund v. Hausegger, des Sohnes des unvergeßlichen, wertgeschätzten Grazer Kunstlehrers Friedrich v. Hausegger, dessen „Vorwort" aber ausdrücklich hervorhebt, daß es sich in diesen Aufsätzen „nur um Ergänzung der unmittelbar auf das Gefühl gerichteten Kunstausübung durch das geschriebene Wort" handeln könne („Die Musik", begründet von Richard Strauß: Betrachtungen zur Kunst, gesammelte Aufsätze von Siegmund v. Hausegger. Mit zehn Vollbildern, einer Handschriftennachbildung und einer Notenbeilage. C. F. Siegels Musikalienhandlung, R. Linnemann, 8 und 265, Leipzig.)

„Wirklich", so ruft der Herausgeber in seinem feinfühligen, von fachwissenschaftlichem Geiste und freundschaftlichem Herzen eingegebenen Geleitwort aus, „wirklich ist es für unsereinen eine reine Freude und besonderes Labsal ganz eigener Art, in solch trüben Zeitläuften weitverbreiteten Verzagens auf einen vom ersten Anbeginn seiner Künstlerlaufbahn und öffentlichen Tätigkeit derart zielstrebigen, markigen und standhaft-aufrechten Mann, nehmt alles nur in allem, zu blicken, einen sichern Stabführer und zuverlässig Kurs haltenden Steuermann, der seinerseits genau weiß, was er selber in all diesem Weltgetriebe will und wohin die stürmische Fahrt im tosenden Wogenmeere soll; der aber auch sich allewege unentwegt bewußt bleibt, was die Not der Zeit von ihren tapferen Kulturkämpfern gebieterisch erheischt...."

So verlohnt es denn einer redlich aufgewandten Mühe des Eindringens in solch geschlossene, scharfumrissene Welt in jedem Sinne: Ob uns v. Hausegger da nach seiner schönen steiermärkischen Hochgebirgsheimat Graz zurückführt und von seinen inhaltreichen Kindheitsjahren, von Jugendeindrücken erzählt, oder die vorbildliche Lebensgeschichte seines idealgerichteten Schwiegervaters, des lange noch nicht genug gewürdigten Tondichters Alexander Ritter, beschreibt; ob er Meisterpersönlichkeiten unserer Tage oder früherer Zeiten — J. S. Bach, Mozart, Franz Liszt, Richard Wagner, Strausglosse, den Fall Debussy, Rosegger, Goethe „den Lebenskünstler" — mit sicherem Verständnis aufmerksam wertet; ob er sich selbst mit der Welt auseinandersetzt und eigene Werke erläuternd einführt (Dionysische Phantasie für großes Orchester, Barbarossa, Wieland der Schmied, Sonnenaufgang, Zwei Gesänge für Tenor und großes Orchester, Natursymphonie, ‚Aufklänge', symphonische Variationen über ein Kinderlied für Orchester), oder ob der Verfasser die Kunstwelt über ihre soziologischen Voraussetzungen belehrend aufklärt, den Künstlern wieder in ihren mannigfaltigen Beziehungen zur Öffentlichkeit die rechten Wege aufzeigt und den guten Dilettantismus in seinem gesunden Verhältnis zur rechten Kunst näher berührt; ob er zu Zeitfragen mitfühlend Stellung nimmt, die Möglichkeiten einer Heimatkunst überprüft, oder aber die nationalen Wurzeln bzw. übernational-menschheitlichen Hintergründe aller Kultur in gediegener Geistesarbeit gründlich untersucht; ob er endlich für Bayreuth, die Persönlichkeitsrechte des Kunstschaffens, für verkannte Stiefkinder der Musik und die Würde der Tonkunst überhaupt entschieden eintritt, oder — mehr zufällig nur — auf gelegentliche Rundfrage knapp zusammenfassend, kurz antwortet, wofern er nicht gar ästhetische Haupt- und Grundgedanken tiefer schürfend bohrt (die einschlägigen Abhandlungen über Konzertprogramme und Orchestergesang bilden wahre Funde für die Fachleute; sein Hamburger Vortrag über „Nationale Kunst" bedeutet eine rühmenswerte Tat!): — immerdar ist es die gleiche Marke, beruht zum mindesten seine eigenste Gabe gerade darin, in gedrungener Form Wesentliches zu verkünden.

Da die Wiederaufnahme der Bayreuther Festspiele nach langjähriger Unterbrechung durch den Weltkrieg erfreulicherweise wieder in naher Aussicht steht, sei es gestattet, Hauseggers auf Bayreuth bezüglichen Aufsatz an dieser Stelle etwas näher ins Auge zu fassen. Denn es ist ja zu befürchten, daß die gleichen Angriffe auf die Festspielstätte und die Erben Richard Wagners, die der Verfasser darin zurückwies, sich auch diesmal wiederholen werden; und es gilt außerdem, Nachstehendes den ältern Freunden des Festspieles in Erinnerung zu bringen sowie besonders der inzwischen herangewachsenen Jugend mahnend ans Herz zu legen.

1. Bayreuth ist nach wie vor die Weihestätte des deutschen Dramas aus dem Geiste der Musik. Noch immer, ja in noch viel höherem Maße als vor dem Weltkrieg, bedeutet künstlerisches Wirken einen Kampf gegen achtzig Prozent absolut kunstfremder, lediglich nach Unterhaltung verlangender Zuhörer, um achtzehn Prozent Willigen und besten Falles zwei Prozent Verständigen die Kunstwerke zu erschließen. Noch immer sind es die Theater, die durch unaufhörliche, oft gänzlich unvorbereitete Aufführungen die Werke zum Modegegenstand erniedrigen und hierdurch dem Publikum das Gefühl dafür, daß große Kunstwerke zur Aufnahme den ganzen Menschen auf das ernstlichste in Anspruch nehmen und deshalb nur ausnahmsweise, als Feste, geboten werden dürfen, gänzlich vernichten. Wagner ist der volkstümlichste Genius der Gegenwart. Verstehen aber wird ihn nur der, welcher imstande ist, über alle Einzelheiten hinweg das Drama in seiner Tiefe zu erfassen. Hausegger erkennt freudig an, daß ernste Kapellmeister und Direktoren mit glücklichstem Gelingen den nun einmal in den Theatern herrschenden Verhältnissen durchaus auf künstlerischer Höhe stehende und weihevolle Aufführungen abzutrotzen wußten. Aber unsere moderne Zivilisation, die von bodenständiger Kultur wesensverschieden ist, verurteilt nun einmal die Theater zu einem widerspruchsvollen Dasein, das es, ihrem ganzen Wesen nach, ihnen verbietet, die Weihestätte zu sein, für die der „Parsifal" geschaffen worden ist.

2. Es ist eine betrübende Tatsache, daß die Festspiele fast nie ein Erträgnis eingebracht und daß sie den Erben Wagners bisher schwere Opfer gekostet haben. Seitdem nunmehr ein schwerer wirtschaftlicher Niedergang über unser Volk hereingebrochen ist, könnte das wirtschaftliche Wagnis einer Wiederaufnahme der Spiele von den Nachkommen Wagners nicht mehr allein getragen werden. Deshalb ist 1921 die „Deutsche Festspiel-Stiftung Bayreuth" ins Leben gerufen worden, und es ist der aufopfernden Werbetätigkeit der Zentralleitung des Allgemeinen Richard-Wagner-Vereins (Sitz Leipzig, Geschäftsstelle Siegel-Linnemann, Dörrienstraße 13) gelungen, diese Stiftung durch Zeichnung von Patronatsscheinen und durch freiwillige Zuwendungen von seiten einer großen Anzahl kunstbegeisterter, auch fürstlicher, Männer und Frauen binnen wenigen Monaten auf die Höhe von mehr als 3 Millionen Mark zu bringen. Selbstverständlich wird, sobald die Festspiele wieder aufgenommen werden können, auch die vom Bayreuther Meister selbst noch 1882, in seinem letzten Lebensjahre, ins Dasein gerufene Richard-Wagner-Stipendienstiftung, die Unbemittelten und nach dem Kunstwerk wahrhaft Verlangen Tragenden den unentgeltlichen Besuch Bayreuths ermöglicht, ihre segensreiche Wirksamkeit von neuem entfalten. Sie ist auch während des Krieges den durch ihn beschädigten Künstlern zugute gekommen.

3. Die Leistungen Bayreuths und die künstlerische Leitung Siegfried Wagners haben sich vor dem Weltkrieg die immer steigende Bewunderung der Festspielbesucher wie auch der gutgesinnten Presse errungen. Somit ist die beanspruchte Ausnahmestellung Bayreuths auch für die Zukunft verbürgt. Möge ihm, der den „Bühnen-Dämon" seiner genialen Mutter geerbt hat, das Vertrauen aller Wohlwollenden zur würdigen Neuschöpfung der größten deutschen Kulturtat seines Vaters erhalten und dieses Vertrauen in zahlreichen neuen Festspielfreunden erweckt werden:

„Froh im Verein,
Brüder getreu,
Zu kämpfen mit seligem Mute!" ...

Möge Siegmund v. Hausegger, der auch als ethisch-ästhetischer Schriftsteller seines Vaters würdig ist, als lebendiges Beispiel schriftstellerischer Künstler-Betätigung manch dankenswerte Nachfolge zum Heil und Segen der künstlerischen Erziehung unseres Volkes nach sich ziehen!

**Prof. Dr. Arthur Prüfer**



# Unsere Musikbeilage

Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit Reichardt und Joh. Adam Hiller, hat das Kinderlied in der deutschen Tonkunst liebevollste Pflege gefunden. Erfreulicherweise beschäftigen sich auch heut noch in der Nachfolge Tauberts und Friedrich Zimmers einsichtige Tonsetzer mit dieser liebenswürdigen Gattung, ich erinnere nur an den jüngstverstorbenen Meister Humperdinck, dessen Herz der Kinderwelt mit allen Fasern gehörte, an Robert Kahn in Berlin, an Martin Frey in Halle, Max Stange in Berlin, an Friedrich Friedwig Frischenschlager in Salzburg. Leo Blechs Kinderlieder sind zwar entzückend feine Gebilde, scheinen aber doch von vornherein mehr für den Konzertsaal bestimmt worden zu sein, wo das Kindliche nur als wohlerwogene Schattierung für bedeutende Vortragskünstlerinnen in Erscheinung tritt. Wie außerordentlich wichtig für die ganze spätere Erziehung zur Kunst ist es jedoch, wenn schon in der Kinderstube spielend, halb unbemerkt, eine wahrhaft edle Pflege der Musik bei unseren Kleinen einsetzt!

Mancher Unkultur gegenüber freuen wir uns, auf neue, wertvolle Kinderlieder hinzuweisen, wie sie demnächst in einer Sammlung von drei Heften bei C. F. Siegel in Leipzig aus der Feder von Hermann Stephani, dem jüngst ernannten Marburger Universitätsmusikdirektor und Privatdozenten, erscheinen werden. Zu den vier allerliebsten Kostproben, die unsere Notenbeilage bietet, schreibt mir der Tonsetzer u. a.: „Wie sie entstanden sind? Aus der Kinderstube für die Kinderstube. Zu seinem ersten Geburtstag wollte ich Reinhartchen doch nicht nur mit Strickhöschen begabt sehen, und so fand sich das erste Stück. Die beiden andern Kinder mußten dann natürlich auch etwas zu Geburtstag und Weihnachten kriegen, und als die redlich von ihren Fäustchen zerarbeiteten Bilderbücher nichts Rechtes mehr hergaben, mußte meine Frau dran und dichten. Bei Nr. 20 habe ich dann gestoppt. Die Kinder sind jedenfalls mein eifrigstes Publikum dafür geblieben, und wenn Mütterchen sie ihnen vorsingt, singen sie mit wie weiland die Gemeinde in der Passion — zum bloßen Hören sind sie viel zu aktiv ..." Daß die Liedchen für die kleinen Stephanis nicht zu schwer waren, hab' ich mich selber überzeugen können — und so werden sie's auch für andere Kinder hoffentlich nicht sein. Gegebenenfalls suche man für den Stimmumfang seiner eignen Kleinen die bestgeeignete Tonart aus.

Stephani ist 1877 zu Grimma in Sachsen geboren, wurde 1902 in München unter Lipps mit einer Arbeit aus dem Gebiet der Musikästhetik zum Doktor promoviert und hat sich als ehemaliger Schüler des Leipziger Konservatoriums (Jadassohn und Reinecke) einen geachteten Namen zumal als Liederkomponist erworben. Etwa seine Duette op. 15 oder seine fortschrittlich gerichteten Zehn Gesänge auf Texte von Fritz Erdner, op. 20 (Verlag Ries & Erler, Berlin) verdienen gekannt zu werden, auch sind vorzügliche Männer- und gemischte Chöre aus seiner Feder hervorgegangen. In weiteren Kreisen ist Stephani als Bearbeiter von Händels „Jephta" und „Makkabäus" sowie durch eine Neuausgabe der Weberschen „Euryanthe" öfters genannt worden. Ein wertvolles Buch von ihm über das vielbesprochene Problem der Tonartencharakteristik erscheint zurzeit bei Bosse in Regensburg.

**Dr. Hans Joachim Moser**



# Türmers Tagebuch

## „Der rechte Mann für uns"

Englands Politik wird bedroht nicht nur durch die Auswirkungen der russischen Revolution, durch die Kraft des Jungtürkentums, sondern gleichzeitig durch die französische Politik im Osten. „Die Festsetzung Frankreichs in Syrien", faßt die „Tägl. Rundschau" diese Schwierigkeiten kurz zusammen, „bedeutet die Bedrohung der linken Flanke Englands, und das an einem Punkte, der für die ganze Weltherrschaft Englands vital ist. Frankreich, das schon durch Toulon und Biserta Englands Verbindungen aufs empfindlichste stört, setzt sich in der Nähe des Suezkanals fest. Frankreich sucht sich als Verteidiger des Islams aufzuspielen, nachdem es seine Rechte auf Syrien auf die Politik der katholischen Könige Frankreichs stützt. Der englisch-französische Gegensatz im Orient beeinflußt den englisch-französischen Gegensatz in Europa und wird von ihm beeinflußt. Im nahen Osten wird er zum allgemeinen Gegensatz der beiden Staaten." So liegen die Dinge. England ist geschwächt, Frankreich militärisch stark wie selten zuvor und entschlossen, die Gunst der Umstände auszunutzen. „Sowohl die französischen als auch die englischen Interessen heischen dringend eine Einigung beider Staaten", schreibt in dieser Situation Herr Georg Bernhard, der übereifrige Manager des neuen deutschen Außenministers Walter Rathenau. Daß England zurzeit alles Interesse daran hat, es nicht zu einem Bruch mit Frankreich kommen zu lassen, ist einleuchtend. Diese Tatsache, für Deutschland äußerst ungünstig, muß von uns in ihrer ganzen Tragweite erfaßt werden, damit wir vor bitteren Enttäuschungen bewahrt bleiben. Nicht nur aus psychologischen, sondern auch aus wirklich realpolitischen Ursachen werden wir zu Frankreich, dessen erbarmungslose Faust am härtesten und unmittelbarsten auf uns lastet, in einen Gegensatz hineingedrängt, der wie für alle Ewigkeit geschaffen erscheint. Das aber darf uns nicht verleiten, nun auf der andern Seite, bei England, Vorteile zu suchen, die, wenn überhaupt erreichbar, unter den obwaltenden Verhältnissen sich sehr bald als trügerisch erweisen würden. Jede Konferenz, die eine künstliche Heilung der Weltwirtschaft in Aussicht stellt, birgt eine Gefahr für Deutschland, die in ihrer ganzen Größe von unseren meist auf das rein Wirtschaftliche eingestellten Vertretern leicht übersehen wird. Seitdem Genua das Schlagwort bildet, ist von der britischen Presse systematisch für die Behandlung der gesamteuropäischen Wirtschaftslage Stimmung gemacht worden. In einer ausführlichen Denkschrift hat Lloyd George sich zu der gleichen Auffassung bekannt. Bei uns sind daraufhin Vermutungen entstanden, als wäre eine grundsätzliche Änderung der

englischen Politik Deutschland gegenüber nun in nicht mehr zu weiter Ferne. Ein frommer Irrtum, dem Graf Reventlow, außenpolitisch einer unserer klarsten Köpfe, folgende ernste Erwägungen entgegenhält: „Alles, was für Deutschland bei einem solchen Versuch herauskommt, wird gewissermaßen, vom Standpunkt des englischen Programms aus gesehen, ein ‚Nebenprodukt' sein. Diese Tatsache ist nicht gleichgültig, und es ist falsch, zu sagen: ungewollt oder nicht, Nebenprodukt oder nicht — es bleibt eben deutscher Vorteil! — Die Schlußfolgerung ist unrichtig. Triebe England eine Politik mit dem Zweck, Deutschland zu stärken, so wäre es etwas anderes. Gesetzt den Fall, ein Mann wie Churchill begriffe nicht allein die von Frankreich kommende Zukunftsgefahr für Großbritannien, sondern versuchte tatkräftig, sie abzuwehren und ihr vorzubeugen, so müßte er nach alter erfolgreicher britischer Tradition eine zielbewußte Politik der Stärkung Deutschlands politisch wie wirtschaftlich betreiben. Von einer solchen ist bis heute von seiten Großbritanniens nicht die Rede. Nichtkönnen und Nichtwollen kämen dabei vielleicht zusammen. Es wäre ein Fehler deutscherseits, wenn man mit zielbewußter Unterstützung rechnen wollte. Wie die Dinge heute liegen, besteht die Gefahr, daß Deutschland für jede wirkliche oder scheinbare Erleichterung seiner wirtschaftlichen Bedrängnisse politisch und völkisch büßen muß. So lange Großbritannien auf die Entente mit Frankreich das gleiche Gewicht legt, wie Lloyd George es in seiner Denkschrift tut, wird Deutschland, was wirtschaftlich für es abfällt, politisch bezahlen müssen. Man fragt so oft in Deutschland: was und wieviel Deutschland wirtschaftlich und finanziell beim besten ‚Erfüllungswillen' leisten könne. Die Erfüller fragen nie, wieweit der deutsche Staat und das deutsche Volk politisch beraubt worden ist und beraubt werden wird…

Herrn Rathenaus Wort in München: die Wirtschaft, nicht mehr die Politik sei das Schicksal der Völker, und sein Wort in Paris: er repräsentiere den internationalen Finanzgeist, zeigen ein Programm, welches über Deutschland hinweggehen, dabei es ‚wiederaufbauen' soll, um den Preis, daß es politisch und völkisch zur Leiche wird. Das ist die Gefahr."

* * *

Diese Gefahr, in der Tat, erhält ihre Verkörperung in der Person Walter Rathenaus. Die Versuche gewisser Kreise, Herrn Rathenau, dem Direktor der A.E.G. und Verfasser zahlreicher Broschüren kulturphilosophischen und wirtschaftspolitischen Inhalts, den Weg in die Regierung zu bahnen, reichen weit zurück in die Vorkriegszeit. Allein trotz der sehr aufdringlichen Bemühungen ergebener Leiborgane, die Augen der Öffentlichkeit auf diesen Mann zu lenken, ist weder unterm kaiserlichen Regime noch während der Kriegsjahre die Berufung erfolgt, auf die Herr Rathenau und die Seinen sehnsüchtig harrten. Erst jetzt, fast drei und ein halbes Jahr nach der Revolution, hat die große Stunde geschlagen, durch die Herrn Rathenau das Ruder des Staatsschiffes in die Hand gegeben wird. Mit diktatorischer Geste — er verlangte binnen vierundzwanzig Stunden Außenminister zu werden — hat er von dem Kommando Besitz ergriffen. Das gegenwärtige Kabinett, das sich Wirth nennt, trägt in Wahrheit sein Gesicht. Unter den dürftigen Mittelmäßigkeiten, aus denen sich dieser Regierungskonzern zusammensetzt, hebt sich Herrn Rathenaus spekulativer

Geist, um im Stile Salomonis zu reden, empor wie ein Turm, der gen Damaskus gehet. Der Reichskanzler Wirth, der einige krisenschwangere Monate hindurch das Außenministerium im Nebenamte „leitete“, ist nur das Sprachrohr dieses ehrgeizigen Usurpators, der sich vor dem Publikum geschickt den Anschein zu geben weiß, als sei es lediglich glühendste Vaterlandsliebe, die ihm die Bürde seines verantwortungsvollen Amtes erträglich macht. Ist es doch von jeher der hervorstechendste Zug in dem Porträt des Herrn Rathenau gewesen, daß er, der ausgesprochene Repräsentant der bankkapitalistischen Interessengruppe, in Wort und Schrift das Gefühlsmäßige so stark in den Vordergrund rückt, daß das Wesentliche seiner eigentlichen Pläne und Ziele dahinter wie in nebelhafter Verschwommenheit, dem Durchschnitt unerkennbar, erscheint. Der idealistische Fassadenputz, mit dem er, zweifellos ein Meister dieses Handwerks, sein wahres Sinnen und Trachten zu übertünchen weiß, täuscht die leicht zu übertölpelnde Menge. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß gerade die Sozialisten ihm, dem Überkapitalisten, ihr Vertrauen schenken! Oh, er versteht mit dem erstaunlich sicheren Intellekt seiner Rasse die Stellen zu erspähen, an denen das deutsche Gemüt mit unausbleiblichem Erfolge zu „beeindrucken“ ist. Seine Schriften haben hohe Auflagen erzielt. Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie sehr man den Instinkten auch der Gebildeten entgegenkommt, wenn man, anstatt — wie es der schwerblütigen Art der deutschen Forschung entspricht — mühselig in den spröden Kern der Probleme einzudringen, deren Oberfläche in ständig wechselnder Beleuchtung zeigt und noch dazu mit raffiniertem Geschick bei dem angenehm unterhaltenen Beschauer den Wahn erweckt, als sei der Blick in abgründige Tiefen gerichtet. Rathenaus Schriften, so aufrüttelnd sie sich gebärden, sind letzten Endes darauf angelegt, das selbständige Denken des Lesers zu narkotisieren. Rathenaus Schriften, ebenso reich an Phrasen wie bettelarm an schöpferischen Ideen, peitschen die Spannung auf, steigern sie von Blatt zu Blatt bis zur letzten Seite, und wer den Mut hat, sich's aufrichtig einzugestehen, wird zugeben müssen, daß man am Ende so klug ist als wie zuvor. Ist es wahr, daß der Stil den Menschen ausmacht, so sollte man meinen, daß Herr Rathenau in den Augen aller derer, die überhaupt zu sehen vermögen, hinreichend seiner Natur nach gekennzeichnet ist. Kurz vor Kriegsausgang hat er, dessen Haltung nachweislich stets von delphischer Zweideutigkeit war, unter dem hochtrabenden Titel „An Deutschlands Jugend“ einen Aufruf veröffentlicht, der in milde verschleierten Formen pazifistischen Tendenzen huldigt. Nur eine Stilprobe von wenigen Zeilen sei daraus wiedergegeben:

„Die Großen haben gesprochen. Es ist Zeit, daß die Kleinen und Geringen reden, bevor die Steine und die Gräber ihren Mund auftun. Und da ich unter den Geringen ein Geringster bin, so will auch ich meine Stimme erheben, so schwach sie ist.

So schwach meine Stimme ist, es gibt Pforten, vor denen ein fallender Tropfen wie Erzklang dröhnt. Auch wenn keines dieser Blätter in das fremde Land gerät, so wird mein schwaches Menschenwort sich seinen Weg bahnen, denn die Sprache, die aus heißem Herzen kommt, bedarf keiner Laute, und wenn ihr Ruf auch nur einem Herzen begegnet, so wird er ein Hagelkorn des Hasses schmelzen. Dereinst aber wird sich die eisige Saat in Tau verwandeln.

Feinde, Menschen, Brüder, höret! Es ist genug.“

Ja, wahrlich, es ist genug. Man sieht förmlich die aufgeregten Gestikulationen zwischen den einzelnen Sätzen. Und man beachte, wie sich die gleißnerische Demut („Der Geringsten einer“) schon auf der nächsten Zeile in maßlose Arroganz („Erzklang“) umwandelt. Die „deutsche Jugend“ täte uns leid, die sich durch solche falschen Töne verlocken und betören ließe. Kurze Zeit nach jenem Aufruf trat der selbe Rathenau mit dem selben hysterischen Wortschwall für die nationale Verteidigung ein. Denn tief im Blute sitzt ihm das Zwiespältige, Schillernde, ahasverisch Unruhvolle...

* * *

Mit rühriger Geschäftigkeit, mit verdächtigem Eifer haben Herrn Rathenaus Getreue im Lande das Wiesbadener Abkommen als einen gewaltigen Erfolg gepriesen. „Daß er aktive Politik trieb,“ ließ sich die „Frankf. Ztg.“ jubelnd vernehmen, „das war es, was ihm Vertrauen schuf. Und wie er dann in den letzten Wochen die weltwirtschaftliche Entwicklung für Deutschland zu nutzen verstand und die offenere Bereitschaft, uns und unsere Lage zu verstehen, die sich draußen aus jener Entwicklung ergab: diese aktive Führung in London und in Cannes mit ihren Erfolgen, sie war es, die auch sehr vielen skeptischen und in anderen Dingen ihm entgegengesetzten deutschen Menschen die Überzeugung eingab, das scheint wohl in der heutigen Lage der rechte Mann für uns zu sein.“

Hoch klingt das Lied — — Der „rechte Mann“ für uns! „Vor über dreizehn Jahren“, erinnert die „München-Augsburger Abendzeitung“, „stellte Rathenau es als den Geist der Zeit hin, daß an Stelle der Kaiser und Könige die internationale Hochfinanz die Zügel der Regierung ergreifen würde. Nach dem Kriege erklärte er bekanntlich, die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren, wenn Wilhelm II. als Sieger durch das Brandenburger Tor einziehen würde. Als in Cannes der sogenannte Wiederaufbau Europas besprochen wurde, da sagte Rathenau: ‚Der Weg, auf den man sich begeben will, erscheint mir richtig; ein internationales Syndikat, und zwar Privatsyndikat‘. Damit ist die Tendenz seines Wirkens mit einer Deutlichkeit niedergelegt, wie man es klarer eigentlich gar nicht verlangen kann: die Vertrustung (zunächst) Europas und seine wirtschaftlich-politische Abhängigkeit von einem privaten internationalen Bankkonsortium! Dieser Überkapitalismus sieht nun nicht die andere internationale Macht: den Bolschewismus mit seinen vorerst noch zahmeren Anhängern und unbewußten Unterstützern als Todfeind an, sondern ist bestrebt, die bolschewistische Internationale als gleichberechtigte Teilhaber ins Weltsyndikat einzufügen. Nicht nur hat Rathenau sich lobend über Radek-Sobelsohn ausgesprochen und erklärt, Lenin arbeite nach seinen (Rathenaus) Wirtschaftsplänen, auch praktisch steht er seit langem in engster wirtschaftlicher Beziehung zur Sowjetregierung.“

Herr Rathenau, der die Regelung der Welt einer Handvoll internationaler Bankiers in die Hände spielen will, hat jüngst im Hauptausschuß des Reichstages sein Programm entwickelt. Die französische Presse hat sich zu dieser Rede beifällig und huldvoll geäußert. Sehr begreiflich. Frankreich erblickt in Herrn Rathenau einen Erfüller — einen bessern findst du nit. Aber wir? Was liegt für uns wohl für ein Grund vor, darüber zu frohlocken, daß Deutschlands Schicksal in Herrn Rathenaus

Obhut gegeben ist? Trotzdem tut es ein Teil der Presse und macht dem Publikum weis, daß wenn überhaupt, so mit Herrn Rathenaus politischer Betätigung das Licht anbrechen werde.

Fürchterlich, geradezu vernichtend, geht Parvus-Helphand, vor dessen wirtschaftlicher Sachkunde wir bei aller Verschiedenheit der Anschauungen sonst die ernsteste Achtung hegen, in der „Glocke" mit dem „Gesundbeter" Rathenau ins Gericht:

„Welche Perspektiven eröffnet er uns für die nächste Zukunft? Im Anfang, nach Rathenau, war Wiesbaden. Wiesbaden zeugte Cannes. Die Bedeutung von Cannes? Das Zustandekommen der Konferenz von Genua. Die Bedeutung von Genua? Eine Reihe weiterer Konferenzen, die, nach Rathenau, sich durch das ganze Jahr hinziehen werden.

Ich verkenne durchaus nicht die Bedeutung einer gegenseitigen Aussprache, der Schaffung eines Weltforums, auf dem die Weltinteressen erörtert werden. Aber ist das eine Lösung zu einer Zeit, da die halbe Welt in Trümmern liegt und die andere Hälfte infolgedessen ins Elend versinkt!

Rathenau sagte, er erwarte von der Konferenz in Genua schon wegen ihrer Vielgestaltigkeit von vornherein keine praktischen Lösungen. So wird es jetzt gedeutet, früher hat es sich anders angehört. Aber es sei! Dann wollen wir doch wenigstens klar sehen.

Ich sage: die Frage des Wiederaufbaus der Weltindustrie wird nicht auf allgemeinen Weltkongressen entschieden werden, sondern von den Regierungen in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese Regierungen haben aber weder ein gemeinsames Aktionsprogramm noch überhaupt ein Wiederaufbauprogramm.

Wir haben es auch nicht. Wir werden willenlos im Strudel mit fortgerissen und treiben von einem Bankrott zum andern.

W. Rathenau sagte, unsere Dekadenzahlungen von 31 Millionen Goldmark haben den gegenwärtigen Kurssturz der Mark bedingt. Das ist zwar nicht ganz richtig, denn dem Kurssturz ging eine anhaltende inländische Preissteigerungswelle voraus. Aber wenn das schon jetzt der Fall ist, wie soll es denn werden, wenn die Regierung die Sachleistungen zu bezahlen haben wird?"

Parvus legt dann im einzelnen dar, wie die Charlatanerie der Sachleistungen uns notwendig in den Ruin stürzen müsse. Der sinkende Markkurs begünstigt unsere Ausfuhr, entwertet sie aber zugleich und verteuert die Einfuhr. Das Ergebnis ist, daß wir aus dem ausländischen Geschäft kein Geld ziehen, sondern noch draufzahlen. Wie soll die Regierung unter diesen Umständen die Sachleistungen bezahlen? Es wird, prophezeit Parvus, das gleiche Fiasko sein, wie bei den Goldzahlungen. Gerade der Übergang zu Sachleistungen bietet eine bequeme Handhabe, beträchtliche Summen aus uns herauszupressen. Denn wenn wir in Gold zahlen sollen, muß man uns immerhin die Märkte öffnen. Dagegen wenn wir in Waren zahlen, sind unsere Gläubiger an unserem Handel desinteressiert. Mag es uns noch so schlecht gehen, so wird man immer mancherlei finden, was man bei uns herausholen kann, und man wird froh sein, die Konkurrenz der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt losgeworden zu sein.

Rathenau plädiert für eine internationale Goldanleihe. Sehr schön, aber welche Garantien können wir denn noch bieten? Alle Wahrscheinlichkeit, das ist an dieser Stelle genugsam ausgeführt worden, spricht dafür, daß wir an Stelle einer internationalen Anleihe eine internationale Finanzkontrolle bekommen werden. Vielfach hört man unter Achselzucken Redensarten wie: „Inflation, Geldentwertung, österreichische Zustände. Na schön, man lebt auch in Österreich. Und wenn wir nicht zahlen können, dann zahlen wir eben nicht."

Dieser Taktik des Gewährenlassens, die sich in breitesten Kreisen und nicht zuletzt in Parlament und Regierung geltend macht, hält Parvus mit Recht entgegen, „daß schon der gegenwärtige Zustand, bei dem einerseits die Spekulation ihre wildesten Blüten treibt, anderseits die deutsche Wissenschaft betteln geht, weil ihr die einfachsten Hilfsmittel fehlen, die Gelehrten, Künstler, Schriftsteller verhungern, weil die Kulturbedürfnisse Deutschlands zurückgehen, das Volk einem leeren Tand nachgeht, während seine allgemeine Lebenshaltung sinkt, die Arbeiter um papierne Löhne kämpfen, währenddem ihre Leistungsfähigkeit sinkt, in sich den Untergang der deutschen Industrie und der deutschen Kultur birgt".

Noch lebt unsere Industrie von ihrem früheren Besitz. „Aber bei der Errichtung von neuen Anlagen stellt sich die Rechnung schon anders. Selbst größere Reparaturen erwecken Bedenken. Die moderne Industrie muß sich aber immer wieder erneuern, wenn sie sich behaupten will. Schon in zehn Jahren wird die deutsche Industrie von den anderen überholt werden, wenn es so weiter geht.

Des weiteren reduziert sich der Unterschied zwischen dem inländischen und dem ausländischen Wert der Mark immer mehr. Ein Zustand muß eintreten, bei dem die inländischen Preise sich schnell und automatisch auf den ausländischen Markkurs einstellen werden. Dann verschwinden die Vorteile der Markentwertung für unsere Industrie.

Diese Konsequenz wäre schon jetzt eingetreten, wenn nicht die Zustände auf dem Geldmarkt in der ganzen Welt verworren wären. Das wird aufhören. Ob mit oder ohne uns, der Weltmarkt, die Weltindustrie und ein festes Verhältnis zwischen der Valuta der führenden Industriestaaten werden hergestellt werden. Das Ergebnis der verzögerten Entwicklung wird nur sein, daß unsere stark entwertete Valuta überhaupt aus dem Weltverkehr herausgeschmissen werden wird."

Kurz und gut: Herr Rathenau handelt nicht anders als die Medizinmänner, die sich einbilden oder auch nur vorgeben, den Regen durch Trommelschlag und Beschwörung vom Himmel herunterholen zu können.

* * *

Das Aktionsprogramm, das Herr Rathenau aufgestellt hat, zeigt aber neben der wirtschaftspolitischen auch eine psychologische Seite. Obgleich die Kontinentalpolitiker nach den schmählichen Mißerfolgen ihrer Anbiederungsversuche ein klein wenig stiller geworden sind als noch vor etwa Jahresfrist, zieht sich durch das Regierungssystem Rathenau die Hoffnung auf eine Versöhnung mit Frankreich, und es ist nur eine zwangsläufige Folgeerscheinung dieser monomanen Belastung, wenn jedes Aufwallen des nationalen Empfindens im Angesichte der feindlichen Willkür als ein störendes und hemmendes Moment der Verständigungstheorie von oben her be-

kämpft und unterdrückt wird. „Es ist“, hat Herr Rathenau pathetisch verkündet, „ei europäische Notwendigkeit, daß die zerstörten Gebiete Frankreichs wieder aufgeba werden. So lange sie als Wüsteneien zwischen Deutschland und Frankreich liege bleiben sie ein Symbol der Spaltung zwischen den Völkern. Immer wied wird den Bewohnern dieser Gebiete Bitterkeit ins Gemüt geführt, und die Länd der Erde sehen in den zerstörten Gebieten das Wahrzeichen eines noch nicht wied hergestellten Friedens. Ich halte es für dringend nötig, daß der Wiederaufbau d zerstörten französischen Gebiete so bald als möglich erfolgt, und ich glaube, daß d Zentralproblem der ganzen Reparationen darin liegt, daß Deutschland sein mö lichstes tut, um diese Gebiete wiederherzustellen.“

Wir möchten an Herrn Rathenau die Frage richten, ob ihm als einem Mitglie der Regierung die Mitteilungen vollkommen entgangen sind, die der stellvertreten Leiter des Aufbauministeriums über den wahren Stand der Dinge im Reichst vorgetragen hat. Unter der lebhaften Empörung des Hauses stellte der Referent fe daß von unserer Seite aus alle nur erdenklichen Anstrengungen gema worden sind, die Aufbauarbeit in Gang zu bringen, daß aber die französisch Behörden fortdauernd den hartnäckigsten Widerstand bereitet, ja, unsere B strebungen geradezu absichtlich sabotiert hätten. Es liegt also, was Herr Rathen offenbar geflissentlich übersieht, nicht an uns, sondern an Frankreich, wenn d zerstörte Gebiet noch immer den traurigen Anblick eines Trümmerfeldes bietet. soll hier nicht nachgespürt werden, welche Gründe im einzelnen Frankreich zu sei perfiden Haltung bewogen haben. Soviel ist sicher, daß agitatorisches Bedürfn dabei keine geringe Rolle gespielt hat. Denen um Poincaré ist es keineswegs unli wenn das Symbol der Zerstörung, das Herr Rathenau so schnell wie möglich v der Erdoberfläche tilgen möchte, noch weiterhin bestehen bleibt — ein sichtba Schandfleck deutscher Barbarei. Planmäßig werden Rundfahrten durch die Ruine stätten veranstaltet und immer und immer wieder durch den theatralischen Hinw auf die verödeten und brachliegenden Zonen des ehemaligen Kampfgebietes Sentimentalitätsdrüsen des Auslandes gezwiebelt: Seht Frankreichs unheilb Wunden! Seht, was der Boche verübt!

Wäre uns durch den Friedensvertrag freie Hand gelassen, die Möglichkeit gebot worden, nach unserem Plan zu wirken und zu schaffen, längst würde schon neu Leben aus den Ruinen emporgeblüht sein. In der Zeitschrift „Der deutsche Führe (S. Mittler & Sohn, Berlin) stellt Dr. Gustav Blume eine lehrreiche Betrachtung a

„Man setze den Fall, im Kriege seien Rheinprovinz, Elsaß-Lothringen, Bad Württemberg, vielleicht auch ein Teil Bayerns verwüstet worden, aber schließl sei Deutschland doch Sieger geblieben. Ist es denkbar, daß es siegreich und hilf — welch ein Schauspiel! — mit den zerstörten Gebieten nichts anderes anzufang gewußt hätte, als eine schimpfliche Fremdenindustrie daraus zu machen, ohne a nur ein Gefühl für das unausdenkbar Beschämende dieses internationalen und ‚ne zeitlich aufgezogenen‘ Mitleids (mit Reise und Verpflegung) zu haben? Ist denkbar, daß in Deutschland drei Jahre nach Friedensschluß kaum das Notdürftig wiederhergestellt wäre, daß Deutschland die Wiederherstellung von dem besiegt Frankreich hätte erpressen müssen — in der Tat müssen, einfach weil es all

— der Sieger! — nicht damit fertig wird? Nein, es hätte mit den reicheren Mitteln des Sieges den ganzen brausenden Rhythmus seiner gewaltigen Organisations- und Arbeitskraft von einst lebendig gemacht, und in drei Jahren hätte an der Stelle des zerstörten Alten das schönere Neue gestanden."

Das ist wahrhaftig keine leere Redensart, keine Renommage. Wir haben Belege, die für uns zeugen: Ostpreußen. Oder aber, um ein Beispiel aus allerjüngster Zeit anzuführen: Oppau. Das Explosionsunglück von Oppau fand am 21. September vorigen Jahres statt. 1947 Häuser wurden damals zerstört. Hiervon sind 1286 Häuser bereits wieder im Aufbau.

Die Steine reden — — —

* * *

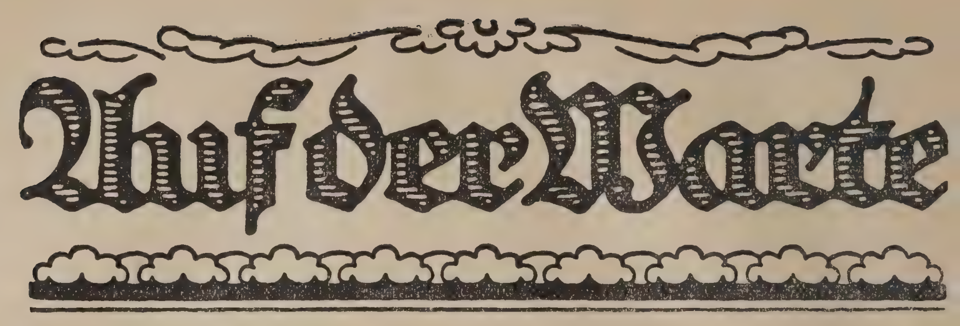
Inzwischen sind die neuen Pariser Reparationsbedingungen mit Hammerschwere auf uns niedergefahren. Nicht unerwartet für jeden, der sich die Sinne von Weihrauchwolken nicht hat umnebeln lassen. Denn hier ist die Quittung auf die Politik Wirth-Rathenau. Besitzt angesichts dieses vernichtenden Diktats der engere Zirkel des „großen Inspirators" noch die eherne Stirn, von „Erfolgen" zu reden? O ja, man besitzt sie. Herr Georg Bernhard, der Unentwegteste seiner Pressetrabanten, hat wahrhaftig das Herz, mit beglückter Miene festzustellen, daß gegenüber dem Londoner Diktat das uns jetzt auferlegte einen Fortschritt bedeute! Als ob ein paar Milliarden mehr oder weniger an der Unmöglichkeit des Ganzen etwas ändern könnten! Das Entzücken über einen solchen Fortschritt gleicht der wahnsinnigen Freude des Delinquenten, dem statt des hänfernen Strickes der elektrische Stuhl zur Hinrichtung bewilligt wird.

Ein Berliner illustriertes Blatt brachte dieser Tage auf seiner ersten Seite die Bilder der „führenden Männer von Genua".

Rathenau ist zu schauen — Poincaré fehlt.

In Wirklichkeit aber wird er da sein.






## Frankfurter Goethe-Festwoche

„Blendender Festglanz flutet über Parkett und Ränge des Opernhauses, Königin Mode freut sich der stärksten Triumphe über schönheitsdurstige Frauen, auf den Stirnen würdiger Herren liegt der Bann einer gewissen Feierlichkeit“ — so beginnt ein Zeitungsbericht über die Frankfurter Goethewoche. Denn es ist jetzt Zeit in Deutschland, in diesem elenden, verknechteten Deutschland, Feste zu feiern und vor tausendköpfigem Publikum Ansprachen zu halten, statt im stillen zu wirken. Wir sind nicht mehr das Wilhelminische Deutschland. Wir beziehen unsre Schlagworte aus Weimar...

Das vom Zerfall bedrohte Frankfurter Goethehaus braucht Geld, viel Geld. Man veranstaltet also eine Festwoche unter der Marke „Goethe“. Sie hat den nüchternen Zweck, Geld hereinzubringen, soll zahlendes Publikum anziehen; man muß also Anziehungskräfte zur Schau stellen. So beruft man denn die namhaftesten Figuren der jetzigen Öffentlichkeit, obenan den Reichspräsidenten, etliche Berliner Minister und drei auserlesene Dichter. Die letzteren sitzen mit dem Reichspräsidenten in der Proszeniumsloge; alle drei (bei ihren Ansprachen „stürmisch begrüßt“, noch ehe sie den Mund geöffnet) gehören dem Berliner Verlag S. Fischer an. (Wer hat just diese ausgewählt?) Das übrige geistige Deutschland ist so gut wie nicht vertreten. Frankfurt und Berlin machen die Sache. Sie wissen, wie man eine Sache macht; der Zweck wird glänzend erfüllt. Und somit wäre alles in Ordnung. Man hat in gefälligen und prunkvollen Formen die nötigen Summen für das Frankfurter Goethehaus zusammengetrieben; und wir andern haben nur Grund, den rührigen Veranstaltern unsern Dank auszusprechen, was wir hiemit gerne tun.

Aber die an sich so wirksam gemachte Sache, unterstützt von der ganzen Presse, hat einen fatalen Beigeschmack, der uns zu einer Randglosse zwingt. Wir müssen Einspruch erheben, daß man dieser rein gesellschaftlichen und finanziellen Veranstaltung irgendwelche geistige Bedeutung beimißt. Wir lasen die Rede von Hauptmann in der „Frankf. Ztg.“ und begegneten da, in zeitpolitischer Verwässerung, einigen Gedanken, die wir seit 20 Jahren in andrer Form vertreten: ins Gemeinplätzliche übersetzt etwa dahin lautend, daß der Volkskörper eine Volksseele haben müsse, wie überhaupt das Wort Seele über ein dutzendmal in der kurzen Ansprache auftaucht. Das klingt fast, als ob der Naturalist jetzt umlernen wollte. Glaubt man aber, daß solche „Festwochen“ — die nur eine Fortsetzung der alten äußerlichen Art von Aufmachung sind, nur daß die Schlagworte wechselten —, glaubt man, daß solche Schaustellungen Seele erzeugen?!

In einem völlig unbefangenen Brief aus dem Frankfurter Publikum schreibt man uns: „Als ich gestern abend in dem weiten hohen Bau des Opernhauses des Beginns harrte, war ich bereit, die Weihe einer weihereichen Dank- und Gedenkfeier aufzunehmen, erhoffend, daß dieses Sammeln um unsern Altmeister auch ein geistiges Vereintsein von Deutschen aufleuchten ließe. Vergebens! Man klatschte beim Erscheinen eines Redners, ehe überhaupt gesprochen wurde; man folgte der Rede mit dem Verstand; es wurde wieder geklatscht — und so vollzog sich das mechanische Handwerk nach jedem Fallen des Vorhangs. Wahrlich, mehr Anteilnahme, Erregung, Ek-

stase ist an der Börse; und dort schreit ja wohl der Materialismus die deutsche Seele tot. Diese Wahrnehmung hat mich gestern so traurig gemacht. Und immer wieder fühlte ich, wie fern und fremd sich Deutsche untereinander sind. Wir müßten noch viel, viel ärmer sein, damit wir in der Stille nach Kostbarem schürfen könnten.“... Diese Stimme aus dem Publikum gibt unbewußt, tastend, einer tiefrichtigen Empfindung Ausdruck: solche Veranstaltungen befriedigen Schaulust und Sensation, holen wohl auch Geld aus den Taschen derer, die sich's leisten können — —. aber gemeinsame Ergriffenheit, gleichmäßige Erhebung, die „Beseeltes, Verwandtes, Lebendiges zusammenschweißt“ (wie es in dem Schreiben weiterhin heißt), ist nicht festzustellen. Die Veranstaltung ist von außen gemacht, nicht aus innerem Bedürfnis nach neuer edler Weltanschauung und Lebensführung gewachsen.

Es erinnert an die Redewendungen der Nationalversammlung und an die Berliner Opposition bei den Tagungen der Goethegesellschaft zu Weimar, wenn der Herr Reichspräsident spricht:

„Neu ist aber, daß wir jetzt Lebenden entschlossen sind, Goethe aus dem kleinen Kreis der Fachgelehrten und Bewunderer herauszuführen und ihn der ganzen Nation zu geben, für die er gelebt hat, Goethe als großen Menschen zu feiern, in dessen Licht und Wärme sich die ganze lebende Generation, das ganze Volk und auch seine politische Organisation stellen sollen.“...

Wie macht man das? Hat Goethe bisher wirklich nur einem „kleinen Kreis der Fachgelehrten und Bewunderer“ angehört? Oder wird er vielmehr jetzt erst von der Sozialdemokratie gleichsam entdeckt? Schön! Die Werke stehen längst da, billig oder teuer, der ganzen Nation zugänglich: aber wie macht man es, Goethes vornehm-stille Wesensart und weise Beschränkung oder Lebensmeisterschaft dieser „ganzen Generation“ der Streikenden, Gewerkschaftsführer, Parteipolitiker, Schieber, Wucherer und dergleichen ins Herz zu „geben“? Wir bitten den Herrn Reichspräsidenten, die betreffende Verfügung zu treffen. In der Tat, dann könnte man mit ihm fortfahren: „In diesem Sinne möge von den Frankfurter Tagen ein neuer Impuls für das geistige und politische Deutschland ausgehen und Goethe zum zweiten Male von Frankfurt aus seinen Weg in das deutsche Volk gehen, von der Stadt aus, die, wie keine andere in Deutschland, geeignet und berufen ist, die Tradition ihres großen Sohnes zu pflegen.“... Wir haben aber allen Grund, anzunehmen, daß Frankfurt eine tüchtige Handelsstadt und dieser Satz eine freundliche Redensart bleiben wird.

An der Spitze der Festschrift liest man folgende Verlautbarung von G. Hauptmann:

„Die Hinterlassenschaft, die den Namen Goethe trägt, läßt sich einer wundervollen Kuppel vergleichen, fertig, in sich tragfähig, fest, innen mit tiefsinnigem Bildmosaik geschmückt, die Außenwölbung von Gold. Aber sie steht auf der bloßen Erde. Sie wartet vergeblich darauf, daß man sie hebe, einbaue, an ihre natürliche Stelle bringe, damit sie nach ihrem Beruf ein Bauwerk überwölbe und kröne. Auf diese Art würde die deutsche Hagia Sophia der Vollendung um einen köstlichen Schritt näher zu bringen sein.“

Unglückselige Kuppel! Und armer Geistes-Baumeister Goethe, der solch ein Ding erbaut hat — das von Hauptmann und seinen Zeitgenossen erst gelüpft und unterbaut werden muß!

*

## Die Phrase schwelgt

Eine „von donnerndem Beifall belohnte Philippika heiligsten Dichterzorns“ hielt Fritz von Unruh in der breit aufgebauschten Goethewoche. „Es fehlt an Geld“, begann er — und damit hatte er unbewußt den Grundton getroffen, auf den diese rauschenden, völlig Goethe-widrigen Aufmachungen gestimmt waren: Geld zu beschaffen, Menschenmassen zu sammeln, Schaulust zu befriedigen, immer mit dem Leitmotiv: Geld, gebt euer Geld! Und so rauschten die Phrasen, und die Hände machten tosendes, stürmisches, donnerndes Ge-

räusch.... Schön! Aber man nenne das nicht Goethegeist!

Also sprach Fritz von Unruh:

„Es fehlt an Geld, ihr festlich geschmückten Damen und Herren! In unserer Zeit, die Vergnügungspaläste aus der Erde schießen läßt (?) wie giftige Pilze, fehlt es an Geld, um ein Heiligtum unserer Nation zu erhalten. Der Grund ist der: wir haben Goethes Wert noch nicht erkannt. Wie käme es sonst, daß wir dies letzte Jahrhundert so feige, so knechtisch gelebt? (!) Daß wir niedergekniet waren vor Larven, die sein Werk längst vernichtet hatte? Wie kommt es, daß wir dann heute noch immer an den Horizonten dahintaumeln und dem Kern seines Wesens meilenweit entrückt sind? Ihr Weisen, wo wart ihr? Warum führt ihr nicht im Namen Goethes unser Volk durch das Jahrhundert hinauf in die Kraft des Seins? Warum duldet ihr es, daß die heilige Erbschaft seines Werkes verstaubt in den Bibliotheken stand, während die Namen von Götzen auf allen Schiffen und Bildsäulen prangten? Fuhr nicht erst kürzlich wieder der erste Lloyddampfer unter dem Namen „Seydlitz“ ins Weltmeer hinaus? Warum nicht unter dem Namen Goethe oder Bach, Mozart oder Beethoven, Hölderlin, Schiller und Kleist...?“

Wir unterbrechen den Schwall. Ist es nicht hanebüchene Phrase?! Gerade die Presse, die jetzt diese lärmende Goethewoche veranstaltet, hat jenes sinnliche Nach-außenleben am eifrigsten gezüchtet, hat allen stilleren Idealismus totgeschwiegen oder bespöttelt, ist also besonders mitschuldig am seelischen Niedergang Deutschlands — und nun klatschen dieselben Leute „donnernden Beifall“! Toller noch: an ein Schiff, also Dinge der äußeren Zivilisation, sollen wir die Namen feinster Kulturträger aufkleben! Steht aber ein „Seydlitz“ drauf, so ist der Name dieses Mannes der Tat ein „Götze“! Ist es nicht unerhörtes Parteigewäsch?!

Was Herr von Unruh dann seinem Publikum gewiß in Ergriffenheit zuruft vom inneren Überwinden (von ihm freilich zusammengewirbelt mit gänzlich äußeren Dingen), hat mehr als einer von uns in andren Formen den stillen Deutschen eingeprägt — und gerade die Menschen seiner Kreise haben es mißachtet oder totgeschwiegen. Und tun es heute noch. Wir glauben darum euren donnernden Phrasen nicht eine Stunde lang, und wenn ihr mit Prahlereien, ungoethisch genug, noch so wild das Trommelfell bearbeitet:

„Und hat Kopernikus diese Erde aus ihrem Zentrum in den rasenden Tanz des All geschleudert unter Stäubchen und Sonnen hinein — wir stellen den Menschen wieder in das Herz dieser Schöpfung. In uns sind die Sonnen in uns die Kraft, dämmernde Welten zu bewegen... Denn bewegt nicht auch uns heute Goethes Geist? Bewegt er nicht aus sich auch unseren trägen Stoff, daß wir lallen und singen von ihm?“...

Nein, von Goethes Geist habt ihr nicht ein Atom! Morgen macht ihr denselben Rummel mit einem andren! Denn ihr lebt und nährt euch von Sensationen!

Mit Recht fragt dieser ahnungsvolle Engel gegen Ende: „Woran denn glauben wir, die wir in Goethes Namen versammelt sind?“

Ja, das fragen wir auch....

*

## Elsaß in Heidelberg

Die Elsaß-Lothringischen Studentenbünde haben neulich in Heidelberg getagt. An einem Abend fand ein elsässischer Dichterabend statt, an dem Dichtungen von Abel, Marie Hart, Isemann u. a. zur Geltung kamen; an einem andren eine festspielartige Aufführung von Lienhards „Gottfried von Straßburg“ im dortigen Stadttheater; am Sonntag-Vormittag ein feierlicher Akt in der Universität (Festrede von Oncken), endlich noch eine Vorlesung aus Gottfrieds „Tristan und Isolde“ und ein von — dem früheren Straßburger Musikdirektor — Hans Pfitzner dirigiertes Konzert.

Eindrucksvolle Tage, Zeugnis gebend von dem treuen und starken Zusammenhalten der jungen, aus der Heimat verdrängten Elsaß-Lothringer! Möge es so bleiben!

# Ein kerniger Alt-Elsässer

t vor einigen Wochen gestorben, der wohl achträglich noch ein Wort des Dankes und er Achtung verdient: denn er war ein Charakterkopf.

Sechzigjährig schied am 22. Februar nach hwerem Leiden Pfarrer H. Spieser in Aittelhausen bei Mommenheim im Elsaß. lus dem Münstertal aus altelsässischer Familie ammend, hatte er sich glühenden Herzens an in deutsches Mutterland angeschlossen und egen Frankreich so scharfe Stellung genomnen, daß er Briefe von Freunden und Verandten mit französischer Anschrift zurückies. Seine Kinder durften nicht Französisch rnen. Deutsch ging ihm über alles. Er selbst, vielen Sprachen bewandert, hatte sich in inen gelehrten Studien der Phonetik zugeandt, wie sie namentlich in Marburg unter rofessor Vietor gepflegt wurde. Diese Stuen brachten ihn auf den Gedanken, eine neue ese-Lehrmethode in unseren Volksschulen einführen. Als Dorfpfarrer in Waldhambach n Elsaß konnte er selbst seine Theorie praktisch proben. Und sie hielt stand. Ich habe ihn in inem Dorfe aufgesucht und konnte sehen, elch vortreffliche Erfolge sich mit der neuen lethode, die auf phonetischer Grundlage ruht, zielen lassen. In der „Woche" habe ich darer geschrieben (1905, Nr. 15). In der bungsschule des Pädagog. Universitäts-Seinars zu Jena wird seitdem nach Spiesers turgemäßem Verfahren unterrichtet, wie er in mehreren Schriften, die in Leipzig erienen sind, gezeigt hat.

Spieser gehört demnach zu den Altelsässern, e auch für das Gebiet der Pädagogik sehr ertvolle, bleibende Anregungen gegeben ben. In meinen gesammelten Aufsätzen angensalza, 1.—4. Band, Beyer & Mann) mehrfach davon die Rede. Er setzte die Reihe r Elsässer Pfarrer und Schulmänner fort, die n den Zeiten des Mittelalters das Elsaß zu nem Brennpunkt hoher Kultur gemacht tten, und leitete einen neuen Aufstieg des utschen Schulwesens in dem alten deutschen asgau ein, der nun wiederum so jäh unterchen worden ist. Unserem Elsässer Landsmann wird die deutsche Lehrerwelt ein treues Andenken bewahren. Die Fachzeitschriften werden seine Arbeiten eingehend zu würdigen wissen. Die Erde des Wasgaus sei ihm leicht, die trotz alledem deutsch ist und bleibt!

W. Rein (Jena)

*

# Die Berechnung der Geschichte

Auch Dr. Max Kemmerich bemüht sich — wie der Historionom Friedrich von Stromer-Reichenbach — um den Nachweis eines Rhythmus in der Geschichte („Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft", 1921, Jos. C. Huber, Diessen vor München. Preis etwa 4 M). Verfasser stellt die These auf: Die Menschheitsgeschichte verläuft nach bestimmten Gesetzen in bestimmten Bahnen; darum können gewisse weltgeschichtliche Ereignisse der Zukunft vorausberechnet werden, und schildert danach die Entwicklung der deutschen Revolution in den kommenden zwei Jahrzehnten. Diese mit der europäischen Weltanschauung vorerst noch unvereinbare Ansicht wird natürlich von unserem Zeitalter des Individualismus abgelehnt, unter Anführung aller möglichen philosophischen Gegengründe. Aber abgesehen davon, daß der Glaube an Vorherbestimmung des Schicksals durchaus nichts Neues in der Geschichte der Philosophie ist, läßt sich diese Frage letzten Endes nur vom sachlich-empirischen Standpunkt aus lösen.

Da zeigt nun die Geschichtsstatistik die unwiderlegliche Tatsache, daß die Schicksale der Völker in rhythmischen Perioden verlaufen; sogar ganze Entwicklungsreihen gleichen sich in auffallender Weise. So habe ich gefunden, daß die Entwicklung Deutschlands seit 1815 parallel der Entwicklung des Protestantismus ab 1517 geht; ferner zeigen die Gegenwartskriege zum großen Teil eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Kriegen des römischen Kaisers Trojan vor 1800 Jahren. Ein außerordentlich reichhaltiges statistisches Material zu dieser Frage hat Friedrich von Stromer-Reichenbach gefunden und teilweise bereits veröffentlicht in „Was wird?" und „Was ist Weltgeschichte?" (1919, Haus Lhotzky Verlag, Ludwigshafen am Bodensee).

Ferner spielen gewisse Zahlenwerte in der Geschichte eine große Rolle. Diese Tatsache hat der Geologe und Paläologe Hofrat Dr. Noetling (Baden-Baden) vermutet in seinem — auch im „Türmer“ besprochenen — Werke: „Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide, der mathematische Schlüssel zu den Einheitsgesetzen im Aufbau des Weltalls“ (E. Schweizerbarth, Stuttgart 1921.)

In der Tat zerlegen, wie die Geschichtsstatistik nachweist, die Zeiträume von 5—6, 11—12, 17—18, 22—23 usw. Jahren, die ja auch beim menschlichen Individuum Marksteine der Entwicklung bedeuten, die Menschheitsgeschichte in wichtige Perioden. Hienach gliedern sich sehr klar die europäischen Revolutionen. Man sehe daraufhin nur die spanische, englische und französische Umsturzbewegung an, wie sie von den Zahlen 11 und 22 beherrscht werden.

Mithin steht Kemmerich mit seinen Ansichten nicht allein. Daß die außerordentlich interessante, sehr angenehm zu lesende Schrift auch internationales Aufsehen erregt hat, beweist ihre Übersetzung ins Russische, Finnische, Bulgarische und Rumänische.

Studienrat Diepold

*

## Beethoven als Freund

wird in einem neuen Werke quellenmäßig dargestellt (Freundschaftsverkehr und Briefwechsel mit Steiner, Haslinger und Schlesinger. Bearbeitet von Dr. Max Unger, Berlin und Wien 1921, Schlesingersche Buch- und Musikhandlung, Robert Lienau; 8°, 112 S.). Als Nachtrag zu den Beethovenfeiern des Jahres 1920 bietet der um die Beethovenforschung hochverdiente Leipziger Musikgelehrte der Welt die überraschende Gabe des erstmaligen Abdrucks von 28 größeren und kleineren Schriftstücken des großen Tondichters dar, deren Urschriften sich im Besitz der gegenwärtigen Inhaber der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin, der Herren Robert und Wilhelm Lienau, befinden und die Robert Lienau der Ältere, der unlängst verstorbene Besitzer dieser Musikalienhandlung, bisher vor fremden Blicken geheim gehalten hatte. Seine Söhne glaubten jedoch, diese kostbaren Urkunden d Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten dürfen und betrauten Herrn Dr. Unger m der nicht leichten Aufgabe, „die unbekannt Stücke des Beethovenschen Briefwechsels m den genannten Verlegern möglichst nach i Zeitfolge in die Reihe der schon gedruckt einzufügen und die Bilder ihres geschäftlich und freundschaftlichen Verkehrs auszuführen Da Unger sich schon das Verdienst der richtig Datierung einer größeren Anzahl Beethove scher Briefe als Clementi-Biograph, durch naue Untersuchung der Clementi-Korrespo denz, erworben hat, konnte die Lösung jen Aufgabe bei Herausgabe dieser neuesten „Be hoveniana“ nicht wohl in geeignetere Hän als in die seinen gelegt werden.

Die zum erstenmal veröffentlichten Bri sind in der vorliegenden, aus 125 Schriftstück bestehenden Sammlung durch U. besond gekennzeichnet. Dieser selbst schickt der Hera geber zwei einführende Aufsätze über „Be hoven, Steiner und Haslinger“ und „Be hoven und Adolf Martin Schlesinger“ vora die „keine abgeschlossenen Bilder der B ziehungen des Meisters zu den Verlegern d stellen, sondern nur zwei ausgeführte Skizz die womöglich mit neuem Material n Einzelzüge aufgeprägt erhalten sollten“. E wohl allzu bescheidene Selbsteinschätzung, sie als eine lebensvolle und erschöpfende D stellung des Verkehrs Beethovens mit den G nannten erscheinen. Von besonderem wiss schaftlichen Wert ist z. B. Dr. Ungers Abdr der Auskünfte Haslingers über die von i beabsichtigte Gesamtausgabe von Beethove Werken, die „so ziemlich die Ungewißheit heben, die bisher über dem ganzen Plane la worüber der Herausgeber auf seine Erläu rung der Nachbildung eines unbekann Schriftstückes aus dem Beethovenhause Bonn (1920, Verlag dieses Hauses) verwe Auch die Anmerkungen zu den Briefen verv ständigen die beiden Einführungsaufsätze sachkundigster Weise.

Bei den Briefen selbst, deren weit größter Teil geschäftlicher Art ist, müssen uns immer wieder an Beethovens eig Klage erinnern (Entwurf von Schlesin

Nr. 114 S. 90), daß „die Correspond. und das Befragen zu viel Zeit wegnimmt, und ein Priester des Apoll ohnehin mit d. g. verschont seyn müßte", und daß „eine Art von Geschäft (mit dessen Abschließung Moritz Schlesinger den Tondichter überraschte, Nr. 115 S. 91), dies ist, als wenn man vom Ätna an die Eisgletscher der Schweiz verschlagen würde". Um so erfrischender berührt uns der Humor, den der Meister des Scherzos auch in diesen Ausbrüchen genialer Laune zumal Haslinger gegenüber entfaltet, seinem „Adjutanterl", wie „der Generalissimus in Donner und Blitz" ihn mit Vorliebe anredet. Unmittelbaren Anlaß zu diesen Possen gaben natürlich die kriegerischen Ereignisse der Zeit. Aber auch musikalisch bricht der Genius in meist scherzhaften Canons an seine Verleger durch.

So sind diese Briefe wahrlich „zu einem großen Teile Zeugnisse eines so tief, groß und reich angelegten Menschentums, daß man sie nicht gern aus der deutschen Literatur gestrichen sehen möchte".

Prof. Dr Arthur Prüfer

*

## Was ist Masdasnan?

Eine jener Laiengruppen von Lebensreformern, deren Name und Lehre auf „iranischen Ursprung" zurückgeht und die, als „Wiedererweckung alter arischer Lebensweisheit und Lebenskunst", Körper und Geist in engstem Zusammenhang reinigend erneuern möchte. Ihr Hauptsitz ist in Herrliberg bei Zürich und heißt Aryana; Leiter ist David Amman. Die Bücher der Gruppe erscheinen im Masdasnan-Verlag zu Leipzig (Hospitalstr. 12). Vor uns liegen: „Atemlehre", „Wiedergeburtslehre", „Rassenlehre" und endlich ein bedenklicher „Yehoschua" (Leben Jesu). Auf den etwas abenteuerlichen Gründer der Bewegung (Hanisch) wollen wir nicht eingehen, sondern uns an die Bücher halten (wozu etwa noch ein „Kochbuch" zu nennen wäre, das praktisch die Speisenlehre auswirkt).

Nun, in allen diesen Werken wird man, neben den Absonderlichkeiten, eine Menge guter Beobachtung und Erfahrung finden, die man sich zunutze machen kann. Wie sehr wird heute das tiefe Atmen vernachlässigt! Wie sündigt der moderne Mensch gegen Magen und Darm! Und vor allem: wie unrein das Geschlechtsleben! Da schließt sich diese Bewegung andren wertvollen Bemühungen um körperliche Ertüchtigung lobenswert an.

Hand in Hand damit geht das schöne Bestreben um einen seelischen Rhythmus, um innere Harmonie, um Liebe und Brüderlichkeit. Es ist ein religiös-moralischer Pazifismus. Doch schon die Kulturphilosophie der „Rassenlehre" ist mit Vorsicht aufzunehmen; und vollends stutzen wir beim Lesen oder Durchblättern des rationalistisch ausgemalten Lebens Jesu („Yehoschua"). Wie da die Geburt und wie da der Scheintod des „Meisters Yessu" erzählt wird, das ist ein merkwürdiger Roman nach alten „Überlieferungen von Johanniter-Gemeinden und koptischen Klöstern" — ohne jede Spur von wissenschaftlicher Unterlage und von wirklichem Quellen-Nachweis.

Schade, daß diese Lebenspraktiker und Ethiker auch zugleich Religionsphilosophen sein wollen! Ein solches Erzeugnis des Dilettantismus wirkt auch auf das wirklich Gute und Heilsame dieser edlen Bestrebungen schädigend, ja abschreckend zurück.

*

## Rittelmeyer und Steiner

Es ist nicht ohne Reiz, wenn man in einem Schriftchen von Else Lüders über den bekannten Berliner Geistlichen und Vorkämpfer der Anthroposophie Dr Friedrich Rittelmeyer folgendes liest (Chr. Kaiser Verlag, München):

„Dieses Aposteltum Rittelmeyers für Steiner scheint mir mit einer gewissen Tragik verbunden zu sein. Ein Teil — vielleicht ein sehr großer Teil! — seiner Anhänger vermag ihm auf diesem Wege nicht zu folgen, und doch fühlt Rittelmeyer sich innerlich von seinem Gewissen getrieben, auf diesem Wege voranzuschreiten. Aus so mancher kleinen Bemerkung in der Zeitschrift „Christentum und Gegenwart", die das Sprachrohr Geyers und Rittelmeyers für ihre Anhängerschaft ist, kommt das in ergreifender Weise zum Aus-

druck. Vielleicht gewinnt Rittelmeyer neue Kreise, neue Freunde, neue Anhänger — aber der Abschied von alten Freunden hat immer etwas Schmerzliches. Vereinsamung und Nichtverstandenwerden von früheren Gesinnungsgenossen gehört mit zu den bittersten Schmerzen, die uns in diesem Erdendasein beschieden sind.

Es soll hier offen zugegeben werden, daß auch die Schreiberin dieser Zeilen der Steiner-Verehrung (in manchen Kreisen muß man beinahe von ‚Steiner-Kultus' sprechen) stark zweifelnd gegenübersteht. Ein eigenes Urteil über Steiner vermag sich die Verfasserin noch nicht zu bilden. Sie hat nur vereinzelte Vorträge von Steiner gehört, und hatte dann genau den unsympathischen Eindruck, den Rittelmeyer selbst, die Kritik vorwegnehmend, in seinem Aufsatz über die Persönlichkeit Steiners schildert. Sie hat ferner oft einen sehr unangenehmen Eindruck von manchen Steiner-Jüngern gehabt; abstoßend wirkt namentlich die Überheblichkeit, mit der diese Kreise häufig auf alle nicht auf Steiner schwörenden Geister herabsehen. Doch berechtigen diese Eindrücke selbstverständlich nicht zu einem Urteil über die Geistestat Steiners selbst. Auch sei der Gerechtigkeit wegen mitgeteilt, daß Steiner selbst in einem kürzlich in Berlin gehaltenen Vortrag vor der ‚Gefahr des seelischen Größenwahns' warnte, der allerdings manche seiner Anhänger unterliegen . . ."

*

## Lebendige Kriegerdenkmale

Es wird jetzt wieder fleißig gesammelt in all den Offiziers- und Regimentsvereinen, den Bünden und Verbänden, die ganze Waffengattungen umfassen. Ehrenmale drängt es die Überlebenden den toten Brüdern und dem Gedenken an heldische Tugend zu errichten.

Das ist in einer an Mitteln und großen Empfindungen armen Zeit schön gedacht. Mich dünkt aber, schöner noch wäre es, wenn man über den glücklicheren Brüdern im Jenseits der Lebenden nicht vergäße, denen das Leben jetzt seelisch und leiblich ärger mitspielt als jemals an der Front in großer Zeit. Und so scheint mir ein Vorschlag, der diesen beide Notwendigkeiten gerecht wird, völliger un lebendiger als der, den lediglich das Herz ein gibt: den heimgegangenen Helden ein stum mes Monument zu widmen.

In den Zeitschriften der Offizierverbänd taucht immer wieder jener Gedanke auf: de gefallenen Brüdern im Sinne der lebende Nachfolger im heldischen Geist dadurch de schönsten Dank zu erweisen, daß man de Überlebenden, die der Krieg leiblich und see lisch kampfunfähiger für die grausame Nach kriegszeit gemacht hat, ihr arges Los erleich tert. Man errichte Kameradenhäuser (de Begriff „Invalidenhaus" ist zu eng gefaßt und an diesen bringe man weithin sichtba an guter Stelle den toten Helden, die solche Haus mitbauen halfen, eine schlichte Ehren tafel mit eindringlichem Merkspruch an!

Dieser Vorschlag ist gut, nach welcher Seit hin man immer kritisch ihn überprüfe. E vereint Ideal und Wirklichkeit. Seine Durch führung ist so schwer nicht, wenn allseitig de feste Wille dazu herrscht. Es brauchen sich nu die Offizier- und Regimentsvereine innerhal der alten Divisions- oder Korpsbezirke zusam menzutun. Die Form wäre etwa die eine Genossenschaft, die mit organisatorischen Mit teln die nötigen Anteile, nötigenfalls in be fristeten Ratenzahlungen, in ideal gesinnte Kreisen unterbrächte. Diese Art Werbung kan im Hinblick auf den hohen Zweck unbedenklic und umfangreich betrieben werden. Da di Heim-Insassen meist Kriegsbeschädigte sei werden, so kommt für den Hausbau die neu gemeinnützige preußische Grundkreditanstal für Klein- und Mittelhäuser (besonders solch gemeinnütziger Art) noch mit 90 v. H. Hypo thekenpfandbriefen und Bauvorschüssen in Be tracht. Auch die zweite, noch wichtigere Frag der Lebensfähigkeit solcher Kameraden-Heim stätte wäre zu sichern: die Genossenschaf könnte ihren Mitgliedern durch Schaffun eines Arbeitsnachweises, durch Errichtun einer Schreibmaschinenstube, Korbflechtere (für blinde Insassen), einer Wach- und Schließ gesellschaft u. a. m. dauernd Betätigung un Verdienst schaffen. Die Frauen der verhei rateten Insassen übernähmen die wirtschaft

lichen Tagesnotwendigkeiten, etwa die gemeinsame Küche, den Verkauf der Lebens- und Bedarfsmittel aus der angegliederten Einkaufsgenossenschaft, die billig ohne Zwischenstellen ihre im großen beschafften Sachen abgäbe. Aus den Überschußmitteln könnten eine bescheidene Hausbibliothek, Tageszeitungen und Zeitschriften, ein Klavier und Wertstücke aus dem Gebiet der schönen Künste erworben werden. Und so ziehen sich die Ringe weiter und weiter wie bei jedem gesunden Produktivgebilde. Es bedarf nur der Initiative willensstarker und opferfreudiger Persönlichkeiten, die als alte Offiziere gewiß unter den Lesern des „Türmers" aufzufinden sind. Eine Spitzenorganisation vereinigte die gesamten Bezirks-Heimstätten und sorgte für die Gleichmäßigkeit in den verzweigten Betrieben dieses vaterländischen Kulturwerkes.

Ist demgegenüber zu befürchten, daß die Entente Einspruch wegen „militaristischer" Vorgänge erhebt? Daß die Reichsregierung, selber „Reaktion" witternd, sich befleißigt, diesem Feindbund-Verlangen nachzukommen? Für alle Fälle wäre der Regierung dann ein Mitbestimmungsrecht in diesen Ehrenmalen der Überlebenden einzuräumen. Dann käme wohl ein gemischtwirtschaftlicher Betrieb als formale Grundlage für alle diese Heimstätten in Betracht. Das Wesentliche dabei wäre: anfangen! Hans Schoenfeld

*

## Eine deutsche Pazifistin in England

Frl. Martha Steinitz, eine deutsche Pazifistin, hält eben Anti-Kriegsvorträge in England. Für jemand, der (wie Schreiber dieser Zeilen) 25 Jahre lang in England gelebt hat, findet sich darin mancherlei, das man sehr spaßhaft fände, wenn es nicht so — traurig wäre.

Spaßhaft ist z. B. Frl. Steinitz' herzliche Bitte an ihre Zuhörer: „Bitte, versuchen Sie doch Frankreich zu verstehen! Es hat mehr gelitten, als irgendein Land, mehr als Deutschland!" Nun stelle man sich eine englische Zuhörerschaft vor, die, und wenn eine Legion von Steinitzen mit Menschen- und Engelszungen zu ihr redete, doch in erster Linie sich als Engländer fühlen, und in dritter und vierter Linie erst als Pazifisten. Auch für sie als Pazifisten ist ihre Idee von dem, was Frankreich durch Deutschland gelitten hat, nicht gering, und Frl. Steinitz merkt in ihrem Eifer nicht, daß sie Eulen nach Athen trägt. Aber daß nun ausgerechnet eine Deutsche versucht, ihrem mangelnden Verständnis für Frankreich aufzuhelfen, das ist eine Situation von solcher Komik, daß — wie ein englischer Berichterstatter schreibt — die Versammlung den „Atem anhält". Während dieser Minute vollzieht sie eine „neue Einstellung", erinnert sich, daß sie Pazifisten sind, und — applaudiert!

Man kann nicht umhin, über diese Art von Pazifisten im allgemeinen, und des Frl. Steinitz im besonderen, seine Glossen zu machen. Die Deutschen haben von jeher die Gabe gehabt, andere Völker durch ihre Sonderlichkeiten in Erstaunen zu setzen, und durch den Gefallen, den sie an der Rolle des „weißen Raben" finden, sich den instinktiven Haß der übrigen Vogelwelt zuzuziehen. Ich habe ein Vierteljahrhundert hindurch im Ausland oft auf Nadeln gesessen bei der täglichen Frage: Welch neue Zabernaffäre, welch neue Monarchenrede, welch neuer, oh, so plumper Anbiederungsversuch wird heute die Nachbarn in schadenfrohe Aufregung versetzen? Und heute?!

Allerdings unterstellt der obengenannte Berichterstatter Frl. Steinitz eine Neigung zum Martyrium für ihre Ideen, in denen sie, wie er ironisch bemerkt, ihrer Zuhörerschaft noch ein wenig voraus war — aber man möchte bezweifeln, daß diese Propagandisten ein Martyrium des Verächtlichen anstreben. Frl. Steinitz bemerkte bedauernd, daß im Pazifismus heute weder Verdienst noch Gefahr läge, aber sie übersieht, daß sie einer andern Gefahr direkt in die Arme läuft, der nämlich, daß sich ihre Zuhörerschaft angeekelt von ihr und ihrer Sache abwende, wenn es Engländer sind. Im Verlauf ihres Vortrags sagte Frl. Steinitz, „sie danke den Alliierten für die Gabe des Versailler Vertrags, eine der gesegnetsten Gaben,

die Deutschland je empfangen habe, denn er verringerte das deutsche Heer auf 100 000 Mann. Das einzige, was sie daran auszusetzen habe, sei, daß er Deutschland überhaupt eine Armee ließ!!"

Es ist kaum anzunehmen, daß Frl. Steinitz ahnte, welche Gefühle sie mit diesen abscheulichen Worten im Gemüt ihrer englischen Zuhörer auslöste; denn im allgemeinen geht ein Vortragender, auch wenn er dem Martyrium für seine Sache nicht abgeneigt ist, nicht darauf aus, als erbärmlich zu gelten. Das ist aber die unweigerliche Ansicht aller Engländer über Menschen, die ihr Vaterland nicht genügend achten und lieben. L. M. S.

*

## Der Streik als Verbrechen

Gewerkschaft oder Regierung? So steht es jetzt in Deutschland. Eine Gewerkschaft handhabte neulich wieder einmal in ungeheuerlich schädigender Weise das Gewaltmittel des Streiks. Was ist Streik? Lohnerpressung einer Gruppe auf Kosten der Gesamtheit. 20 gegen 15 Mann beschließen den Eisenbahnerstreik — und Millionenwerte gehen verloren! Es ist ein furchtbares Zeichen politischer Zerrüttung. Stiehl eine Semmel, und du wirst bestraft; aber sperr einer ganzen Stadt Licht und Wasser ab, laß Lebensmittel tausendfach verfaulen, laß Tote unbegraben liegen, Kranke und Säuglinge zugrunde gehen — — und der Staat verhandelt mit diesem organisierten Verbrechertum! Die Nachwelt wird die Hände zusammenschlagen, daß solche Ungeheuerlichkeiten jemals möglich waren — möglich waren in einem ohnedies zum Zerbrechen überlasteten Staatswesen. Oder vielleicht gerade deswegen?

Immer wieder empfehlen wir, die Blätter der Technischen Nothilfe nachdenklich durchzusehen („Die Räder", Berlin W 57, Potsdamer Straße 83 c), um festzustellen, wie verderblich die Streikseuche in Deutschland haust. In fast jedem Heft, z. B. gleich im ersten des Jahrgangs 1922, ist seitenlang Statistisches mitgeteilt, wie jener Streikunfug Millionenwerte kaltblütig und bewußt verderben läßt, falls nicht da und dort di Technische Nothilfe eingreift. Ein Aufsatz des selben Heftes behandelt die bisher im Aus land versuchten Maßnahmen — im Ausland wo man immerhin Militarisierung zu Hilf nehmen kann. Wer in Rußland streikt, wir erschossen. Aber wir? „Wir befinden un zweifellos auf diesem Gebiete im Zustand de Versuche..." Leider sehr wahr!

Wenn der Drache des Streiks nicht getöte wird, ist Deutschland verloren. Dann herr schen bei uns die Gewerkschaften — un durch die Gewerkschaften die organisierte Massen. Und hernach die unorganisierten Aufgepaßt! Hier ist der Punkt, von wo au die Regierung gestürzt werden kann — eben durch das Machtmittel des Streiks!

Dürfen Staatsbeamte streiken? Ist kein Schaden-Ersatzklage möglich, wenn eine oder viele Menschen Gut und Leben durc Streik verlieren, wie jene braven jungen Not helfer? Ist solcher brutaler Eingriff in di private Freiheit staatsrechtlich erlaubt Müssen sich 60 Millionen durch eine Handvol Leute terrorisieren lassen?!

Ein Problem ersten Ranges. Es mu gelöst werden!

*

## Spiritismus und exakte Forschung

Neuerdings beginnt man auch in wissen schaftlichen Kreisen (wir erinnern z. B an Prof. Österreich in Tübingen) den Spiritismus und die Theosophie als Problem anzuerkennen, die geklärt, aber nicht verhöhnt sein wollen. Schon um seine Studenten sachlich beraten zu können, muß der Hochschul lehrer einigermaßen über die Forschungen au diesem Zwischengebiet unterrichtet sein, wenn er auch selbstverständlich von vornherein groß Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen wird Allerdings scheinen uns Bücher wie „Von Jenseits der Seele" des bekannten Prof. D Max Dessoir (Stuttgart 1917, Enke) noc sehr unzulänglich. Und wenn man gar liest wie einer seiner Arbeitsgenossen, Dr Moll in Berlin, ein Medium behandelt und auch i einer anderen Sitzung durch unnötige Schärf

die Zuhörer verstimmt hat (wie sogar das „B. T.“ feststellt), schüttelt man zu dieser Art von „exakter Forschung“ den Kopf. In der Kasseler Monatsschrift „Der 6. Sinn“ (Bernhard Richter) erzählt das Medium Paula Karsten, eine Mitarbeiterin des Blattes, bezüglich Molls Untersuchungen des von ihr befragten „Siderischen Pendels“ folgendes:

„Dr Moll ließ mich zu vernünftigen Beweisen überhaupt nicht kommen und stellte so merkwürdige Fragen, daß ich mich innerlich immer fragen mußte, ob ich mich wirklich einem — sagen wir — Aufklärung suchenden Menschen gegenüber befand. Von Wissenschaft merkte ich keine Spur, von exakter schon gar nicht“ ...

Nachdem sie in ihrem Bericht allerlei Fälle aus andren Orten erzählt hat, wobei sich das Pendel bewährt habe, fährt sie fort:

„Bei Dr Moll angekommen, der mir weder durch sein Äußeres noch durch sein ganzes Wesen den mindesten vertrauenerweckenden Eindruck machte, stellte dieser mir eine junge Dame als seine Maschinenschreiberin vor, einen Herrn als seinen Techniker. Dieser machte einen mindestens ebensowenig angenehmen Eindruck. Von ihm hatte ich das bestimmte Gefühl, daß er von vornherein grundsätzlich alles leugnen und verunglimpfen würde, was ich zu bieten hätte, und das ist doch eine ganze Menge. Dazu ließ es aber Herr Dr Moll kaum kommen. Er stellte dagegen eine Menge Fragen wie: ‚Sind der Dame Kaninchen gestohlen?‘ — ‚Spricht die Dame Chinesisch?‘ Welche Dame er meinte, sagte er nicht. Bei der ersten dieser Fragen sagte ich ihm, daß ich solche zwecklose Fragen nicht gern beantwortete, da ich hauptsächlich auf das Seelen-, Gemüts-, Geistes- und Nervenleben einwirken sollte. ‚Sie wollen also nicht antworten?‘ fragte er grob“ ...

So geht diese sogenannte „wissenschaftliche“ Untersuchung weiter, wobei Dr Moll und sein Techniker „ewig behaupteten“, das Medium bewege den Pendel „willkürlich“. Man verlangte, daß sie den Pendel nicht an einen mitgebrachten Ständer aufhänge (wodurch willkürliche Bewegung ausgeschlossen war), sondern sie wurde unter „ehrenverletzenden Behauptungen“ gezwungen, es an die Spitze der Ausgußröhre einer sehr großen Gießkanne zu binden. „Ich erklärte, das wäre viel zu hoch. Immer in grobem, ungehörigem Tone erhielt ich die Antwort, das bliebe sich ganz gleich ... Das Benehmen der beiden Herren war noch etwas ungehöriger“ ...

An einem andren Abend wiederholten sich ähnliche Ungezogenheiten: „Immerfort wetterte er los, alle Medien wären Lügner und Lügnerinnen, Betrüger und Betrügerinnen. Ich verbat mir diese Beschimpfungen aufs allerentschiedenste und sagte, ich hätte geglaubt, mich zu einer wissenschaftlichen Untersuchung einzustellen; hätte ich vorher gewußt, wohin ich hier geraten würde, dann wäre ich sicherlich nicht hergekommen.“ In theatralischer Weise deklamierte Dr Moll: „Ja, ich bin zum wissenschaftlichen Prüfer der Medien ernannt“ (!). Worauf ich ihm ganz ruhig antwortete: „Daß Sie dazu aber der allerwenigst geeignete Mann sind, haben Sie an mir bewiesen“ ...

Wir sind derselben Ansicht. So klären sich diese subtilen Dinge nicht. Und der Herausgeber der oben genannten Zeitschrift hat recht, wenn er hinzufügt: „Bei diesen empörenden Vorfällen bewundere ich nur eins: die grenzenlose Gutmütigkeit von Fräulein Karsten.“

*

## Bedrohte Landschaftsschönheit

Ludwig Finckh kämpft tapfer für den schönen Hegauberg Hohenstoffeln, den ein Basalt-Steinbruch bereits ins Rutschen gebracht hat und zu verstümmeln droht. Der Dichter hat recht, den häßlich verwundeten Berg zu schützen. Auch die „Tägl. Rdsch.“ klagt über die Gefahren, die uns auf diesem Gebiete bedrohen. Einige Beispiele aus dem Rheintal! In den alten Zeiten qualmten die Rheindampfer ungeheuer. Dann kam eine Zeit, in der namentlich unter dem Druck der Strombauverwaltung und des Oberpräsidenten Nasse ein Dampfer nach dem andern Rauchverbrennungsapparate einführte; die Rauchsäulen verwandelten sich in Rauchfäden. Das ist nun leider vorbei. Jeden Tag lagern über dem Rhein wieder ganze Wolken dichtesten Qualms.

In der Stadt Goch stand ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes und geschichtlich interessantes Tor. Die Stadt wollte es schonen und legte, damit der Verkehr nicht durch das Tor nach dem Bahnhof ginge, eine besondere Straße an. Aber die fremdländische Besatzung kehrte sich nicht daran; sie fuhr mit ihren schweren Autos unbekümmert durch das Tor, und so ist es zum größten Teil eingestürzt.

In der Nähe des Klosters Heisterbach macht sich neuerdings ein überaus häßliches Restaurationsgebäude breit.

Das Siebengebirge wäre längst eine Trümmerhalde, wenn nicht Nasse rücksichtslos eingegriffen hätte. Und heute gibt es wieder keinen Gipfel des Siebengebirges, den nicht ein Unternehmer in einen Steinbruch umwandeln möchte.

Mit Starkstromleitungen hat man im schönen Kreise St. Goar geradezu erbarmungslos die Landschaft verunstaltet. Genau über die von der Mosel aus sichtbare Bergkante gehen vielfach die Masten. An einem Ort, wo zwei Masten genügt hätten, hat man gleich ein Dutzend gesetzt.

Am Niederrhein hat man sich vergebens bemüht, eine für die Gegend eigenartige Windmühle zu erhalten. Wenn der Eigentümer die Ruine abbricht, erwirbt er ein Vermögen; läßt er sie wieder aufbauen, verliert er ein Vermögen. Leider scheinen diese Mühlen durch die Zeitverhältnisse überhaupt dem Untergang verfallen.

Es ist wahr: „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Es ist auch wahr, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit und die Entwicklung der Industrie ihr Recht verlangen. Aber diese wirtschaftlichen Bedürfnisse und die Unternehmungen der Industrie nehmen im Gedanken an den materiellen Nutzen allzu häufig nicht die gebührende und mögliche Rücksicht auf solche Werte, wie sie die Denkmäler der Kunst und der Natur oder das Bild der Landschaft für unser Volk bedeuten. Aber das ist auch Verarmung unseres Volkes, wenn solche Geistes- und Gemütswerte verloren gehen.

*

## Berliner Stadtväter

So sind sie natürlich nicht im Durchschnitt, aber zwei Links-Sozialisten, die im Stadthaus die Schicksale der Großstadt leiten helfen, sind denn doch unglaubliche Nummern und liefern einen Beitrag dafür, was für eine Sorte von Menschen jetzt das „Vertrauen ihrer Wähler" genießt. Nämlich:

Eines Tages erschienen zwei stark schwankende Gestalten in der Gastwirtschaft von Wege in der Katharinenstraße. Man merkte ihnen an, daß sie bereits die Nacht durchgezecht hatten. Es waren der unabhängige Stadtrat Bösel, früher Inhaber einer Damenkneipe in der Landsberger Straße, jetzt Betreuer der Erwerbslosenfürsorge, und Stadtrat Christ, Wohnungsdezernent. Bis nachmittags 5 Uhr hielten beide die Gastwirtschaft besetzt, zechten tüchtig weiter, beschimpften die Gäste und suchten Streit mit ihnen. Prügelszenen verhinderte der Wirt. Endlich zogen beide die Hundertmarkscheine bündelweise heraus (nach dem Ergebnis der Untersuchung waren es 9000 *M*), bezeichneten protzend und prahlend die anwesenden Gäste als Hungerleider, zahlten mit der Miene eines russischen Tschekakommissars und zogen ab, um in anderen Lokalen weitere wüste Szenen aufzuführen. Bei ihrem Bezirksamt hatten sie sich vorher als krank und dienstlich verhindert gemeldet. — —

Ist das nicht ein entzückendes Sittenbildchen?!

*

## Wieder die alten Tänze

Wir beklagten neulich im „Türmer" den Ungeschmack, ja den Unfug der modernen Tänze, die man in Deutschland dem wildesten Ausland nachäfft. Demgegenüber scheint auch hierin München in der Besinnung voranzugehen, denn die „Münch. N. N." schreiben:

„Beim Pressefest wurde im vorigen Jahre zum ersten Male das Wagnis unternommen — denn ein solches stellte der Versuch dar —, jeden modernen Tanz zu verbieten.

Der Versuch ist vollkommen geglückt, er fand allgemein Beifall. Auch heuer sind beim Pressefest moderne Tänze ausgeschlossen. Dem Beispiel folgen allmählich immer mehr Münchner Veranstaltungen. Schon voriges Jahr fand in der Tonhalle ein außerordentlich gut besuchter Abend des Treubundes deutscher Künstler unter Ausschluß moderner Tänze statt. Die Kunststudierenden schließen heuer bei ihrer großen Veranstaltung in der Schwabinger Brauerei, „Schwabinger Bauernkirta", ebenfalls moderne Tänze aus. Am bemerkenswertesten ist aber, daß auch öffentliche Veranstaltungen dazu übergehen. So gibt es im Tanzpalast Blumensäle ständig gut besuchte Abende nur mit alten Tänzen . . ."

Hier scheint man unter „alten" Tänzen, wie aus weiteren Bemerkungen hervorgeht, wesentlich Walzer u. dgl. zu verstehen. Noch schöner wär's, wenn der edle Rhythmus der mittelalterlichen Reigentänze neu belebt würde, wie es die „Wandervögel" so dankenswert angeregt haben.

*

## Das Brautpaar

Das Kirchenportal ging auf. Die Trauung war vorüber. Das Brautpaar erschien auf der Schwelle und harrte des herankommenden Wagens.

Ich sah mit der gaffenden Menge nach der errötenden Braut.

„Freigesprochen, unterjocht,
wie der junge Busen pocht
im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!"

Sie stiegen in den Wagen und fuhren davon. Die neugierigen Kleinstädter verliefen sich langsam. Ich schritt hinter zwei Frauen her und vernahm folgendes Zwiegespräch:

„Die haben auch noch keine Wohnung!"

„So?"

„Ja, die bleibt vorläufig bei ihren Eltern daheim!"

„Sind die nicht selber schon so viel?"

„Ja, leider . . ."

Ich sah dem davonratternden Wagen nach.

Geh und lieb und leide!

Solche Hochzeitspaare sind für unsre Zeit geradezu bezeichnend. Das Elend der Wohnungsnot ist unbeschreiblich.

Wie viele junge Ehen mag es geben, die ohne ein eigenes Heim gegründet wurden und werden? Und wieviel mögen es sein, die dieser Wohnungsnot wegen sich nicht zur Heirat entschließen können? Wieviel solcher alternden Bräute mag die Sonne auf ihrem Tageslauf bescheinen?

Der Wanderer hat deren gar viel getroffen und in den Häusern der Menschen entsetzliche Zustände gesehen. Die Feder sträubt sich ihm, dieses Elend zu schildern, das mancherorts in den Familien herrscht.

Menschlich ist es nimmer.

Ungeheure Gefahren in gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht drohen dem deutschen Volke.

Deutschland muß bauen. Was zur Hebung der Not getan wird, ist zu wenig. Es muß sofort und schnell und viel gebaut werden.

Während die Masse im größten Elend vegetiert, ist vielerorts der denkbar größte Überfluß zu sehen.

Einzelne kinderlose Familien gibt es noch, die 10—12 Zimmer, ja ganze Häuser innehaben. Reiche Junggesellen hausen allein in geräumigen Villen.

Kann denn da keine Macht Abhilfe schaffen?

Soll denn unser Volk vollends verderben?

Fritz Buschmann

(Eine Sammlung solcher belebter Skizzen erscheint unter dem Titel „Der Wanderer" [Stuttgart, Greiner & Pfeiffer]. Es sind anschauliche Streifzüge durch die heutige deutsche Welt und ihre Schicksale.)

*

## Die Lübecker Buddenbrook-Buchhandlung

wurde Anfang März in den Räumen des ehemaligen Senator Mannschen Hauses eröffnet.

Mancher Fremde stand schon vor dem schönen alten Bau in der Mengstraße und ließ sich von Eingesessenen erzählen, daß hier die Wiege des Dichters der Buddenbrooks stand. Man konnte wahrlich wehmütig werden: Zu einer Rumpelkammer war das alte Patrizierhaus degradiert, das einst die wechselvolle Geschichte der Familie Mann-Buddenbrook miterlebte.

Ein Wachtlokal und Frisiersalon vertrugen sich anscheinend ganz gut, und auf der alten herrlichen Diele war ein Durcheinander von Wagen und Karren. Aber in dieser materialistischen Zeit fanden sich in Lübeck, dem leider auch jetzt so rotgewordenen Lübeck (ich erinnere nur an das tieftraurige Flaggenerlebnis in der nordischen Woche), hochherzige Menschen, die dies schöne Stück Vergangenheit aus Dornröschenschlaf und vor gänzlichem Verfall retteten.

Ein wenig muß man lächeln, denkt man an die Tragikomik, die in dieser Ehrung für Thomas Mann liegt; denn, wie Otto Schabbel in den „Hamb. Nachrichten“ ganz richtig sagt, das Erscheinen des Romans „Die Buddenbrooks“ wurde von vielen Lübeckern direkt als Skandal und Verhöhnung aufgefaßt. Und als vor etwa 15 Jahren anläßlich irgendeines Presseprozesses der Vertreter der Klage aussprach, daß zwischen Bilses Skandalroman „Aus einer kleinen Garnison“ und den „Buddenbrooks“ kaum ein Unterschied sei, da nickten gar viele alte gute Lübecker Beifall.

Ich weiß, daß es in meinem eigenen Verwandten- und Bekanntenkreise Listen gab, in denen alle im Roman vorkommenden Personen namentlich aufgeführt waren, und je nachdem man gut oder böse mit ihnen gestanden, wurden sie nun „literarisch“ bewertet...

Nun, die Jahre kamen und gingen, und Thomas Mann machte seinen Weg auch ohne den Beifall der Lübecker. Die alte Stadt mit ihren goldnen Türmen, ihren schönen Kaufmannshäusern und dem Geist, der gut und böse darin lebte, mit ihrer oft so geistigen Enge, aber auch mit ihrer Pflichttreue, ihrem stillen Fleiß, den einfachen, oft patriarchalischen Sitten und Gebräuchen lebte durch den Roman der Buddenbrooks neu auf und kam durch dieses Buch in aller Mund. Viele zog es hin, diese merkwürdige Stadt kennen zu lernen. Wie oft ist mir in Süddeutschland gesagt worden: Wir wollen die Buddenbrookstadt uns anschauen. Wahrlich, Lübeck hatte Grund zur Dankbarkeit. Nun da der Krieg viel schweres Erleben brachte, Dinge und Menschen klärte, ist längst die Entrüstung verschwunden und die Bewunderung gefolgt; so konnte denn die Buchhandlung, die nun in diese alten Räume einzog, in Gegenwart des Dichters ihre Einweihungsfeier festlich begehen. Wahrlich, ein schöner Gedanke, daß von der Stätte, wo durch die Seele eines Dichters wie Thomas Mann die ersten Knabenträume zogen, sich nun reges, neues Geistesleben ergießen und ausstrahlen soll.

Es ist ein unbeschreiblich schönes Gefühl, auf dieser alten, schönen Diele mit ihrer einzigartigen Licht- und Raumwirkung zu stehen. Rings an den Wänden und auf großen Tischen breiten sich unübersehbare Bücherschätze aus; jeder Eindruck eines „Ladens“ ist ausgelöscht. Zwei alte breite Treppen mit den traditionellen Holzverkleidungen führen zu den oberen Räumen; ein köstliches kleines Zimmer im „halben Stock“ ladet zum Lesen ein. Echte Möbel aus der Zeit der Buddenbrooks und ein Pfeilerspiegel, der sich unter alter Tapete versteckt wiederfand, erhöhen den Reiz der Traulichkeit.

Als ich schied, hatte ich das glücklich-frohe Gefühl, ein Stückchen Wiederaufbau im wörtlichsten und idealsten Sinne geschaut zu haben, und daß es möglich ist, in dieser gleichmachenden Zeit eine Verbindung herzustellen zwischen scheinbar verfallender Vergangenheit und neuaufstrebender Gegenwart: durch die Brücke geistigen Lebens. Ein verheißungsvolles Symbol für die Zukunft der alten Hansastadt und unseres Vaterlandes! P. Sch.

---

**Zur Beachtung!** Die Schriftleitung des „Türmers“ befindet sich von jetzt ab in Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Alle Zusendungen sind ohne besondere Namensnennung („An die Schriftleitung des Türmers“) dahin zu richten. Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr Friedrich Lienhard in Weimar. Berliner Vertreter der Schriftleitung, zugleich verantwortlich für den politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch“: Konstantin Schmelzer, Berlin-Friedenau, Bornstraße 6. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Donner

Franz Staſſen

Beilage zum Türmer




# Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Mai 1922 Heft 8

## Der Mensch des Geheimnisses und der Kraft · Von Heinrich Driesmans



Der Mensch von heute ist seinem Mitmenschen gewöhnlich und banal geworden, als „Mensch ohne Geheimnis, ohne Kraft", wie Goethe im „Wilhelm Meister" von dem Krämertypus Werner, Meisters Schwager, sagt, der nichts von Geheimnisvollem im Menschenwesen weiß.

Die modernen Menschen kommen sich zumeist nur sonderlich und komisch, alltäglich und kleinlich, wenn nicht ärgerlich oder zynisch miteinander vor, weil sie einer den andern wie einen Mechanismus durchschauen, in dem man bei jeder Bewegung sogleich die treibende Feder erkennt, die Kräfte und Motive, welche vorzüglich aus dem Grunde egoistischer Selbstbehauptung und rücksichtsloser Durchsetzung im Lebenskampfe stammen. Diese Motive der rein äußerlichen Behauptung des Lebens liegen so klar zutage, daß der Mensch jede tiefere Achtung vor seinem Mitmenschen verloren hat. Man glaubt einander ungescheut nur noch als Mittel zu seinen Zwecken benutzen zu dürfen, weil der andere eben auch nur als ein Mensch ohne Geheimnis und ohne Kraft erscheint, gleich uns selbst.

Je niedriger ein Mensch in geistiger Hinsicht steht, um so weniger Rätselhaftes hat nach Schopenhauer für ihn das Dasein selbst. Ihm erscheint vielmehr sich alles, wie es ist, und daß es sei, von selbst zu verstehen. Aber „wenn irgend etwas

auf der Welt wünschenswert ist, so wünschenswert, daß selbst der rohe und dumpfe Haufen in seinen besonnenen Augenblicken es höher schätzen würde als Silber und Gold: so ist es, daß ein Lichtstrahl fiele auf das Dunkel unseres Daseins und irgendein Aufschluß uns würde über diese rätselhafte Existenz, an der nichts kla ist als ihr Elend und ihre Nichtigkeit". Das Dunkel läßt sich indessen auf dem Wege unseres Erkenntnisvermögens nicht lichten. Der Anfang der Kette der Ursachen und Wirkungen ist nie zu erreichen; er weicht vielmehr wie die Grenzen der Wel in Raum und Zeit fort und fort ins Unendliche zurück. Die wirkenden Ursachen selbst, aus denen man alles erklären will, beruhen wiederum stets auf einem völli Unerklärbaren, den ursprünglichen Qualitäten der Dinge und den in diesen hervor tretenden Naturkräften.

Wie für die Bewegung der gestoßenen Kugel, so muß freilich auch zulet für das Denken des Gehirns eine physische Erklärung an sich möglich sein, die diese ebenso begreiflich macht, wie es jene ist. Aber die Bewegung der Kugel ist im Grunde so dunkel wie die des Gehirns, denn was das innere Wesen der Ausdehnun im Raum, der Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, Härte, Elastizität und Schwer ist, bleibt nach allen physikalischen Erklärungen ein Mysterium so gut wie da Denken: „Denn die Qualität jedes unorganischen Körpers ist ebenso geheimnisvol wie das Leben im Lebendigen." Dieses Unerklärliche, welches alle Erscheinunge durchwebt und bei den höchsten, wie der Zeugung, am augenfälligsten, jedoch auc bei den niedrigsten, den mechanischen, ebenso offenbar ist, gibt die Anweisung au eine der physischen zugrunde liegende ganz andersartige Ordnung der Dinge vor der es sich, nach Goethe, entschieden gebietet, uns demütig zu beugen, un sie schweigend zu verehren. Eben die Unergründlichkeit der Eigenschaften de Erscheinungen deutet auf ein von unserem Erkennen unabhängig Vorhandenes dessen Wesen an sich uns ewig entzogen bleibt, und „hieraus ist es zu erklären daß in allem, was wir erkennen, uns ein gewisses Etwas als ganz unergründlic verborgen bleibt, und wir gestehen müssen, daß wir selbst die gemeinsten und ein fachsten Erscheinungen nicht von Grund aus verstehen können. Denn nicht etw bloß die höchsten Produktionen der Natur, die lebenden Wesen, oder die kompli zierten Phänomene der unorganischen Welt bleiben uns unergründlich, sonder selbst jeder Bergkristall, jeder Schwefelkies ist vermöge seiner kristallographischen optischen, chemischen, elektrischen Eigenschaften für die eindringende Betrachtun und Untersuchung ein Abgrund von Unbegreiflichkeiten und Geheimnissen".

Wer von den Unbegreiflichkeiten in der Natur einmal tief durchdrunge und ergriffen worden ist, der kennt die ungeheure Tragkraft, welche ihn über alle Mißgeschick und Mißglück hinwegzuheben vermag. Der so ursprünglich geworden Mensch des Geheimnisses und der Kraft, dem nach Paul de Lagarde „ein freie Wollen nach allerwärts im eigenen Maß" zuteil geworden, ist gleichsam mit der Haupt in eine neue Atmosphäre getaucht, in welcher die Stöße des Lebens sei Innerstes nicht mehr berühren. Wahrhaftes Leben ist nur dort intensiv lebendi wo sich die geheimnisvollen Kreise des Ursprünglichen ziehen.

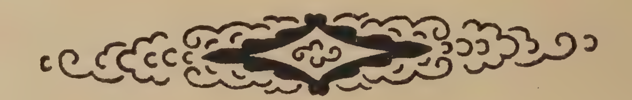
Das Leben züchtet unter den gesellschaftlichen und beruflichen Verkleidunge unausgesetzt Menschenzellen zu Keimständen und Formprinzipien, welche der

werdenden Leben Richtkräfte verleihen. In dem Wechselspiel der Richt- und Sichtkräfte, unter welch letzterem Ausdruck wir die hemmenden und zerstörerischen Mächte des Wuchsprinzips verstehen, welche die Richtfaktoren dauernd in Spannung und Atem halten, und dergestalt fortgesetzt eine Auslese unter ihnen erwirken, züchtet das Leben sich Sklaven, Menschen ohne Geheimnis und ohne Kraft. Diese sind dazu bestimmt, gleichsam die Aufräumungsarbeiten für den Werdegang der Formkraft zur Emporgestaltung des Menschenwesens zu besorgen. Jeder Mensch trägt eine steigende und eine sinkende Tendenz in sich, von denen eine die andere im Verlaufe des Lebens zu überwältigen und lahmzulegen pflegt. Nur bei der Minderheit der genialen Naturen vermag aber das formende Prinzip des ursprünglichen Ich sich bis zum letzten Augenblick über dem verflachenden Alltag lebendig wirksam zu erhalten. Den Durchschnitt dagegen faßt das Leben bei seinen Lüsten und Gewohnheiten, um ihn zum Sklaven und Werkzeug zu stempeln, das es so notwendig braucht, wie die Gesellschaft das Proletariat, um die gewöhnlichsten und niedrigsten Arbeiten verrichten zu lassen. Die Menschen mit sinkender Tendenz bilden das Proletariat des Lebens; und zu diesem gehört so manch einer, der es sich in seinem Wohlsein und seiner Wohlhabenheit nicht vermutet, daß er das unsichtbare — und nur dem Eingeweihten erkennbare — Sklavenzeichen des Menschen ohne Geheimnis und ohne Kraft an der Stirne trägt. Der eine bleibt am Stamm- und Spieltisch hängen, der andere versimpelt an einem leeren Weibe, mit dem er sich voreilig ohne innere Wahl aus konventionellen oder finanziellen Anreizen verbunden, wieder ein anderer läßt sich von einem erotischen Verhältnis aussaugen, dessen Natur er anfangs mißbrauchte, um dann allmählich der instinktiven Rache des Weibwesens geschwächt zu erliegen. Jeder vertrottelt auf seine Manier.

Wie viele Existenzen, die ursprünglich eines Auftriebs fähig waren, lassen sich auf solche Weise für ihr ganzes Leben festlegen und verbrauchen! Unter dieser Selbstentwürdigung und seelisch-geistigen Verstümmelung haben wir hier also nicht sowohl die krassen Fälle im Auge, wo es sich um ein wirkliches Gesunkensein handelt, sondern vor allem solche, bei denen der „Heruntergekommene" kaum die leiseste Empfindung für seinen Zustand hat, so wenig wie seine ihm ebenbürtige Umwelt, in der er sich und die sich mit ihm behagt. Im Gegenteil wähnt ein solcher geradezu oft noch zu den „Bestgeachteten" zu gehören. Und so erscheint er auch im Auge und Ansehen seiner Mitmenschen, indem seine soziale Stellung sich erhöht, sei es auch auf Kosten geschäftlicher Tüchtigkeit oder des guten Geschmacks in der Kunst, der vom Künstler ohne Geheimnis und Kraft „Sensationen" geopfert wird, oder endlich der intellektuellen Redlichkeit in der Wissenschaft, wenn der Forscher und Denker der Anpassung an gewisse vorteilhafte Strömungen dient und mit sophistischen Relativitätslehren haltlose Seelen blendet und alle Schranken zwischen gut und schlecht, recht und unrecht, echt und unecht, Schein und Wesen niederbricht, um alles nur für Schaum und Schein zu erklären, und nichts Festes, Dauerbares, Formendes, Zukunftsträchtiges, Höherwertiges, Emporgestaltendes, Ewiges, Göttliches — keine „Gott-Natur" (Goethe) mehr gelten zu lassen, wie Spengler und Einstein. Dann werden diejenigen, die sich von solchen Lehren blenden lassen,

als widerstandsloser Abschaum und Mauserstoff mit fortgeschwemmt. Und der ganze Prozeß, wozu jene Sophisten in die Erscheinung gerufen werden, erscheint wie eine von der natürlichen Auslese angestellte Probe und Prüfung auf die menschliche Widerstandsfähigkeit und Echtheit gegenüber der Schaumgeisterei. Aber die Starken und Freien werden aus dem Widerstand heraus nur mehr gestärkt und denen die Bahn frei machen, die sich emporgestaltend aus dem Dunkel ins Helle nach großen, festen Zielen recken.

Nach dem Verlust des alten Glaubens dürfte den Zweiflern, Düsterlingen und Materialisten nur die neu erwachende Erkenntnis vom Geheimnisvollen alles Lebendigen und des Menschen als eines höheren Geheimnisses eine neue Weihe und Heiligung des Lebens über den Utilitarismus des Alltags hinaus bieten und die Wege zu einem neuen Glauben an das Leben und an die Zukunft des Menschen bereiten. Goethe schöpfte aus solcher Erkenntnis seinen Glauben an das „Naturgeheimnis" als „heilig-öffentlich Geheimnis", indem er in jeder Erscheinung die „Gott-Natur" als Idee des Ewigen erschaute, welche in den mannigfaltigsten Formen sich rastlos gestaltend und umgestaltend in ewig strebendem Bemühen zur Vollendung hinarbeitet — die Form der Ewigkeit zu gewinnen.



# Wald

## Von Ernst Ludwig Schellenberg

**Uns ist der Wald das große fromme Buch,**
**drin die geschäft'gen Winde suchend blättern.**
**Wir lesen manchen tiefgeheimen Spruch**
**in seiner Tannen schlank gefügten Lettern.**

**Uralte Worte schrieb die dunkle Zeit:**
**aus jeder Zeile, die sich wendet, zittert**
**der unbewußte Hauch der Ewigkeit,**
**die wie ein Duft des Alters sie durchwittert.**

**Wir lesen lang, mein Weib und ich, bis fern**
**die Zeilen dämmernd ineinanderlangen.**
**Dann schließen wir den Band. Der erste Stern**
**flammt wie ein Zierat an des Buches Spangen.**



# Euphrosyne
## Eine Geschichte aus Goethes Tagen
## Von Grete Massé

„Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.“...
Goethe, „Euphrosyne“

Christiane Neumann schritt die Stufen des Hauses hinab, in dem Corona wohnte.

Obwohl sie schon auf der Bühne in immer größeren Rollen mit steigendem Erfolge tätig war, ging sie in kurzen Zwischenräumen doch noch gerne zu ihrer ersten Lehrerin, die sie mit so sanfter und geduldiger Hand die Wege zur Kunst hinangeleitet, zu deren Gipfeln zu gelangen jetzt der eigenen Macht des ihr innewohnenden Triebes überlassen bleiben mußte.

Auch Corona Schröter nahm noch mit Eifer diese oder jene Stelle aus den Rollen mit ihr durch, die sie früher mit der Schülerin einstudiert, überprüfte mit Aufmerksamkeit das edle Material, lauschte mit feinstem Ohr auf jedes Schwingen, Anschwellen und Senken der süßen, seelenvollen Stimme, die, wenn sie auf der Bühne erklang, wie ein von sicherer Meisterhand angesetzter und durchgeführter Geigenstrich das Haus durchschwebte, so daß man alle Sinne und Nerven anspannte, um nur keinen Ton zu verlieren.

Doch auch ohne das Bedürfnis, mit der Meisterin das Rollenstudium aufzunehmen, auch ohne das ihr innewohnende, nie erlöschende Gefühl der Dankbarkeit gegen sie wäre Christiane gerne in ihre kühlen, duftenden Stuben getreten. Wo Corona Schröter weilte, war alles Harmonie, Maß und Schönheit. Das tat ihr wohl, ihr, deren Herz unaufhörlich erzitterte unter leidenschaftlichen Stürmen, unbegriffenen Schmerzen, unbegriffener Lust. Wenn sie nur auf die Schwelle dieser Stuben trat, wehte es sie an wie kühlender Wind. Alles was sie schreckte, ängstigte, packte und durchschüttelte, löste sich auf und war nicht mehr da, wenn das schöne, ruhige Antlitz, umrahmt von den dunkelbraunen Locken, sich ihr zuwandte und die hoheitsvolle Gestalt vor der Staffelei auf sie zukam mit liebreichem Willkommengruß. Und wenn Corona gar Pinsel und Palette fortlegte, ihre Hände ergriff, sich im Sessel niederließ und bat: „Erzähle, Liebling, erzähle!“, dann saß sie auf dem Schemel zu ihren Füßen wie ein Kind, das ganz voll Vertrauen ist und von nichts weiß als von seinen unschuldigen Spielen und sanften Träumen, die der Purpur durchpulster Herzenskämpfe noch nicht rötet.

Auch heute war es ihr drinnen so friedlich, so frei geworden. Corona hatte sich sogar erbitten lassen, auf der Harfe zu spielen. Und als ihre Hände an die Saiten rührten, da waren von Christianes Herzen die letzten Beklemmungen gewichen. Ewig hätte sie so still auf ihrem Schemelchen sitzen und lauschen mögen und nie mehr hinaustreten aus dieser Stuben linder Dämmerkühle auf den Marktplatz vorm Haus, wo die grelle Sonne blendete.

Und indessen die Harfe klang und Christiane versunken lauschte, saß im geöffneten Nebenzimmer Minchen Probst, Coronas Haus- und Lebensgenossin, ihr Schatten, ihre ständige Begleiterin auf allen Wegen, in einem Schaukelstuhl und schlief. Die gute dicke Dame mit dem geröteten, freundlichen Vollmondgesicht war es gewohnt, nach dem Mittag ihr Schläfchen zu halten und sich auch durch Coronas Musizieren nicht stören zu lassen. Ihr herabhängender Kopf pendelte im Schlummer leicht hin und her; wie alle weimarischen Damen der Gesellschaft besaß auch sie ihr Schoßhündchen, das jetzt, gleichfalls schlafend, behaglich hingestreckt im Schoß ihres dunkelvioletten Seidenkleides lag.

Als Christiane gegangen, spielte Corona weiter.

Christiane hörte über sich, aus den Fenstern herab, die Harfe tönen, und es war ihr, als spräche Corona jetzt, wo sie allein war, sich noch freier, noch hingebender in diesen Tönen aus, die in der jungen Schauspielerin nachzitterten, während sie weiterging.

Sie hatte zuerst die Absicht gehabt, ein Stückchen auf dem Wege nach Oßmannstedt entlang zu gehen.

Da aber sah sie, nicht weit von sich, den Professor Musäus stehen, im Gespräch mit einem Landarbeiter, der sich auf seinen Spaten stützte und dem frageluftigen Herrn mit Behagen und Weitschweifigkeit Rede und Antwort stand. Der Professor hielt den Hut in der Hand und lauschte aufmerksam. Noch hatte er sie nicht erblickt. Das war Christiane, die jetzt einen anderen Weg einschlug, nur lieb. Der Professor hätte sie angehalten, hätte sie begleitet. Er war zwar sehr freundlich, konnte lustig plaudern, wußte herrliche Geschichten, — aber er fand des Schwatzens, des Lachens kein Ende, und wer ihm einmal in die Hände gefallen war, kam so leichten Kaufs nicht davon.

Und dazu war Christiane jetzt nicht aufgelegt.

Je weiter sie sich von Coronas Haus entfernte, desto mehr wich der innere Friede von ihr, und die alte Unrast kam wieder über sie. Auf einer Wiese, um ein Stilleben von Weinflaschen, kaltem Braten, zerschnittenem Geflügel und Tellern mit Früchten herumgruppiert, saß eine Gesellschaft junger Herren und Damen. Christiane sah gleich, es waren keine Einheimischen. Von denen war ihr jedes Gesicht bekannt. Es mußten französische Emigranten sein, die sich jetzt immer zahlreicher in Weimar einfanden und sich hier die lustigen Tage zu machen suchten, die man ihnen in der Heimat vergällt.

Als man sie sah, lachte man, rief ihr Scherzworte zu und winkte. Die jungen Herren hoben ihr das Weinglas entgegen.

Aber Christiane schritt nur schneller aus. In diesem Kreise hatte sie nichts zu suchen. Keine Regung in ihr verband sich mit Menschen, die ihre Sehnsucht nach dem Heimatland vertanzen, versingen, vertrinken konnten.

Dann ward es still und einsam um sie her.

Nur einmal kam Pferdegetrappel heran.

Sie sah von ferne eine hohe Gestalt. Da begann ihr Herz zu klopfen. Es flog wie mit den stoßenden Flügelschlägen eines Vogels, der sich befreien will, in ihrer Brust hin und her.

Ihre Kniee zitterten. Sie lehnte sich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und drückte die Hände auf das hochklopfende Herz.

Fassung! Fassung mußte sie gewinnen!

Mit schier übermenschlicher Gewalt stand der Wille in dem zarten Körper auf und zwang das mächtige Toben zur Ruhe. So ... Der Herzschlag ging schon viel ruhiger, der Atem auch. Sie hob die Wimpern. Jetzt konnte sie ihm entgegensehen, konnte den Blick seiner Augen ertragen, ohne daß er ihre Erschütterung sah, konnte seine Stimme hören, ihm Rede und Antwort stehen.

Aber als sie nun die Augen öffnete, sah sie, daß es gar nicht Goethe war.

Die Größe der fernen Gestalt, die Verwirrung, die über sie hereinstürzte, hatte sie getäuscht. Es war der Rentamtmann Seidel, des Geheimrats früherer Diener, der allerdings im Wuchse so viel Ähnlichkeit mit ihm hatte, daß ihn auch die Weimarer oft von ferne, besonders seit er es sich angewöhnt hatte, in Gang und Haltung seinen Herrn zu kopieren, für Goethe, den Freund und Herzensbruder Karl Augusts, hielten.

Seidel ritt rasch geradeaus und bemerkte sie gar nicht an ihrem Baum.

Christiane aber fühlte, da nun das Brausen des Blutes in ihr so plötzlich verebbte, eine Leere in sich, die sie frösteln machte. Verlassen kam sie sich vor, als wäre sie allein, ganz allein auf der Welt.

Auch war die Sonne, die ihr noch kurz vorher so glühend erschienen, die sie durch die geschlossenen Lider hindurch geblendet hatte, matt geworden und umwölkt. Ein Wind kam daher, der in Stößen den Staub der Straße nach Oberweimar, die sie entlang ging, emportrieb. Und ferne am Himmel zogen Wetterwolken auf.

Da überfiel eine schier die Brust zersprengende Sehnsucht das Mädchen, irgendwie Dingen nahe zu sein, die mit dem, den sie eben heranreiten gewähnt, im Zusammenhang standen.

Nur dort gehen wollte sie, wo er so oft gegangen, dort weilen, wo er manchen Tag seines Lebens verbracht.

Nicht zum Haus am Frauenplan, dem vielfenstrigen, wollte sie. Da waren Menschen, die sich trennend schoben zwischen sie beide. Da ging es ein und aus von Besuchern, von Durchreisenden, die ihn kennen lernen wollten, von Schauspielern und Musikanten und Hofbeamten, die mit ihm zu reden hatten.

Sie wußte einen Platz, wo er ihr näher, wo alles durchdrungen war von seinem Geiste, wo Bäume grünten und wuchsen, die er gepflanzt, wo Wege sich auftaten, die er erst durchs Dickicht hindurch hatte ebnen lassen.

Zu seinem Gartenhaus wollte sie, wenn es auch leer war und unbewohnt — oder gerade weil es leer war und unbewohnt und kein Schritt sie davonscheuchen konnte.

Jetzt war sie schon im „Wälschen Garten“. Dort ragte die hölzerne, ganz vom Grün umwucherte und umsponnene, von beschnittenen Linden umstandene „Schnecke“, zu deren zwei Türmchen schmale Wendeltreppen emporführten. Als Kind war sie gern hinaufgeklettert und war sich dort oben auf den Altanen vorgekommen wie ein Vogel im Gezweig, um sich her, so nahe, daß sie mit den Händen danach greifen konnte, das Wipfelmeer der Bäume. Das war noch gar nicht so lange her,

Jetzt aber ging sie vorbei, stieg tiefer hinab zum „Stern“, ging über ein Brückchen, über gewundene Steintreppen, an dem langsam rieselnden Flüßchen vorüber und war nun unter dem dunkelschattenden Laube von Ulmen und Eschen, die mit Eichen und Tannen und Zypressen abwechselten.

Wie still es hier war! Nur der Wind rauschte in den Blättern und eine Amsel flötete in der Allee. Der Boden war ein wenig feucht, und ihm und dem nassen, auf dem Boden liegenden welken Laub entströmte der strenge, melancholische Duft von Moder und Vergehen.

Tannenzapfen und Kastanien lagen im Gras. Zierlich und behende huschte ein Eichhörnchen an einem Baumstamm empor, blieb am untersten Zweig hängen und äugte, wie um sie zu necken, sanften Blicks noch einmal zu ihr hinab, um dann zu verschwinden in der grünen Krone.

Christiane ging weiter.

Sie sah es nun schon deutlich durch das Laubwerk schimmern, das kleine zweistöckige Häuschen mit dem schwarzgrauen steilen Schieferdach. So einfach stand es da in der tiefen Einsamkeit ringsum. War es denn einsam hier? Je mehr sie sich näherte, je dichter sie an die Wiesen kam, die sich davor ausbreiteten, desto deutlicher glaubte sie ein Hauchen, ein Flüstern zu vernehmen, die Nähe guter, beseelter Wesen zu spüren.

Nun war sie vor den Wildrosenhecken und den hölzernen Gittertüren. Sie blieb stehen und schaute auf das einsame Haus mit den geschlossenen Fensterläden, dessen Mauern herbstlich gefärbter wilder Wein umrankte.

Sie wußte, es barg nur ein paar einfache, zum Teil nicht einmal heizbare Zimmerchen, die aufs bescheidenste möbliert waren. Im Schlafkabinett eine alte Gurtbettstelle, im Arbeitszimmer ein schlichter hölzerner Tisch, ein Polsterstühlchen und ein gepolstertes Bänkchen. Goethe selbst hatte einmal sie und Henriette, ihre Schwester, mit hineingenommen, ihnen alles gezeigt, ihnen alle Türen geöffnet. Aber es war ihr in seiner Kargheit fürstlicher erschienen als sein schönes Haus am Frauenplan mit der Flucht der Zimmer, der breiten Treppe und den Nischen, in denen Büsten standen. Hier in diesen Räumen, so eng und schlicht, schien ihr ein Abglanz seiner Jugend hängen geblieben zu sein, der alles wundersam und geheimnisvoll umstrahlte. An dem einfachen hölzernen Tisch hatte er die „Geschwister“ niedergeschrieben und viele, viele herrliche Gedichte. Auf dem Altan dort hatte er, in seinen Mantel gewickelt, manche Sommernacht geschlafen, Mond und Sterne über sich. Und die Eichen und Buchen, Tannen und Birken ringsum hatte er voll Geduld und Fröhlichkeit alle mit eigener Hand gepflanzt.

Christiane ließ die Stirn auf die Hände, die sie auf das Gitter gelegt, sinken.

So, in dieser Haltung des ganz in sich Versunkenseins lehnte sie da, regungslos, als wollte auch sie einwurzeln dicht vor der Stätte, die ihm gehörte, und mit sehnenden, liebenden, umschlingenden Armen emporwachsen um das einsame Haus.

Erst als ein plötzlicher Regen niederging, schreckte sie auf, schauerte zusammen und eilte in ihrem leichten Kleide, durch das Laub der Bäume noch etwas beschirmt, dem Hause zu.

Als sie aber den Park verließ und auf der Straße dahinging, war sie dem Regen wehrlos preisgegeben.

Der dünne Stoff ihres Kleides klebte feucht an ihrer Haut. Die großen, kalten Tropfen klatschten ihr auf den unbeschützten zarten Nacken hernieder, und die Sohlen ihrer Schuhe wurden feucht.

Da drang eine vom eiligen Lauf zitternde, zärtliche, besorgte Stimme an ihr Ohr: „Christianchen! Christel! Christelchen! Überall habe ich dich gesucht!“

Es war ihr Kollege Heinrich Becker, der auch im Hause ihrer Mutter als ständiger Gast und Freund täglich aus und ein ging.

Er trug ihren warmen Mantel und ihre Kapuze, in die er schnell die kindliche Gestalt des Mädchens einhüllte. Das starke, krause, rötlichbraune Haar Christianes wollte sich kaum unter den Rand der Kapuze zwängen lassen. Störrisch drängte es wieder hervor und krauste sich mit metallischem Schein um die blaugeäderten Schläfen.

„Sie sind ja aber selbst ganz durchnäßt, Becker“, sagte Christiane vorwurfsvoll.

Der Schauspieler lachte auf.

„Einem Bären wie mir schadet das nicht! Aber so ein schmales, blasses Mädelchen, das pustet mir ja der Wind um, wenn ich's nicht halte. Komm, Christianchen, und versprich mir doch, wenn du länger fortbleiben willst, daheim Bescheid zu hinterlassen! Ich ängstige mich um dich!“

Christiane antwortete nicht.

Sie wußte ja: der Mensch neben ihr war ihr mit jedem Schlag seines treuen, weichen Herzens ergeben. Auch sie war ihm ja gut, vermißte ihn, wenn er nicht zur gewohnten Stunde zur Türe hereintrat, freute sich, wenn er bei den Proben ihr nahe war, auf der Bühne zusammen mit ihr spielte. Aber was wollte dies herzliche Gefühl in ihr besagen gegen die große Flamme, die in ihr so gewaltig brannte, daß sie oft meinte, sie müßte durch die Wände ihres Körpers hindurchstrahlen und allen sichtbar werden! Nie empfand sie um ihn die himmelstürmende Seligkeit, die sie bis in die Fingerspitzen durchzitterte, wenn ihr Goethe entgegentrat — nie um seinetwillen die schwere Traurigkeit, die um des Herrlichen willen oft über ihr lag und sich auch durch Tränen nicht auflösen ließ.

Auch im Hause ließ Becker noch nicht nach, sich sorgend um sie zu bemühen. Er zog ihr die nassen Schuhe von den Füßen und wickelte sie, als sie in dem Hauskleid auf dem Kanapee lag, in eine Wolldecke. Als sie den heißen, mit Zimt gewürzten Wein, den er für sie bereitet, in kleinen Schlucken trank und selbst fühlte, wie sich ihr Blut erwärmte und wieder in die kalten, erblaßten Wangen stieg, strahlte sein gutes Gesicht vor Freude.

„Siehst du wohl, Christelchen, jetzt geht's schon wieder!“ lachte er. „Nun haben wir dem Fieber ein Schnippchen geschlagen! Jetzt ist dir schon wohler, Christianchen, nicht wahr?“

Christiane sah in die treuen Augen, die mit sorgender Frage die ihrigen suchten. Dann seufzte sie auf: „Ach, Brackenburg! Guter! Bester!“

Er senkte stumm den Kopf.

Ein schneidender Schmerz durchfuhr ihn. Brackenburg war er für sie? Der un-

glückselig Liebende, für den Klärchen nur den Brudernamen hat? Er ließ sich traurig im Stuhl am Fenster nieder.

Christiane fielen die Augen zu vor Müdigkeit. Ihr Köpfchen sank zurück. Sie schlummerte ein.

Wachend und geduldig blieb er auf seinem Platze sitzen. Und während Christianes Atemzüge durch den Raum gingen und auch im Nebenzimmer nichts zu vernehmen war als das Rascheln der Seiten im Gebetbuch, die die Mutter umschlug, hatte er im Ohre immer noch den seufzend zärtlichen, bedauernden und gerührten Klang, mit dem Christiane gesagt hatte: „Ach, Brackenburg!"

* * *

Der Winter kam in diesem Jahre früh.

Schon im November gab es Schneeflocken, und das Wasser des Schwansees fror zu.

Das war eine Freude für die weimarische Gesellschaft. Am Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren hatten sie alle ihre Lust.

Wenn Christiane nur die Straße betrat, klingelte es vor oder hinter ihr von den Schellen der Schlitten. Die einen hatten die Form von Muscheln, die andern von Seefischen oder Meerjungfern. Darinnen saßen die in Pelze gewickelten Damen mit hochgetürmten Frisuren, geschminkten Wangen, kunstvoll geschnittenen schwarzen Mouchen an den Lippen und am Kinn. Die Pferde trugen bunte Federbüsche auf den Köpfen und hatten große, mit bunten Quasten und Schellen behangene Decken aus Tuch. Den Schlitten voran ritten mit englischen Quastenhüten und Gold- und Silberschnüren geschmückte Reiter, von derem Peitschengeknalle die Fenster der kleinen Häuser förmlich erzitterten.

Auch die Schauspieler gaben sich, soviel es ihre Zeit erlaubte, dem Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen hin. Auf den Proben, während des Ankleidens und des Schminkens hörte Christiane es ringsum von Verabredungen zu Schlittenpartien, von neuen kunstvollen Bogen beim Schlittschuhlaufen, die man vollführen wollte, endlos sprechen. Auch fehlte es nicht an Liebschaften, die sich dabei entwickelten und zum Teil so kunstvoll verschlangen wie die Arabesken, die man mit den stählernen Schienen der Schlittschuhe ins Eis zog. Es war klar: die Atmosphäre der Kälte unter den Füßen hatte nicht die geringste abkühlende Rückwirkung auf die Herzen.

Christiane selbst sah von all diesem Treiben wenig. Sie war keine Schlittschuhläuferin, und für einen eigenen Schlitten reichten ihre Mittel nicht. Auch war sie so sehr mit der neuen, ihr von Goethe vertrauten Rolle des Prinzen Arthur im „König Johann" innerlich beschäftigt, daß es sie gar nicht gelüstete, sich ablenken zu lassen von dem Geist des Bildens, der sie ganz beseelte.

So hätte sie auch von der großen, mit vielem Pomp in Szene gesetzten Eismaskerade nichts gesehen, wenn Becker sie nicht fast mit Gewalt mitgenommen. Auf dem Schwansee drängte es sich von Gestalten, die in ihren Vermummungen oft nicht gleich zu erkennen waren. Es fehlte niemand, der in irgendeiner Beziehung zum Hof stand, denn der Herzog, der dieses Fest veranstaltete, konnte es sehr übel nehmen, wenn man sich nicht beteiligte. Selbst die Herzogin Luise, die sich sonst von allem Trubel zurückzog, war anwesend, wenn sie auch keinen Maskenanzug, sondern

glatte, schwarze Seide trug. Um so bunter und lustiger hatten sich die Herzoginmutter, Prinz Konstantin und der Herzog selbst ausstaffiert. Mit ihrer frohen, ungebundenen Laune steckten sie diejenigen an, die etwa noch im Zeremoniell verharren wollten. Die Damen, die nicht Schlittschuh liefen, wurden von den Hofpagen in Schlitten gefahren. Die Knaben trugen an den weichen Mützen Teufelshörner: an deren Enden waren Schwärmer angebracht, die von den vorbeifahrenden Kavalieren mit brennenden Lunten angezündet wurden, so daß es ein fortwährendes Knistern und Prasseln gab. In einer Art Pavillon machte eine Kapelle Musik und in aufgeschlagenen Buden erhielt man Gebäck und Glühwein.

Christiane, die am Ufer stand, sah die ganze Gesellschaft, deren Gesichter bald im Dunkel verschwanden, bald im Scheine der Raketen, Fackeln und Pechpfannen hell aufleuchteten, wie einen Spuk an sich vorüberziehen.

Ihre Kollegen, der behäbige, rundliche Anton Genast, der Regisseur Fischer, Peter Amor und seine Frau, die junge Amalie Malcolmi und die hübsche, kecke Luise von Rudorf hatten versucht, sie in ihren Kreis zu ziehen. Aber der war bald von anderen, die sich dazu gesellten, gesprengt, und Christiane war auf ihren Uferplatz, von dem aus sie schauen und beobachten konnte, zurückgekehrt.

So stand sie da — abseits — und sah die Lichter und die Fackeln aufflammen und verglühen, hörte die Musik, sah den tollen Trubel vorüberziehen. Sie empfand es gar nicht als etwas Bedauernswertes, hier allein zu stehn. War sie nicht immer ein wenig außerhalb des Lebens, stand sie nicht eigentlich immer am Ufer und sah den anderen nur zu, falls sie nicht gerade in einer Rolle mitten auf der Bühne zu sein hatte und von ihr wie von einer Woge emporgetragen wurde?

Von allen Menschen, die sich dort bewegten, sah sie im Grunde ja nur den einen. Er war bald von dieser Gruppe umringt, bald von einer anderen. Immer überragte er die Köpfe neben ihm, und wenn der Schein einer Fackel auf sein Antlitz fiel, so daß es scharf hervortrat mit seinen bedeutenden Zügen, der königlichen Stirn, den Glanzaugen, dem unendlich lieblich geschwungenen Munde, erschauerte Christiane. Dieses Antlitz schien ihr das einzige, das sich ihr nicht wie die andern zur Spukerscheinung auflöste im gespenstischen Schein der Beleuchtung. Das war so fest und edel geformt in allen seinen Zügen, daß sie wie gemeißelt sich abhoben und nichts sie verzerren, verändern konnte.

Der ungekrönte König war Goethe eben auch hier. Es war, als ob er Hof hielte und gnädig empfinge, was zu ihm wallte, während der Herzog — der, seine großen Hunde zur Seite, in einer der Buden saß, einen Grog trank und in kurzen Pausen sein lautes, kräftiges Lachen erschallen ließ — eher den Eindruck eines behäbigen Bürgers machte, der es sich wohl sein läßt.

Einmal streifte Corona dicht an Christianes Platz vorüber. Sie sah die sehnsuchtsvollen Augen des Mädchens, die starr an Goethes Haupt hingen.

„Nicht so viel hineinsehen ins goldene, goldene Licht, Christelchen!“ flüsterte sie. „Das brennt — und verbrennt —.“

Christiane wollte haschen nach ihrer Hand. Aber Corona lachte leise, melodisch. Auf ihren Schlittschuhen, im raschen Bogen war sie entglitten, bevor Christiane nur ihre Fingerspitzen berühren konnte.

Doch ihre Worte erklangen in Christiane wider. „Das goldene Licht — es brennt — und verbrennt“, hatte sie gesagt. Ja — sie fühlte es! Ihr ganzes Herz war erfüllt von diesem Brennen, ihr ganzes Herz.

Als Becker kam, sie zu einem Tisch zu holen, an dem er die Kollegen gruppiert, war Christiane verschwunden.

Sie war heimgegangen durch die Straßen mit dem schlechten Pflaster, matt erleuchtet durch spärliche Öllaternen, die in großen Abständen ein karges Licht spendeten.

Sie wollte nicht mehr da stehen, am Ufer, wo sie es nur noch stärker empfand als sonst, welch eine Welt sie trennte von dem, um den ihr Herz so brannte. War er nicht den ewigen Göttern gleich? Denen, die thronen in ihrem goldenen Saal in erhabener Majestät? Und nichts gab es, das diesen Herrlichen verbinden konnte mit ihr, der armen, kleinen Schauspielerin, fast noch ein Kind an Gestalt, ein Kind an Jahren — —

Drum ließ sie lieber den Platz, von dem aus sie unablässig hinüberschauen mußte zu ihm.

Auch hatte sie Hauptprobe am anderen Tag. Da war es besser, sie schonte sich, sammelte sich, ging früh schlafen . . .

(Fortsetzung folgt)



# Das Heimwehlied

## Von Karl Albrecht

**Laß mich nun leise singen**
**das Heimwehlied,**
**wie es mit sanftem Klingen**
**hin durch den Abend zieht.**
**Die Welt, die ist so weit**
**zu dieser Abendzeit —**
**ich kann nur leise singen**
**und wandern weit.**

**Die Fledermäuse fliegen**
**um Busch und Baum.**
**Du sollst dein Kindlein wiegen**
**in einen goldnen Traum.**
**Geh nur ins Haus hinein,**
**ich wandere allein, —**
**ich kann nicht Ruhe finden,**
**bis ich daheim.**

**Ich muß nun von dir gehen,**
**gib mir die Hand.**
**Ich will die Heimat sehen,**
**den Fluß, das Wiesenland.**
**Grüß mir dein Kindlein fein,**
**wieg's in den Traum hinein —**
**Bis wir die Heimat finden,**
**sind wir allein.**



# Hausbuch
## Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

### Ehret die Frauen!

Das ernst-anmutige Sinnbild des Rosenkreuzes läßt mancherlei Deutungen zu. Es ist ja das Biegsam-Lebendige beim Symbol, daß man sich in eine starre Begrifflichkeit nicht einzuengen braucht, wenn nur Kern und Sinn des Zeichens richtig erfaßt sind.

Obenan dürfen wir ritterlicherweise den edlen Frauen Dank abstatten.

Es ist mit Frauenverehrung eine eigene Sache. In diesen Tagen Strindbergs — oder sind sie schon verklungen? — hat man uns fast nur den Haß und Hader zwischen den Geschlechtern gestaltet. Das stimmt zum Zeitganzen. Ist nicht auch zwischen den Völkern und zwischen den Volksschichten haßvolle Gespanntheit die beherrschende Stimmung? Wir unsrerseits brauchen wohl der freundlichen Leserin kaum zu versichern, daß wir weder dem keifenden Weib noch dem putzsüchtigen Pfau noch der Frau Klatschbase irgend etwas entgegenbringen, was nach Verehrung schmeckt. Im Verhältnis der Geschlechter bringt ja das Leben manche zerstörende Reizung und Enttäuschung. Eine Frau, die ins Gemeine gerät, wirkt abscheulicher als ein brutal-gemeiner Mann. Davon sprechen wir nicht. Verehrung ist Veredlungskraft. Diese Kraft kann sich nur betätigen an einem irgendwie edlen Stoff, ob es sich um eine treue und tapfere Waschfrau oder um eine edelweibliche Fürstin handelt. Wir kennen auf seelischem Gebiet keinen äußeren Standesunterschied.

Und so haben denn unsre besten deutschen Sänger, vom Herrn Walther von der Vogelweide bis Schiller, Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Rückert und wie sie alle heißen mögen, der edlen Weiblichkeit huldigend gedacht. „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!" Dieses Schiller-Wort ist dem knappen Titel eines seiner gehaltvollen Aufsätze benachbart: „Über Anmut und Würde". Dürfen wir die Würde — auch die Würde des tapfer und edel getragenen Schmerzes — mit dem Kreuz vergleichen, so sind die Rosen daran jene Anmut, die von liebender Weiblichkeit ausstrahlt. In einer „schönen Seele" vereinigt sich beides zu einem harmonischen Ganzen.

Und zwar ist es nicht so, daß sich Anmut und Würde etwa nur nach dem männlichen und weiblichen Geschlecht auseinanderfalten. Unsere Frauen und Mütter würden es sich schön verbitten, wenn wir Männer wesentlich die Würde in Anspruch nehmen wollten; und desgleichen müßten wir unsrerseits Einspruch erheben, wenn man uns das Element des Anmutigen abspräche. Nein, in einer einigermaßen vollendeten oder ausgeglichenen Persönlichkeit, ob Mann oder Weib, bilden Anmut und Würde ein so schönes Ganzes, daß man sie nicht trennen kann: denn die Rosen sind ja nicht äußerlich angeklebt, sondern aus dem aufblühenden Stamme selber organisch herausgewachsen. Leuchtkräftige Würde wird anmutig; ein Herz voll Anmut hat natürliche Würde, ob die Träger eines solchen Herzens Greis oder Jungfrau seien.

Es sei an ein prachtvoll geprägtes Wort auf der Schlußseite von Schillers Aufsatz über Matthissons Gedichte erinnert (wenn man doch diese Aufsätze mehr läse, mit dem Bleistift in der Hand!). Da heißt es: „Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffiniertesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verrät sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disziplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verrät sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nötigt, uns unsrer eigenen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen."

In solchem Herzen blüht das Rosenkreuz.

Weib und Mann sollen demnach einander helfen, daß in jedem von ihnen das Rosenkreuz erblühe. Dazu gehört die Besonnung durch die gegenseitige Liebe, von der zartesten Huldigung bis zur leidenschaftlich tiefen Hingabe.

Auch Hölderlin, der in Diotima das Edelweibliche erlebt hat, wird nicht müde, in solchem Sinne den Frauen zu huldigen, den „immerguten":

„Den deutschen Frauen danket! sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt!"...

Schon Meister Eckehart sagt einmal mitten in einer Predigt, daß Leid und Lieben zusammengehören. Sie sind untrennbar wie Kreuz und Rosen. Liebend umranken die Rosen das Kreuz, aus dem sie gewachsen sind, um das Unheil auszugleichen, das der Schmerz angerichtet hat. Da ist das Weibliche in jeder Form von Güte, von Heilen und Helfen, von Mütterlichkeit und Fürsorge am rechten Platz. Und tadelt uns jemand: ihr legt zuviel Göttliches in das Weib hinein — so antworten wir schlicht und stolz mit Hölderlin:

„An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind."

## Karfreitag und Ostern

Nun dürfen wir zu einer tieferen Deutung vordringen, die jener andren keinen Abbruch tut. Ich habe sie in meinem „Meister der Menschheit" (Bd. II) in den Vordergrund gestellt und will hier das Wesentliche wiederholen.

Aus überwundenem Leid blühen die unvergänglichen Rosen des wahren Lebens. Wer sein niederes Selbst überwindet, dem erblüht in genau gleichem Maße das höhere Selbst: der geistige Mensch. Und so sind Schmerz und Widerstände unbedingt notwendig; der dunkle Stamm des Leides, von Tränen und Blut befeuchtet, wird fruchtbar und ergrünt wie Tannhäusers Stab. Rotes Herzblut verwandelt sich in rote Rosen der Liebe. Und das Kreuz, vordem ein dürrer Schandpfahl, ist fortan ein Sinnbild ewigen Lebens.

So erblüht denn aus dem Karfreitag der Ostersonntag — wie die Rosen aus dem Kreuz erblühen. Es sind manchmal fünf Rosen, wobei man an jene fünf Wunden

des Heilands denken kann; zählt man übrigens das dorngekrönte Haupt und den gegeißelten Rücken hinzu, so ergibt sich die altheilige Sieben, die durch unsre Wochentage auch den Rhythmus des Jahres bestimmt. (Näher gehen wir auf dieses Zahlenspiel nicht ein: es klingt zu leicht nach Konstruktion.) Das Rosenkreuz ist demnach das Oster- oder Auferstehungskreuz. Die Gestalt des Auferstandenen selbst ist nicht mehr da; er hat überwunden, er ist aufgefahren zum Vater, eingegangen in die unsichtbare Welt, heimgekehrt zu den Seligen. Aber das herrliche Ergebnis seiner groß erduldeten Leiden hat er zurückgelassen: das Kreuz erschimmert in den Rosen segnender Liebe.

Man wird zugeben, daß wir mit diesem erhaben-schönen Symbol nichts Unnützes ausgraben. Was hier besprochen und durch Symbole veranschaulicht wird, geht jeden von uns unmittelbar an. Es ist jetzt die rechte Zeit, diese Gedanken hinauszustellen. Deutschland braucht diese Gedanken. Denn wir machen unsren Karfreitag durch. Über Deutschland (ach, über der ganzen Kulturwelt!) steht ein sehr dunkles Kreuz; und seine Rosen sind noch nicht aufgeblüht.

Doch braucht der kirchliche Christ hier keine Vernachlässigung des Erlösungsgedankens zu befürchten. Die Rosen sind ja das Ergebnis der Erlösung. Das Holz der Schmach und Marter ist geadelt, da der Reinste daran gelitten hat. Er ist in die Finsternis zu uns herabgestiegen und hat emporlockenden, vom Staube lösenden — erlösenden — Himmelsglanz hergebracht. Als er überwindend ins ewige Licht heimkehrte, blieb ein Abglanz seiner Weisheit und Liebe am Kreuz zurück: ein Osterglanz.

Erst in diesem Osterkreuz löst sich auch der alte Streit zwischen Akropolis und Golgatha, zwischen Kunst und Religion, zwischen Heidentum (Deutschtum) und Christentum. Der Ostermensch ist in die verklärte Natur zurückgekehrt und schaut alle Kreatur mit neuen Augen an. Hinter ihm verschwand ins Wesenlose der „Zorn Gottes“ des „Alten Bundes“. Er liebt die Schöpfung mit gereinigtem Herzen; er hat keine Freude mehr an den blutigen Schlacht- und Opferfesten, womit die heidnische Frömmigkeit Gott zu versöhnen trachtete. Er ist ebenso fern von der Askese oder Düsternis des Mittelalters. Es sind Stufen, durch die er in seinen Ahnen hindurchgegangen ist. Im Rosenkreuz sind Akropolis und Golgatha versöhnt: das dritte Reich ist betreten, ein Reich des Lichtes und der Liebe, wo es diese Feindschaften nicht mehr gibt, deren Bewohner vielmehr mit Goethe („Bekenntnisse einer schönen Seele“) sagt: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!“

## Das Kreuz auf der Erdkugel

Nun betreten wir, in engem Anschluß an das eben Gesagte, den dritten und tiefsten Ring. Das „Heiligtum des Schmerzes“, das uns der weise Meister von Weimar damals vorenthalten hat, öffnet seine Pforte.

Das astronomische Bildzeichen des Planeten Erde ist eine Kugel (man könnte es auch Ring oder Kreis nennen) mit einem Kreuz darauf.

Man durchdenke nun einmal, mit gleichsam kosmischem Blick, dieses Zeichen (♁)! In eine winzige Figur ist hier unser Erdenlos nebst irdischer Aufgabe zusammen-

gedrängt. Niemand, der sich hier verkörpert, kommt um das Kreuz herum. Nicht nur Schopenhauer hat dieses herbe Schicksal des Menschen in seiner Philosophie dargelegt: schon die älteste Tragik weiß davon erschütternd zu sagen. Wir sind alle ohne Ausnahme zum Sterben verurteilt. Es gibt keinen Sterblichen, der nicht durch das Kreuz — durch Irrungen, Kampf, Schmerz, Tod — hindurchmüßte. Das ist das Schicksal der Geistwesen, die sich auf dieser Erde verkörpern. Über jeder Erdenlaufbahn steht daher ein Kreuz. Wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen.

Aber je tiefer wir in den Sinn unsrer Erdkugel eindringen, je mutiger wir das Kreuz und seine Aufgabe anerkennen und in unser Wesen aufnehmen: um so mehr vollzieht sich eine Verschiebung. Und mit der Verschiebung eine Durchdringung. Das kühn getragene und verstandene Kreuz dringt in die Erdkugel ein. Wir arbeiten durch Erkenntniskraft und Duldungskraft an der Verklärung und Durchgeistigung der Erde. Jetzt schiebt sich der Ring nach innen und legt sich um das Zentrum des Kreuzes, um das Herz gleichsam: um den Kreuzungspunkt. Die Figur sieht nun so aus: ⊕ Das Rosenkreuz ist fertig.

Was ist auch in diesem dritten Erkenntnis-Grade der Sinn des Rosenkreuzes?

Der kosmische Auferstehungsgedanke ist mächtiger als die Lebens- und Leidensangst, die den Staubgebannten umdroht. Mit dem klar erkannten Sinn des Daseins hat die erwachende Menschheit den Sieg im Herzen. Der Erwachte ist auch der Erlöste: er hat das Kreuz verarbeitend aufgenommen. Er hat Heimrecht im Reiche der Meister. Er wird vom irdischen Schlachtfeld abgeholt von den „Gralsjungfrauen“ oder von den „Walküren“ des ewigen Lebens. Die Güte, die er ausgestreut hat, kehrt in tausenderlei freundlichen Gestalten zu ihm zurück. Er ist vollends Mitschöpfer und Gehilfe Gottes geworden, wie er sich ja schon auf Erden als solcher geübt hat. Er hilft nun mit, Edelgedanken hinabzuwirken in die Lebenswirbel der Erde, durch die er sich tapfer hindurchgekämpft hat, um eben durch Leid, Kampf und Sieg ein Wissender zu werden und fortan die Noch-nicht-Wissenden im Staub ihres Erdendaseins fördern zu können.

## Geheimbund?

Das ist der tiefste Sinn des Rosenkreuzertums. Diesem unsichtbaren Bunde ist Helfen, Heilen, Fördern — soweit es sich mit ihrem Wirkungskreis verträgt — selbstverständliche Pflicht. Es bedarf dazu nicht der Mitgliedschaft in einem der heute noch bestehenden Orden (wie ich selber keinem Geheimbund angehöre). Die Mächte, die man die „Meister“ nennen darf im erhabensten Sinne, die Schützer und Geleiter der Menschheit, finden die Ihrigen auch ohne irgendwelche Logen oder Organisationen.

Und so möchte ich nicht den Eindruck erwecken, daß ich im Auftrag eines Geheimbundes spreche. Die hier ausgesprochenen Gedanken sind jedem Empfänglichen auf ganz natürliche Weise zugänglich. Ich spreche von Geheimnissen im Sinne und in Fortsetzung Goethes. Geheimnisse dieser Art erfordern eine Stimmung der Ehrfurcht; denn es sind vornehme Wahrheiten. Ehrfurcht wieder erfordert Stille und Sammlung. Das setzt seelische Kraft voraus. Diese aber kann sich der heutige Mensch nur schwer abringen. Und so ist diese Weisheit (die so innig mit Liebe verbunden

ist wie das Kreuz mit Rosen) doch nur jener Minderheit zugänglich, die sich auf die gleichen Schwingungen einzustellen vermag.

Es ist also wiederum ganz naturgemäß, daß sich solche Gedanken eigentlich an ein geheimes Deutschland oder an ein stilles Deutschland wenden, das der fremde Besucher oder oberflächliche Beobachter so leicht nicht zu Gesicht bekommt. Ein schönes Wort findet sich darüber in den Hölderlin-Betrachtungen des allzu früh geschiedenen Norbert von Hellingrath (München, Bruckmann, 1921): „Wir nennen uns ‚Volk Goethes‘, weil wir ihn als Höchsterreichbares unseres Stammes, als höchstes auf unserem Stamme Gewachsenes sehen in seiner reichen, runden Menschlichkeit, welche selbst Fernere, die sein Tiefstes nicht verstehen mögen, zur Achtung zwingt. Ich nenne uns ‚Volk Hölderlins‘, weil es zutiefst im deutschen Wesen liegt, daß sein innerster Glutkern unendlich weit unter der Schlackenkruste, die seine Oberfläche ist, nur in einem geheimen Deutschland zutage tritt; sich in Menschen äußert, die zum mindesten längst gestorben sein müssen, ehe sie gesehen werden und Widerhall finden; in Werken, die immer nur ganz wenigen ihr Geheimnis anvertrauen, ja den meisten ganz schweigen, Nicht-Deutschen wohl nie zugänglich sind; weil dieses geheime Deutschland so gewiß ist seines inneren Wertes oder so unschuldig unbekannt mit der eigenen Bedeutung, daß es gar keine Anstrengung macht, gehört, gesehen zu werden.“

Diesem geheimen Deutschland gelten unsre Gedanken über das Rosenkreuz.

(Fortsetzung folgt)

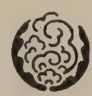


# Näher nach Hause
## Von Gustav Schüler

**Zu jedem Schritt durch diese Zeit,
Durch alles wirrende Gebrause
Läutet die süße Ewigkeit:
Näher nach Hause.**

**Das blüht wie Blumen durch das Leid,
Und ob die Seele dir auch grause,
Das lockt aus Fernen, wunderweit:
Näher nach Hause.**

**Das schlichtet allen dumpfen Streit
Und baut aus bangem Weltgebrause
Lichtzinnen in die Ewigkeit:
Näher nach Hause.**



# Die Periodizität des Menschenlebens

## Von Prof. Dr. E. Dennert (Godesberg)

Die Zahl hat in den philosophischen Gedankengängen seit alters eine Rolle gespielt, und ganz besonders ist es die Zahl 7, welche man für heilig hielt. Bekanntlich beruht das System des Pythagoras auf der Zahl. Es wird ihm u. a. eine Zahlenreihe zugeschrieben, aus der man nach ihm alles in der Natur ableiten könne. Sie hängt offenbar mit den Tetragrammen zusammen, worunter man Quadrate versteht, welche wieder in Quadrate eingeteilt sind; jedes enthält eine Zahl, und es besteht die Eigenart, daß die Summen der horizontalen und senkrechten Reihen sowie der Diagonalen stets dieselbe Zahl ergeben. Figur 1 zeigt die Beschaffenheit und Bildung des einfachsten Tetragramms nach der Zahl 3 mit 9 Feldern. An das ursprüngliche Quadrat sind auf den Mitten der 4 Seiten noch kleine Hilfsquadrate aufgesetzt. Dann schreibt man in die 3feldrigen Diagonalquadratreihen von links oben nach rechts unten die Zahlen 1—9. Von ihnen fallen schon 5 in das ursprüngliche Quadrat, die übrigen 4 werden auch noch hineingebracht, indem man jedesmal in gerader Linie 3 Quadrate weiterzählt. Die in allen Richtungen wiederkehrende Summe ist hier 15. Die Tetragramme anderer ungerader Zahlen werden ebenso, die der geraden Zahlen etwas anders gemacht.

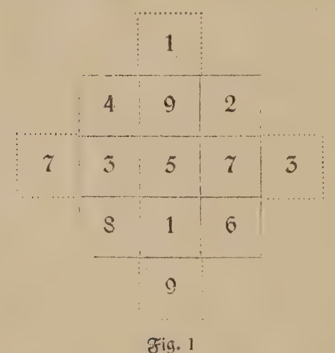


Fig. 1

Es ist verständlich, daß diese Tetragramme für die Alten etwas Zauberhaftes hatten und daß man mehr hinter ihnen suchte, als anging. Das sie aber doch nicht nur eine Spielerei sind, sondern tatsächlich eine gewisse Bedeutung haben, werden wir sehen.

Wir deuteten schon an, daß man der Zahl 7 eine ganz besondere Bedeutung zuschrieb. War dies Zufall oder wußten die Alten doch mehr, als wir ahnen, — jedenfalls müssen wir heute feststellen, daß diese Zahl tatsächlich in der Natur eine bedeutsame Rolle spielt: das weiße Sonnenlicht wird durch das Spektrum in 7 bunte Strahlen zerlegt von gesetzmäßiger Wellenlänge; die Tonleiter besteht aus 7 Haupttönen von bestimmter Schwingungszahl, welche sich mehrfach wiederholen, so daß der 8. Ton dem 1. entspricht usw.

Am auffallendsten aber ist es mit den chemischen Elementen. Man spricht von ihrem „Verbindungsgewicht". Es ist dies das Gewicht, in dem sie sich miteinander zu „chemischen Verbindungen" vereinigen und das immer wieder auftritt. Es ist daher ganz klar, daß diese Zahl der Ausdruck einer inneren Gesetzmäßigkeit ist und daß sie als Symbol der Eigenschaften eines Elements angesehen werden kann, wenn man auch noch nicht recht weiß, wie! Aber nun zeigt sich folgendes: Wenn man die Elemente nach ihren steigenden Verbindungsgewichten zu 7 nebeneinander schreibt, dann unter sie die nächsten 7 usw., so erhält man also 7 nebeneinander stehende

Reihen von je zirka 8 Elementen, und die Elemente jeder dieser Reihen weisen in hrem ganzen Verhalten eine ganz unzweifelhafte Verwandtschaft auf. Man findet ieses sogenannte periodische System der Elemente in jedem besseren Lehrbuch der hemie.

Man hat nun diese Naturerscheinungen auch mit den Tetragrammen in Vernbdung gebracht und dabei, wenigstens in bezug auf die Töne, manches Merkürdige wahrgenommen. Näheres findet man, wie überhaupt in bezug auf diese anze Frage, in L. B. Hellenbachs „Die Magie der Zahlen" (3. Aufl. O. Mutze, eipzig 1910). Hellenbach ist ebenso wie Dr. Prel ein sehr nüchterner, zuverlässiger nd auch naturwissenschaftlich gebildeter Vertreter eines gemäßigten Okkultismus. Vir wollen hier nur soviel feststellen, daß es in der Natur eine periodische Gesetzäßigkeit gibt und daß darin die Bedeutung der Zahl gipfelt. Für uns hat nun e andere Frage größeres Interesse: Findet sich eine solche Periodizität auch im enschlichen Leben?

Man hat dies sehr weitgehend behauptet. Zunächst in bezug auf die körperliche ntwicklung. Mag dabei auch viel Übertreibung mit unterlaufen, so läßt sich doch n vornherein gar kein Grund dafür einsehen, daß sich hier nicht eine in Zahlen sdrückbare periodische Wiederholung offenbaren sollte. Uns soll aber nur die istige Entwicklung des Menschen beschäftigen. Zum Verständnis derselben sei noch f etwas hingewiesen: Die regelmäßigen Perioden in der Natur sind an eine ganz stimmte Zahl gebunden, wie wir dies oben kurz darlegten. Anders ist die Sache ngegen bei einem Musikstück. Auch hier ist freilich die Periodizität und die Gendenheit an eine Zahl eine Tatsache. Aber nur das Material der Musik, die Töne sich, sind an die bestimmte Zahl 7 gebunden. Auch in dem Rhythmus einer elodie, eines Musikstücks herrscht zwar eine bestimmte periodische Gesetzmäßigkeit d eine bestimmte Zahl, allein nicht immer die 7, so daß hier eine viel größere annigfaltigkeit und Freiheit besteht als in der einfachen Tonleiter. Die Zahl benmt dann aber den Charakter des Musikstückes. So beruht das Heitere und Imsante eines solchen auf geraden Zahlen, das Elegische auf ungeraden. Hellenbach t dies in anziehender Weise weiter ausgeführt und mit Beispielen belegt. Mit Recht t er, daß hierin die Grundlage für eine zukünftige Philosophie der Musik liegt.

Schon die Mannigfaltigkeit der Menschenschicksale zeigt, daß wir, wenn überupt, für das Menschenleben eine ähnliche, freiheitlichere Periodizität in Anspruch mnen müssen wie für die Musik; denn im anderen Fall müßten sich ja alle Menenleben in der selben gesetzmäßig festgelegten Weise abspielen, was zu einem chgehenden Fatalismus führen würde. Davon kann natürlich gar keine Rede sein. wird dem Leser aber schon einleuchten, von welcher ganz besonderen Wichtigkeit von uns hier aufgeworfene Frage sein muß; denn es steckt dahinter die andere. rd unser Leben lediglich von unsrem freien Willen und dem Zufall bestimmt, r verbirgt sich hinter ihm eine gesetzmäßige Leitung? Von diesem Gesichtskt aus ist unsere Frage nach der Periodizität des Menschenlebens wohl einer sten Erörterung wert.

Lassen wir nun zunächst Hellenbach reden! Ihm war einst von einer — wohl diumistisch veranlagten — Dame gesagt worden, sein Leben sei von der Zahl

9 bestimmt. Hellenbach gab nichts darauf und vergaß es. Als er nach Jahren i
Periodizität der Natur und die Tetragramme der Alten studiert hatte, fiel ihm i
Sache wieder ein. Der Gedanke, daß das Leben etwa von einer ähnlichen Gese
mäßigkeit beherrscht sei wie ein Musikstück, lag ihm nun näher, und er versuch
sein Leben im Tetragramm von 9 darzustellen, wobei er annahm, daß es sich b
den Zeitabschnitten um Jahre handelt, was ja nicht ohne weiteres sicher ist.
könnten ja auch Monate oder größere Zeiträume sein. Er setzte zunächst die Leben
jahre und dann der größeren Deutlichkeit halber die entsprechenden Jahreszahlen e

Das Ergebnis war für Hellenbach erstaunlich; denn er entdeckte in der Tat
dem Tetragramm eine ganz deutliche Periodizität seines Lebens. Nun machte
den Versuch mit Napoleon. Da ist es ja zunächst schwierig, daß man nicht oh
weiteres die „Zahl des Lebens" kennt; denn diese ist für verschiedene Mensch
verschieden. Allein es gibt nun doch gewisse Beziehungen, aus denen sich Schlü
ziehen lassen. Dies ist vor allem die Jahreszahl, die man als den Zenith des Lebe
bezeichnen kann, ferner ganz bestimmte markante Marksteine des Lebens, die offe
bar besondere Zeitabschnitte einleiten oder beenden. Kurzum, derartige Erwägung
führten Hellenbach zu der Annahme, daß auch für Napoleon die Zahl 9 maßgeben
sein möchte. Er konstruierte das Tetragramm und fand nun auch hier, wie in seine
eigenen Leben, eine Sprache der gesetzmäßigen Periodizität, die in die Augen fi
Dabei kann es sich ja natürlich nur um die allen bekannten, geschichtlich gewordene
Lebensabschnitte handeln; im einzelnen müßte Napoleon selbst Auskunft geben. –
Da ist zunächst die kurze Periode 1789—1793, gekennzeichnet durch Napoleons B
strebungen auf Korsika; die zweite größere Periode von 1797—1803 kennzeichn
sich selbst als die Zeit vom Feldzug gegen Österreich bis zum Schluß des Konsulat
Dann folgt die als „Leitzahl" des Tetragramms stehende Jahreszahl 1804,
welchem Jahr der Kaiserthron errichtet wurde. Die Hauptdiagonale des Tetr
gramms enthält die Zahlen 1805—1813, das Mittelfeld hat die Zahl 1809, es w
Napoleons Zenith. Die Schlußzahl aber, 1813, endet auf den Gefilden Leipzi
seine Macht.

Es ist kennzeichnend, daß 1814 wieder außerhalb der Perioden steht, denn
war gewissermaßen ein unbestimmtes Jahr; dann aber folgt die letzte Periode v
1815 bis 1821, vom endgültigen Sturz bis zum Tode. Man muß doch zugebe
daß es sich hier nicht um irgendeine Konstruktion zufolge einer liebgewonnen
Idee handelt, sondern die Tatsachen fügen sich ganz ungesucht in die durch d
Tetragramm gegebenen Perioden.

Nun möge mir der Leser gestatten, ganz persönlich zu werden. Ich tue es u
der eigenartigen hier behandelten Sache willen, welche Klärung erheischt. Es ist
sicher, daß nur der betreffende Mensch selbst voll und ganz den etwaigen Si
seines Tetragramms und der Periodizität seines Lebens durchschauen und beurtei
kann. Aber gerade deshalb muß eine solche persönliche Beurteilung für die E
scheidung unserer Frage von besonderer Bedeutung sein. Daher sei sie mir gestat
Als ich die Hellenbachsche Darlegung gelesen hatte, kam mir der Gedanke: darauf
doch auch einmal mein Leben untersuchen, zwar ist es nicht so taten- und datenr
gewesen wie das eines Napoleon; aber es haben sich mir doch schon so oft

›eweise einer Führung durch bestimmte Zeitabschnitte hindurch aufgedrängt, daß s sich wohl schon verlohnte, mein Leben auf die Stichhaltigkeit der Hellenbachschen ypothese zu prüfen. Und wenn man auf ein Leben von 60 Jahren zurückschaut, ann muß es, wenn überhaupt, doch schon deutlich die angebliche Gesetzmäßigkeit eigen.

| | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | | 1 | | | | | | | | |
| | | | | | | | 10 | | 2 | | | | | | | |
| | | | | | | 19 | | 11 | | 3 | | | | | | |
| | | | | | 28 | | 20 | | 12 | | 4 | | | | | |
| | | | | 37 | 78 | 29 | 70 | 21 | 62 | 13 | 54 | 5 | | | | |
| | | | 46 | 6 | 38 | 79 | 30 | 71 | 22 | 63 | 14 | 46 | 6 | | | |
| | | 55 | | 47 | 7 | 39 | 80 | 31 | 72 | 23 | 55 | 15 | | 7 | | |
| | 64 | | 56 | 16 | 48 | 8 | 40 | 81 | 32 | 64 | 24 | 56 | 16 | | 8 | |
| 73 | | 65 | | 57 | 17 | 49 | 9 | 41 | 73 | 33 | 65 | 25 | | 17 | | 9 |
| | 74 | | 66 | 26 | 58 | 18 | 50 | 1 | 42 | 74 | 34 | 66 | 26 | | 18 | |
| | | 75 | | 67 | 27 | 59 | 10 | 51 | 2 | 43 | 75 | 35 | | 27 | | |
| | | | 76 | 36 | 68 | 19 | 60 | 11 | 52 | 3 | 44 | 76 | 36 | | | |
| | | | | 77 | 28 | 69 | 20 | 61 | 12 | 53 | 4 | 45 | | | | |
| | | | | | 78 | | 70 | | 62 | | 54 | | | | | |
| | | | | | | 79 | | 71 | | 63 | | | | | | |
| | | | | | | | 80 | | 72 | | | | | | | |
| | | | | | | | | 81 | | | | | | | | |

Fig. 2

Aber wie nun die „Zahl meines Lebens“ finden? Ich versuchte es auf gut Glück iit der Zahl Hellenbachs und Napoleons, also mit 9; und hatte einen völlig un-:warteten Erfolg. Zunächst erkannte ich sofort, daß mein Leben in der Tat in bständen von 9 ganz besonders deutliche Marksteine aufwies (1871—1880—1889 -1898—1907—1916, s. unten). Das mußte mich natürlich sofort stutzig machen. :un stellte ich das Tetragramm meines Lebens nach der Zahl 9 auf. Dies geschieht, ie Figur 2 zeigt, ebenso wie bei Figur 3, nur daß das eigentliche Quadrat 9×9 = 81 elder hat und daß die außerhalb des Quardrats liegenden Zahlen durch Verschie-ung um 9 Felder in dieses hineingebracht werden. Die Figur macht wohl alles es klar. Sodann wurden statt der Lebenszahlen die betreffenden Jahreszahlen

eingesetzt. So entstand das übersichtlichere Tetragramm Figur 3. Was dieses mir nun zu lesen gab, war mir in der Tat geradezu verblüffend.

Es handelt sich besonders um die schiefen Reihen von links oben nach rechts unten. Da finden wir zunächst (rechts) die Reihe 1881—1885. Dies ist in der Tat nach meinen Schuljahren die erste bedeutsame Periode meines Lebens. Zwar begann ich schon 1880 zu studieren; aber die Jahre 1881—1885 sind die Zeit meines eigentlichen wissenschaftlichen Studiums und der Zusammenarbeit mit meinem unvergeßlichen Lehrer Professor Wigand, der in diesen Jahren den Grund zu meiner

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1897 | 1938 | 1889 | 1930 | 1881 | 1922 | 1873 | 1914 | 1865 |
| 1866 | 1898 | 1939 | 1890 | 1931 | 1882 | 1923 | 1874 | 1906 |
| 1907 | 1867 | 1899 | 1940 | 1891 | 1932 | 1883 | 1915 | 1875 |
| 1876 | 1908 | 1868 | 1900 | 1941 | 1892 | 1924 | 1884 | 1916 |
| 1917 | 1877 | 1909 | 1869 | 1901 | 1933 | 1893 | 1925 | 1885 |
| 1886 | 1918 | 1878 | 1910 | 1861 | 1902 | 1934 | 1894 | 1926 |
| 1927 | 1887 | 1919 | 1870 | 1911 | 1862 | 1903 | 1935 | 1895 |
| 1896 | 1928 | 1879 | 1920 | 1871 | 1912 | 1863 | 1904 | 1936 |
| 1937 | 1888 | 1929 | 1880 | 1921 | 1872 | 1913 | 1864 | 1905 |

Fig. 3

ganzen wissenschaftlichen Richtung legte. Aber schon im Frühjahr 1886 wurde e schwer krank und starb im Herbst jenes Jahres. Dadurch wurden meine Habilitations pläne erschüttert, und es folgten nun 3 Jahre völliger Unsicherheit betreffs meine Zukunft. Sehr bezeichnenderweise stehen diese Jahre 1886—1888 außerhalb de periodischen Gesetzmäßigkeit des Tetragramms (links unten). Dagegen beginnt mi 1889 eine zweite große Reihe. Dieses Jahr ist das meiner Berufung an das Päda gogium in Godesberg, an dem ich nun etwas mehr als 2×9 = 18 Jahre wirkt In dem ersten Abschnitt dieser Zeit, der im Tetragramm durch die Zahlen 188 bis 1895 gegeben ist, war meine Tätigkeit wesentlich pädagogisch und bezüglich de Schriftstellerns populär-naturwissenschaftlich.

Das Jahr 1896 steht bemerkenswerterweise außerhalb der Perioden, als erst Zahl der vorletzten Horizontalreihe des Tetragramms; sie gilt als solche als „Leitzahl desselben. In der Tat bereitete sich für mich in diesem Jahre eine grundlegend

Änderung vor dadurch, daß ich Adolf Stöcker und seinen kirchlich-sozialen Freunden nahetrat. Damit erhielt meine Arbeit eine neue, ausgesprochen apologetische Richtung. Die Hauptdiagonale des Tetragramms mit dem „Zenith des Lebens“ (1901) enthält nun die Jahreszahlen 1897—1905, und in der Tat ist dies die Periode meines eindringendsten Schaffens. Neben intensiver pädagogischer Tätigkeit, die besonders in der Ausgestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichts nach Richtung der Anschauung gipfelte, trat nun also apologetische Arbeit in zahlreichen Vorträgen und Schriften. Im Jahr 1897 (also mit dem Beginn dieser Periode) übernahm ich die Leitung der V. (naturwiss.-apologetischen) Arbeitskommission der „Freien kirchlich-sozialen Konferenz“, 1898—1900 folgte die Herausgabe meines „Volksuniversallexikons“, dann die meiner größeren apologetischen Werke, und 1903 Gründung meiner Zeitschrift „Glauben und Wissen“. Mag die Folgezeit nun auch noch eine wichtige Periode meines Lebens bringen, so ist es doch sicher, daß diese Jahre von 1897 bis 1905 die arbeitsreichsten meines Lebens sind. Sie schließen ab mit einer ersten schweren Erkrankung.

Das Jahr 1906 steht nun wieder außerhalb der großen Perioden, und es war für mich in der Tat ein Übergangsjahr mit lebhaften Erwägungen und Vorbereitungen einer Kampforganisation gegen Häckels Monismus und Monistenbund. Dann folgt im Tetragramm die Periode 1907—1913, die wiederum in meinem Leben sehr scharf gekennzeichnet ist, die Periode des Keplerbundes, 1907 dessen Gründung, 1908 für mich Aufgabe der pädagogischen Tätigkeit und volle Hingabe an die Arbeit des Keplerbundes. Meine Arbeit wurde damit viel weniger umfassend als in der vorhergehenden Periode, wenn auch konzentrierter. Das Schlußjahr der Diagonale 1913 ist ganz unzweifelhaft der Höhepunkt der damaligen Tätigkeit des genannten Bundes. Nun ist es wieder höchst kennzeichnend, daß die nächsten 3 Jahre außerhalb der Perioden vereinzelt stehen: Mit dem Kriegs-Anfangsjahr 1914 wurde auch die blühende Arbeit des Keplerbundes jäh unterbrochen, und mit Mühe mußte ich ihn in den nächsten Jahren über Wasser zu halten suchen.

Nun folgt im Tetragramm wieder eine geschlossene Periode von 1917 bis 1921: Weihnachten 1916 erkrankte ich sehr schwer, und in den nun folgenden Jahren wurde mein Zustand ständig schlimmer, so daß ich 1920 um Pensionierung bitten mußte. Was nun noch kommen wird, liegt in Gottes Hand.

Ich mußte auf diese persönlichen Dinge eingehen um der eigenartigen Frage willen, die uns hier beschäftigt und die, ich wiederhole es, nur persönlich gelöst werden kann. Ich habe mich bemüht, rein sachlich und ganz nüchtern diese Dinge darzulegen, und ich habe ganz gewiß nicht mehr hineingelegt, als die Daten meines Lebens gestatten. Ich bin mir auch durchaus bewußt, hierbei nichts, aber auch rein gar nichts in ein vorgefaßtes Schema gepreßt zu haben. Dazu hatte ich gar keine Veranlassung; denn ich stand dem Problem ziemlich skeptisch gegenüber und würde ihm ganz gewiß nicht näher getreten sein, wenn mich nicht das Buch des durchaus vertrauenswerten Freiherrn von Hellenbach dazu angeregt hätte.

Und das Ergebnis? Nun, es war für mich geradezu verblüffend, und es breitete über mein vergangenes Leben ein Licht aus, wie ich es bisher noch niemals empfunden hatte. Das kann nun natürlich in seiner ganzen Bedeutung nur der empfinden,

der sein eigenes Leben derartig untersucht und betrachtet; allein ich meine doch, auch der Leser muß nach dem von mir Dargelegten einen lebhaften Eindruck davon gewinnen, daß es sich hier in der Tat um ein sehr bedeutungsvolles Problem handelt. Wertvoll wäre es, wenn auch andere mit ihrem eigenen Leben dieselbe Untersuchung anstellen wollten, und ganz besonders solche mit gleichem Geburtsjahr. Denn wenn dann auch noch die „Lebenszahl" (also bei mir 9) übereinstimmt, dann müßten sich doch auch für das Leben im großen und ganzen dieselben gesetzmäßigen Perioden ergeben, weil ja dann die Tetragramme dieselben sein würden. Wie dem auch sein mag, so glaube ich nun doch schon aus den Untersuchungen Hellenbachs und meinen eigenen berechtigt zu sein, sehr wichtige Schlußfolgerungen ziehen zu dürfen. Dies soll nun im folgenden geschehen.

* * *

Daß das Menschenleben sich in einer Reihe von Stufen vollzieht (Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter), ist ja für jeden eine Selbstverständlichkeit. Nun aber zeigt unsre Untersuchung, daß es sich beim Menschenleben, und besonders beim Mannesalter, um eine viel tiefergehende, eigenartige Periodizität handelt und daß wir diese klar und deutlich aus dem Tetragramm des Lebens erkennen können.

Gegen das letztere wird man sich nun zunächst nicht mit Unrecht sträuben. Denn man fühlt sich dabei unwillkürlich der „Magie" des Altertums und Mittelalters ausgeliefert. Werden die Tetragramme doch auch geradezu als „magische Quadrate" bezeichnet. Ein solches Sträuben wäre nun vollständig berechtigt, wenn man damit dem alten Aberglauben verfallen müßte, als ob jene Tetragramme an sich einen „magischen" Einfluß auf unser Leben ausübten und als ob sie es seien, welche die Ereignisse unseres Lebens bestimmten. Davon aber kann und soll natürlich keine Rede sein. Wie schon angedeutet, findet auch zwischen der Tonleiter und dem Tetragramm eine solche Beziehung statt, deshalb wird doch niemand behaupten wollen, daß hier eine magische Beeinflussung der Tonleiter durch das Tetragramm vorläge. Es ist vielmehr so, daß alles dies (Tonleiter, Farbenspektrum, periodisches System der Elemente, Tetragramm) auf eine allgemeine Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens hindeutet, alle diese Erscheinungen sind demnach nicht aufeinander, sondern auf eine gemeinsame Grundursache zurückzuführen.

Nun zeigt sich, daß sich auch das Menschenleben in gewissem Maße dieser allgemeinen Gesetzmäßigkeit einordnet und daß es auch ähnliche Perioden aufweist wie jene Naturerscheinungen und die Tetragramme. Hier handelt es sich also nicht im geringsten um irgendwelche „Magie", um eine zauberhafte Wirkung des Tetragrammes und der Zahlen, sondern die Sache liegt so: Das Tetragramm liefert uns ein besonders übersichtliches Bild und Schema der periodischen Gesetzmäßigkeit unseres Lebens, und zwar deshalb, weil es sich hierbei um eine ganz allgemeine Welt-Gesetzmäßigkeit handelt. Unser Leben wird dadurch gewissermaßen zu einer kosmischen Erscheinung.

Es möchte nicht ohne Interesse sein, in diesem Zusammenhang an etwas anderes zu erinnern, nämlich an die Astrologie mit ihren irrigen Folgerungen. Es läßt sich ja gar nicht leugnen, daß sich auch im Weltall, unter den Himmelskörpern, insonderheit beim Sonnensystem mit seinen Planeten, die Geschehnisse in strenger perio-

discher Gesetzmäßigkeit vollziehen. Wenn diese nun, wie doch von vornherein anzunehmen, sich auch jener allgemeinen Weltgesetzmäßigkeit der Zahl einordnet, dann muß sich nicht nur zwischen dem Lauf der Gestirne und dem Tetragramm, sondern auch zwischen ihm und dem Menschenleben eine Beziehung entdecken lassen. Dies ist dann aber selbstverständlich keine ursächliche Beziehung, wie die Astrologen behaupten; die Planeten regieren mit ihren Konstellationen nicht das Leben der Menschen, sondern weil beide einer höheren Gesetzmäßigkeit folgen, zeigen sie unter Umständen verwandte Perioden usw. Es wäre also dasselbe Verhältnis wie zwischen Menschenleben und Tetragramm.

Nachdem wir so jeden magisch-mystischen Einschlag aus unserem Problem entfernt haben, können wir nun um so vorurteilsfreier daran gehen, seinen Sinn und seine Bedeutung zu untersuchen.

Unser Ergebnis also ist: Das Menschenleben verläuft nach einer ganz gesetzmäßigen Periodizität. Unsere Lebensjahre bilden keine einfache Summe, keine zufallsweise Aneinanderreihung, sondern sie stehen in einem inneren, entwicklungsmäßigen Zusammenhang, der deutliche Perioden mit Übergangszeiten erkennen läßt. Wollen wir unser Leben als fortschreitende Linie darstellen, so ist es nicht etwa eine Gerade, die in irgendeiner beliebigen Richtung verläuft, sondern es ist eine Wellenlinie mit Wellenbergen und Wellentälern, in der aber die Wellen verschiedene Länge und die Wellenberge verschiedene Höhe haben.

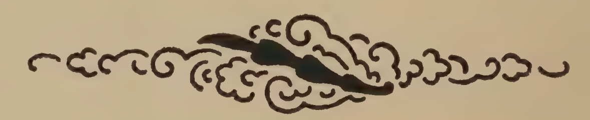
Die nächste Folge dieses Ergebnisses ist, daß unser Leben den Zufall — zunächst als Gegensatz von Gesetzmäßigkeit! — ebenso ausschließt wie die Naturerscheinungen: auch hier waltet durchaus Gesetzmäßigkeit. Damit aber steigt nun weiter die bedeutungsvolle Frage auf: Ist unser Leben *nur* Gesetzmäßigkeit, also ebenso wie die Naturerscheinungen des Tons und der chemischen Elemente? Wir fühlen, was dies zu bedeuten hat. Denn wenn es so ist, dann steht hinter unserem Leben ein unabänderliches Fatum, dem zu entrinnen unmöglich ist, dessen Gesetzmäßigkeit wir abspielen *müssen*, wir mögen wollen oder nicht; also etwa so wie eine Spieldose ihr Lied abspielt. Ich denke, dagegen sperrt sich von vornherein alles in uns, wir fühlen und wissen, daß es so nicht ist. Wie sollte sich dabei auch die unendliche Mannigfaltigkeit erklären, welche die Menschenleben offenbaren, trotzdem sie sich alle in periodischer Gesetzmäßigkeit vollziehen?! Dagegen spricht auch die Wellenbewegung des Lebens; vor allem seine innere Entwicklung. Dies aber kann nur ein jeder in sich selbst fühlen und erkennen. Es ist ganz gewiß so, wie Hellenbach hervorhebt: *Das Leben ist einem Musikstück vergleichbar*; es zeigt auf der einen Seite zwar eine ausgesprochene periodische Gesetzmäßigkeit, auf der anderen aber wird dieselbe freiheitlich gestaltet. Mit anderen Worten: *Das Menschenleben ist eine Synthese von Freiheit und Notwendigkeit*. Es ist in ihm das große Problem gelöst, diese beiden Gegensätze einheitlich zu verbinden.

Was aber hat dies nun zu bedeuten? — Wer die periodische Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens untersucht, oder vielmehr besser: aufmerksam *erlebt*, der kann sich unmöglich des weiteren Eindrucks erwehren: Hier liegt auch kein Zufall als Gegensatz von Absicht vor, sondern hinter dieser ganzen Entwicklung meines Lebens steht eine Absichtlichkeit, die unverkennbar ist, nicht für mein Sinnenleben, aber für

mein dasselbe weit überragendes Geistesleben. Das kann ich daher zwar nicht mit mathematischer Exaktheit erweisen, wohl aber mit intuitiver Gewißheit erfühlen. Hinter unserem Leben steht eine höhere Führung. Das ist es, was uns hier aus der Gesetzmäßigkeit entgegenleuchtet, genau so, wie bei dem Musikstück, bei der Melodie, welche nicht lediglich durch Periodizität entsteht, sondern durch die höhere geistige Leitung und Benutzung derselben seitens des Komponisten.

Aber wir stehen dieser Führung auch nicht wie Marionetten gegenüber, sondern wir sind mit Wahlfreiheit begabt — ach, wie oft haben wir dies in unserem Leben zu schwerem Leid erfahren müssen! Gewiß, wir handeln stets nach Motiven. Anders ist es gar nicht denkbar. Wer die Willensfreiheit auffaßt als Handeln ohne Motive, ist freilich auf dem Holzweg und mag sie leicht widerlegen. Aber wir wählen frei unter den Motiven, und danach entscheidet sich vielfach unsere Zukunft, oft für Jahre hinaus. Es will mir schier undenkbar erscheinen, daß ein aufmerksamer Beobachter seines eigenen Lebens dies nicht mit völliger Klarheit erkennen sollte. Ganz besonders die Analyse jener Jahre ist dazu geeignet, welche eine gewisse Unsicherheit zeigen, die außerhalb der Perioden liegen und diese gewissermaßen vorbereiten, so daß dann nach der in ihnen getroffenen Entscheidung alles weitere sich gesetzmäßig entwickelt.

So ergibt sich denn — wenigstens für mich — aus dieser Betrachtung der periodischen Gesetzmäßigkeit des Lebens die bedeutungsvolle Gewißheit, daß hinter unserem Leben eine Vorsehung waltet, welche die allgemeine große Weltgesetzmäßigkeit mit unserem freien Willen verknüpft und leitet. Das ist freilich auf der einen Seite eine sehr schwere Verantwortung, die uns mit der freien Entscheidung nicht nur für unsere Zukunft, sondern auch für die unserer Mitmenschen auferlegt ist; — aber es gibt uns auf der anderen Seite auch die segensreiche Zuversicht, daß unser Leben unter höherer Hand steht.



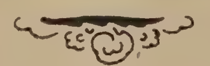
# Durch die dünne Wand

## Von Gustav Schüler

**Es füllte meine Not**
**Das enge Stübchen aus,**
**Am Fenster stand der Tod,**
**Sah in die Nacht hinaus.**

**Und meine Seele fiel**
**So tief in sich hinein:**
**Treibt Gott mit mir sein Spiel**
**Und läßt mich ganz allein? —**

**Da kam's durch dünne Wand:**
**Du, Kind, ich bin bei dir,**
**Hab' deine Not gekannt**
**Und bin schon lange hier.**



# Talib
## Von P. J. Arnold

„— — Er aber ging zu ihr hinein und lebte mit ihr hier zu Bagdad, bis zu ihnen kam der Vernichter der Wonnen und der Trenner aller Gemeinschaft. Ruhm aber sei dem, der da herrscht über das Sichtbare und Unsichtbare; Er ist der Lebendige, der nie stirbt.“

Der Erzähler schwieg und neigte sein Gesicht zu Boden.

Die Zuhörer aber standen auf, warfen ihm von allen Seiten Kupferstücke in die Schale zu seinen Füßen, oder auch wohl einen halben Dirhem, und gingen schwatzend von dannen. Nun erhoben sich auch die drei Männer, die zuletzt herangetreten waren. Der erste nahm einen Dinar und reichte ihn dem Erzähler: „Dein Gesicht ist noch jung; doch dein Herz ist voll köstlicher Früchte wie ein Weingarten im Herbst.“ Jener lächelte, ohne den Blick zu heben, und ließ die goldene Münze zu den übrigen gleiten. Der zweite griff in sein Gewand und schüttete in die Schale, was er fand: „Nimm!“ Der dritte stand, drehte sich um, ohne etwas zu geben, und ging allein seine Straße.

Da schaute der Erzähler auf, leerte die Schale in die Hände der Bettler und fragte diese, wer der wäre, der da von hinnen ging, und sie nannten ihn Ali, den Juwelenhändler.

Am andern Tage saß dieser allein im letzten Kreise der Hörer. Und der Erzähler sah, daß sich seine Augenbrauen spannten wie hohe Bogen über geöffneten Toren. Als er aufgehört hatte zu sprechen, stand jener auf und ging davon. Er aber warf den Bettlern wieder zu, was er empfangen hatte, und folgte dem Händler. Und er fand ihn sitzen am Ufer des Flusses, wie er seine Blicke ziellos schaukeln ließ auf den Buckeln der springenden Wellen. Da schritt er still vorüber.

Ein Sklave trat am dritten Abend zu ihm mit einem Beutel Goldes und sagte: „Mein Herr Ali schickt dir diesen Beutel und bittet dich, zu ihm zu kommen.“ Und er antwortete: „Sage deinem Herrn, daß er mir nichts schulde, und daß ich seinem Worte folge.“

Als er kam zu dem Hause des Juweliers, ging dieser ihm entgegen und führte ihn herein. Und sie setzten sich in einem Gemach, das von einem Vorhang zerteilt war, und der Herr des Hauses sprach: „Warum weist du meine Gabe zurück, die ich dir schickte?“ Er entgegnete: „Du hast keine Schuld gegen mich.“ Der Händler: „Du nahmst doch das Geld der andern und die Geschenke meiner Freunde.“ Er aber: „Ja; sie haben den Glanz, der eine Weile ihren Tag durchleuchtete, mit dem Schimmer des Goldes bezahlt. Sie taten recht daran.“ — „Und ich“, sagte der Juwelier, „habe deinen Geschichten gelauscht wie sie; willst du mir nicht gönnen, daß ich dir danke?“ Der Erzähler erwiderte: „So zerschlägst du mit goldener Peitsche, was aus dem Herzen wachsen und ranken will.“ — „Warum soll mein Gold töten und ihres nicht?“ fragte Ali betroffen. Der Fremde entgegnete: „Auch jenes Gold behielt ich nicht, ich brauche es nicht; doch ließ ich sie's geben, denn sie nahmen den Klang meiner Worte zur Lust einer Stunde. Du aber gabst den Gestalten

meines Herzens Leben in deinem Herzen und läßt sie weiter wandeln durch die Blumengärten deiner Gedanken und freust dich ihrer wie deiner Kinder. So schulde ich dir, nicht du mir."

Der Juwelier verstummte und meinte dann: „Ich sehe wohl, ich bin zu arm, um dir schenken zu können. So bitte ich, daß du mir noch einmal schenkest aus der Fülle deiner Schätze." Der Erzähler sah sich um: „Doch wo sind die Gäste, o Herr, für die du mich gerufen hast?" Entgegnete jener: „Ich möchte allein sitzen als Gast an deinem Tisch, wenn du ihn für mich so reich mit Köstlichkeiten decken magst wie gestern und ehegestern."

Da tönte hinter dem Vorhang des Gemaches ein Klingen goldener Schmuckgehänge.

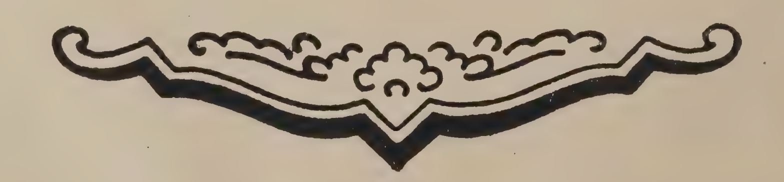
Der Erzähler erschrak in seinem Herzen; denn das Goldgeklirr durchzitterte sein Blut, und er vergaß zu reden. Doch der Herr des Hauses wartete, bis er den Schleier der Verwirrung aus seinen Augen gestrichen, und endlich leise begann: „So will ich dir erzählen von Talib, dem Sucher, dem Allah das Herz zerschnitten hatte mit dem Messer der Sehnsucht, daß sein Blut rinnen mußte in Lieder und Geschichten; wie er auszog und wanderte durch Städte und Wüsten, durch die Länder der Menschen und die Reiche der Dschann, und nirgends finden konnte, was seine Seele heilte." — —

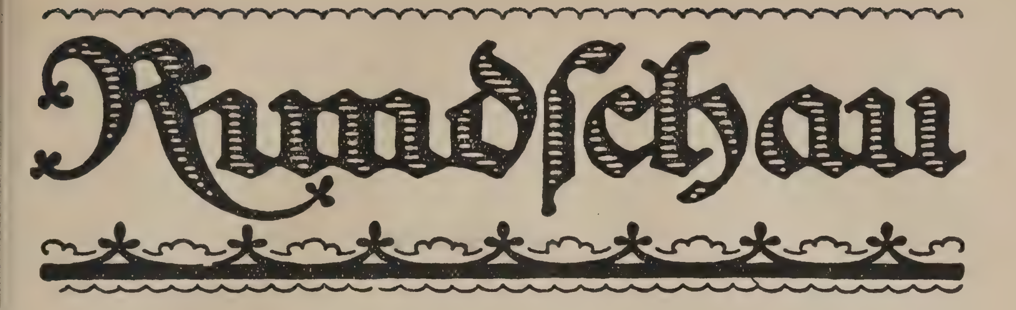
Und da er geendet hatte, weinte das goldene Klingen.

Der Juwelier aber stand auf und schob den Vorhang beiseite. Da saß seine Tochter, den jungen Leib gebogen wie einen Weidenzweig in dem mitleidigen Weh ihrer Liebe. Und als sie sich erhob, stand sie vor dem Erzähler wie eine dürstende Gazelle vor dem lebendigen Quell.

Er aber wandte das Gesicht: „O Herr, was tat ich dir Übles, daß du so grausam bist und mir entschleierst, was ich suchte mein Leben lang? Nun kann nichts anderes mehr mein Herz stille machen, und meine Sehnsucht irrt auf unruhigen Füßen, so lange ich lebe."

Doch der Vater antwortete: „Ich erzählte Nuschat von dir und deinen Geschichten. Da quoll die Liebe in ihrem Herzen und machte ihre Brust weit, und ich wußte, daß sie reich werden würde darin, denn auch mir hast du dein Leben in mein Herz gegossen, o Talib. Mein Gold wolltest du nicht. So nimm Leben um Leben!"





# Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft

Auf den großen landwirtschaftlichen Tagungen in Berlin, Hannover, Dresden, Halle ist vor der breitesten Öffentlichkeit von dem Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft gesprochen worden. In Verbindung damit stellte die Landwirtschaft die Forderung der völligen wirtschaftlichen Freiheit, das heißt der Aufhebung auch der letzten Beschränkung, der pflichtmäßigen Ablieferung von Umlagegetreide zu den vom Staate festgesetzten Preisen.

Das Hilfswerk wird in der Steigerung der Erzeugung bis zur Unabhängigkeit vom Auslande bestehen. Zum ersten Male wird die deutsche Landwirtschaft den Versuch, unser Volk zu ernähren, freiwillig unternehmen. Die Zwangslage, in die uns die Blockade durch England reichlich vier Jahre lang versetzte, sei — als ein aufgezwungener Ausnahmezustand — auch nicht vergleichsweise herangezogen.

Der deutsche Boden war im letzten Kriegsjahre nahezu restlos ausgebeutet. Die Düngerzufuhr hatte einen derartigen Tiefstand erreicht, daß ein noch längerer Raubbau unbedingt mit Mißernten quittiert worden wäre. Seitdem ist es allmählich wieder aufwärts gegangen.

Ganz zweifellos liegt in dem Vorhaben der Landwirtschaft ein Zug von Größe, der höchste Achtung verdient. Ob das Werk ganz durchführbar ist oder nicht, das ändert nichts an der sittlichen Bewertung der gefaßten Entschlüsse. Sie beweisen Unternehmungslust und zeugen von Verantwortungsgefühl.

Der Plan verdient den Schmutz, mit dem er beworfen wird, nicht. Es kann gar nicht anders sein, als daß dem Vorhaben, zumal es in Verbindung mit der Forderung der völligen wirtschaftlichen Freiheit auftritt, selbstsüchtige Gründe untergeschoben werden. Steigerung der Erzeugung, um Kisten und Kästen mit noch mehr Papiergeld füllen zu können! Nein, das ist die Triebfeder nicht, und dem Bauer, der, nicht an den Grenzen der Großstädte wohnend und dadurch „geschäftstüchtig" geworden, abseits auf seiner Scholle sitzt, noch segensreich belastet mit einer schlichten Auffassung seiner selbst und der Umwelt, schaudert die Haut genau so wie uns bei den verrückten Preisen, selbst dann, wenn sie ihm geboten werden.

Es ist tatsächlich eine hohe Auffassung der Pflichten des Nährstandes, die aus dem geplanten Hilfswerke spricht. Geholfen sein soll uns, rein rechnerisch gesprochen, dann, wenn auf den Morgen mindestens ein Zentner mehr Brotgetreide erzeugt wird.

Ich kann die Rechnung nicht nachprüfen, aber ich bezweifle ihre Richtigkeit. Es sind uns die wertvollsten Überschußgebiete, Posen und Westpreußen, verloren gegangen. Damit zwar auch Millionen Menschen, die wir nun nicht mehr mit zu ernähren haben, aber der Verlust des Überschusses fällt stärker ins Gewicht als die Verminderung der Zahl der zu Ernährenden.

Wir haben ferner im Frieden und im Besitz der Überschußgebiete rund ein Viertel unseres Bedarfs an Getreide eingeführt.

Dies alles also ist auf vermindertem Raume, unter Ausschaltung der Überschüsse und der Einfuhr, zu decken.

Sicher eine Riesenaufgabe und ein ungeheures Unterfangen.

Die Steigerung der Erzeugung ist abhängig von der Bodenkultur, dem Saatgut und der Düngerzufuhr. Dies alles, soweit es sich um menschliches Können handelt. Erleichtert werden kann die Durchführung durch Gewinnung neuer Ackerflächen aus Ödland, Heide und Moor. Alles, was zu letzterem gehört, sind Arbeiten, deren Erfolg auf sehr lange Sicht eingestellt ist.

Die Bodenkultur wird nur stellenweise noch gesteigert werden können. Deutschland ist einerseits seit langem darin auf der Höhe, andererseits werden im flachgründigen Boden des Berg- und Hügellandes beispielsweise die tiefgehenden Pflüge nie einzuführen sein, das tragfähige Land wird nicht von einer Tiefe von 15 cm auf eine solche von 30 cm gesteigert werden können.

Hochwertiges Saatgut steht derart im Preise, daß es eine Riesenarbeit ist, die kleinen Landwirte überhaupt zu seiner Beschaffung zu veranlassen. Außerdem sind für dieses Jahr Winterroggen und Weizen schon zu einer Zeit hinausgebracht, in der von dem Hilfswerke noch keine Rede war.

Die Düngemittelzufuhr endlich scheitert zurzeit daran, daß die Düngemittel einfach nicht geliefert werden können. Die Fabriken sind samt und sonders mit Aufträgen überlastet, die Belieferung ist äußerst mangelhaft.

Mit einem völligen Gelingen ist im laufenden Jahre also keinesfalls zu rechnen, selbst wenn die Rechnung richtig ist und die Steigerung der Erzeugung um einen Zentner auf den Morgen ausreicht. Die Landwirtschaft denkt auch nicht daran, das Versprechen zu geben, uns schon im Herbste unabhängig machen zu können. Das ganze Unterfangen braucht Zeit, und es wäre schon sehr hoch zu bewerten, wenn wir wenigstens in absehbarer Zeit frei würden. Dahin aber können wir bei Opferwilligkeit, Pflichtbewußtsein und Ausnutzung der wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel kommen, und so gebührt dem Nährstande um seines Verantwortungsgefühls willen unbedingt Dank und Anerkennung.

In Verbindung mit dem Hilfswerk wird die Forderung völliger wirtschaftlicher Freiheit gestellt. Es ist klar, daß nur Freiheit zu höchster Anspannung der Kräfte reizt. Es ist ferner berechtigt, wenn die Landwirtschaft, die heute noch allein gewisse Fesseln trägt, das Recht, das allen anderen Berufsständen längst wurde, für sich begehrt, aber immer legt auch Freiheit zugleich die höchste Verpflichtung auf. Der Unfreie handelt pflichtgemäß unter äußerem, der Freie unter innerem Zwange.

Die Behauptung, daß jetzt schon Herbstlieferungen seitens unserer Landwirtschaft zu Preisen abgeschlossen worden seien, die eine Steigerung des Brotpreises von heute 13,50 Mark auf 50—80 Mark bedingten, ist noch von keiner Seite aus bewiesen worden. Sie ist höchstwahrscheinlich nichts weiter als eines der viel gebrauchten Mittelchen, mit denen wir Volks-„Versöhnung“ treiben, aber es ist sehr wohl möglich, daß im Herbste die Tatsachen den Vermutungen und Befürchtungen von heute entsprechen, einmal wegen der andauernd wachsenden Entwertung unserer Mark, zum andern eben infolge der völligen wirtschaftlichen Freiheit.

Ich betone noch einmal: Die Landwirtschaft hat unbestreitbar ein Recht, sie zu fordern, aber wir müssen uns auch über die praktischen Folgen klar sein.

Völlige wirtschaftliche Freiheit bedeutet Angleichung des Preises des Inlandgetreides an den Weltmarktpreis.

Die deutsche Industrie ist darum voll beschäftigt, weil sie infolge des Valuta-Unterschiedes noch konkurrenzfähig ist. Das bewahrt uns vor Arbeitslosigkeit. Jede Steigerung der Löhne vermindert die Konkurrenzfähigkeit. Es kann ja darin wohl noch eine Weile fortgehen, aber in dem Augenblicke, da unsere Mark im Inlande nicht mehr wert ist als im Auslande, ist es vorbei. Dann ist mit einem Schlage die Arbeitslosigkeit da. Noch jüngst war es so, daß die Mark im Auslande etwa zwei Pfennige, im Inlande sieben Pfennige galt. Das sieht unwesentlich aus, bedeutet aber, daß wir im Inlande noch immer nur den dritten Teil dessen zu zahlen hatten, was uns das Ausland für die gleiche Ware abnahm.

Völlige Freiheit der Wirtschaft birgt also ganz unzweifelhaft die Gefahr des Ausgleiches zwischen Auslands- und Inlandsvaluta, damit die der Lahmlegung der Industrie, der Arbeitslosigkeit. Ich sage nicht, daß es unbedingt dahin kommen muß, ich rede nur von der Gefahr, daß es so kommt.

Man wird also unbedingt mit der Landwirtschaft darüber zu verhandeln haben, ob nicht ein Ausweg zu finden ist. Soweit ich die Landwirtschaft kenne, wird sie zu den Verhandlungen bereit sein. Wenn sie auch Freiheit fordert, so kennt sie doch ihre Verantwortung und hat keineswegs die Absicht, gerade den armen Menschen das Leben unmöglich zu machen. Sie hat das bereits wiederholt bewiesen durch freiwillige Senkung der Kartoffel- und Brotpreise.

Es ist aber unbillig, nur von der Landwirtschaft Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen Inlands- und Auslandsvaluta zu fordern. Gesetzt den Fall, der Weizenpreis stiege wirklich auf 500 Mark für den Zentner. Das wäre das Fünfzigfache des Friedenspreises. Heute kostet ein Anzug, den wir im Frieden mit 70 Mark bezahlten, 3000 Mark, und die Schneider reden für die nächste Zukunft von ganz unabsehbaren Steigerungen. Für ein Paar Schuhe, das wir einmal mit 15 Mark bezahlten, werden 600 Mark gefordert usw. Wie sollen die Preise im Herbste aussehen?

Nein, vor den Wagen, auf den wir unsere Zukunft geladen haben, müssen wir uns alle spannen. Wir müssen alle bemüht sein, einen Unterschied zwischen Inlands- und Auslandsvaluta zu erhalten.

Und noch ein anderes ist zu bedenken. Es ist rechnerisch nachgewiesen, daß wir unseren Verpflichtungen, die aus dem Frieden von Versailles und den Abkommen von London und Cannes herstammen, nur dann nachkommen können, wenn wir die Arbeitszeit allgemein von 8 auf 14 Stunden steigern.

Es fällt mir nicht ein, mich auf Erörterungen über die Berechtigung des Achtstundentages einzulassen. Ich selber habe ihn nie, und der Bauer hat ihn erst recht nicht. Niemals, selbst im Winter nicht. Das Gesinde unter Umständen, der Bauer und sein Weib nicht.

Will man das Hilfswerk der Landwirtschaft als ein Reichsnotopfer ansprechen — und ich mache den Vergleich, obwohl ich weiß, daß viele darüber lachen werden, denn es kann tatsächlich ein Reichsnotopfer werden —, dann muß ihm ein allgemeines Reichsnotopfer an Arbeit zugesellt werden, und beide müssen ergänzt werden durch ein noch viel allgemeineres Reichsnotopfer an Moral.

Weil wir unmoralisch wurden, im allerweitesten Sinne gesprochen und völkische Würdelosigkeit, Materialismus und Selbstsucht eingerechnet, darum die Zerklüftung innerhalb unseres Volkstums und darum die furchtbaren Gegensätze zwischen ekelhaftem Schlemmertum und würgender Armut.

Gustav Schröer



# Indien

Auf die Anfrage im Unterhause über die Unruhen in Indien, die nach der Ansicht des Generals Townshend auf das Verhalten der britischen Regierung während der letzten drei Jahre zurückzuführen seien, antwortete der Minister für Indien, Montagu, daß man die englische Regierung für die Aufstände in Indien nicht verantwortlich machen könne. Der Minister verwies auf die Rede des Präsidenten der Vereinigten Staaten über die Freiheit der Völker, auf die irische Frage, auf die Kämpfe in der Türkei, auf die Propaganda der Bolschewisten, auf die ganze heutige Weltströmung, die in Indien notwendigerweise Unruhen erzeugen müßte. Der Minister streifte auch — wohlweislich flüchtig — die schwere wirtschaftliche Lage der Bevölkerung Indiens.

Wenn nun auch selbstverständlich die erregenden Momente, die heute die Welt bewegen, auf Indien einwirken müssen, so steht doch fest, daß das Verhalten der britischen Regierung Indien gegenüber der eigentliche Grund der Aufstandsbewegung ist.

Indien ist von England wirtschaftlich dauernd unterdrückt worden. In Wahrheit durfte ja England, wenn es seine eigene Wirtschaft schützen wollte, die Wünsche Indiens nicht erfüllen. England mußte darauf bedacht sein, sich einen Abnehmermarkt in Indien zu schaffen und mußte sich so folgerichtig der Entwicklung dieses Landes entgegenstellen. England wollte billige Rohstoffe aus Indien beziehen und seine Fabrikate in Indien absetzen. Indien seinerseits, aus den ersten Entwicklungsstufen heraus, will seine eigene volkswirtschaftliche Entwicklung erreichen, will seine Rohstoffe veredeln und auf den Weltmarkt hinaussenden.

Durch den Krieg hatte sich England genötigt gesehen, Indien mehr zu entwickeln, als ihm lieb war. Infolgedessen ist eine Industriebewegung in Indien entstanden, und jetzt erkennt man erst, einen wie ungeheuren Druck England bisher auf Indiens Wirtschaft ausgeübt hat. Dieser Druck bestand im wesentlichen darin, daß man die indische Bevölkerung nicht entwickelte. Man schuf weder Schulen noch berufliche Ausbildungsmittel. Man gestattete dem indischen Unternehmer nicht, seine Söhne in England auf höhere wirtschaftliche Schulen zu geben oder etwa in dem hochentwickelten englischen Bankwesen arbeiten zu lassen. Man hat bewußt in Indien eine Halbbildung großgezogen. Die ungeheuren Verluste, die indische Unternehmer zu verzeichnen hatten, sind darauf zurückzuführen, daß England eine volkswirtschaftliche Schulung auch dem intelligenten Inder versagte. Man hat auch in anderer Weise nur dafür gesorgt, daß Indien nicht zur Selbständigkeit kommen konnte: es ist stets mit Schulden überlastet gewesen, weil es den kostspieligen Beamtenapparat, sowohl in Indien als auch in England für Indien, bezahlen mußte.

Durch die mangelhafte Entwicklung der Verkehrswege ist es dem indischen Landwirt niemals gelungen, sich eine ausreichende Existenz zu gründen. Die Armut der indischen Bauern ist erschreckend. Zu der Bildung großer Güter ist es nur in ganz vereinzelten Gegenden gekommen, obgleich die indische Agrarwirtschaft durch Plantagenkultur naturgemäß eine Großwirtschaft hätte entwickeln müssen.

Die junge indische Industrie, die unbedingt des Schutzzolles bedurft hätte, erlangte diesen nicht, weil England seine Waren ungehindert dort einführen wollte. Hier hätte jeder Schutzzoll gehemmt.

Ein internationales indisches Bankwesen konnte nicht errichtet werden, weil England nur seine Zweiginstitute bevorzugte und nur Engländer im wesentlichen die Bankgeschäfte führten. Infolgedessen haben die rein indischen Institute keine wirtschaftliche Entwicklung zu verzeichnen gehabt. Sie waren unsolide und schlecht betriebene Banken, die das Vertrauen der Bevölkerung selbstverständlich nicht für sich gewinnen konnten.

Die Erbitterung der Inder wurde um so größer, als man im Kriege Indien versprochen hatte, die Industrialisierung in die Wege zu leiten und diejenigen Hemmungen, die das Land am schwersten bedrohten, abzuschaffen. Als England sah, eine wie großzügige Industrieentwicklung in Indien während der Kriegsjahre stattfand, bemühte es sich nach Beendigung des Krieges, seine Versprechungen nicht einzuhalten.

Nun konnte aber England den einen Faktor nicht beseitigen, nämlich jenen, daß sich eine Industriearbeiterschaft in Indien gebildet hatte. Indien war bisher nur als Agrarland anzusprechen. Vor dem Kriege waren nur 12% aller Erwerbstätigen in der Industrie beschäftigt. Industrieviertel gab es kaum. Die Arbeiter kamen vom Lande in die Stadt, waren unständige Elemente, so daß eine Koalitionsbewegung so gut wie ausgeschlossen war. Anders heute. Mit dem Kriege haben sich Industriezentren herausgebildet (Eisen, Baumwolle, Jute, vor allem aber in der Textilindustrie).

Die indische Arbeiterschaft hat, wohl geführt von europäischen oder amerikanischen Elementen,

egonnen, eine Koalitionsbewegung in die Wege zu leiten. Diese ist selbstverständlich noch gering. Die Gewerkschaften der Bergleute hatten im März 1920 etwa 300 000 Mitglieder, die der Eisenbahner 150 000 und jene der Baumwollarbeiter 200 000. Das ist innerhalb einer 300-Millionen-Bevölkerung eine verschwindende Zahl. Aber diese Arbeiter sind stark konzentriert. Hauptkonzentrationspunkt ist Bombay. Hinzu kommt, daß die Landbevölkerung, die außerordentlich verärgert ist, die Koalitionsbewegung übernimmt. Zwar nicht im Sinne unserer heutigen Gewerkschaften, sondern im Sinne der Übernahme aufrührerischer Ideen. Wie weit die Zustände gediehen sind, zeigt sich daraus, daß die englische Regierung sich genötigt sah, im April 1921 ein besonderes Arbeitsministerium, das Industrie- und Arbeiter-Departement zu schaffen. Im Oktober 1920 hatte der erste Allindische Handels-Union-Kongreß in Bombay stattgefunden. Im wesentlichen noch ohne Wirkung; aber die englische Regierung sieht doch voraus, daß ihr hier außerordentliche Schwierigkeiten erwachsen werden, denn sie bemüht sich bereits, Scheingesetze gegen die Koalition herauszugeben. Sie wendet hier dieselben Mittel an, die sie einstmals vor Jahrzehnten ihren eigenen Arbeitern zu kosten gegeben hat. Zu nennen sind hierbei die Verurteilungen zu Schadenersatz der Gewerkschaften, dann die Registrierung der Gewerkschaften.

Die Aufstandsbewegung unter den Arbeitern wird durch die herrschende Arbeitslosigkeit vergrößert. Die Arbeitslosigkeit ist durch die Stagnation in der indischen Wirtschaft entstanden, die mit der ganzen Weltkrisis in Verbindung steht. Hinzu kommt, daß England mit allen Mitteln die Entwicklung der indischen Industrie hintertreibt. Es sei nur daran erinnert, daß England der Textilindustrie die Maschinen nicht zur Zeit lieferte, wodurch Werke Verluste bis zu Konkursen erlitten haben; desgleichen dadurch, daß England nach Möglichkeit bestrebt ist, die indische Ware auf dem Weltmarkt herabzusetzen. Da die Schutzzollbewegung für Indien negativ verläuft, ist die junge Industrie der Weltmarktkonkurrenz ausgeliefert, der sie selbstverständlich noch machtlos gegenübersteht.

Mit Scheinmanövern versucht England seine Haltung zu verdecken. England verteilt Arbeitslosenunterstützungen, die aber so geringfügig sind, daß sie dem Tropfen auf dem heißen Stein gleichen. Es erhalten z. B. 222 480 Personen Unterstützung; das ist eine ganz lächerliche Zahl. Dazu sind die Preise aller Waren außerordentlich gestiegen.

Um den Kampf gegen England aufzunehmen und seine eigene Industrialisierung durchzusetzen, hat sich eine Boykottbewegung herausgebildet, die dahin führt, daß die Inder nur einheimische Waren kaufen sollen; vornehmlich soll hierdurch die indische Textilindustrie entwickelt werden. Diese Bewegung nennt sich Cooperation-Bewegung. Der Urheber derselben ist Gandhi.

Es werden z. B. als Protest Kleidungsstücke fremden Ursprungs öffentlich verbrannt. Wir haben solche Berichte von der Elphinstone-Baumwollwarenfabrik, wo unter Beisein einer Menge von 10 000 Personen Waren, im wesentlichen Kleidungsstücke, verbrannt wurden. Wir finden Meldungen, daß ausländische Nahrungsmittel ins Feuer geworfen werden und daß man dazu schreitet, fremde Anlagen zu zerstören. Wenn nun auch diese Bewegung an sich wirtschaftlich für England noch nicht schädigend wirkt, so zeigt sie doch die Machtlosigkeit der englischen Regierung, die es nicht wagt, mit Gewaltmitteln vorzugehen. Ein weiterer Beweis, wie schwierig die Stellung für England in Indien wird, ergibt sich daraus, daß England jetzt das lange verlangte Zugeständnis gemacht hat, die Verlegung der Einkaufsabteilung der Regierung nach Indien zu bewilligen. Bisher wurde der Bedarf der indischen Regierung an Materialien aller Art durch das Stores-Departement of the India Office in London beschafft. Es handelt sich hier um hohe Werte. Im Jahre 1920/21 belief er sich auf über 10½ Millionen Pfund. Indien ist nun der Meinung, daß die indische Industrie einen großen Teil dieser Waren selbst liefern kann. Die indische Industrie hat nunmehr eine Reihe von Aufträgen erhalten, und die Verlegung der Einkaufsabteilung wird die englische Regierung nötigen, im wesentlichen in Indien selbst einzukaufen.

Es steht nicht zu erwarten, daß die Aufstandsbewegung in Indien den Erfolg haben wird, den man sich dort davon verspricht, wohl aber wird die eingeleitete Industrialisierung einen schnellen Fortschritt nehmen. Dieses Ergebnis wird nicht nur für die englische Wirtschaft in Betracht kommen, sondern Indien wird für den Gesamtweltmarkt von Bedeutung werden. Es ist anzunehmen, daß der Wettbewerb indischer Fabrikate in Kürze sehr fühlbar werden dürfte, soweit die Eisen- und Textil-Industrie in Frage kommt. Die billigen Arbeitskräfte, die ungeheuren Rohstoffe, über die Indien verfügt, müssen ihm eine Konkurrenzstärke sichern, wenn auch seine Waren noch die Mängel eines jungen Industriestaates tragen müssen. Die indische Eisenindustrie hat sich im Kriege außerordentlich entwickelt, und in Halbfabrikaten dürfte Indien auf dem Weltmarkte bald eine Stellung erlangen. Mit der Erstarkung der indischen Wirtschaft muß selbstverständlich nicht nur das Nationalgefühl des Inders wachsen, sondern zugleich seine finanzielle Leistungsfähigkeit und damit seine Widerstandsfähigkeit England gegenüber. Hieraus folgt ohne weiteres, daß England seine Stellung zu dieser Kolonie grundsätzlich wird ändern müssen. England ist bisher in schroffster Weise auf dem Wege fortgegangen, den Rassenunterschied bzw. den Farbenunterschied zwischen Inder und Europäer aufrecht zu erhalten. Der gebildete und reiche Inder war in dem ganzen Wirtschaftssystem Indiens stets dennoch eine mißachtete Persönlichkeit. Der Inder durfte alle unteren Beamtenstellen einnehmen, ohne jemals eine höhere Stelle besitzen zu dürfen. Auf keinem leitenden Posten, auch in der Volkswirtschaft nicht, wurde ein Inder belassen. Den Offiziersgrad haben indische Soldaten erst im vergangenen Kriege erlangt. Nur die außerordentlich schwierige Stellung, die in den Kampfhandlungen in Mesopotamien und Vorderasien England einnahm, haben es zu diesem Zugeständnis bewegen können. Indien wird sich jetzt die Aufhebung seiner Rassenentrechtung erzwingen, und hiermit ist einer der wesentlichsten Punkte der englischen Hoheit in Indien beseitigt.

Großbritannien hat im Kriege dieser Kolonie eine weitgehende Reform seiner Verfassung versprochen. Diese Verfassung sollte im Jahre 1921 Rechtswirksamkeit erlangen und Indien einmal finanziell leichter stellen (denn Indien hat bisher ja nicht für sich und seine Entwicklung, sondern für das Wohl Englands arbeiten müssen), sollte ferner Indien eine, wenn auch noch bescheidene Form des Selbstregimentes bringen und vor allen Dingen an der Verwaltung teilnehmen lassen. Wenn nun auch diese Verfassung nicht ausgeführt würde, so steht doch zu erwarten, daß es England unmöglich sein kann, den Wünschen Indiens in Zukunft nicht mehr zu entsprechen.

Aus den ganzen Vorgängen ergibt sich, daß England durch den Weltkrieg wohl in die Lage versetzt wurde, Deutschland den Todesstoß zu geben — daß man aber die Vernichtung Deutschlands selbst teuer zu bezahlen hat. England hat im eigenen Lande durch die Verfassung, die man Irland zuerkennen muß, sich eine Art Fremdstaat geschaffen. England hat sein Protektorat in Ägypten verloren. England hat diejenige Machtstellung, die es in Vorderasien und Mesopotamien zu erlangen glaubte, nicht durchführen können. England wird durch das Zusammengehen von Frankreich und Rußland in Vorderasien wie durch die Haltung Persiens in seiner Weltmachtstellung im vorderen Asien schwer geschädigt. Und England sieht nunmehr sein Kronjuwel, Indien, die Stütze seines Reichtums, aufs schwerste bedroht.

G. Buetz



# Das alte Heer

Der Abgeordnete Stresemann hat auf dem Parteitag der deutschen Volkspartei in Stuttgart am 1. Dezember 1921 u. a. gesagt: „Die militärische Macht liegt zerbrochen am Boden. Mancher, der ihr geflucht hat, würde seinem Herrgott danken, wenn er sie noch aus dem Grabe herausholen könnte... 4½ Jahre hindurch haben wir gegen mehr als die Hälfte der Welt gekämpft. Kann man da von der Schuld der Armee und ihrer Führer reden?“

Diese Worte fanden den stürmischen Beifall der zahlreichen Versammlung und geben den Ansichten weitester Volkskreise treffenden Ausdruck.

Fehler und Schäden sind in einem Millionenheer unvermeidlich. In früheren Aufsätzen wurde bereits darauf hingewiesen, daß manche Maßnahmen der Führung der Kritik Angriffspunkte bieten. Jeder Kenner der Kriegsgeschichte endlich weiß, daß eine lange Kriegszeit stets unerfreuliche Erscheinungen im Gefolge zu haben pflegt. General v. Kuhl macht darauf aufmerksam (Deutsches Offiziers-Blatt Nr. 38), daß vieles, was bei uns von antimilitaristischer Seite dem Heer zur Last gelegt wird, beim Gegner in noch viel schärferer Weise zutage getreten ist, und belegt dies mit zahlreichen Beispielen aus deren Kriegsliteratur. In der alten Armee war gewiß nicht alles mustergültig, manches konnte geändert und besser gemacht werden. Im großen und ganzen überwogen aber die guten Seiten bei weitem die vereinzelten Auswüchse.

Mit letzteren beschäftigen sich zwei Bücher, die in militärischen Kreisen beträchtliches Aufsehen erregt haben und daher eine Besprechung verdienen, schon um schiefen Auffassungen die Spitze abzubiegen und falschen Urteilen über die alte Armee bei solchen, die diese nicht näher kannten, vorzubeugen. Es sind dies „Das alte Heer“ von einem Stabsoffizier (Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 1920, 143 S. 10 ℳ) und „Die alte Armee und ihre Verirrungen“ von Generalmajor Gerold v. Gleich (Verlag K. F. Köhler, Leipzig 1919, 100 S.).

Der anonyme Verfasser von „Das alte Heer“, der aus leicht begreiflichen Gründen seinen Namen verschweigt, ist anscheinend ein vergrämter Generalstäbler und war im Felde Regimentskommandeur. Er ist seinem eigenen Geständnis nach Sozialdemokrat, erwartet von dieser Partei alles Heil der Zukunft und liebäugelt sogar mit dem Kommunismus. Diese geistige Einstellung hat die Objektivität seiner Darstellung natürlich ungünstig beeinflußt und drückt das Buch vielfach auf das Niveau einer gehässigen, subjektiv gefärbten Tendenzschrift herab. Es ist schade darum; denn der anonyme Stabsoffizier ist sonst ein kluger, geistreicher, mit einer treffenden Beobachtungsgabe ausgestatteter Kopf, der sich viel umgesehen hat, anscheinend auch über eine gute Personenkenntnis verfügt, und jedenfalls amüsant und witzig zu plaudern versteht. Er ist ein Vertreter jenes Typs, den er selbst im Abschnitt „Kriegsakademie“ als „militärischen Sozialdemokraten“ recht gut gezeichnet hat, „der an allen militärischen Einrichtungen und Persönlichkeiten eine schonungslose Kritik übte und schwer darunter litt, daß die Armee traditionell eine selbst sehr milde Kritik durchaus nicht duldete, sondern diese oft recht klugen Köpfe zur Unfruchtbarkeit verdammte“. Man mag über das Buch denken wie man mag, es ist jedenfalls unterhaltend, und darin liegt gerade eine große Gefahr. Denn da sich das Buch so angenehm liest und auch manches Körnchen Wahrheit enthält, ist man leicht geneigt, alles, was der Verfasser sagt, für bare Münze zu nehmen und zu vergessen, daß die Schilderungen vielfach höchst einseitig und subjektiv, oft maßlos verzerrt und übertrieben, ja mitunter direkt unwahr sind. Das Buch ist daher von dem, der die alte Armee nicht gekannt hat, mit Vorsicht zu genießen. Dem, der sie gekannt hat, aber sagt es nicht viel Neues. Denn die berührten Mißstände waren allen älteren Offizieren wohlbekannt. Sie liegen zum Teil in der menschlichen Natur begründet und werden daher auch fortbestehen, solange die Menschen sich nicht ändern. Von beispielloser,

maßloser Heftigkeit ist das Urteil des Verfassers über den Kaiser, in dem er den Urgrund allen Übels sieht. Wenn ich auch sachlich dem Verfasser leider in manchem Punkte recht geben muß, so ist doch die Art und Form seiner Angriffe gegen die Person des Kaisers, dem er nun einmal als ehemals Königlich preußischer Offizier den Eid der Treue geleistet hatte, zum mindesten abstoßend, takt- und geschmacklos, und man begreift, daß das Buch schon aus diesem Grunde in preußischen militärischen Kreisen schärfste Ablehnung und eine vernichtende Kritik gefunden hat, die m. E. allerdings vielfach über das Ziel hinausschießt, denn das Buch enthält doch manchen guten Gedanken und manches treffende Urteil.

Es ist in drei Abschnitte gegliedert, von denen der erste Betrachtungen über das Kadettenkorps, Kriegsakademie, Generalstab, Kriegsministerium, Militärkabinett, Großes Hauptquartier, die Waffengattungen, das Offizierkorps, die Feldarmee, Etappe und Heimarmee enthält. Den zweiten Abschnitt möchte ich den gelungensten nennen. Er enthält vielfach köstliche Porträtskizzen der einzelnen Führer, in denen diese jeder Heldenpose entkleidet, vielfach nur allzu intim und in ihren menschlichen kleinen Schwächen uns vor Augen geführt werden. Je nach der subjektiven Einstellung des Verfassers zu den Betreffenden werden diese Schwächen vergrößert oder verkleinert. Bürgerliche Generale wie Ludendorff und Beseler erfreuen sich seiner besonderen Wertschätzung, doch wird er auch der Bedeutung der adeligen v. Schlieffen, Bülow, Häseler und von der Goltz gerecht.

Beim Namen von der Goltz möchte ich übrigens nicht unterlassen, auf ein von diesem, schon vor vielen Jahren geschriebenes, ausgezeichnetes Buch „Das Volk in Waffen" (Berlin 1899. R. v. Deckers Verlag, 449 S.) empfehlend aufmerksam zu machen, das ganz anders als die obengenannten und wie kein zweites geeignet sein dürfte, auch Laien in die Grundsätze und Regeln der Kriegsführung einzuführen und mit unserer trefflichen alten Armee, ihrem Offizierkorps und ihren Einrichtungen bekannt zu machen. Bei dem wiedererwachenden Interesse an den Geschehnissen des Weltkrieges kann das Studium dieses ausgezeichneten, geradezu klassischen Werkes jedem, dem es darum zu tun ist, sich ein eigenes Urteil über militärische Dinge bilden zu können, dringend angeraten werden.

Nach dieser kleinen Abschweifung möchte ich fortfahren, meiner Meinung Ausdruck zu geben, daß mir im Buch „Das alte Heer" die Charakteristik der einzelnen Führer im allgemeinen nicht schlecht getroffen zu sein scheint, wenn auch Licht und Schatten nicht immer gleichmäßig verteilt sind. Außer den bereits genannten Generalen sind noch der zweite Moltke, Falkenhayn, Heeringen und Mackensen geschildert, wobei die Skizzen über Falkenhayn und Heeringen besonders gelungen sein dürften. Über die Unfähigkeit Heeringens sowohl als Kriegsminister wie auch als Armeeführer herrscht heute wohl kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit. Es ist ein besonderes Verhängnis, daß gerade die ausschlaggebenden Stellen im Heer (Kriegsminister, Chef des Generalstabes und Chef des Militärkabinetts) mit Männern besetzt gewesen sind, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Mit Interesse wird man ferner die humorvollen Schilderungen lesen, die der Verfasser von seinen früheren Lehrern auf der Kriegsakademie (Bernhardi, York, Freytag-Loringhoven und Stein) entwirft, weil diese Männer, mit Ausnahme des leider allzufrüh verschiedenen York, im Weltkrieg eine Rolle gespielt haben und auch sonst als führende Geister in der Militär-Literatur bekannt geworden sind. Nach den Heer- und Armeeführern kommen deren Chefs daran. Bei dem überragenden, der großen Öffentlichkeit vielfach nicht bekannt gewordenen Einfluß dieser Männer auf die Führung, der das Maß des Wünschenswerten und Zulässigen mitunter sogar überschritten hat, ist es von besonderem Reiz auch sie näher kennen zu lernen. So werden uns vorgeführt: die Generale von Kuhl, Schmidt von Knobelsdorff, Lüttwitz, Graf Schulenburg, Ilse, Loßberg, Reinhardt und Seeckt. Das von mir schon früher gefällte wenig günstige Urteil über den Chef des Kronprinzen (v. Knobelsdorff) findet hierbei seine Bestätigung. Der später beim Kapp-Putsch berühmt gewordene Lüttwitz erscheint uns als eine unbedeutende Persönlichkeit, während Seeckt, Loßberg und Gra

Schulenburg die besten Köpfe waren, die der Generalstab hervorgebracht hat. Viele Generalstäbler neigen dazu, sie über Ludendorff zu stellen. In seinem Gesamturteil über den Generalstab muß sogar der von Voreingenommenheit für diesen gewiß nicht angekränkelte Verfasser zugeben, daß es dort keine Bevorzugung gab und daß der Tüchtige in die Höhe kommen konnte. Er schließt seine Betrachtungen hierüber mit den Worten, daß der deutsche Generalstab eine mustergültige Einrichtung war.

Württemberger werden mit Befriedigung davon Kenntnis nehmen, daß in dem folgenden Abschnitt, der den Fürstlichkeiten gewidmet ist, der verstorbene König von Württemberg und Herzog Albrecht von Württemberg am besten abschneiden. So schreibt er über den König: „Die sympathischste Persönlichkeit unter den Bundesfürsten war wohl der König von Württemberg, ein kluger, taktvoller, ja weiser Regent, der kaum einen Feind haben dürfte." Aus dem Munde des Sozialdemokraten immerhin ein ehrendes Zeugnis. Herzog Albrecht wird als gütiger, durch und durch vornehm denkender Grandseigneur geschildert, der als Soldat sein Fach wohl beherrschte. Dagegen ist der Verfasser kein Freund des Kronprinzen, den er für politisch kompromittiert und seinem Vater zu ähnlich hält. Nach allem, was man jetzt über den Kronprinzen hört, ist dieses Urteil nicht zutreffend und nicht gerecht, sondern scheint stark von Parteirücksichten beeinflußt zu sein. Treffender ist das Urteil über den Prinzen Eitel Friedrich, dem er Takt, gesunden Menschenverstand, Einfachheit und ein wirklich warmes Herz für seine Soldaten nachrühmt. Dem ehemaligen Klosettreisenden und Reichskanzler a. D. Hermann Müller, der den Prinzen erst kürzlich in unqualifizierbarer, unanständiger Weise angepöbelt hat, sei aus dem Buch seines Parteifreundes dieses Kapitel, das besonders die große persönliche Schneid und Tapferkeit des Prinzen hervorhebt, zur Lektüre angelegentlich empfohlen.

Bei der Fülle des Stoffes ist es nicht möglich, auch noch auf die weiteren Abschnitte, die neben schiefen Urteilen auch manches treffende Wort, z. B. über die Militärgerichtsbarkeit, enthalten, näher einzugehen. Gegenüber den hämischen und gehässigen Angriffen, denen die alte Armee und insbesondere das Offizierkorps heute noch immer ausgesetzt sind, möchte ich mich darauf beschränken, den Verfasser als einen seiner ganzen Gesinnung nach gewiß unverdächtigen Zeugen, in nachstehendem selbst zu Worte kommen lassen: „Die Offiziere der Kampfdivisionen waren in überwiegender Anzahl Männer, auf die das deutsche Volk stolz sein darf ... Ich behaupte: das aus allen Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten hervorgegangene Offizierkorps der kämpfenden Truppen — der kämpfenden! — hat im Kriege seine Vorgesetztenpflicht erfüllt und seinen Untergebenen gegenüber im allgemeinen nicht versagt. Seine Kennzeichen waren: Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit, und mit wenigen Ausnahmen, ein gutes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen... An der Niederlage sind die kämpfenden Truppen und ihre Offiziere unschuldig."

In welchem Umfang das Offizierkorps seine Pflicht getan hat, darüber gibt eine kleine Schrift des Generalleutnant v. Altrock „Vom Sterben des deutschen Offizierkorps" (Verlag E. S. Mittler, Berlin 1921, 64 S., 10 M) in geradezu erschütternder Weise Auskunft. Hiernach starben fürs Vaterland 54894 Offiziere, 1752 000 Unteroffiziere und Mannschaften und 1555 Beamte, zusammen 1808545 deutsche Helden. Hiervon entfallen auf Preußen 1389291, Bayern 186199, Sachsen 123597, Württemberg 73565, Schutztruppen 1046, die Marine 34847. Zahlreiche Tabellen veranschaulichen die auf die aktiven Offiziere, die Offiziere des Beurlaubtenstandes und der Inaktivität, sowie die einzelnen Dienstgrade und Waffengattungen treffenden Zahlen. Wenn man bedenkt, daß die Gesamtzahl der Offiziere während des Krieges 45923 aktive und 226130 Offiziere des Beurlaubtenstandes betrug, so reden diese Zahlen an Toten allein eine deutliche Sprache. Die unzähligen Offiziere, die als Verwundete für ihr Vaterland geblutet haben, sind hier nicht mitgerechnet. Selbstzucht, Ein- und Unterordnung, Pflichttreue und Tatkraft waren die hervorstechendsten Merkmale des alten deutschen Offizierkorps, das die unvergleichliche, selbst von unseren Feinden anerkannte und bewunderte Armee von 1914

geschaffen und von Sieg zu Sieg geführt hat. Dem gegenüber wollen kleine Schönheitsfehler und Mängel, wie sie in jedem Heere zutage treten, nicht viel besagen.

Mit ihnen beschäftigt sich das Buch des Generals v. Gleich, das, wie vorweg bemerkt sei, auf einen durchaus anderen Ton gestimmt ist, als das vielfach den gleichen Stoff behandelnde, eben besprochene Buch des anonymen Stabsoffiziers. General v. Gleich, ein geistig ungemein hochstehender und vornehm denkender Offizier, hat sich seine Betrachtungen als eine Art militärischen Testaments gedacht, dazu bestimmt, späteren Generationen ein Bild des alten Heeres zu geben, das auch solche Züge enthielt, die der breiten Öffentlichkeit weniger zugänglich waren. Ich kann es wohl verstehen und dem Verfasser nachfühlen, daß er das Bedürfnis gefühlt hat, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und endlich einmal, nachdem die bisherigen Hemmungen gefallen waren, all das offen auszusprechen, was die meisten verständigen älteren Offiziere in langer Dienstzeit gedacht, beobachtet und erfahren hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur die lautersten Beweggründe den General von Gleich zu seiner Veröffentlichung bewogen haben und daß er dadurch seinem Vaterlande zu dienen gedachte. Und doch wäre das Buch nach meiner Meinung besser nicht geschrieben worden, so ausgezeichnet es an sich auch ist. Ich stimme dem Verfasser in fast allem, was er sagt, rückhaltlos zu. Sein Urteil ist klar, treffend und durchaus objektiv. Etwaige Einwände, die man gegen das Buch erheben könnte, hat der Verfasser selbst richtig herausgefühlt und in der Einleitung erwähnt. So ist auch er der Gefahr einer Verallgemeinerung besonders krasser Einzelvorgänge teilweise erlegen. Was er z. B. über Mißstände bei Ausbildung der Kavallerie zum Fußgefecht (S. 20), wissentlich falsche Rapporterstattung (S. 95) und die Geringschätzung wissenschaftlicher Betätigung in manchem Offizierkorps sagt, sind Einzelfälle, die nach meinen auch nicht gerade geringen Erfahrungen auf die Masse der Armee glücklicherweise nicht zutreffen. Gleich sagt selbst in der Einleitung: „Sehr vielen wird das Gesagte wenig oder nichts Neues bieten". Dies ist richtig und trifft vor allem auf die Masse der verständigen, älteren Offiziere zu. Aus diesem Grunde sehe ich auch keine Notwendigkeit, daß das Buch geschrieben werden mußte. Denn es ist wohl anzunehmen, daß dem General v. Seeckt und den sonst noch an maßgebender Stelle befindlichen Männern die in dem Buch berührten Mißstände ebenso bekannt gewesen sind wie Herrn v. Gleich und mir. Für die Neuordnung unseres Heerwesens ist also mit dem Buch nichts oder nicht viel gewonnen. Allerdings hatte v. Gleich bei dessen Abfassung nicht unsere Söldnertruppe, sondern ein milizartiges Volksheer im Auge. Es wäre besser gewesen, das Buch, anstatt es zu veröffentlichen, dem Reichswehrministerium als Denkschrift einzureichen. Denn die große Masse weiß nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Sie sieht nur die berührten Mißstände, die, wie es bei allen derartigen Betrachtungen natürlich der Fall ist, stärker hervortreten als die Lichtseiten, an denen die alte Armee doch so unendlich reich war. Aus diesem Grunde ist in Kameradenkreisen dem Herrn v. Gleich seine Veröffentlichung vielfach stark verübelt worden, und muß auch ich, bei aller sonstigen Anerkennung für das Buch und seinen Inhalt, gestehen, daß der Zeitpunkt der Veröffentlichung (1919) verfrüht und denkbar ungünstig gewählt war. Heute haben sich ja die Meinungen seitdem etwas geklärt und beruhigt.

Jedenfalls sind die Ausführungen des Herrn v. Gleich für den, der militärischen Fragen Interesse entgegenbringt, fesselnd und lesenswert. Sie verraten uns einen klugen, vielseitig gebildeten und vaterländisch fühlenden Offizier von reicher Erfahrung, treffender Beobachtungsgabe und edlem Charakter, kurz, einen ungemein sympathischen, ganzen Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Das meiste, was er sagt, wird vielen alten Offizieren aus der Seele gesprochen sein. Licht und Schatten sind gerecht verteilt, wenn auch eine gewisse pessimistische Grundstimmung unverkennbar ist. So hat Herr v. Gleich schon 1914 nicht an unseren Sieg geglaubt und hat prophezeit, daß wir der Übermacht erliegen müssen. Wenn er sein Buch mit den Worten schließt: „Der Weltkrieg war für uns verloren, noch ehe er begonnen hatte", so gestehe ich, daß ich dieser Auffassung nicht mehr zu folgen vermag.

Daß es einzig und allein schließlich die amerikanische Hilfe gewesen ist, die uns bezwungen hat, und daß ohne sie die Entente schwerlich den militärischen Endsieg davongetragen hätte, wird in ebenso klarer wie überzeugender Weise von Oberstleutnant Giehrl in seiner kleinen Schrift „Das amerikanische Expeditionskorps in Europa 1917/18" (Verlag E. S. Mittler, Berlin 1922. 51 S. 8,50 M) dargelegt. Das Büchlein ist lesenswert und geeignet, die Großsprechereien der Franzosen, die sich heute mit dem Sieg brüsten, auf das richtige Maß zurückzuführen. Einzig und allein die amerikanische Armee hat Frankreich, das dem Erliegen nahe und fast kampfunfähig war, gerettet. Amerika und die deutsche Revolution haben der Entente den Krieg gewonnen. Unserem alten Heere von 1914 gegenüber hätte aber auch Amerika nicht viel auszurichten vermocht.

Zum Schlusse sei noch eines Büchleins gedacht, in dem ein anscheinend noch jugendlicher Frontoffizier seine Eindrücke über den deutschen Offizier wiedergibt. („Über den deutschen Offizier" von A. Dreßler, Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla 1920.) Ohne die geistige Höhe der beiden vorgenannten Werke zu erreichen, erzählt uns der Verfasser in frischem und harmlosem Plauderton von den Leiden und Freuden des Frontoffiziers im Frieden und Krieg und all dem, was ihn bedrückt und auch mitunter verschnupft hat, und was anders und besser hätte sein können und dürfen. Auch er kommt zu dem Schluß, daß der deutsche Offizier überall seine Pflicht getan hat und daß die gegen ihn eingeleitete Hetze ebenso gemein wie ungerecht ist.

Mit letztern beschäftigt sich ein sehr verdienstvolles Buch „Die Offiziershetze als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung" von G. A. Böhm (J. F. Lehmanns Verlag, München 1922, 112 S., 22 M), dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Der Verfasser ist keineswegs blind gegen Fehler der deutschen Offiziere, aber er verlangt sachverständige und gerechte Kritik und bekämpft die Versuche, das Ansehen des deutschen Offizierstandes durch unsachliche Kritik, durch Ausschlachtung und Verallgemeinerung einzelner Mängel und Verfehlungen, durch Beschimpfungen und Verleumdungen und bösartige Karikaturen herabzusetzen. An der Hand einer reichhaltigen Blütenlese wird gezeigt, daß die hauptsächlich von radikalen Literaten und Zeitungsschreibern inszenierte planmäßige Offiziershetze weniger die Menschen, als ein System und die diesem zugrunde liegende Weltanschauung treffen will. Der Kampf gegen Offiziere und „Militarismus" (in Wirklichkeit gegen Vaterlandsliebe und Opfermut) ist nur eine Teilerscheinung des von diesen dunklen Mächten geführten Kampfes gegen die deutsche Kraft und die deutsche Familie. Das ist der wahre Sinn der nach der Revolution entfesselten planmäßigen Hetze gegen die Offiziere als die Vertreter von heldischem Sinn, Vaterlandsliebe, Treue, Opfermut und Kameradschaft. Das Buch ist ein wertvolles Aufklärungsmittel.

Ich aber schließe mit den Worten Hindenburgs über den deutschen Offizier (Weihnachten 1918): „Vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte steht er ungebeugt und unerreicht, dem Urteil des deutschen Volkes sieht er scharf und klar ins Auge: — was er fordern darf und muß, ist die Anerkennung seiner Leistungen als Erzieher und Führer des Volkes, als Träger der Vaterlandsliebe und des Opfermuts im deutschen Heere."

Franz Freiherr von Berchem



# Der Kaiser und die Schuldlüge

Die Moral des einzelnen ist nicht die der Staaten; planmäßiger Egoismus, bei dem einzelnen verwerflich, ist dem Staate Pflicht. Darum sind moralische und historisch Schuld zwei verschiedene Dinge. Gutmütige Schwäche und mangelnde Einsicht, di den Inhaber dieser Eigenschaften im Privatleben vielleicht noch als eine Seele von Mens erscheinen lassen, bilden für einen Staatsmann die gefährlichsten Laster. Künftige Geschlecht werden sich daher vielleicht vor den Kopf schlagen und fragen: Wie war es möglich, daß unse Vorfahren in Deutschland sich mit so viel Eifer von dem Vorwurfe weißzubrennen suchte sie hätten den Krieg verursacht? Denn das war ja gerade ihre Schuld, daß sie günstige politisch Lagen, in denen sie die notwendige Auseinandersetzung unter Teilung ihrer Gegner mit Aussic auf Erfolg hätten vom Zaun brechen können, ungenützt vorübergehen ließen und dann gerad im ungünstigsten Augenblicke in den Krieg hineintorkelten, ja auch noch in ihrer Torheit w Verzweifelte mit Kriegserklärungen um sich warfen, so daß sie ihre Verteidigungsbündnis verscherzten und den Anschein erweckten, sie hätten angefangen! Und diese ihre politische Torhei diese ihre historische Schuld, die Zügel verloren und den Krieg nicht in dem Zeitpunkte entfesse zu haben, wo er ihnen paßte, stellten sie noch selbst an den Pranger, indem sie sich gegen d Kriegslüge der Feinde verwahrten, jene Kriegslüge, die ihnen, wenn nicht politische Fähigkei so doch wenigstens noch politische Entschlußkraft andichtete. In der Tat, die Deutschen erscheine vor dem Kriege und nach dem Kriege als dieselben politischen Toren. Denn es ist doch wo dasselbe, wenn es den einen als Ideal erschien, ein stilles und geruhiges Leben zu führen un dabei immer mehr Geld zu verdienen — und die anderen rufen: „Nie wieder Krieg!", wen auch Danzig und Posen, Metz und Straßburg vom Reiche losgerissen sind!

Also mit dem Weißbrennen von der Kriegslüge beweisen wir zunächst nichts anderes, a was wir leider schon lange wußten, daß *politische Unfähigkeit der deutschen Leitun* uns in den Krieg hineintreiben ließ; wir beweisen vor der Weltgeschichte, die das Weltgeric ist, unsere *historische Schuld*. Und doch kann diese Selbstbezichtigung, zu der an sich ke Angeklagter verpflichtet ist, unter Umständen zur *politischen Notwendigkeit* werden. D Versailler Frieden steht und fällt mit der *Schuldlüge*. Nach dem angelsächsischen Cant, de sich alle unsere anderen Feinde gern anschlossen, gilt die Moral des einzelnen auch für d Völkerleben — ausgenommen nur die Fälle, wo ihr *eigener* Vorteil beteiligt ist. Diese mor lischen Grundsätze soll Deutschland verletzt haben, indem es seinerseits den Krieg vom Zau brach, ohne alle friedlichen Austragsmöglichkeiten vorher erschöpft zu haben. Deshalb treff das zwar nicht durch die Macht der feindlichen Waffen besiegte, aber doch von außen und v innen überwundene Deutschland in dem Versailler Frieden die Folgen seines „unmoralisch Handelns", namentlich die ungeheuerlichen Entschädigungsleistungen.

Gelingt es also, die Kriegslüge endgültig zu widerlegen und aus der Welt zu schaffen, fällt der Versailler Frieden in sich zusammen. Freilich nicht von selbst, das könnte nur leic fertiger Optimismus annehmen. Denn wie alles Recht bilden auch die völkerrechtlichen B ziehungen stabilisierte *Machtordnung*. Und so lange Deutschland nicht wieder die Mac besitzt, den Versailler Frieden zu zerreißen, bringt das auch die Widerlegung der Schuldlü nicht fertig. Aber der Teil unserer Feinde, der sich beim Versailler Frieden verrechnet ha kann die Widerlegung der von ihm selbst natürlich nie geglaubten Schuldlüge zum *Vorwand* nehmen, um eine Änderung des Versailler Friedens wenigstens nach der Seite der finanziell Lasten herbeizuführen. Das ist die *außenpolitische* Wirkung.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Weshalb hatten wir denn den „Dolchstoß v hinten" und die ganze Revolution? Weil der Kaiser mit seinen Ratgebern das Deutsche Rei frevelhaft in einen Weltkrieg getrieben habe. Deshalb wollte das feindliche Ausland mit d

kaiserlichen Regierung nichts mehr zu tun haben. Und das deutsche Volk, gehorsam gegen Wilsons Gebote, machte die anbefohlene Revolution in der sicheren Erwartung, daß die Geldsackdemokratien des Westens einer deutschen Demokratie mit Tränen der Rührung in die internationalen Bruderarme sinken werde. Statt dessen bekam man — den Versailler Frieden, wonach die deutsche Demokratie die angebliche Schuld des Kaisertums büßen sollte. Das war schon eine peinliche Enttäuschung. Stellt sich nun aber gar erst heraus, daß diese Schuld gar nicht vorhanden war, daß vielmehr die deutschen Staatsmänner vor der Revolution genau so friedselige Tröpfe waren wie nachher, so verliert die Revolution vollends ihre Berechtigung. Deshalb beschleicht unsere Regierenden und ihren Anhang immer ein unbehagliches Gefühl, wenn an der Schuldlüge gerührt wird.

Und endlich verknüpfen sich in der Schuldlüge innere und äußere Politik. Treitschke wirft in seiner Geschichte des Bonapartismus die Frage auf, weshalb die wiederhergestellten Bourbonen in Frankreich, wo sie Jahrhunderte geherrscht, nach bloß zwanzigjähriger Abwesenheit nicht wieder Wurzel schlagen konnten. Er beantwortet die Frage dahin: Weil das restaurierte Königtum die zwar nicht von den Verbündeten eingesetzte, aber allein von ihnen geduldete Staatsform, weil sie Fremdherrschaft war. Dasselbe gilt von der deutschen Republik: sie trägt den Stempel der Fremdherrschaft an der Stirn, sie bedeutet die knechtische Erfüllung der Wilsonschen Gebote, während sie im Gegensatze zur französischen Bourbonenherrschaft nicht einmal geschichtlich eingewurzelte Staatsform ist. Mit der Schuldlüge fällt jede angemaßte Berechtigung des Auslandes, sich in die inneren deutschen Verhältnisse einzumischen.

Deshalb fordern wir die gründliche Widerlegung der Schuldlüge nach jeder Richtung.

Am 27. Januar richteten sich die Blicke der nationalgesinnten Deutschen, auch wenn sie die geschichtliche Schuld der kaiserlichen Regierung seit 1890 voll zugaben, mit Wehmut nach Haus Doorn. Auf manchen Lippen lag die Frage: Wie mag eine Persönlichkeit, die so wie der Kaiser in fortgesetzter Tätigkeit, in beständigem Wechsel eine dreißigjährige Regierung hinter sich hat, jetzt die stille Zurückgezogenheit in engem Raum ertragen, wie mag der Kaiser seine Tage hinbringen? Die Antwort darauf geben zwei Bücher, deren eines den Kaiser selbst, das andere einen seiner nächsten Vertrauten, den Oberhofprediger Dr. von Dryander, zum Verfasser hat. Beide stehen mit der Schuldlüge im engsten Zusammenhange.

„Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914“ (1921, Verlag von K. F. Koehler in Leipzig) nennt sich das vom Kaiser verfaßte Buch, ohne ihn selbst auf dem Titelblatte zu erwähnen. Das Buch war ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur für den eigenen Gebrauch und den eines engeren Bekanntenkreises. Erst auf Grund des bekannten Briefwechsels zwischen Hindenburg und dem Kaiser vom März und April 1921 entschloß sich der Verfasser zur Veröffentlichung. Der Kaiser läßt Tatsachen reden, nichts als Tatsachen. Aus 267 am Schlusse angeführten Quellenschriften stellt er den Stoff zusammen, durchweg in Form synchronistischer Tabellen, aus denen man ersieht, was gleichzeitig in Deutschland, England, Frankreich, Rußland, den Balkanländern usw. geschah. Jede persönliche Stellung, jedes Urteil gegenüber den Tatsachen ist vermieden. Die Tatsachen reden genug: sie besagen, daß England den Krieg gewollt und sich dazu Frankreich und Rußland herangeholt hat, die es allein nicht hätten machen können.

Die kaiserliche Schrift enthält die vernichtendste Verurteilung der Kriegslüge, die man sich denken kann. Sie hebt das im Versailler Vertrage enthaltene Anerkenntnis der moralischen Schuld Deutschlands auf für jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören.

Wenn hienach von einer moralischen Schuld Deutschlands nicht mehr die Rede sein kann, so sinkt um so schwerer die Wagschale der historischen Schuld seiner leitenden Persönlichkeiten. Man denke an die Worte Sasanows 1913: „Die Friedensliebe des deutschen Kaisers bürgt uns dafür, daß wir den Zeitpunkt des Krieges selbst zu bestimmen haben werden“, oder an die Worte

Clemenceaus zum italienischen Handelsattaché Sabini, April 1914: „In drei Monaten werden wir Krieg haben, wird Italien mit uns sein?“ Sie brauchen in Berlin nicht bekannt gewesen zu sein, aber von ähnlichen Stimmungen und Äußerungen muß man auch bei der Unfähigkeit der deutschen auswärtigen Vertreter Kenntnis gehabt haben. Wenn man trotzdem in Berlin das Netz sich zusammenziehen ließ, ohne rechtzeitig loszuschlagen, so war das eine Versündigung am deutschen Volke. Die kaiserlichen Geschichtstabellen enthalten also ein *vernichtendes Urteil über die deutsche Politik.*

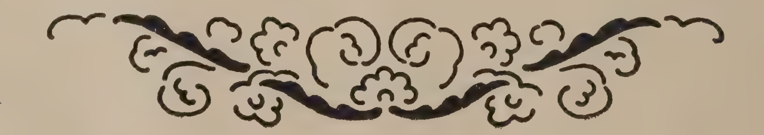
Dem scharfen Verstande des Kaisers, dessen Hauptfehler die mangelnde Entschlußkraft war, kann das natürlich auch nicht entgangen sein. Wenn er sich trotzdem zur Veröffentlichung entschloß, so opferte er sich und seinen geschichtlichen Ruf seinem Volke. Oder der Rat Hindenburgs, der ihm die Veröffentlichung empfahl, war ebenso verhängnisvoll wie der, im Interesse besserer Waffenstillstands- und Friedensbedingungen und zur Vermeidung des Bürgerkriegs nach Holland zu gehen. Trotzdem sind die kaiserlichen Geschichtstabellen zur Klärung der äußeren und inneren politischen Lage eine *politische* Tat, der größte Dienst, den der Kaiser nach seiner Abdankung dem deutschen Volke erwiesen hat.

Von ganz anderer Bedeutung sind die „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Dr. *Ernst von Dryander* (Bielefeld und Leipzig 1922, Verlag von Velhagen & Klasing). Dryander hatte schon im Jahre 1919 in der „Täglichen Rundschau“ gegenüber den verunglimpfenden Angriffen ein Charakterbild des Kaisers veröffentlicht, in dem er dessen tief religiöse Persönlichkeit und die daraus hervorgegangene Friedensliebe des Kaisers betonte. Er tritt hier von neuem auf Grund nächster persönlicher Kenntnis als Eideshelfer dafür auf, daß der Kaiser den Krieg *nicht* gewollt hat. Mag man seiner Auffassung nicht in allem zustimmen, namentlich wenn er das Verhängnisvolle der kaiserlichen Ansicht vom Gottesgnadentum in Abrede zu stellen sucht, das steht zweifellos fest: Ein Charakter wie der des Kaisers konnte keinen Weltkrieg entfesseln. Das mag politisch für das deutsche Volk ein Unglück gewesen sein, es widerlegt die Kriegslüge auch nach der *psychologischen* Seite.

Aber auch sonst ist das Dryandersche Buch ein wertvoller Schatz, indem es die persönlichen Erinnerungen des gefeierten Kanzelredners zum Gemeingute des deutschen Volkes macht. Nicht ohne Wehmut wird man lesen können, was er über die Kaiserin sagt, die immer des Kaisers guter Engel war, vielfach von tieferer Menschenkenntnis und politischer Einsicht als der Kaiser, nur schade, daß sie sich in den entscheidenden Augenblicken nicht immer durchsetzen konnte. Das Dryandersche Buch, allerdings nur seinen Kindern und Enkeln gewidmet, gehört in jeden deutschen Haushalt.

Es war das Verhängnis des Kaisers, daß er so ganz das Kind seiner Zeit und seines Volkes war und deshalb von seiner Zeit und seinem Volke verworfen wurde. Vertrauen und Friedensseligkeit nach außen, Nachgiebigkeit gegen staatszerstörende Bestrebungen nach innen: sie halfen Weltkrieg und Revolution heranzüchten. Die radikale Demokratie, der er den Weg gebahnt, müßte ihn eigentlich als ihren Wegbereiter verehren. Denn sie ist es, die ihm ihre wesentlichen Erfolge verdankt.

**Prof. Dr. Conrad Bornhak**






# Eberhard Königs „Rabenschlacht“

Die Rabenschlacht“ bringt Eberhard Königs gewaltige Amelungentrilogie zum Abschluß, sie wundervoll zur Einheit krönend. Als Ganzes ist der „Dietrich von Bern“ als tief religiöse Dichtung, als hohes Lied der Treue, als seelisches Entwicklungsdrama anzu- prechen und zu werten. („Dietrich von Bern“, Bühnendichtung in drei Abenden von Eberhard önig; Leipzig und Hartenstein 1919/22. Erster Abend: „Sibich“, 3. Aufl., 1921, geb. 18,75 ℳ; veiter Abend: „Herrat“, 2. Aufl., 1921; dritter Abend: „Die Rabenschlacht“, 1922, geb. 22,50 ℳ. gl. auch meinen Aufsatz im „Türmer“, 23. Jahrg. 1920/21, Heft 4, S. 281 ff.) War im ersten eil („Sibich“) der Held noch eine ungebrochene Einheit, geborgen in Gott, war seine sitt- che Schönheit gewissermaßen verdienstlos, weil seiner adligen Artung angeboren, gab es für n in sittlichen Fragen nur ein eindeutiges Ja und Nein, so muß er im zweiten Teile („Herrat“) urch das Leid, durch den Zweifel hindurch, geleitet von einer reinen Frau. Körperlich und elisch genesen, schreitet er im letzten Teile („Die Rabenschlacht“) durchs dunkle Tal der Schuld, uß er die Ruhe in Gott noch einmal erkämpfen, um sie endgültig zu besitzen. Hineingestellt diese schweren seelischen Anfechtungen, entgeht der Berner der Gefahr, als ein farblos rahlender Held und Heiliger zu erscheinen, kann er zum lebensvoll wahren Abbild des eutschen Menschen werden, der die Mitte hält zwischen Typus und Individuum.

Als Dietrich nach langen Jahren innerer Zerrissenheit am Hunnenhofe zu sich selbst zurück- efunden hat, als er an Herrats Hand der Zweifelspein genesen ist und erkannt hat, daß auch acht von Gott ist, Macht in der Hand des Guten, als er sich's endlich von Etzel gefallen läßt, ß ihm dieser das ungeheure Hunnenheer im Streite gegen Ermanrich von Rom zur Verfügung ellt, da läßt er sich wider bessere Überzeugung überreden, die Etzelsöhne mitzunehmen. Herrats at aber geschah aus der politischen Erwägung heraus, das Hunnenheer werde nur Treue halten, lange Etzels Kinder bei ihm seien. Gar bald sollte sich's auch zeigen, wie weltklug des Berners eib geraten hatte. Aber Dietrich ist seitdem ruhelos, ein Tropfen Giftes kreist lähmend ihm n Blute, des Weibes schlaues Handeln paßt nicht zu seinem reinen Schild und heil'gen Mut. nd als die Etzelsöhne von Wittich dahingeschlachtet werden, da ist das Furchtbare da, nicht nn ihn der Sieg über Ermanrich mehr freuen, als Büßer zieht er hin zum Hunnenhofe. Aber f diesem einsamen, weiten Ritt, zur Seite nur die ledigen Rosse der Erschlagenen, wird es ill in ihm, fühlt er sich losgesprochen von Gott. Und wenn er nun zu Etzels Füßen sinkt, geschieht es nur aus Ehrfurcht vor dessen Herzeleid. Der Hunnenkönig aber, einen Hauch von ietrichs Geist verspürend, hebt ihn auf und drückt ihn an die Brust.

Man sieht schon aus dieser kargen Inhaltszeichnung, daß man bei diesem Weihespiele mit em üblichen Schulbegriff der tragischen Schuld nicht auskommt, daß es bei solcher religiösen ichtung schon genügt, wenn der Held seiner Wesenheit untreu wird, wenn er der Welt gegen- er den Schein der Schuld auf sich lädt, wenn ihm an seinem Schwertamt, das Gott ihm an- ertraute wider den Antichrist, Zweifel kommen. Auch sonst wird dem Dichter wieder eine kur- ge Kritik manches anzukreiden suchen: Wie schon beim „Sibich“ wird man ihm vorhalten, daß

er von der großen Schlacht nichts vorführe, daß wir nur von ihrem Ausklange hören. Ab Eberhard König kam es eben einzig und allein auf des Helden seelischen Entwicklungsaufst an, während ihm die äußeren Ereignisse nur Beiwerk sind. Und zumal Schlachtgetöse wirkt a der Bühne meist lächerlich, fechtende Schauspieler oftmals komödiantenhaft. Aber auch schärfste Kritik muß erschweigen vor der Fülle unvergeßlicher Kostbarkeiten, die der Dich vor uns ausgebreitet hat. Da ist vor allem neben dem hoheitsvollen, ganz in Höhenluft atmend Berner die Figur des Hunnenkönigs zu nennen, eine der stärksten Schöpfungen, die dem Dich überhaupt bislang geglückt ist, auch für den Geschichtsforscher anziehend und fesselnd: die seltsame, unausgeglichene Barbar, diese merkwürdige Mischung von Größe und Grausamk Hochsinn und Niedrigkeit, Selbstbeherrschung und Laune, Offenheit und Tücke, Liebe u Brunst, sprunghaft schillernd, in ewigem Widerstreit mit sich selber, sich und sein Volk v achtend und doch voll Selbstgefühl. Wundervoll, wie er sich dem seelisch Ausgeglichenen u Starken unterlegen fühlt, wie es ihn zu diesem hinzieht und wie er sich zugleich darüber grä und schämt. Dietrich aber weiß das Edle in dem Großen aufzuspüren und ans Licht zu ziehe dem König selber zur Verwunderung und zum Verdruß.

Gemütstief und innig ist auch die Szene, in der Herrat Abschied nimmt von Dietri humorvoll des treuen Rosses Eifersucht auf des Berners Weib; zum Küssen die drei Bub in ihrer draufgängerischen Jugendkraft und selbstsicheren ersten Mannbarkeit. Erschütternd d Gespräch zwischen dem innerlich zerrissenen Wittich, der Romas Kaiser aufsagen will, und de satanisch schlauen, durch grauenvolle seelische Vereinsamung furchtbar bestraften Weltherrsch der — eine blutige Ironie — Wittich mit dem Mord an den Etzelkindern beauftragt.

Aus der Zeit geboren erscheint Dietrichs stolze Verachtung des wankelmütigen, beifal lüsternen Pöbels zu Bern (der Dichter hat hier den Berner mit hamletähnlichen Zügen a gestattet), aber auch sein starkes, unbeirrbares, am Vorbild des höchsten Dulders gestählt Pflicht- und Verantwortungsgefühl. Zu Tränen rührend die — auch technisch — kühne Neb szene: diesen Todesritt der drei Jungen soll Eberhard König mal einer nachmachen, das shakespearesche Größe! Faustisch-mystisch mutet Wittichs Heimkehr aus der Wahnwelt in ewige Mutterstille an — und endlich tief religiös das knappe, mit Andeutungen arbeiten Schlußbild. Das ist so einiges, was einem im Augenblick vor der Seele steht, nicht zu vergess die wunderherrliche, überquellend reiche Sprache, die sich jedem einzelnen nach Art und Ch rakter anpaßt, sich schon äußerlich im wechselvollen Versmaße ankündigend (die Hunnen sprech meist in rauhen, drei- und vierfüßigen Trochäen, die Germanen im klingenden Blankvers, der Nibelungenstrophe oder gar in achtfüßigen Trochäen).

Zu Eberhard Königs Weltanschauung und seiner Auffassung des Heldischen bringt gedankenbefrachtete dreiteilige Dietrich-Dichtung und zumal ihr letzter Teil wertvollste A schlüsse. Für ihn ist der Held Gottes Vasall, Mitkämpfer des leidenden, streitenden Gottes:

„Den Kampf der Kämpfe endet keine Schlacht!
Die Welt ist Gottes ew'ges Abenteuer,
Des Unverdrossnen. Und in immer neuer
Bereitschaft sollt ihr Schildamt für ihn üben.
Du selige Fechterschar in Walhall drüben,
Nie feiernd bis zum großen Todesfeuer —
Ich grüße euch, schon hüben
Des Asenvaters treuer
Einherier ich, der schon hienieden euer!“

Dr. Martin Treblin



# Handpuppenspiele

Drei junge Kieler Studenten haben sich auf die Wanderschaft gemacht, um das alte Puppenspiel, das Kasperletheater, wieder zu Ehren zu bringen und es auf die noch unverbildeten jungen und — jung gebliebenen Herzen wirken zu lassen. Bei uns in .beck hat Professor Paul Brockhaus, dem wir schon die Bekanntschaft mit so vielen ähnlichen ·strebungen zum Besten der seelischen Volksgesundung verdanken, auch diesen Handpuppen-elern sogleich die Wege geebnet. Denn es gehört dieses Unternehmen in die Reihe derer, die rauf bedacht sind, den heute geistig Hungernden statt des teuren, nicht sättigenden, eher ver-tenden „Ersatzes" die kräftige, gesunde, natürliche Nahrung wieder zukommen zu lassen.

Gar so lange ist es noch nicht her, daß das Kasperle in die Rumpelkammer geworfen wurde. ıch ich habe noch in der Marktecke stundenlang unter dem qualmenden Ölkännchen gestanden d bin nicht müde geworden, mitten im Weihnachtsmarktlärm dem Krächzen der Handpuppen-eler zu lauschen und mich zu freuen, wenn der Kasper das Gesindel vertagelte.

Was haben alle die raffiniert zurechtgekünstelten Schaustellungen, die angestrebte Natürlich-t des Unnatürlichen, die flitterhaft überladenen Bühnenbretter, die Kinoherrlichkeiten — was ben sie uns denn gebracht als Ermüdung und Angewidertsein? Der Geist ging unter im under.

Aber unser Volk ist jetzt ein armes Volk geworden — trotzdem ein seelenloser Teil der Nation ute mehr denn je über dem unterhöhlten Boden tanzt und praßt. Nun wagen es die, welche h längst von der Überkultur abwandten, um auf sicherem Boden ein Leben im Geist zu führen, ı der heranwachsenden Generation willen das Primitive, das durch seinen geistigen Ge-lt Ansprechende und Ausgiebige, das einst viele erfreute, als das auch Billigere wieder hervor-ziehen. Wir sehen die umsichtigeren Theaterleiter einem drohenden Zusammenbruch durch die ilbühne entgegenwirken. Volksbühnenorganisationen entstehen. Wandertruppen von Laien-auspielern fügen ihr Spiel unter Verzicht auf alle äußere Ausstattung außer der der bild-affenden Körperbekleidung den gegebenen Räumen, vorzüglich der Kirchen, ein. Schüler lgen ihnen mit ihren Krippen- und Osterspielen nach. Das Marionettentheater belebt sich neu. ıd nun haben wir auch die Handpuppenspiele mit dem guten alten Kasper wieder-halten. Ein wenig feiner zurechtfrisiert im ganzen sind diese Spiele ja ein wenig mehr der euzeit angepaßt, die nun doch einmal durch die Reinhardterei hindurchgegangen ist und im eichen der Elektrizität steht. Die qualmende Ölkanne oder die Pechfackel beleuchtet die kleinen pieler nicht mehr, sondern die elektrische Birne. Man spielt ja auch im geschlossenen Raume. er „Putschenellerkasten" ist ersetzt durch einen sauberen Aufbau, dessen kleines Theater mit m wechselnden Bühnenprospekt hinter der zum Reiten der Puppen bestimmten Rampe zu ner stimmungsvollen und lustigen „Ausstattung" der Szene immerhin Raum bietet und auch Beleuchtungskünste" zuläßt. Sind doch auch die Sprecher nicht mehr alte Weiber oder irgend-n Fahrender aus der Zunft des Pole Poppenspäler, sondern gebildete, fröhliche, sich ihrer ealen Ziele wohlbewußte Studenten. Im Grunde aber ist es doch das alte Kasperletheater, ıd vor allem: er selbst, der unsterbliche Held unserer Jugend, ist ganz der Alte geblieben — ıßerlich wie innerlich. Noch immer hat er sein fröhlich-plietsches, langnasiges lackiertes Holz esicht. Noch immer kämpft er mit Ungeheuern und seines Mariekens enghäuslichen Sorgen nd Tränen. Noch immer setzt er sich mit Modevertretern auf seine besondere Weise auseinander, ackt, wenn nichts anderes mehr verfangen will, nicht eben „das Schwert", aber den Knüppel nd besiegt mit solcher handfesten Schlagfertigkeit Tod und Teufel. Und noch immer wirkt er aher begeisternd auf die Herzen unserer Jungens und Mädels, die heute mehr denn je zum erdreschen geneigt sind und sich, unbekümmert um die unverdorrten Hände der ewigen Unter-ichner unserer friedfertigen und auf anderer Kosten freigebigen erwachsenen Volksgenossen, ı der alten deutschen Gepflogenheit der Selbstbehauptung nicht irre machen lassen.

Das Herz muß jedem aufgehen, der das Zusammenspiel von solch einer jungen Zuhörerschaft und ihrem vertrauten Freunde Kasper, auf das dieses Spiel in seinem Verlauf sich imme mehr einstellt, miterlebt. Jauchzend schrie es aus allen Winkeln der dichtgefüllten Aula den Kasper Antworten auf seine Fragen. Und mit zuversichtlich machendem Humor griff der klein Tausendsassa eine jede auf. Gespielt wurde dieser ganz köstlich; je mehr die Verbindung mi der Zuhörerschaft sich herstellte, um so lebendiger wurde er. Gegen den Schluß strahlte da hölzerne Gesicht ordentlich ein Leuchten von Gutmütigkeit und kameradschaftlicher Anteilnahm aus. In der Stimme klang das Behagen dessen, der sich eins fühlt mit einer großen Vielheit Die Augen schienen zu leben, und die winzige Holzhand fuhr beim Hinüberhorchen so echt an Ohr, der Kopf neigte sich so ausdrucksvoll in die Richtung, als wäre es wirklich die Puppe die da hörte und sprach, nachdachte, sich wunderte und Beziehungen anknüpfte. Als sich da Kerlchen einmal in den Seitenvorhang drückte, dessen Falten es mit der Hand noch weiter bei seite schob, und um die Ecke nach den geladenen „Professoren", die seitwärts unten saßen heimlich eine Frage hinunterwarf, wirkten allein schon die Miene und Bewegung so auf höchste belustigend, daß man hell hätte auflachen mögen.

Möchten doch diese jungen Studenten vielen Zulauf — zumal unter der Jugend — finden Sie werden überall dankbare Freunde hinter sich zurücklassen. Und nicht nur in Niederdeutsch land, wenn auch Kasper sich zunächst gern plattdütsch ausdrückt. Ihnen selber werden dies Fahrten durchs Land gewiß für ihr Leben noch mehr bringen als schöne Erinnerungen: — di Erfahrung, wie man auf junge deutsche Herzen tief wirken kann, und hoffentlich dann auc einst die Gewißheit, an der Ermutigung und Wiedererhöhung ihres Volkes erfolgreich mit gearbeitet zu haben.

Julius Havemann



# Leben und Wollen

Als Knabe von zehn Jahren saß ich in Spanien einmal auf der Felskuppe eines Berge und sah in die weite Ebrolandschaft. Neben mir zupfte mein junges Ziegenböckchen ein Geschenk meiner Eltern, an den spärlichen Kräutern, die an den Felsspalten ih kümmerliches Dasein fristeten. Über mir strahlte der blaue südliche Himmel, an welchem di alles erbarmungslos bestrahlende glutheiße Sonne brannte. Die ganze Landschaft war in ein grelles Lichtmeer getaucht, farblos in ihrer Eintönigkeit. So weit das Auge reichte, Berge mi strauchartigen Kräutern und Pinien, unterbrochen von Feldern mit verkrüppelten Ölbäumen in der Ferne der träge dahinfließende Ebro. Die Luft flimmerte, Bienen summten, unten i irgendeinem der Olivenbäume zirpte eine Zikade ihr eintöniges Lied. Über allem lagerte di der spanischen Landschaft zugrunde liegende Melancholie, — jene große Traurigkeit. Ich saß und sann und lauschte, und baute mir in meinem kindlichen Gehirne mancherlei Luftschlösser Meine Phantasie war erwacht! Heute weiß ich, daß jene Stunde, jener Aufenthalt in Spanien während meiner Kinderjahre von entscheidendem Einflusse für mein ferneres Leben und mein spätere Tätigkeit geworden sind.

Nach einigen Jahren kam ich nach Deutschland, machte die verschiedenen Schulklassen durch welche man für seine Lebensbildung braucht, und wandte mich zur Kunst, in welcher ich mein erste Ausbildung in Berlin, bei Becker-Tempelburg, Karl Richard Henker und Ludwig Erich Stahl erhielt. Da mein Vater wollte, daß ich einen festen Hintergrund haben sollte, mußte ich als Brotstudium in Zerbst die Bauschule absolvieren, nach welcher ich meine architektonischen Studien beendete. Im Alter von 22 Jahren unterrichtete ich dann in Dessau aushilfsweise für einen erkrankten Lehrer der dortigen Kunstgewerbeschule ein Jahr lang im Zeichnen, Malen

ınd in kunstgewerblichen Handarbeitsentwürfen, und bezog dann in Karlsruhe, um meine male-
ische Ausbildung vollends abzuschließen, als Schüler der Professoren Walter Georgi und Walter
Conz die Akademie. Nach einigen Jahren daselbst wandte ich mich nach Frankfurt am Main,
voselbst ich jetzt lebe und weiterschaffe.

Was ich schaffe? Alles, was mir auf dem malerischen und zeichnerischen Gebiete Befriedigung
erursacht und aus mir herausquillt. An etwas muß ich trotz allem stets dabei denken, nämlich:
„Alles das ist gut und schön, aber vor allen Dingen müssen wir unseren Garten bestellen“,
nit welchem Satze Voltaire seinen „Candide“ enden läßt. Das heißt, daß auch ich um das
ägliche Brot arbeiten muß, was ich dergestalt tue, daß ich mir die künstlerische Reklame für
Industrie und Technik erwählt habe. Für große und kleine Firmen fertige ich die nötigen Reklame-
ırbeiten an, für Buchverleger illustriere ich und verwende dabei auf meinen Reisen durch fremde
Länder Erschautes und Erlebtes. Für uns aus dem Innern heraus Schaffende gilt ganz be-
onders die Losung: Arbeit. Eugène De-
acroix hat einmal eine Stimmungen n einem Briefe an inen seiner Freunde ausgedrückt: „Die Arbeit ist mein großes Heilmittel gegen alle Nöte des Lebens. Wenn ich schlecht arbeite, bin ich traurig, aber dann kommen wieder gute Augenblicke, die mich ein wenig aufrichten.“ Ich glaube, so geht es manchem von uns und nicht zuletzt auch mir. Nun ergibt sich daraus eine Frage in bezug auf die Motivwahl der Arbeiten,
die sich damit löst, daß diese aus den verschiedenen Stimmungen entstehen. Die Leser des „Türmer“
kennen ja schon seit langem meine Arbeiten und haben von unserem allseitig verehrten, leider
o früh verstorbenen Dr. Karl Storck genug über dieselben gelesen und gesehen. Es ist ein gar
chwer Ding, wenn man über seine eigenen Werke etwas schreiben soll, mir liegt das nicht so.
Ich entledige mich weiter meiner Aufgabe dergestalt, daß ich nun von meinen Scherenschnitten
etwas erzählen will.




Einst sah ich im Jahre 1910, als ich noch Kunstgewerbeschüler Berlins war, am schwarzen
Brett einen Aufruf zur Beschickung einer Silhouetten-Ausstellung angeschlagen. Silhouetten?
Waren das nicht jene schwarzen Gebilde aus Papier, oder war das der Schatten an der Wand?
Ich nahm mir also Papier und Schere und fing an, schnitt einige Tierbilder — und hatte Erfolg.
Aber meine Silhouetten waren keine Bilder, wie sie die Biedermeierzeit hervorbrachte, sondern
unbewußt hatte ich mit ihnen den räumlichen, perspektivischen Schnitt hergestellt, den ich durch
eine innere Monumentalität noch verstärkte. Mir schwebten stets bei meinen Arbeiten riesige
Wandflächen vor, die ich großräumig dekorativ beleben wollte dadurch, daß ich den Schnitt auf
einen farbigen Hintergrund klebte. Trotzdem ich aus einer mannigfachen Lebensbewegung den
gemeinsamen Grundton stets herausfühlte, welcher besonders stark in mir widerhallte und in




welchem ich eine Vielheit zusammenklingen spürte, halfen diese farbigen Hintergründe die Illusion der Größe unterstützen, wirkten aber durchaus nicht störend. Nun, nachdem ich den Schlüssel gefunden, schnitt ich weiter und weiter. So entstanden nach und nach viele Blätter, die immer mehr Liebhaber fanden und von denen heute über ein halbes Tausend in aller Herren Länder verstreut sind. Da ich von Jugendzeit auf stets in Gottes freier Natur war, hatte ich mich schon früh der Jagd zugewandt, jener großen Lehrmeisterin, welche uns so scharf sehen und beobachten lehrt. So entstanden eine große Anzahl jagdlicher Motive auf dem Gebiete der Graphik, Psaligraphie (Papierschneidekunst) sowie Malerei. Im Februarheft des „Türmer" finden wir als jüngsten Vertreter dieser Art den „Schwimmenden Hirsch".

Aber trotzdem ich meine Silhouetten so kühn ins Großräumig-Dekorative aufstreben lasse und trotzdem mir aus meinen Stimmungen heraus manches düstere Naturbild von erschütternder Wucht gelungen ist — ich denke da z. B. an mein „Totenvolk", „Talfahrt", „Golgatha" usw. —, glaube ich doch genug Phantasie und anmutig spielerische Beweglichkeit zu haben, um mich in die Idylle fernerer mythologischer Zeiten zurückzuversetzen, wo Pan dem Tanze zierlicher Nymphen und Najaden zuschaut oder, selbst auf dem Syrinx blasend, tolpatschig hinter seinem Panther einhertrottet. Auch die Welt des deutschen Märchens verschließe ich mir trotz allem keineswegs, und ich lasse die Prinzessin im kronengeschmückten Galawagen, von sechs zierlichen geweihten Hirschen gezogen, durch unseren deutschen Wald fahren, oder unter dem Mistelzweige sich den eleganten Galan zum Kusse auf die kokett gespitzten Lippen der Rokokodame — ganz



Kompliment und Korrektheit auch im zärtlichen Liebesduett — neigen. Aus dieser aber allzu gezirkelten Welt führt mich dann meine große Naturliebe wieder hinaus ins freie Hochgebirge.




Die Jahre vergehen, — und gar mancherlei praktische Aufgaben erhält man zum Lösen. So hat mich eine Silberwarenfabrik verpflichtet, die Entwürfe für Metallintarsien herzustellen, und ich arbeite soeben an dieser großen, schönen und schweren Aufgabe. Es macht mir Freude, daß auf diese Weise etwas von meinen Arbeiten und Ideen erhalten bleibt, wenn Papier und Farben längst vermodert sind. Das ist es ja gerade, was uns alle am meisten beschäftigt, denn von was leben wir eigentlich? Von dem wenig Nahrung und irdischen Freuden? Nein, von der Anerkennung unserer Werke, von ihrem Gedenken, von ihrem Fortbestand.

Beifolgende Abbildungen stellen eine Serie Notgeld dar, welche ich für die Gemeinde Fränkisch-Crumbach im Odenwald entwarf. Da Fränkisch-Crumbach die Heimat und der Geburtsort des Rodensteiners ist, nahm ich als Leitmotiv zu den fünf Scheinen Scheffels Sang: „Es regt sich was im Odenwald". Allerdings ist hier der Rodensteiner nicht der seine Habe und Dörfer vertrinkende Ritter, sondern der getreue Ekhart seines Reiches, welcher bei Bedrohung desselben mit seinen Mannen in den Kampf zieht. Im Jahre 1915 soll er wieder ausgezogen sein und man hörte über dem Dorfe Fränkisch-Crumbach ein Stampfen, Klirren und Waffengetöse, daß sämtliche Bewohner erschreckt auf die Straße eilten und heute noch fest und steif behaupten, daß dieses der in den Krieg ziehende Rodenstein gewesen



wäre. Einige dieser Leute haben ihre Beobachtungen zu Protokoll gebracht und eidlich bekräftigt. 1918 ist derselbe Lärm wieder vernommen worden. Diese Scheine sind besonders zeitgemäß, weil sie das Erlebnis unserer Zeit behandeln, und ich mache auf Vers 5 und 7 aufmerksam. Lieber Leser, sieh dir die Scheine an, urteile selbst darüber, nur eines kannst du nicht wissen, nämlich, daß dieselben äußerst großen Anklang fanden und immer noch finden und ihren Daseinszweck vollständig erfüllt haben!

Bei einer anderen Arbeit bin ich auch noch soeben, nämlich große Kartons zu bunten Bleiverglasungen für eine Kirche zu zeichnen.

Zweimal im Jahre findet, wie bekannt, die Frankfurter Internationale Messe statt. Bei dieser Gelegenheit kommen mir meine Kenntnisse für die Innen- und Außenarchitektur sehr zu statten, die ich mir, wie schon anfangs erwähnt, durch langjährige Studien von Grund auf holte. Es gilt hier für führende Firmen der Industrie großzügig angelegte Messestände zu entwerfen und aufzubauen. Sehr dankbar sind die gestellten Aufgaben und man kann hier seinen Ideen vollständig die Zügel schießen lassen, insbesondere auch, weil die großen Konkurrenzfirmen sich schon gegenseitig zu übertreffen suchen. Außer diesen Bauten auf dem Meßgelände gilt es auch solche rein reklametechnischer Natur in den Hauptstraßen Frankfurts auszuführen, auf die Weise, daß entweder die vorhandenen Lichtkandelaber der freien Plätze, wie die elektrischen Straßenbahnmasten, mit auffallenden Umbauten versehen oder daß große Reklametürme aufgeführt werden. Sind die arbeitsreichen, anstrengenden Wochen vor der Messe und diese selbst vorbei, so kommen auch die Stunden wieder, in denen dann Radierungen, Zeichnungen und Bilder aus Naturskizzen am Radiertische oder der Staffelei entstehen, die sodann meinen Wanderausstellungen einverleibt werden.

Schwer ist es, sich durchzusetzen, dornen- und leidvoll ist der Weg, aber schön ist es, wenn man sich durchgerungen hat und dann zurückschaut mit dem Bewußtsein, daß es nicht vergebens war.

Wann ist das aber? Wer kommt so weit? Wie viele erleben das?

Carlos Tips-Frankfurt a. M.



# )ie Bedeutung der Niederrheinischen Musikfeste

Kann man überhaupt mit Recht von einer Bedeutung der Niederrheinischen Musikfeste für das deutsche Musikleben sprechen? D. h. sind diese Veranstaltungen in der Musikgeschichte von Belang, sind sie es noch oder können sie es wieder werden?
Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir schon irgendwelche Darstellungen des neuzeit-en Musikgeschehens zur Hand nehmen. Erfreulicherweise finden wir kaum eine größere, die den Musikfesten vorbeigeht; im Gegenteil, die eine wie die andere widmet ihnen längere r kürzere Ausführungen. Dr Karl Storck z. B. handelt auf Seite 130 und 131 des zweiten ndes seiner Musikgeschichte von ihnen und nennt sie „die für die zwanziger und dreißiger )re des 19. Jahrhunderts charakteristischste Erscheinung des Musiklebens". Und er fährt fort: ie haben sich in einzelnen Nachzüglern bis auf unsere Tage erhalten, erfüllen aber nicht mehr r noch nicht wieder eine so bedeutende Aufgabe wie früher."
Mit einem der hier gemeinten „Nachzügler" haben wir es in den „Niederrheinischen Musik-en" zu tun, die auf ein nun hundertundvierjähriges Bestehen zurückblicken. Im vergangenen )re ist Köln seiner Verpflichtung, ein Fest abzuhalten, nicht nachgekommen; Aachen hatte 0 als erste Stadt nach sechsjähriger Kriegs- und Revolutionspause wieder einen Anfang nit gemacht, die alte Überlieferung neu aufleben zu lassen. Ob in Zukunft die drei großen eiligten städtischen Gemeinwesen Düsseldorf, Köln und Aachen den Reigen der Feste ständig führen werden können, ist eine Frage, die bei der Unsicherheit und Teuerkeit der Zeit keine dige Antwort zuläßt. Ganz abgesehen davon, was künstlerisch etwa gegen eine regelmäßige behaltung der bisherigen Einrichtung einzuwenden wäre.
Das erste größere deutsche Musikfest zustande gebracht zu haben, ist das Verdienst des Kantors Fr. Bischoff. Es wurde am 20. und 21. Juni 1810 in Frankenhausen unter Spohrs Leitung angen (Storck). Sein Zustandekommen war unter den damaligen Verhältnissen die Folge . der Ausdruck einer künstlerischen Notwendigkeit und darum eine kaum hoch genug zu be-tende Tat. Die großen Schöpfungen Händels und Haydns konnten nämlich mit den Mitteln, : welche die Provinzstädte verfügten, praktisch nicht nutzbar gemacht werden und mußten, n nicht Rat geschaffen wurde, fast ganz Deutschland unbekannt bleiben. So große Chor- Orchestermassen, wie sie die Werke der Genannten erforderten, waren nur ganz wenigen, n damals bedeutenden Städten aufzubieten möglich. Da wurde denn nun durch Bischoff n erstenmal der Gedanke verwirklicht, durch Zusammenlegen der Kräfte zahlreicher benach-er Orte sich für diese großen Aufgaben stark genug zu machen. Man wollte in der Zeit des ten nationalen Druckes eben um jeden Preis die Erhebung und Stärkung durch die Kunst."
Wie gesagt, fand das erste Musikfest am Niederrhein im Jahre 1818 statt, und zwar in Düssel-. Zunächst waren nur die Düsseldorfer und die Elberfelder die Hauptbeteiligten, wenn auch den ganzen niederrheinischen Gauen bis ins jetzige Holland und bis nach Westfalen hinein ger, Instrumentalisten und hörende Besucher sich einfanden. Haydns „Jahreszeiten" und höpfung" waren zur gemeinsamen Ausführung erwählt. Beide fanden die denkbar beifälligste nahme und hinterließen bei allen Mitwirkenden sowohl als auch bei den Kunstfreunden den aften Wunsch, aus dem ersten Versuch eine dauernde Tat werden zu lassen. Das ist denn auch ehen; 1821 trat Köln dem Festbunde bei, 1825 Aachen. 1827 schied Elberfeld für immer aus.
)ie „Zeit tiefsten nationalen Druckes" war vorüber, wenn auch die eben damals in Wirk-eit tretende „Reaktion" sie in anderer Form fühlbar genug wieder auferstehen ließ. Der nal erwachte Drang nach dem Erleben großer Kunst war aber da und nicht mehr einzu-fern. Bezeichnend ist da nun zweierlei, was die Musikfeste von damals und von heute nicht esentlich voneinander scheidet.
Einmal standen sie nach wie vor unter dem Zeichen der Deutschheit. Zum Beweise dafür : ich einige Sätze aus dem Schreiben an, welches der Aachener Festausschuß unterm

31. Januar 1825 an den dortigen „Gesangverein" richtete (Urschrift im Archiv der Aachen Musikdirektion). Es heißt darin: „Mit den Vorbereitungen zur würdigen Begehung dies Nationalfestes beschäftigt, haben wir" usw. Und ferner: „Der unsterbliche Mozart durfte ni leer ausgehen bei einem Feste, welches dem Genius der deutschen Tonkunst . . . gewidm ist." Trotz der Nähe der französischen Revolution und des Weltbürgertums der Gebildeten a kein Wortschwall von Weltversöhnungskünsten der Musik und ebensolchen Absichten der Mus feste. Man wollte sich als Deutscher an den edelsten Erzeugnissen deutscher Tonmeister a erbauen. Dadurch war den ganzen Veranstaltungen ein Boden gegeben, der zur Erzeugu eines starken Gemütsertrages aufs beste geeignet war. Diesen Boden dauernd denselben bleib zu lassen, haben sich die Leiter der Musikfeste im großen und ganzen denn auch angelegen s lassen. Wenn die Veranstaltungen im Laufe der Zeit trotzdem an Fruchtbarkeit zu wünsch übrig ließen, lag das zum guten Teile an der Nichtbeachtung des zweiten Wesentlichen, welch die anfänglichen Feste auszeichnete.

Werfen wir einen Blick auf die Vortragsfolgen der ersten Festtage, dann gewahren wir m Freude und Erstaunen, daß die Musiker und Musikfreunde von damals ihr Augenmerk ga bewußt auf die zeitgenössische Tonkunst richteten. Haydn kann man ruhig noch zu den „Ze genossen" rechnen, da seine Großwerke ja noch neu und weitherum unaufgeführt waren; Hän wurde eben erst entdeckt und nur durch die Vereinigung vieler vorzutragen möglich; Moz lebte seiner ganzen Art nach noch wirklich unter den Leuten; Beethoven, Spohr, Weber u. weilten noch leibhaftig unter den Lebenden. Von Beethoven wurden bis zum Todesjahr d Meisters zwölf Werke gespielt; darunter befinden sich allein sechs Symphonien! Weber ist zu demselben Zeitpunkte sechsmal vertreten.

Wenn man bedenkt, daß man um 1820 nicht entfernt in dem Maße „im Zeichen des Verkeh stand, wie wir Gegenwärtigen es tun, dann spricht aus diesen wenigen Aufzählungen ein auß ordentlich starker Wille zur Tonkunst der Zeit, der man mit aller Kraft zu Leben und Wirku zu verhelfen sich gedrängt fühlte.

Bei der Durchsicht der Programme der Niederrheinischen Musikfeste der Folgezeit ist n zwar das Bestreben, auch fernerhin der zeitgenössischen Kunst zu huldigen, nicht zu verkenn Andererseits aber treffen wir sehr häufig auf Wiederholungen und ferner ist es eine Tatsa daß die Romantiker sowohl wie die Neudeutschen zugunsten der Klassiker und ihrer verme lichen geistigen Erben, vor allem Mendelssohns, auffällig vernachlässigt wurden.

Der Name Mendelssohn macht es notwendig, einen Satz Hauchecornes, eines der Begrün der Niederrheinischen Musikfeste, hervorzuheben. Er steht in den „Blättern der Erinnerung an fünfzigjährige Dauer der Niederrheinischen Musikfeste, Köln 1868", auf Seite 38 und lau „Künstler und Künstlerkonzerte treten nunmehr in den Vordergrund, die übrigen wesentlic Elemente der musikalischen Aufführungen aber mehr in den Hintergrund." Diese Feststell macht Hauchecorne nach der Erwähnung des unter Mendelssohns Leitung stattgefunde Düsseldorfer Festes von 1839. Sie enthält in aller Kürze einen Umstand von ausschlaggeber Bedeutung, den nämlich, daß die bis dahin hochgehaltene ideale sachlich-künstlerische Richt der Feste einem neuen Geiste weichen mußte: dem Geiste des Persönlichen und „Artistisch Es ist klar, daß dieser Geist den Keim der Zersetzung in sich barg und an so manchem Unerf lichen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitschuldig bezeichnet werden muß. Er ist e ein im tiefsten Grunde unfruchtbares „Element". Aus den Worten Hauchecornes spricht deu eine leise Wehmut darüber, daß mit der Zeit um 1840 das anfängliche bewußt Deutsche in Gestaltung der Feste zu schwinden begann. Gelegentlich hat der Geist von einst zwar wohl so etwas wie eine Auferstehung gefeiert, ganz ergreifend z. B. auf dem letzten Aachener F unter Dr. Karl Mucks Hauptleitung. Aber im großen und ganzen fehlte sein begeisternder Schw Ganz natürlich; denn der ursprüngliche Wirkungsgrund und das ursprüngliche Wirkungsziel ha sich im Laufe der Zeit ja auch nicht in der alten Tiefe, Reinheit und Kraft erhalten könne

Darüber, ob die frühere Einheit, nämlich die Deutschheit und Zeitgemäßheit, in der Zukunft ederzugewinnen ist, ist schwer Gültiges zu sagen. Zumal bei den herrschenden Zuständen auch Musikleben, wo die Zeitgemäßheit mit der Deutschheit oft nicht das mindeste mehr zu schaffen t. Wir leben da in Gefahren, von denen unsere Ahnen noch kaum etwas wußten, und die aktisch zu bekämpfen sie niemals in die Lage kamen. Wer damals dem deutschen Wesen ent- genarbeitete, lag vor jedermanns Augen klar zutage; heute aber verbergen sich die ärgsten inde mitten unter uns, sind nur wenigen bekannt und machen darum den Kampf um die inerhaltung deutscher Kunst so unendlich schwer. Um so weniger sind die in Frage kommenden ellen der Pflicht überhoben, die wirklich deutschen unter den lebenden Tonkünstlern aufzu- hen und sie bei gebotener Gelegenheit vor allem Volke als solche herauszustellen.

So haben also Musikfeste auch heute noch eine Aufgabe, und alles Gerede darüber, daß sich artige Einrichtungen innerlich längst überlebt hätten, müßte eigentlich verstummen vor der röße dieser Aufgabe. Sie könnte auch nach der Richtung hin gefunden bzw. verstärkt werden, ß die Leitungen der Niederrheinischen Musikfeste es sich zur Pflicht machten, so ausgiebig wie glich würdige Werke rheinischer Tonsetzer herauszubringen und einzubürgern, also sich in 1 Dienst der Heimat zu stellen. Was auf anderem Gebiete von Erfolg war, z. B. auf dem der alerei, müßte es auch auf musikalischem werden können.

Man mache gegen die Abhaltung von Musikfesten nicht geltend, daß das auf ihnen Gebotene t Jahrzehnten schon von den großen Mittelpunkten des rheinischen Musiklebens aus eigener aft geschaffen werde. Für die wahre Feststimmung mit all ihrem unwägbaren gehobenen nen und Außen ist damit doch kein vollgültiger Ersatz gestellt, und wir sollten uns geradezu sen Festgeist nicht rauben lassen.

Eine schwierige Frage bildete von allem Anfang an die Aufbringung der Mittel, welche zu ranstaltungen in der Art der Niederrheinischen Musikfeste benötigt werden. Wer je in den alten stakten geblättert hat, weiß, wie große Sorgen dieser Punkt den Ausschußmitgliedern ge- entlich bereitet hat. Und dabei lebte man damals in Zeiten, die gegenüber den heutigen dene genannt werden müssen. An der Geldfrage zu scheitern ist gegenwärtig auch eine der uptgefahren, die den Niederrheinischen Musikfesten drohen. Denn die erforderlichen Summen fen jetzt in die Hunderttausende. Außerdem ist heute der Geldgeist der Menschen viel aus- prägter als ehedem, also daß die Ansprüche der in barer Münze zu Befriedigenden sich ver- tnismäßig höher stellen als ehemals. Ein Ausweg aus dieser Gefahr bietet sich aber doch; ich e ihn darin, den Idealismus von einst mächtig aufzurufen, die Mitwirkung bei einem Musik- e mehr zu einer künstlerischen und volklichen Ehrensache als zu einer Verdienstmöglichkeit zu chen, den Opfersinn der Herbergenden zu wecken und auf diese Weise innerliches Anteilnehmen h allen Seiten hin auszulösen, das der Wirkung des Ganzen ohne Zweifel in hohem Maße zute kommen würde. Bedeutet es doch zugleich auch ein Wiederlebendigwerden alter schöner stgewohnheiten!

Es müßte wahrlich seltsam zugehen, wenn den Niederrheinischen Musikfesten bei der Be- reitung dieses einst erfolggesegneten Weges keine schöne Zukunft beschieden wäre! Vorläufig hme ich an, daß allem Widrigen zum Trotz eine solche Zukunft heraufzuführen aus inneren d äußeren Gründen möglich ist, und daß infolgedessen alles versucht werden muß, diesen Traum die Tat umzusetzen. Was die jährlichen großen Tonkünstlerfeste des Allgemeinen Deutschen usikvereins seit langem nicht mehr leisten und anscheinend auch kaum noch zu leisten willens d, nämlich wirklich deutsche zeitgenössische Musik vorzuführen, könnte dann am Rheine geleistet d für das ganze Deutschland fruchtbar gemacht werden. Damit träten die Niederrheinischen usikfeste wieder als eine musikgeschichtsbildende Macht auf den Plan, indem sie hülfen, neue utsche Meister zu finden, wie die Väter vor hundert Jahren die Neuen von damals, Beethoven, eber und Spohr, gefunden haben.

Reinhold Zimmermann



# Türmers Tagebuch

## Die Umgestaltung der Welt · Moskau und die Westle „Die gesegneten Länder“ · Die Internationale ist to Wie steht's, meine Herren Pazifisten? Friedliche Durchdringung

Genua überragt an Bedeutung turmhoch die bisherigen Nachkriegskonf renzen von San Remo, Hythe, Boulogne, Brüssel, Spaa, Londo Cannes. Schon der Umstand, daß die Konferenz von Genua den Tre bereien Poincarés zum Trotz zustandekommen konnte, ist als Erfol zu buchen — für die Welt und auch für uns, denen von Frankreich her nichts a Tod und Verderben droht. Der staatsmännischen Geschicklichkeit Lloyd Georges, d alten Hexenmeisters, verdanken wir, verdankt die Welt diese historische Begebenhe die das englische Staatsinteresse dringend erheischte.

Die Bedeutung von Genua liegt darin, daß zum ersten Male die Vertreter fa aller Nationen der zivilisierten Welt sich in wenigstens äußerlicher Gleichberechtigun zu gemeinsamer Beratung zusammenfanden, Sieger und Besiegte, Valutastarke u Valutaschwache, Bolschewisten und Imperialisten. Ein geschichtlicher Vergleich lie nahe mit dem Konzil von Konstanz, auf dem kirchliche und weltliche Macht d Versuch einer Ausgleichung erstrebten. Eine gewisse Parallelität zwischen der Z sammenkunft von Staatsmännern und mehr oder weniger Sachverständigen a Ligurischen Meer und den letzten großen ökumenischen Konzilen des Mittelalte glaubt die „Frankf. Ztg.“ schon in den gewaltigen Vorbereitungen der Genues Konferenz feststellen zu können, die mit dem Massenaufgebot von Konstanz we eifern konnten. „Aber auch das erinnert an jene Konzile von Konstanz und Bas daß der Ruf nach einer Umgestaltung der Welt heute wie damals immer laut und ungestümer durch die Welt geht. Damals war es das Schlagwort ‚Reform d Kirche an Haupt und Gliedern‘, das die abendländische Christenheit beherrschte; heu ist es die zur Angst gewordene Sorge nicht nur um die wirtschaftliche Wohlfahr obwohl das eines der drückendsten Beschwernisse ist, sondern ebensosehr um de Fortbestand der abendländischen Kultur, vielleicht der Kultur überhaupt, die de Staatslenkern das Gewissen geschärft hat.“

Die „zur Angst gewordene Sorge“ um das Schicksal Europas kam unverhül in allen Reden zum Durchbruch, die an dem an dramatischen Augenblicken so reiche Eröffnungstage von den Vertretern der großen Nationen gehalten wurden. Au

in das große Amphitheater von Genua ist man selbstverständlich mit sorgsam übermalten Masken getreten. Aber die Masken lüfteten sich bisweilen mehr, als es jemals vorher geschehen ist. Jede der Delegationen nahm von Hause eine vorgezeichnete Marschroute mit. Aber bei dem babylonischen Durcheinander so mannigfaltiger Gegensätzlichkeiten fällt schließlich jede noch so geniale Vorausberechnung der Wahrscheinlichkeitsresultante über den Haufen. Die Imponderabilien sind es, die letzten Endes entscheiden.

„Es gibt Leute," setzt W. v. Kries im „Gewissen" auseinander, „die behaupten, die Konferenz wäre nur eine grandiose Erfindung, ein großartiger Einfall von Herrn David Lloyd George, um sich selbst im Amte zu erhalten, um mit dem verbogenen Heiligenschein des genuesischen Allvaters vor seine Wählerschaft zu treten, um dergestalt als ein Weltheiland das greuliche Gespenst der englischen Arbeiterbewegung wie einen Drachen erstechen zu können.... Die Konferenz von Genua lobt, allein als Konferenz betrachtet, ihren Meister. Sie stellt irgend etwas nicht Faßliches, nicht in Worten Ausdrückbares dar, das in Paris sehr deutlich empfunden wird. Von ihr geht irgendeine Kraft auf, welche die Volkswirtschaftler genötigt hat, über gewisse Dinge nachzudenken, die den Politiker zwingt, sich mit volkswirtschaftlichen Dingen zu beschäftigen, die den Feuilletonisten veranlaßt, die Stacheldrähte des Versailler Friedens wenigstens mit Papierblumen zu verzieren, und die in allem und jedem Sinne anti-französisch, vor allem aber durchaus englisch ist." Was wir in Genua sehen, ist eine Phantasmagorie der politischen Einbildungskraft Lloyd Georges. „Er kennt die Schwäche seiner Position genau, er kennt nicht nur die Schwäche seiner persönlichen Stellung, er ist besser unterrichtet als seine Landsleute über die Realität der Bedrohung Englands durch Frankreich. Dennoch wird er nie und nimmer diese Gefahr zugeben, und deswegen hat er die Konferenz von Genua erfunden, um dort zu beweisen, daß England immer noch die größte Weltmacht ist, weil es die größte Weltmacht sein will. Die deutsche Politik vertritt das umgekehrte Prinzip. Sie behauptet, keinen Willen zu besitzen außer dem vorgeschriebenen, im Privatdienstvertrag von Versailles verbindlich unterzeichneten, und ändert doch an der Vorstellung der Welt hinsichtlich Deutschlands und des deutschen Volkes nicht das geringste."

* * *

Die große Sensation von Genua waren die Russen. Nach langen Jahren, deren blutige Schleier zu lüften vielleicht niemals ganz gelingen wird, tauchten sie plötzlich wieder auf, um mit der westlichen Zivilisation Fühlung zu nehmen und die versammelten Tore wieder dem Kapitalismus zu öffnen, dem sie einst Todfeindschaft geschworen hatten. Die Illusion, daß man der kapitalistischen Wirtschaft mit der „Waffe des Marxismus" von außen her beikommen könnte, hat damit ihr deutlich sichtbares Ende erreicht. Genua bedeutete in diesem Sinne für die Russen so etwas wie einen Gang nach Kanossa. Und daß sie, wie merkwürdigerweise sonst ganz helle Köpfe es offenbar erwartet hatten, keineswegs im Büßergewande sich nahten, auch nicht als zerlumpte Gestalten in blutbesudelten Blusen, vielmehr als regelrechte Diplomaten mit schneeweißen Vorhemden und glatten Manieren, zudem eher dreist als schüchtern — das war es, was ihnen den ersten Überraschungserfolg eintrug.

Fast konnte es scheinen, als ob aus der ungenierten Sicherheit, mit der sich die bis vor kurzem noch verfemten Gäste aus dem Osten im Kreise der „gesitteten“ Nationen bewegten, der helle Hohn hervorgrinse: „Ihr Pharisäer, der einzige Unterschied zwischen uns und euch ist ja doch nur, daß ihr den Dolch, mit dem wir uns freiweg den Weg gebahnt, in den heuchlerischen Falten eures Gewandes verborgen tragt.“ Einmal versuchte Rumänien — ausgerechnet — sich „moralisch“ zu gebärden. Es setze sich nicht widerspruchslos, erklärte es, an den gleichen Tisch mit einer Macht, die ihm Beßarabien gestohlen habe. Es gab das sogar zu Protokoll, aber — man blieb nichtsdestoweniger beisammen, der Olymp der Sieger mit den Minderwertigen, die, wie es eigentlich im Code von Genua vorgesehen war, anbetend hätten emporschauen müssen.

Der erste Tag der Konferenz hat wie ein Blitzlicht die ganze Lügenhaftigkeit der Atmosphäre enthüllt. „Der russische Delegierte“, schreibt die Wiener „Neue Freie Presse“, „war der einzige, der die künstliche Harmonie und die falsche Biederkeit der Eröffnungssitzung zu stören wagte und der allen Bannflüchen zum Trotz das Abrüstungsproblem und die Frage weiterer Konferenzen zur Sprache brachte. Er war der einzige, der nicht einschwenkte, wie es von oben her befohlen war und der wenigstens den Versuch machte, etwas wie Wahrhaftigkeit in die offizielle Wassersuppe hineinzubringen. Jämmerlich dieses Europa, das sich von dem Vertreter des mit Blut befleckten und auch nach dem Zeugnis Lenins zusammengebrochenen Bolschewismus belehren lassen mußte! Jämmerlich dieser Anblick von Menschen, die wie mit Scheuklappen behaftet den Irrpfad wandeln, während jeder einzelne genau versteht, daß Unmögliches beabsichtigt wird und daß auf die Dauer ein System der Unehrlichkeit nicht zu siegen vermag. Der Bolschewismus ist geschlagen, allein wie traurig ist dieser Erfolg, wenn jene, die ihn errungen haben, gelähmt und durch Haß und gegenseitige Eifersucht geknebelt sind, wenn sie ohne Zielbewußtsein dahintaumeln, unfähig breiterer Menschlichkeit und seelischer Entfaltung. Ein bolschewistischer Minister des Äußern sprach über Abrüstung! Er, dessen Truppen die kaukasischen Staaten unterdrückt haben und dessen ganze Gewalt auf Militarismus beruht.“

Aber den Vertretern des Kapitalismus blieb die Antwort im Halse stecken.

* * *

Eine Gruppe für sich bildeten in Genua die Neutralen. Die gleichen Nöte bewirkten, daß sie sich zu einer lockeren Gemeinschaft zusammenschlossen, um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen.

Wenn die Deutschen bei sich zu Hause das Leben und Treiben der valutastarken Ausländer aus Neutralien beobachten, so drängt sich ihnen ihr Elend doppelt stark ins Bewußtsein, und sehnsüchtig schweift der Blick nach den „gesegneten Ländern“, die keine oder nur geringe Geldentwertung kennen. Sind nun diese Länder wirklich so gesegnet? Genua, woselbst sie hinter Konferenztüren ihr Leid klagten, gab darauf die Antwort: Nein.

Vor kurzem zeichnete ein Sonderkorrespondent des „Tag“ in wenigen Zügen die Wirtschaftslage der Schweiz, die vom Kriege verschont und im Besitze einer vollwertigen Währung doch eigentlich in den glücklichsten Verhältnissen leben müßte.

llein das Gegenteil ist der Fall. Der Staatshaushalt der Schweiz war, bei etwa ½ Millionen Einwohnern, Anfang des Jahres mit 4 Milliarden Franken Staatshulden belastet, die hauptsächlich auf die lange Kriegsbereitschaft und die Arbeits-)senunterstützung zurückzuführen sind. Die Volkswirtschaft befindet sich in einem öchst kritischen Zustand. Handel und Gewerbe liegen danieder, Hand in Hand amit geht eine große Teuerung. Eine Folge der schlechten Wirtschaftslage ist die ermehrte Auswanderung. Größtenteils handelt es sich um vollwertige Arbeitskräfte, lußerdem haben sich nicht unbedeutende Gewerbezweige im Auslande angesiedelt, esonders im nahen Elsaß. Die dortigen billigeren Arbeitskräfte usw. erlauben es nen, ihre Auslandskundschaft zu bedienen, was von der Schweiz aus nicht möglich t. Der Schaden, der aus solcher Abwanderung erwächst, ist leicht zu ermessen. Der iedrigen deutschen Valuta steht die hohe schweizerische gegenüber. Deutschland, das :üher ein sehr guter Abnehmer für die Schweiz war, kann sich den kostspieligen inkauf in Franken nicht mehr gestatten. Ein Beispiel: Frankreich, dessen Valuta edeutend höher ist als die deutsche, kann den Schweizern trotz Zoll und Beförde-ingskosten z. B. Messingblech billiger liefern als die einschlägigen schweizerischen abriken. Naturgemäß ist der deutsche Wettbewerb auf dem Schweizer Innenmarkt och viel drückender. Die Ausfuhr der Schweiz ist denn auch sehr gering geworden, nd gegen die übermäßige Einfuhr muß sie sich verzweifelt wehren. Uhren-, Textil-nd Gasthausgewerbe, neben der Maschinenerzeugung die wichtigsten der Schweiz, nd heute in ihrer Arbeit auf ein Mindestmaß beschränkt. Ohne die Ausfuhr nach eutschland kann das Uhrengewerbe nicht bestehen. Das zeigt sich heute. Das Textil-:werbe besteht hauptsächlich im Anfertigen von Stickereien. Das nahe Vorarlberg iit seinem sehr entwickelten Stickereigewerbe besiegt infolge der niedrigen Kronen-ährung den schweizerischen Wettbewerb auf dem Weltmarkte. Der deutsche Markt : überdies den eidgenössischen Stickereien verschlossen worden. Es bestehen scharfe infuhrverbote zugunsten des gleichen deutschen Gewerbes, das besonders im Erz-:birge blüht. Das eidgenössische Gasthausgewerbe kennt fast nur noch schwarze Tage. icht nur die prachtvollen Hotelpaläste sind leer oder gering besetzt, sondern auch e mittleren und kleineren Gasthäuser leiden schwer. Das ganze Fremdengewerbe - wieviel Betriebe und Personen sind nicht darauf eingestellt? — leidet an Schwind-cht. Die valutaschwachen Länder entsenden verhältnismäßig wenige Reisende nach :r Schweiz, und diejenigen der anderen Länder genügen bei weitem nicht. Dazu mmt noch, daß die Schweizer Kundschaft selbst stark zurückgegangen ist. Sehr viele chweizer verbringen ihre Erholungszeit in dem für sie so billigen Deutschland oder sterreich. Während der Sommermonate des vorigen Jahres war z. B. der Schwarz-ald überfüllt mit Schweizern. Das selbe wird in erhöhtem Maße in der bevor-:henden Sommersaison der Fall sein.

Vor kurzem brachte die „Köln. Volksztg.“ eine Reihe höchst interessanter Skizzen n der Schweizer Grenze. Der Gewährsmann des Blattes faßte seine Eindrücke im Schluß wie folgt zusammen:

„Was künftig werden wird, ist mehr als fraglich. Tatsache ist, daß der heimat-)lzeste und treueste Bürger Europas, der Schweizer Eidgenosse, *seinem Lande* *itreu geworden ist des Eigennutzes wegen.* Erhebend ist das Schauspiel

nicht. Was uns die Schweiz schon so oft vorgehalten hat: daß sich die Deutschen im Ausland immer selber so gut wie möglich blamierten, ist reichlich aufgewogen. In dieser Hinsicht sind wir mit der Schweiz ausgeglichen, nur ist unser Gewinn teuer erkauft.

Was werden wird? Die Schweizer Verbraucher sind auf Jahre hinaus mit Waren versehen. Und auch Schweizer Geschäfte sind mit deutscher Valutaware teilweise vollgepfropft. Der Verkauf deutscher Waren an das schweizerische Geschäftshinterland wird auf Jahre hinaus brach liegen. Und der Einkauf der Eidgenossen im eigenen Lande wird auf Jahre hinaus stoppen. Der Schaden liegt auf beiden Seiten; der größte Schaden völkisch auf seiten der Schweiz.

Ich sprach mit einem Eidgenossen aus dem St. Galler Gebiet; er ist 40 Jahre alt und hat 25 Paar Schuhe auf Vorrat. (‚Damit chan-i achz'g Jöhrli alt were', meinte er.) Ich sprach mit einem Landwirt aus Herisau: er hat für 60 000 Mark Stoffe auf Vorrat. Ich sprach mit einer Dame aus Zürich: sie hat Wäsche auf 20 Jahre und Kostüme für sich und ihre Töchter auf 10 Jahre (in diesem Falle: Mode Nebensache, Hauptsache: Kauf). Ich sprach mit verschiedenen Handwerkern aus verschiedenen Kantonen: sie haben Handwerkszeuge fürs ganze Leben, auch wenn sich das Geschäft vergrößert. Ich sprach mit einem jungen Mann aus Luzern: er ist auf 6 Jahre versorgt. Außerdem hat er eine Geige gekauft. Nicht teuer, nur 1300 Mark, was damals (im Januar) 30 Fränkle waren. Sein Maidli müsse Geige lernen, sagte er. Das Maidli muß aber erst geboren werden. Ich sprach mit Dutzenden: alle sind mit allem Nötigen und Unnötigen versehen, mit Taschenmessern, Bestecken, Brieftaschen, Geldbörsen, Reisekoffern, Taschentüchern, seidenen und leinenen, Kravatten, Schirmen, Stöcken, Kleidern, Seifen, Parfüms, photographischen und anderen Apparaten, mit Handwerkszeug, dies besonders, Kinderspielen für Geborene und Ungeborene, sogar mit Sporen und Reitpeitschen. Sie benötigen alle auf Jahre hinaus aus der Schweiz nur noch Lebensmittel.

Der beliebige Ausverkauf Deutschlands — an allen seinen Grenzen — wird vielleicht mit eine Ursache zu Deutschlands Ruin. Ganz bestimmt aber ist er eine Ursache zum Ruin der Schweiz. Mit ein Grund zu jahrelanger Arbeitslosigkeit ist hier gelegt.

Die Länder befinden sich im Finish um den Sieg der Pleite; die valutastarken einkaufen sich — die valutaschwachen verkaufen sich in letzter Kraft. Wird einer Sieger sein?"

Die schweizerische Politik, die am Ende des Krieges und am Anfang der Revolution fast vollständig nach Frankreich orientiert war, ist langsam ins Schwanken geraten. Noch hat sich die Erkenntnis, in welchem Grade das wirtschaftliche Dasein der Eidgenossenschaft von einer Revision des Friedensvertrages abhängig ist, nicht Bahn gebrochen. Noch nicht.

* * *

Während die Diplomaten aus aller Welt nach Genua zusammenströmten, gaben sich in Berlin Vertreter der drei Internationalen ein Stelldichein, um auch in ihrem Sinne das Schicksal der Welt zu bereden. Es war eine „Tagung mit Hindernissen". Der Redner des Exekutivkomitees der zweiten Internationale, Vander-

velde, hinter dem u. a. die sozialdemokratischen Parteien in Deutschland, Dänemark, Holland, die Arbeiterparteien in England und Belgien und die rechtsgerichteten Sozialisten in den Randstaaten, der kleinen Entente, Latein-Amerika usw. stehen, verlangte von der dritten Internationale Bürgschaften gegen deren Zersetzungsbestrebungen und schließlich und nicht zum mindesten — Vertrauen. Radek gab ihm die Antwort der dritten Internationale: „Wir sagen dem Bürger Vandervelde ins Gesicht: für keinen Groschen Vertrauen!"

In einem solchen Geiste grimmigster Feindschaft begegneten sich die Leute, die sich allen Ernstes anmaßten, gegen Genua eine Einheitsfront des Proletariats zu errichten. Denn das war am Ende die unsichere und durchlöcherte Plattform, auf der man sich nach uferlosem Gezänk, nach mehrfachem Bruch doch noch zusammenfand: Die gemeinsame Demonstration gegen die Konferenz.

Eine Demonstration! Nichts weiter. Kann sich der Bankrott der roten Internationale deutlicher spiegeln, als in diesem blutleeren Beschluß? Der „Hannov. Kurier" urteilt sehr treffend: „Allzu viele Hoffnungen kann ja das deutsche Volk und können mit ihm alle Völker der Erde sowieso nicht auf die Ergebnisse der Konferenz in Genua setzen. Das ist aber noch lange kein Grund, nun womöglich dahin zu streben, daß auch noch der letzte Rest von Hoffnung für den künftigen Wiederaufbau Europas zuschanden gemacht wird, ehe noch irgend etwas Greifbares in Genua zustande gekommen ist. Die Kräfte, die im Rahmen der drei Internationalen gegen Genua angehen wollen, haben ja selbst eben erst den klarsten Beweis erbracht, daß sie ganz und gar nicht in der Lage sind, bessere positive Arbeit für die Völker Europas zu leisten, als das alle Diplomaten der Welt in diesen letzten Jahren vermocht hätten. Wenn das deutsche Volk nur geringe Hoffnungen auf Genua setzen darf, so muß es ohne alle Hoffnung für sich die Dinge betrachten, die sich auf der unfruchtbaren Tagung der drei Internationalen in den Mauern Berlins zugetragen haben."

„Die Internationale ist tot" — das muß selbst ein überzeugter Sozialist zugeben. „Die Arbeiter der Siegerstaaten sahen — es kann nicht anders bezeichnet werden — mit Behagen zu, wie ihre meist monarchischen Staaten der deutschen Republik mit der Siegerfaust die Kehle zuzudrücken sich anschickten. Sie schauten untätig zu. Die Arbeiter der Siegerländer nehmen heute die ungeheueren Leiden monatelanger Arbeitslosigkeit auf sich, die dem Mangel einer Konsolidierung des Wirtschaftslebens der am Kriege beteiligten Länder, insbesondere Deutschlands, entspringt. Es ist keine internationale Aktion der Arbeiterschaft zustande zu bringen. Die Internationale ist tot."

* * *

Kein Vertreter der deutschen Mehrheitssozialdemokratie fiel dem Belgier Vandervelde ins Wort, als er im deutschen Reichstag zu sagen wagte: „Hier im Deutschen Reichstage, wo der Krieg begonnen wurde — —"

Leider gibt es trotz der eindringlichsten Lehren der Praxis innerhalb der Mehrheitssozialdemokratie nur wenige führende Köpfe, die von dem nationalen Gedanken erfüllt und zugleich entschlossen sind, aus ihm die richtigen Folgen für die Politik des Reiches zu ziehen. Eine ebenso wirksame wie logische Abrechnung mit derjenigen

pazifistisch-internationalen Strömung, unter deren Einfluß die Sozialdemokratie bis jetzt steht, hat kürzlich die sozialistische Rundschau „Der Firn“ gehalten. Ausgehend von den letzten Forderungen der Reparationsnote schrieb das Blatt: „In unsere Empfindungen mischt sich heute, wie schon so oft, ein anderes Gefühl — ein Gefühl bitterer Scham und heiligen Zornes. Wir gedenken jener Strömungen, die schon während des Krieges entstanden, die sich gegen den Verteidigungswillen des deutschen Volkes richteten, Deutschland schlechthin als die Verkörperung finsterer Gewalt, die Feinde dagegen als die Vorkämpfer idealer Gerechtigkeit, als die Bewahrer der Zivilisation, als die Lichtbringer überhaupt hinzustellen. Wir schämen uns, daß jene Strömungen in die tragenden Kräfte des deutschen Volksstaates einzudringen vermochten, und wir beklagen es aufs tiefste, daß auch die Mehrheitssozialdemokratie diesen zerstörenden Kräften so wenig Widerstandskraft entgegensetzte, daß die Ungereimtheiten, von denen jene Strömung erfüllt ist, heute nahezu offizielles Glaubensbekenntnis dieser Partei geworden sind. Damit hat die Sozialdemokratie die Politik, die sie während des Krieges beobachtete, glattweg preisgegeben, hat wertvolle Kräfte von sich gestoßen und hat bis heute der Arbeiterklasse die Orientierung in den außenpolitischen Fragen unmöglich gemacht. Es ist so weit gekommen, daß eine Wahrung der Rechte Deutschlands gegenüber den Raubinstinkten in West und Ost vielen Parteimitgliedern als Prinzipienverrat erscheint, daß die Vertretung der nationalen Interessen so gut wie ganz zur Sache der Feinde der Republik geworden ist und daß Verfassungstreue und nationale Gesinnung in den weitesten Kreisen als nicht zu vereinbarende Gegensätze empfunden werden.

Es ist darum eine zwar peinliche, aber doch ernste Pflicht, auszusprechen, was war und was ist. Es war so, daß eine mehr und mehr erstarkende Strömung in der Frage der Kriegsschuld dem Standpunkte der Feindstaaten entgegenkam. Es war so, daß diese Strömung die gewiß barbarischen Ausschreitungen in der Kriegführung vornehmlich auf der eigenen, deutschen Seite sah, daß sie den deutschen Militarismus anklagte, während sie die gleichen Erscheinungen auf feindlicher Seite als provoziert und weniger erheblich hinstellte. Es war so, daß diese Strömung die verlogene Legende von der Befreiermission der Feindstaaten ihrerseits gläubig aufnahm und in Deutschland verbreitete.

Das Mitleid der Sieger wecken und sich so ihr schonendes Wohlwollen zu erwerben, das wurde der Richtpunkt der Politik. Mit dieser Politik ist die Sozialdemokratie und ist das deutsche Volk von Enttäuschung zu Enttäuschung getaumelt. Von Compiegne nach Versailles, von Versailles nach Spaa und nach London, dann nach Cannes und nun nach Genua — und der Weg hat nur immer abwärts geführt. Die Sozialdemokratie aber hat unverbrüchlich an dieser Politik festgehalten, sie hat schließlich den Kanossa-Gang angetreten und hat vor der Internationale die Schuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges anerkannt....

Das Diktat der Sieger ist das Ergebnis einer Politik von drei Jahren, einer Politik, die rein ideologisch abgesteckt war: Jetzt mögen die pazifistischen Herrschaften den deutschen Arbeitern raten. Die deutschen Arbeiter hungern schon

heute, und es ist gewiß, daß sie bald noch viel mehr hungern müssen. Jetzt geht zu den Staatsmännern drüben, zu den Heilbringern, zu den Befreiern, und erprobt die Kraft eurer Ideen! Wenn irgendwann, dann ist jetzt Zeit dazu! Wir wollen schweigen und des Erfolges harren!"

* * *

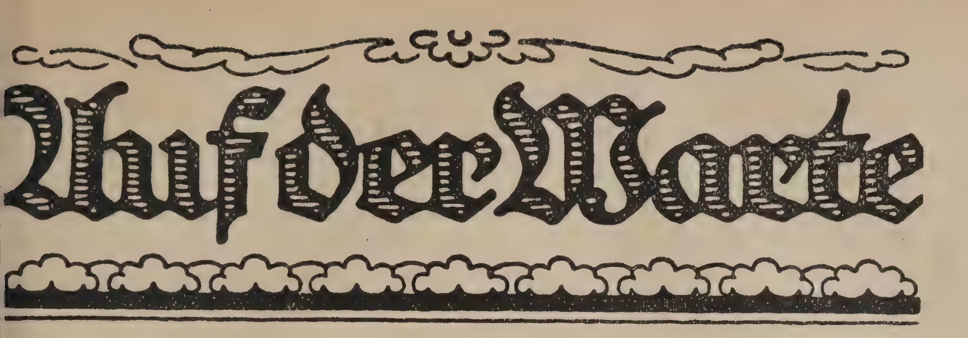
Deutschlands Feinde haben es sich von jeher angelegen sein lassen, die Verbindung mit dem weltbürgerlichen deutschen Geistesleben zu pflegen. Alle die Schriften und Flugblätter eines Fürsten Lichnowsky, eines Mühlon, Friedr. Wilh. Foerster und vieler anderer tauchen immer wieder im besetzten Gebiet als schätzenswerteste Hilfsmittel der feindlichen Propaganda auf. Und selbst wenn unsere Nachbarn jenseits der Vogesen eines Tages einsehen müßten, daß in einer Welt, die wieder ins Gleichgewicht zu kommen sucht, sie allein den Kult der Waffen und Rüstungen nicht fortsetzen können; selbst wenn sie einmal vielleicht um des guten Dollars willen, den Amerika niemals zu militaristischen Anschaffungszwecken herleihen wird, notgedrungen in eine Einschränkung auch ihrer Wehrmacht einwilligen sollten — Herrn Poincarés Ziele, das möge man sich in Deutschland immerwährend vor Augen halten, werden unentwegt dieselben bleiben, und nur die Methode wird wechseln. Kann sich die französische Politik gegen Preußen nicht mehr so ausschließlich wie bisher auf die militärische Gewalt stützen, so tritt im Augenblick um so stärker und zielbewußter der Plan der „friedlichen Durchdringung" in Kraft. Der Pariser Korrespondent der Stockholmer „Nya dagligt Allehanda" vom 15. März 1922 (wir bedienen uns einer Übersetzung des „Reichswarts") hat aus gründlicher Sachkenntnis heraus — man sieht wieder einmal, wie viel besser das Ausland unterrichtet ist als wir — die Grundzüge dieser Politik auseinandergesetzt. In dieser „Zukunftsperspektive" heißt es: „Eine wirkliche Entwicklung nach der politischen Autonomie der Rheinlande hin hat zwar unter Führung der rheinischen Aktivisten stattgefunden, Smeets in der Rheinischen Republik und Dorten in der Rheinischen Warte, aber die englische Opposition und die französische Unentschlossenheit haben nur moralische Eroberungen zugelassen. Die politischen Freiheitsbestrebungen an den Ufern des Rheins bedürfen vorteilhafterer Umstände, um gute Früchte zu tragen. Sie verlangen ebenso eine ununterbrochene und methodische Aktivität wie eine ruhige und klare Atmosphäre. Die diplomatische Spannung zwischen Berlin und Paris ist hiefür unvorteilhaft. Die Errichtung einer Zollbarriere am rechten Rheinufer, um Deutschland zur Nachgiebigkeit zu zwingen, rief eine natürliche Erregung bei allen denen hervor, die einen Teil ihrer wirtschaftlichen Aktivität nach Westen zu wenden wünschten. Vom intellektuellen Gesichtspunkte aus hat Frankreich versucht, die alten Traditionen wieder aufleben zu lassen und dem Geschmack für die römisch-gallische Kultur wieder neues Leben zu geben. Gegenüber dem preußischen Geist mit seinem beträchtlich slawischen Einschlag und seiner protestantischen Religion kann Frankreich bei den Bewohnern der Rheinprovinz mit Recht auf die germanische Rassenverwandtschaft und die katholische Gedankengemeinschaft hinweisen. Daß die lateinische Kultur auf diese Grenzbewohner eine starke Anziehungskraft ausübt, scheint aus dem Buche hervorzugehen, das Peter Hartmann im Jahre 1921 im Zorn gegen ‚Frankreichs intellektuelle Wirksamkeit am Rhein' geschrieben hat. Der französische Einfluß darf

jedoch nicht überschätzt werden, denn er stößt auf einen ebenso energischen, wie methodischen Widerstand von deutscher Seite. Hugo Stinnes hat einen rücksichtslosen Boykott organisiert, der den Kontakt zwischen den französischen und rheinischen Elementen immer schwieriger macht. Die Vorlesungssäle stehen mitunter leer. Um ihren intellektuellen Penetrationsplan und ihr politisches Autonomieprogramm verwirklichen zu können, ist seitens der angedeuteten Beeinflussungen eine methodische und ununterbrochene Aktivität erforderlich. Es ist nicht genug mit der Überwachung der preußischen Offensive. Es gilt zu handeln, nicht mit dem harten Stahl der Waffen, sondern mit weichen Handschuhen der Politik. Eine Besatzungsarmee, das lebende Symbol der französischen Willenskraft, ist notwendig, aber keineswegs ausreichend. Was vor allem nötig ist, ist ein methodisches Programm, eine gute Verwaltung und eine wirtschaftliche Durchdringung.

Dieses Ziel fordert unendlich größere staatsmännische Eigenschaften: Klaren Blick, Entschlossenheit, Geschmeidigkeit und Mäßigung, als eine brutale Annektion. Annektionen sind Werke der Gewalt, die niemals von langer Dauer sind. Eine wahre Politik ist ein evolutiver Transformisnnus, der die dürren Lagerkränze des Siegers überlebt. Die deutschen Eroberungen Napoleons stürzten im Laufe von ein paar Monaten für immer zusammen, während seine deutsche Politik durch mehrere Generationen lebte. Die Politiker der dritten Republik haben keine Absicht oder Lust, die ephemären Siege des genialen Korsikaners nachzuahmen. Sie wünschen zugleich stark und gerecht, aufmerksam und geschmeidig, liebenswürdig und entschlossen zu sein, aber wissenschaftlich und weniger oratorisch."

Die kulturelle und wirtschaftliche Werbung Frankreichs, die von Elsaß-Lothringen durchs Saarland nach Trier und Koblenz führt, und sich in das besetzte reichsdeutsche Gebiet hinein fortsetzt, ist jetzt schon zu einem System von unheimlicher Wirksamkeit ausgestaltet, und die Anstrengungen nach dieser Richtung werden sich wie gesagt verdoppeln, falls Frankreich aus weltpolitischen Rücksichten sich eine gewisse Beschränkung im Gebrauch seiner Gewaltmittel auferlegen müßte. Auch wir sollten, wie jener Verehrer des Herrn Poincaré es so schön auszudrücken weiß, „zugleich stark und gerecht, aufmerksam und geschmeidig, liebenswürdig und entschlossen, aber wissenschaftlich und weniger oratorisch" beizeiten die entsprechende Gegenwehr treffen.






## as Problem der Straßburger Universität

Gibt es ein solches? Gewiß. Weil es ein elsaß-lothringisches Problem gibt, das in der Straßburger Universität zuspitzt. elschtum und Deutschtum stoßen hier hart feinander. Wir waren stolz auf unsere Straß- rger Universität, die 1872 ihre Auferstehung erte. Heute schaut Frankreich mit Enthusias- s auf das geistige Bollwerk am Rhein, das nz französisch geworden, aus dem die utsche Sprache vollständig vertrieben rden ist. So wollten die Heißsporne es auch t den Volksschulen und den übrigen Lehr- talten halten. Aber das Volk, das zu 90 ozent Deutsch spricht, bäumte sich dagegen . Die Welschen fühlen es ganz gut, daß sie linken Rheinufer von Basel bis Holland Granit beißen und vermehren darum ihre strengungen, das deutsche Land zu ver- lschen.

In der „Nouvelle Revue Luxembour- ise“, Januar 1922, heißt es: „In Frank- h scheint das wissenschaftliche Leben voll- ndig zu erstarren. Es ist längst nicht mehr im Mittelalter, wo man mit einem ge- sen Scheine von Recht behaupten durfte, Magisterium sei bei Frankreich, das Im- ium bei Deutschland. Längst ist das Magi- ium, wie in der Philosophie so in den ande- Wissenschaften, den Händen Frankreichs glitten und an Deutschland gefallen. Hier siert trotz der wirtschaftlichen Verelendung rall frisches Leben; auf allen Wissensgebie- wird um letzte Einsichten gerungen, und aussichtlich fällt hier die Entscheidung über geistige Zukunft Europas.“

rankreich wird diese Beurteilung natürlich zurückweisen und seine Bemühungen um die geistige Führung Europas verdoppeln, nachdem ihm mit Hilfe Englands, Italiens und nicht zuletzt Amerikas die politische Macht zugefallen ist. Bereits in der Ära Millerand wurden der Straßburger Universität bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt. Berufungen an entlegenste Fakultäten Frankreichs gingen aus und bedeutende Namen leisteten dem Rufe Folge, so daß gegenüber der deutschen Zeit eine große zahlenmäßige Steigerung sich ergab, wie aus folgender Übersicht hervorgeht:

| Fakultät | Professoren 1914 | Professoren 1921 |
|---|---|---|
| 1. Katholisch-theologische ...... | 8 | 15 |
| 2. Evangelisch-theologische ..... | 9 | 14 |
| 3. Rechts- und staatswissensch... | 13 | 26 |
| 4. Medizinische .............. | 21 | 40 |
| 5. Philosophische ............. | 22 | 39 |
| 6. Mathemat.-naturwissensch. .. | 17 | 33 |
| 7. Pharmazeutische .......... | — | 8 |
| | 90 | 175 |

Somit ist die französische Universität in dem deutschen Straßburg der berühmten Sorbonne in Paris nahegerückt, wenn auch letztere immer die größere Anziehungskraft für die Akademiker ausüben wird, die aus der Provinz zu dem gleißenden Zentralpunkt hinstreben. Der einheimische Nachwuchs ist unter den Professoren nur schwach vertreten; es wird dies wohl auch so bleiben, da aus der Tragik einer Doppelkultur, an der das Elsaß früher gelitten hat und noch heute leidet, schöpferische Geister ersten Ranges nicht hervorgehen können. In einigen „Tag“-Artikeln habe ich den Nachweis dafür zu führen gesucht. (S. 1907: 287, 370, 639; 1908: 135, 392; 1909: 120.)

Die Zahl der Studenten stellt sich folgendermaßen: 1904: 2000—2100; 1921: 2500. Die

höhere Zahl ist darauf zurückzuführen, daß es in Frankreich modern ist, ein Jahr in Straßburg studiert zu haben.

So scheint ja alles in bester Ordnung und von einem „Problem“ nicht die Rede zu sein. Und doch ist es so. Die Straßburger Zeitung „Der Elsässer“ hat einen Zankapfel in die Entwicklung geworfen, indem sie am 24. Februar d. J. schrieb: „Die Rolle der Straßburger Universität wird zu wenig als das erfaßt, was sie tatsächlich ist und sein muß: ein nationaler Brückenkopf und außerdem ein internationaler geistiger Umschlagsmarkt.“

Über den ersten Punkt sind sich alle Franzosen einig: die Straßburger Universität soll französisches Denken und romanische Kultur verbreiten. „Der Elsässer“ widerspricht dem nicht, sondern verlangt nur, daß „das Deutsche, als Sprache der überwiegenden Mehrheit unserer Bevölkerung, nicht nur in Primärschulen, Collèges und Lycées gepflegt werde, sondern auch auf unserer Universität“. Er weist auf den Widerspruch hin: „Man will französisches Denken in einem deutschsprachigen Volksstamme säen, und tut es auf französisch!“

Auch die „Straßburger Neue Zeitung“ stimmt dem (1. März d. J.) bei. „Straßburg vorgeschobener Posten am Rhein, Straßburg Europäische Universität!“ Aber alle Fremden, so heißt es weiter, wundern sich ausnahmslos, daß auch nicht ein einziger Professor eine Vorlesung in deutscher Sprache hält. Auch sei doch zu erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit deutsche Studenten nach Straßburg kommen würden. Dann kommt der Gedanke: „Es sollte auf der Welt wenigstens eine Universität geben, auf der deutsche Geschichte nicht lediglich im Geiste Lamprechts, Onckens und Spahns in deutscher Sprache gelehrt würde. Welche andere Universität könnte hierzu berufener erscheinen als gerade Straßburg?“

Dann nimmt die „Freie Presse“ in Straßburg am 4. Februar d. J. das Problem auf und ruft aus: „Man hat bisher geflissentlich die deutsche Sprache von der Universität verbannt. Wie reimt sich zu dieser beschränkten Geistesverfassung die Ambition, eine ‚europäische‘ Universität sein zu wollen!“ „... Der kleingeistige Kampf gewisser Elemente gegen die deutsche Sprache kann, auf den Boden d Hochschule Straßburgs übertragen, natürl nur die Konsequenz haben, daß Straßburg n mals die Bedeutung in der wissenschaftlich Welt zu erreichen vermag, zu der es da seiner Lage auf der Grenze zweier Kultur berufen ist.“

Auch die „Lothringer Volkszeitung“ in M tritt am 7. 3. für eine Universitäts-Reform e kann aber nicht den Zweifel unterdrücken, bei dem herrschenden welschen Bureaukrati mus aus der Straßburger Universität ei Weltuniversität gemacht werden könne.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, w Straßburg zu helfen sei, so lautet von seit der Elsässer die Antwort: „Wenn es sei Tore weit öffnet. Wenn auf seinen Leh kanzeln auch Deutsch gelesen wird. D Straßburger Universität wird mit Deuts sein, oder sie wird nicht sein. Und Straßbu wird ein großer Umschlagplatz, oder es ve sumpft in der Enge einer Provinzstadt („Der Elsässer“, 10. 3. 22.)

So steht jetzt das Problem. Wir sind g spannt, wie es sich weiterentwickelt.

Prof. Dr. W. Rein (Jena)

*

## Die Not der Presse

Nach der amtlichen Zeitungsliste haben den letzten zwei Monaten wieder 15 Zeitungen und Zeitschriften ihr E scheinen einstellen müssen.

Diese Sprache der Tatsachen ist wohl deu lich genug. Und mancher Schriftsteller soll sich der Bitterkeit nach dieser Richtung h enthalten, wenn er voreilig gegen Gewin sucht der Verleger und mangelhafte Hon rierung von Büchern oder Zeitschriften eifer Freilich kann der deutsche Schriftsteller nic auf der Höhe bleiben, wenn ihm sein Schrif sold nicht erhöht wird; aber es ist dabei ähnli wie bei den Mietspreisen: das Zehn- b Zwanzigfache der Friedenspreise zu zahlen, schlechterdings unmöglich. Jede Zeitun oder Zeitschrift müßte schon bei geringere Erhöhungen rettungslos verkrachen — u der Schriftsteller, besonders der Tage zeitungen, wäre dann vollends brotlos. Den

nach ist hier eine Verständigung notwendig. Beziehungspreis, Schriftsold, Papierpreis, Druckerlöhne usw. müssen in ein erträgliches Verhältnis gebracht werden. Wobei es freilich — leider! — so ist, daß die sogenannten freien Berufe, die nicht in geschlossener Masse streiken können, also Schriftsteller und Künstler, am schlechtesten wegkommen.

Wir bitten daher immer wieder begüterte Freunde deutscher Kultur, besonders auch im Ausland: denkt an die Deutsche Schillerstiftung, Weimar, die für notleidende Schriftsteller zu sorgen hat! Helft uns durch diese harten Jahre hindurch! Es ist fast noch das letzte Tröstliche, was uns geblieben ist: unser deutsches Geistes- und Gemütsleben!

*

## Steinmüllers Sendschreiben an das deutsche Volk

Durch die Herzen geht eine tiefe Sehnsucht nach Lebensernst, nach Adel der Seele, nach reiner, beglückender Lebensführung. Vom Massentum löst sich immer bewußter und zahlreicher ein ernsten Zielen zustrebendes Menschentum.

Und hier will Paul Steinmüller mithelfen. Seine „Sendschreiben" (erschienen im Türmer-Verlag, Stuttgart) wollen Wege und Ziele zu neuem Menschentum bei uns Deutschen weisen. Sie verdienen in der Tat Verbreitung in weitesten Kreisen, wie sie ihr billiger Preis auch ermöglicht. Die Kirche wird die Verbreitung des Sendschreibens „Die Religion und wir" zu fördern suchen und damit ihren Gemeindemitgliedern Richtlinien religiösen Lebens in die Hand geben. In den Oberklassen unserer höheren Schulen könnte etwa das Sendschreiben „Jugend und Sieg" einem anregenden Gedankenaustausch zugrunde gelegt werden. Vor allem aber sollten alle vaterländischen Verbände es als eine Ehrenpflicht ansehen, für diese aufrüttelnden Sendschreiben zu wirken. Ich persönlich habe sie mit Erfolg meinem Volkshochschulhörerkreis bekannt gemacht.

In knapper Prägung, aber dennoch fesselndem Stil führt uns Steinmüller in seine Gedankengänge ein. Hier spricht ein Mann von Erfahrung und Liebe zu Volk und Heimatland. Mahnend, aufrichtend, anfeuernd sind seine Worte. Tief gräbt das Schreiben „Irrwege deutschen Wesens" und weist dann den Höhenweg zu Wesenseinkehr und Wesenswahrheit. Es jubelt in uns, wenn wir den Weg zu wahrhaft schöpferischer und lebensvergoldender Arbeit gewiesen erhalten („Die Arbeit und wir"). Schöne und große Gedanken durchflammen „Mensch — Volk — Vaterland".

Möge die diesen Blättern innewohnende Kraft nicht vergeblich auf empfängliche Herzen warten! Dr. Paul Bülow

*

## Die Landfrage in der Jugendbewegung

In Erfurt-Weimar hat eine „Aufbauwoche" der christrevolutionären Jugendbewegung stattgefunden. Zur Besprechung standen Themen wie: Vom Weltgeld zum Weltsachverkehr, Freiland, Kulturgürtel um die Großstadt; das Problem der Wohnungspflege, Werkgemeinschaften und Jugend, Siedlung und Arbeitsschule. Bei den „Jung-Evangelischen" bricht von der anderen Seite der Zug zum Tatsächlichen durch. Das ist der Teil der Jugendbewegung, der zu den wirtschaftlichen und politischen Fragen kommt, weil die Hälfte aller Menschen menschenunwürdig lebt.

In Burg Rotenfels a. M. war eine Tagung der Arbeitsstätte für sachliche Politik, von der katholischen Jugendbewegung veranstaltet, die sich mit innerpolitischen Fragen beschäftigte. Es war eine starke Kundgebung nach innen gebundener Kraft bei Aufgeschlossenheit für das Tatsächliche nach außen.

Aus der freideutschen Jugendbewegung heraus bildete sich ein Bund zur Förderung von Werkgemeinden, der die kernhaften unter den bestehenden Landwirtschafts- und Handwerkersiedlungen zusammenfassen will, um den Kampf mit der Außenwelt zu konzentrieren, statt ihn zu umgehen. Was sie verbindet, ist, daß sie auf irgend einer Idee, die das Geld als Wertmesser unter sich ausschaltet, fußen. „Wir

wollen nicht viele Worte über uns machen ... Wir wollen zusammenwachsen zu einem Sozialgebilde, in dem die Ehrfurcht, die alle Verantwortung, Güte und Opferbereitschaft in sich schließt, oberstes Gesetz sein soll.“ Fast immer ist ein Ringen um die neue Schule in den Siedlungsplan einbegriffen.

In der jungdeutschen und jungnationalen Jugendbewegung, diesen beiden neuen Reisern wirklicher Jugendbewegung auf völkischem Boden, wacht ein Zug zum Land auf, wenn auch noch rein ideell. Es überwiegt das Erlebnis der Jugendbewegung hier noch alles Greifbare. Ebenso ist es mit der jüngsten proletarischen Bewegung, den Jungsozialisten usw. Sie gehen jetzt durch das ganze berauschte Stadium und seine grenzenlose Aufgeschlossenheit hindurch wie die freideutsche Bewegung vor ihnen. „Einer Woche Hammerschlag, einer Woche Häuserquadern zittern noch in unsern Adern“, heißt es im Weimarlied. Da drängt es heraus aus der Großstadt.

Bewußt bodenreformerisch wirkt die Jugendvereinigung für Bodenreform (J. V.B.), von Studenten gegründet, die nicht „Parteijugendpflege“ der Bodenreform ist, sondern ein selbständiger lockerer Verband, der für die verschiedensten Gruppen der Jugendbewegung offen ist.

Die Aufgewachten der vorangegangenen Generation waren Vorkämpfer, die Breschen schlugen, Hindernisse wegräumten mehr technischer Natur, die Schritt für Schritt vordrangen. Die jüngere Generation erntet teilweise schon, was sie säten, ihr unbewußt. Es liegt ihr schon im Blut. Sie empfindet die Kampfart der Älteren als bewußt, oder sie weiß überhaupt nichts von ihr und geht ihren Weg geschichtslos, aus innerem Drang. Wohlgemerkt, es sind dies Menschen der jüngeren Generation, die nicht in den Sackgassen der Problematik erstickt sind, sondern in deren Fleisch und Blut der gesunde Instinkt durchbricht. Rousseaus „Zurück zur Natur“ ist ein Kunstprodukt gegen die Macht des Erlebens von Land, das die Jugend wandernd liebt, und von Scholle, die sie mit Händen gräbt.

Erna Behne

*

## Masse oder Persönlichkeit?

In der sozialistischen Wochenschrift „Der Firn“ ist folgender Vorfall packend und anschaulich geschildert:

„Die Elbe führt bei 8 Grad Kälte Treibeis mit Hochwasser. An der Carolabrücke in Dresden fällt ein neunjähriges Mädchen, das sich den imposanten Eisgang aus der Nähe anschauen will, in den Strom. Ein Schauspiel für die Zuschauer! Eine ganze Anzahl Neugieriger steht, die Hände in Hosentaschen und Muffs vergraben, untätig dabei, gaffend, staunend, maulaufsperrend. Niemand kommt auf den Gedanken, dem auf den Eisschollen fortgerissenen Kinde zu Hilfe zu kommen. Als interessantes Schauspiel betrachtet man das grausige Todesringen der schreienden Kleinen. Schon droht eine Eisscholle das Kind unter eine andere niederzudrücken, da endlich, im letzten Augenblick, kommt ein junger Mann, wirft trotz der schneidenden Kälte Mantel, Rock und Weste ab und springt hinein in die eistreibende Flut. Nur unter kolossaler Anstrengung gelingt es ihm, durch die Schollen hindurch bis zu der Verunglückten zu kommen. Immer wieder wird er durch den Eisgang am Rettungswerk gehindert.

Endlich gelingt es ihm, das Kind zu erreichen und schwimmend mit ihm den eisbedeckten Uferrand wiederzugewinnen. Gerade hat er noch Kraft, das fast erstarrte Kind auf dem Eis abzusetzen, da sinkt er kraftlos zurück, selbst fast zum Eisklumpen gefroren, unfähig, sich aus dem tiefen Wasser zu erheben. Und nun das unglaublich Erbärmliche: Selbst jetzt noch bleibt die Menge untätig, gaffend und glotzend stehen! Niemand, der dem Retter zu Hilfe kommt, niemand, der ihm auch nur die Hand gereicht hätte, damit er wenigstens aus dem eisigen Wasser heraus komme! Eine gottsjämmerlich erbärmliche Gesellschaft von Maulaffen ringsum!

Und ein zweites Mal wird das Gesindel beschämt: Ein junges Mädchen, die Begleiterin des Retters, springt hinzu und hilft ihm wenigstens aus dem Wasser. Noch immer stehen die Maulaffen untätig dabei. Das Kind bleibt

regungslos in Nässe und Kälte auf der Eisscholle liegen, fast selbst zu Eis erstarrt. Der mutige Retter, der vor Kälte kaum von der Stelle kann, muß selbst sich seinen Mantel suchen, damit er mit Hilfe seiner Begleiterin das Kind darin einwickeln kann. Erst jetzt läßt sich einer aus der gaffenden Menge herbei, das Kind zur Sanitätswache zu bringen, indes der Retter sich ohne Mantel in eisigen, durchnäßten Kleidern nach Hause begibt. Die Menge läuft auseinander, das interessante Schauspiel ist aus.

Soweit noch alles ohne Sensation. Die kam erst hinzu, als man erfuhr, daß der unerschrockene Retter ein richtiggehender pommerscher Landjunker, ein Offizier, nämlich der Freiherr v. Borcken-Auerose aus Kagendorf in Pommern und daß das tapfere Mädchen seine Kusine, ein Fräulein von Uthmann, gewesen war. Und die Maulaffen erfuhren, daß der Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, der Sozialdemokrat Wilhelm Buck, dem Retter des Kindes einen warmen Dankbrief geschrieben und ihm darin versprochen hat, das Gesamtministerium zu veranlassen, ihm die ehrende Anerkennung der sächsischen Republik als Lohn für seine wackere Tat zu gewähren. Und er hat sich dafür eingesetzt, daß dem pommerschen Junker, der in einem kritischen Augenblick unter Steinen der einzige fühlende Mensch war, die Anerkennungsurkunde des Gesamtministeriums zugesprochen wurde."

Bravo! Wir rechnen es dieser sozialistischen Zeitschrift hoch an, daß sie diese Vorgänge samt Namen so frank und frei darstellt. Was übrigens folgt daraus? Daß Masse nun einmal Masse bleibt, ob rechts oder links — daß aber Entscheidendes immer nur ausgeht von der Persönlichkeit.

*

## Grausame Dokumente

Die Welt weiß viel zu wenig, welches Übermaß von unnötigen einzelnen Grausamkeiten gerade von Frankreich ausgeht. Nun setzt sich ein Franzose selber, Professor Camille Lemercier, in einem ausführlichen Artikel der Zeitschrift „Cahiers des droits de l'homme" für die Freilassung der verurteilten 33 Deutschen, die im Fort Lamalque untergebracht sind, ein. Aus der Liste der Verurteilten gibt er aufs Geratewohl folgende Beispiele:

Sieben Jahre Zwangsarbeit. Verbrechen: Der Gefangene hatte keine Rocknöpfe mehr. Er schnitt sich die Knöpfe von einer abgelegten französischen Uniform ab und nähte sie sich an: militärischer Diebstahl. Fünf Jahre Gefängnis für qualifizierten Diebstahl. Der Mann hatte im Verein mit seinen Kameraden eine Büchse Konserven und vier Büchsen Sardinen entwendet: 15 Jahre Zwangsarbeit und 5 Jahre Gefängnis für „versuchten einfachen Diebstahl". Der Verurteilte hatte Ausweispapiere und Lebensmittel gestohlen, um zu fliehen. Trotz teilweisen Straferlasses kann er erst 1936 entlassen werden. 10 Jahre Gefängnis für vorbedachte Gewalttat und Diebstahl zum Schaden des Staates. Um in einem Lastauto mehr Platz zu haben, hatte der Gefangene die Reste eines alten zerbrochenen Rades fortgeworfen. Fünf Jahre Gefängnis für „versuchten Diebstahl". Er wollte Kognak stehlen. Fünf Jahre Gefängnis für qualifizierten Diebstahl. Er hat einen sauren Hering und ein paar Kartoffeln gestohlen. Fünf Jahre Gefängnis für einfachen Diebstahl. Er hat nach dem Abladen von Säcken mit Zucker auf dem Bahnhof Limoges in den Wagen drei Pfund Zucker aufgelesen, die sich später in seiner Lebensmittelkiste fanden. Die zwei schwersten Fälle sind: Ein zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und ein zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit Verurteilter. Der erste war bei seiner Gefangennahme im Besitze einer Marschroute, in die er die Kriegsereignisse, an denen er teilgenommen, eingetragen hatte. Er wurde deshalb wegen gemeinschaftlichen Raubes, Erbrechen von Türen, Gewalttat gegen Personen und absichtlicher Brandstiftung von Wohnhäusern verurteilt. Der zweite war im Besitze einer französischen Uhr. Beide beteuern ihre Unschuld, und ein Kamerad des zweiten hat unter seinem Eide ausgesagt, er habe ihm die bei ihm gefundene Uhr gegeben.

Professor Lemercier führt dazu u. a. aus: „Ich kenne wenige gleich grausame Dokumente unerbittlicher, maßloser Härte

des Militärstrafgesetzbuches und der Militärgerichte. Vergehen und Strafe stehen in schreiendem Mißverhältnis. Fünf bis zehn Jahre Zwangsarbeit für Ungehorsam, fünf Jahre Gefängnis für „versuchten“ Diebstahl! Welches bürgerliche Gericht verführe wohl ebenso streng mit berufsmäßigen Dieben und Dieben im Rückfall, die kürzlich amnestiert worden sind, während andere (Ehrenmänner) in den Zentralgefängnissen blieben? ... Man hat Dieben, Gaunern, ja bisweilen Mördern bei guter Führung die Strafe erlassen. Wird man weniger Milde gegen Leute üben, die vor allem als Opfer dieses Krieges erscheinen, der blindlings in allen Lagern seine Beute suchte? Der letzte der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich muß freigelassen werden.“

*

## Vom Rheinland

klingen immer deutlicher und deutscher Stimmen unserer geistig Schaffenden nicht nur nach dem inneren Deutschland herüber, sondern hoffentlich ebenso vernehmbar nach Paris. Obenan sind zu verzeichnen zwei ausgezeichnete Sprecher aus der Schule Stephan Georges: Ernst Bertram und Ernst Robert Curtius. Beide Universitätslehrer haben sich mit dem Chauvinisten Maurice Barrès auseinandergesetzt, jener in einem Aufsatz der Kölner Monatsschrift „Die Westmark“ (Juni 1921); dieser in einer besondren Schrift (Bonn 1921, Friedrich Cohen) und soeben in einem Aufsatz in Diederichs' „Tat“ (Märzheft 1922), worin er auch auf einige andre Rhein-Schriften hinweist. Als den Kernsinn von Barrès' „nationaler Ideologie“ brandmarkt Bertram die Auffassung, daß Frankreich am Rhein „die Wacht der Zivilisation gegen die Barbarei“ halte. Und vollkommen richtig spricht er von „einer unverschämten — wir beklagen, kein anderes Wort zu finden —, von einer unverschämten zweckbewußten Entstellung deutscher, rheinisch-deutscher Tatsachen, einem wahren Machiavellismus des Historikers, wie er Barrès' pseudowissenschaftliche Ausführungen kennzeichnet. Die ethische Unlauterkeit“ — so fährt Bertram fort — „aller dieser tief unernsten Phrasen kommt ihrer nationalistischen Anmaßung gleich, womit viel gesagt ist“ ... Der romanistische Professor Curtius seinerseits äußert ein interessantes Bekenntnis: „Bertram hat nur allzu recht: es ist sehr schwer für uns, die wir die großen und lebendigen Kräfte des französischen Geistes lieben und eine Verständigung zwischen den beiden Nationen wünschen oder wünschten, auf diesem Standpunkt noch heute zu verharren. Ich glaube das sagen zu dürfen, weil ich vielleicht mehr als mancher andere dem geistigen Frankreich verbunden bin und es deutlich genug bezeugt habe; weil ich auch heute noch mich gegen alle nationalistische Verengung bei uns wehre. Aber es gibt einen Punkt, wo man in klarer Erkenntnis des Möglichen und des Aussichtslosen seine Überzeugungen zwar nicht verleugnet, aber sie begräbt. Mit einem gewissen Bedauern vielleicht, aber nicht in Verzweiflung. Denn der Reichtum der geistigen Welt ist unaussagbar, und wenn ein Weg uns versperrt ist, wählen wir eine andere Richtung, in der wir uns erfüllen und unendlich entfalten können.“

*

## Von den Deutschen in Galizien

erhielten wir schon im vorigen Jahre eine Zuschrift, die wir jetzt erst verzeichnen können. Pfarrer Dr. Fritz Seefeldt in Dornfeld, Post Szczerzec, Bez. Lemberg, Galizien, schreibt dem „Türmer“:

„Ich habe hier in den allerengsten Verhältnissen den ersten Volkshochschulkurs begonnen. Um die Volkshochschule fruchtbar zu machen, muß es ein Volkshochschulheim sein, das ich nun mit vieler Mühe und unter den allergrößten Einschränkungen für meine Familie in unsrem Pfarrhause begonnen habe. Wir stehen am Schluß des ersten Kursus und erkennen, daß es auf die Dauer unbedingt nicht in dieser übergroßen räumlichen Beschränkung weitergeht. So müssen wir an einen Neubau denken. Könnte die Türmergemeinde für diese ideale Unternehmung im Auslandsdeutschtum etwas beisteuern?“

Wie Pfarrer Seefeldt sein Werk auffaßt, geht aus folgenden Ausführungen hervor:

„Ich bin im vorigen Sommer in Dänemark
:wesen, um im Mutterlande der Volkshoch-
)ule den Volkshochschulgedanken zu studieren.
lir ist die dänische Volkshochschule geradezu
ı einer Offenbarung geworden. Das dänische
olk hat die ‚Reichsseele', die wir für unser
:utsches Volk suchen und deren Wachstum
ir fördern möchten. Und diese dänische Seele
geboren auf den Volkshochschulen. In ihrem
)jährigen Bestehen haben die heute etwa
) Volkshochschulen einen ungeheueren starken
elischen Einfluß auf das dänische Volk ge-
mmen. Dieser einzigartige Erfolg ist mir
cht mehr wunderbar, nachdem ich selbst die
nische Volkshochschule in ergiebiger Weise
be besuchen und ihr Leben habe mitleben
nnen.

„Die Sammlung der erwachsenen Jugend
icht der halb Erwachsenen) im Alter von
wa 20 Jahren ist die äußere Regel, in der
in in der Form idealen Familien- oder Ge-
eindelebens die geistigen Schätze der Nation
r suchenden und verlangenden Jugend ver-
ittelt werden. Daß dies auf christlicher Grund-
ze geschieht, ist wohl nur zu begreiflich, wenn
an — selbst im Herzen Christ — sich eine
ıltur neben oder außer Jesus nicht vorstellen
nn. Allerdings handelt es sich nicht um ‚Kir-
entum'; es handelt sich auch nicht um christ-
he Predigten oder religiöse Unterweisungen
den Volkshochschulen. Was man wohl unter
eligionsunterricht' versteht, das wird in der
olkshochschule selbstverständlich überhaupt
cht erteilt. In ihr soll nur den Schönheiten
d Wahrheiten der Welt und des Lebens
chgegangen werden. Lebendige Men-
en aller Zeiten und aller Völker
llen dem Herzen nahe gebracht wer-
n. So schafft sich von selber eine Atmo-
häre, in der die Widerlichkeiten des Le-
ns, Zank, Neid und Rücksichtslosigkeit,
nen Platz haben. Die dänischen Volkshoch-
ulen, die ich besonders kennen lernte,
ben es in der Durchdringung mit diesem
eiste zu einer erstaunlichen Vollkommenheit
bracht.

„So will ich jetzt auf diesem Wege der Volks-
chschule dem weitzerstreuten deutschen
ölklein hier in Galizien das zu bringen
versuchen, was Sie mit all Ihrem Wirken und Streben dem deutschen Volke zu bringen erhoffen . . ."

Wir wünschen von Herzen Glück dazu.

*

# Mehr Geschichtssinn, ihr Deutschen!

Der an sich nicht sonderlich stark ausgeprägte Geschichtssinn der Deutschen und die bis in die Kreise der „Intelligenz" hinein erschreckende Unwissenheit und Interesselosigkeit, ja Verständnislosigkeit gegenüber der Geschichte findet eine grelle Beleuchtung in der spärlichen Beteiligung an den historischen Vorlesungen unserer Volkshochschulkurse.

Man weiß gar nicht, wie man dem Publikum — und um das handelt es sich! — die Geschichte mundgerecht machen soll: immer noch ist es zu hoch, zu langweilig! Die Deutschen interessieren sich für Belletristik, Nietzsche, moderne Literaturprodukte — besonders aus Paris —; „Schöngeister" für Goethes Lyrik, Iphigenie und Tasso; die meisten für Lichtspiele und Barfußtänzerinnen, für Foxtrott und die anderen „modernen" Tänze, mehr noch für Sport, dem wir sein volles Recht lassen, wenn er sich in maßvollen Grenzen hält. Für all das interessiert sich der Deutsche, aber nur nicht für Geschichte! Und darum auch nicht für Politik!

Ist nicht unser ganzes nationales Unglück darauf zurückzuführen, daß achtzig Prozent unseres Volkes aller Stände und Berufe „politische Kinder" sind?

Um Politik zu treiben, ist aber ein gründliches Wissen in der Geschichte unerläßliche Vorbedingung.

Hegels Ausspruch: Die Geschichte zeigt, daß man aus ihr nichts lerne, ist nur insofern richtig, als sie nicht intensiv genug betrieben wird. Außerdem scheint Hegels Wort nur für die Deutschen zuzutreffen: von Engländern, Franzosen und Amerikanern kann man nicht behaupten, daß sie aus der Geschichte nichts gelernt haben.

Es mag sein, daß die Veranlagung des Deutschen auf andern Gebieten liegt als auf

dem der Politik, aber mit den Elementen der Politik muß der Deutsche sich vertraut machen.

Was soll da all der Unterricht in der „Bürgerkunde", wenn die Kenntnisse in der Geschichte so mangelhaft, in der Politik gleich Null sind! Man bleibe mir nur mit den Volkswirtschaftslehren vom Leibe! Natürlich sind auch die notwendig wie Verfassungsgeschichte: aber den Grundstock unserer historischen Bildung muß die politische Geschichte bilden — und zwar orientalische, griechisch-römische, deutsche Geschichte; die außerdeutsche muß auch soweit herangezogen werden, wie es der Zusammenhang der Weltgeschichte zu deren Verständnis erfordert.

Dann erst kommen Verfassungsgeschichte, Volkswirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte, Bürgerkunde in Frage.

Ohne politische Geschichte sind Volkswirtschaftslehre, die Lehre vom Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus absolut unverständlich und richten nur in den unhistorischen Köpfen Unheil an. In nichtssagende, falsch verstandene Schlagwörter beißen sie sich fest und folgen blind — wie das bei der Menge ist — Volksführern, die unpraktische Theorien auf das Völkerleben übertragen oder oft ihr allerpersönlichstes Interesse verfolgen.

Sie ahnen gar nicht, daß Friedrich Wilhelm I. in gewissem Sinne — in gesundem Sinne — ganz sozial regierte: jeder sollte für den Staat, keiner für sich leben!

Marx und Lassalle sind gewiß bedeutende Männer — und wehe dem Lehrer, der sie seinen Schülern unterschlägt. Aber unsere Hohenzollern dürfen darum doch nicht in der Versenkung verschwinden. Wir Lehrer würden uns damit, daß wir ihre Verdienste schmälern, vor dem Forum der Geschichte strafbar und lächerlich machen.

Tendenziöse Geschichtsschreibung rächt sich stets dadurch, daß gerade das Gegenteil von dem erzielt wird, was man beabsichtigt. Ob Monarchie oder Republik besser, ob Ranke oder Lamprecht recht haben, ob der Einzelne oder die Masse Geschichte machen — das alles läßt sich überhaupt nicht mit einem Wort entscheiden.

Um das Beispiel „Bismarck" herausz greifen: seine Erfolge sind nur denkbar un der Voraussetzung einer durch Generati nen hindurch vervollkommneten Fähigk in staatliche Dinge einzugreifen. U außerdem kommt die Voraussetzung hinzu, d die großen politischen Fragen des 19. Ja hunderts soweit gediehen sein mußten, einen entscheidenden Eingriff zu gestatten – die deutsche Einheitsidee ist nicht erst von B marck erfunden; sie ist aus dem Volksgei geboren! Freilich besaß Bismarck die we Beharrlichkeit, Schritt um Schritt sein Ziele zuzustreben — seinem Ziele, das a der Wunsch der Nation war.

Es bedingen sich also — das ist das Resul unserer Betrachtung — Einzelpersönlich und Massenbewegung: eine ist ohne die and absolut handlungsunfähig.

Politische Parteien soll und wird es imm geben. Ohne solche würde jedes politis Leben dahinsterben; in allen Ländern der W gibt es solche. Aber in Deutschland befehd sie sich nicht nur im Parlament, sondern und das ist so unheilvoll! — auch im Priv leben, boykottieren sich bei allen möglich und unmöglichen Gelegenheiten, bekämp sich sogar, wenn das Vaterland auf dem Sp steht!

Mehr Geschichtssinn, ihr Deutschen! M Ehrfurcht vor euern Großen! Mehr Geme schaftsgefühl in der Stunde der Not! Engländer stehen bei solchen Gelegenheiten schlossen hinter Lloyd George, die Franzo hinter Clemenceau, die Amerikaner hinter d schlauen Schalmeienbläser Wilson: wir De sche können uns nicht genugtun in Partei hader und Kleinigkeitskram.

Prof. Dr. E. Lagenpusc

*

## Welsches Wesen

In der dänischen Zeitung „Politiken" ( Februar) veröffentlicht der Sekretär isländischen Gesandtschaft in Kopenhag Tryggvi Sveinbjörnsson, ein bekannter n discher Schriftsteller, einen Theaterbr aus Berlin:

„Es ist nicht leicht zu sagen, warum der erliner sein Abendbrot mit ins Theater mmt: hat er etwa kein Vertrauen zu den vaigen Delikatessen, auf die das Billett ein echt gibt, oder geschieht es aus anderem runde. Eines ist sicher, der Fremde täte anchmal gut daran, diesem vulgären Brauch folgen, um mehr Ausbeute von seinem vend zu haben. Es ist geradezu unverant-ortlich, welche Menge französischer Ge-hte, jetzt wie vor Weihnachten, aufgetischt erden, mit dem dazugehörigen Wein; aber e Speise besteht aus Luft, der Wein ist asser, und der Berliner fängt an, den Betrug merken (?) ... Man wundert sich über den anzösischen Import von Lustspielen und arcen und fragt sich unwillkürlich: Warum uß es denn gerade französisch sein? Wäh-nd des Krieges wurde kein einziges fran-ösisches Stück aufgeführt. Der Krieg hörte f — nur in Deutschland nicht, wo er noch zt weitergeführt wird, nicht blutig, aber wer und dumpf wie des Besiegten Gesicht. erlin hatte Aufheiterung und Rausch nötig... s französische Lustspiel fand Eingang, : Schwermut zu vertreiben und die er-laffte Theaterkasse zu füllen! Etwas Sinn gt also in der Verrücktheit, und wenn wirk-ein Theaterdirektor sich und die Haut seines rsonals mit etwas französischem Parfüm ten kann, so lasse man ihn in Gottes Namen vähren und — die heilige Fahne der inst auf Halbmast setzen.“ ...

Das müssen wir uns von einem Ausländer en lassen. Aber Spott und Ernst prallen icherweise an der gänzlich scham- und rdelosen Berliner Theaterwirtschaft ab.

L. W. V.

*

## berhard König und Gerhart Hauptmann

Die ungleichartige Behandlung der schle-sischen Dramatiker Eberhard König und rhart Hauptmann durch den Schlesischen ovinzialausschuß ist vor einiger Zeit im ürmer“ gekennzeichnet worden. Vielleicht en diese Feststellungen dazu beigetragen, der Schlesische Provinziallandtag nunmehr seine Zustimmung zu den gezeichneten 100 000 Mark zum Garantiefonds der Gerhart-Haupt-mann-Festspiele zu Breslau versagt hat. Be-tonte doch der Berichterstatter des vorberaten-den Ausschusses am Eingang seiner Rede, für Eberhard König habe man im Vorjahr auch nichts gegeben, weil die Provinz für Dichter kein Geld habe. Auch sonst waren die Aus-führungen dieses Redners sehr bemerkenswert. Bei der Teuerung würden aus der Provinz nur wenige Leute, wie Automobilbesitzer und Schieber, zu den Festspielen kommen können; zudem seien die „Weber“ in Berlin durch Felix Hollaender, der sie auch in Breslau inszeniere, so aufgeführt worden, daß selbst die links-stehende Presse ihre aufreizende Wirkung festgestellt habe. Endlich lebten wir gerade in Schlesien in Zeiten tiefster völkischer Trauer, und wir hätten allen Anlaß, Halb-mast zu flaggen, aber nicht Feste zu feiern.

In weiten Kreisen unseres Volkes scheint man also willens zu sein, den Gerhart-Haupt-mann-Rummel — so muß man es leider nennen — nicht mehr mitzumachen. Die Goethewoche in Frankfurt, die Doktor-Pro-motion in Prag, die breit ausgemalte Reise nach Wien, als ob es sich um eine große diplo-matische Aktion handle — überall ist eine ge-schäftige Presse rasch dabei, für ihren Dichter die Trommel zu rühren. Hat denn Haupt-mann, der Typus des naturalistischen Zeit-alters, überhaupt dem deutschen Volke Fest-liches oder Heldisches zu sagen?

Übrigens eignet sich die Breslauer Jahr-hunderthalle, in der „Die Weber“ und „Flo-rian Geyer“ aufgeführt werden sollen, gar nicht zum Theater. Wie wir uns bei den Luther-Festspielen von Nithack-Stahn im ver-gangenen Jahre überzeugen mußten, ist die Akustik so schlecht, daß der größere Teil der Hörer nichts von den gesprochenen Worten der Schauspieler verstehen kann.

Wir beglückwünschen demnach den Schle-sischen Provinziallandtag zu seinem Entschluß, an dessen Zustandekommen besonders die Oberschlesier mitgewirkt haben, die — mit einer Ausnahme — geschlossen gegen die Fest-spiele stimmten. Dr M. Tr.

*

# Zur Alkoholfrage

Es ist an dieser Stelle („Auf der Warte“, Oktoberheft, unter dem Titel „Vollbier“) aus der Schrift des Sanitätsrats Dr Bonne ein Zitat veröffentlicht worden, das die Auswirkungen des Prohibitionsgesetzes in Amerika in den rosigsten Farben schildert. Darum möchte ich in der Annahme, daß auch ein Gegner der radikalen Abstinenzbewegung gehört werde, diese Gelegenheit benutzen, um zu dieser Angelegenheit kurz Stellung zu nehmen. Der Verfasser der Notiz nimmt im guten Glauben etwas als bewiesen hin, was noch zu beweisen ist. Es liegt auf der Hand, daß alle Artikel und Notizen über die „Trockenlegung Amerikas“, ob für oder gegen, tendenziöses Gepräge tragen. Niemand ist imstande, schon heute, nach einer erst zweijährigen Wirksamkeit des Antialkoholgesetzes, seine Folgen zu übersehen. Es ist indessen kaum anzunehmen, daß ein die persönliche Freiheit außerordentlich einengendes Gesetz, das eigentlich ein Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht des Individuums in Sachen der persönlichen Lebensführung ist, von der Masse des amerikanischen Volkes als ein Segen empfunden wird. Die zahlreichen Prozesse wegen Übertretungen des Prohibitionsgesetzes, der schwunghafte Schleichhandel mit Whisky und die weitverbreitete Geheimfabrikation von alkoholischen Getränken sprechen nicht zugunsten dieses Gesetzes. Auch lehnt fast die gesamte amerikanische Presse das Antialkoholgesetz, wenigstens in seiner radikalen Fassung, ab.

Die Abstinenten machen den Alkohol für alle sittlichen Gebreste unserer Zeit verantwortlich; und sie scheuen sich auch nicht, zu behaupten, daß das deutsche Volk dem Teufel Alkohol mit Haut und Haaren verfallen sei. Jedenfalls ist Herr Sanitätsrat Dr Bonne dieser Meinung, und er geht im Eifer für seine Sache sogar so weit, daß er das Ausland um Hilfe für unser angeblich dem Trunk rettungslos verfallenes Volk anruft. Vor nicht zu langer Zeit äußerte
er in der Zeitschrift „Neuland“ den Wunsc
die Amerikaner möchten durch eine Art Ult
matum in die deutsche Alkoholfrage eingreifer
Er schlägt ihnen auch gleich den Text dazu vo
„Wenn ihr Deutsche jetzt noch, trotz eur
Niederlage, weitertrinkt, so sind wir, da ei
so trunkliebendes Volk seine Kräfte nicht
voll entfalten kann wie ein nüchternes, nic
mehr in der Lage, euch irgend einen Kred
einzuräumen. Wir sind gern bereit, mit eu
Geschäfte zu machen und euch bei eurer son
stigen Tüchtigkeit jeden gewünschten Kredit z
geben — aber nur unter der Bedingung, da
ihr unserem Beispiel folgt und sämtliche be
rauschenden Getränke aus eurem Lande ve
bannt.“ Das fordert ein deutscher Abstinent

Eine Kritik dieses Stoßseufzers erübrigt sic
Es ergibt sich aber daraus, daß die Propa
gandamittel der Abstinenten mit Vorsicht au
zunehmen sind. Im übrigen wollen wir di
Alkoholfrage ohne Beanspruchung des Aus
landes unter uns lösen. Die Gefahren de
Alkoholismus sind — darin kann ich dem Ver
fasser des Artikels „Vollbier“ nur beipflich
ten — gewiß nicht zu unterschätzen; es hieß
aber das Problem am falschen Ende anpacken
wollten wir um der Unmäßigen willen auf da
gesamte deutsche Volk einen Zwang zur Ent
haltsamkeit nach amerikanischem Vorbilde an
streben. Dieser Import aus Amerika würd
uns wahrscheinlich nicht gut bekommen; wi
ja überhaupt jede sklavische Übertragung de
Zustände und Einrichtungen des einen Lande
auf das andere Verwirrung und Mißverständ
nisse hervorrufen muß. Joh. Gaulke

NB. Ähnlich äußert sich in einer Zuschrift a
uns ein deutsch-amerikanischer Geistlicher. Da
neben hört man Äußerungen, die sich zu
stimmend zu dem amerikanischen Vorgehe
verhalten. Vor allem ist eine Schrift von Pro
Dr Robert Gaupp (München, Lehmann) z
nennen: „Das Alkoholverbot der Vereinigte
Staaten von Nordamerika“. Ein abschließende
Urteil ist noch nicht möglich. D. T.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftliche Teil einschließlich „Türmers Tagebuch“: Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Stille Gasse (Wimpfen) Beilage zum Türmer M. S. Thiemann





# Der Türmer

erausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
egründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Juni 1922 Heft 9


# Nietzsches Lehre vom Mitleid

## Eine besinnliche Betrachtung und zeitliche Mahnung

## Von Paul Schulze-Berghof

Unter den vielen Ecken und Kanten, die Nietzsches Lebenswerk den Geistigen und der Menge auf ihrem Pilgrimswege zum deutschen Persönlichkeits-, Volkheits- und Menschheitsideal bietet, ist seine Lehre vom Mitleid eine der am meisten vorspringenden und darum auch am ſten gescholtenen. Selbst umfänglichere und freiere Gemüter finden als Kinder sozialen Zeitalters nicht den rechten Zugang zu dem Menschentum, aus dem ius Zarathustra die Worte sprach:

„Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Miten: zu sehr gebricht es ihnen an Scham.

Muß ich mitleidig sein, so will ich's doch nicht heißen; und wenn ich's bin, dann ı aus der Ferne."

Der Grund dafür ist, daß das sittliche Gefühl unsrer Zeit noch nicht genug in Tiefe der seelischen Gründe sank und der Gedanke vom Adelsmenschen noch t hoch genug stieg im Höhenreiche des Edelmenschlichen, um sowohl das seelisch ichliche von Nietzsches Mitleidslehre als das Fern- und Hochziel seines moraen Willens fühlend zu ahnen und klar zu erkennen. Denn für den, der beides oringt, liegt in dem Zarathustra-Kapitel „Von den Mitleidigen" die Lehre

Nietzsches klar und leuchtend wie ein Diamant aus den tiefsten Schächten deutschen Geisteslebens.

Nietzsches Lebenslehre wendet sich nicht gegen das sittliche und wahrhaft geistige Mitgefühl, sondern nur gegen den sinnlich-sentimentalischen und selbstisch hochmütigen Charakter des Mitleidens; gegen jene Schwäche der persönlichen Wesensart, die vor der großen Rücksichtslosigkeit der Natur und der Härte des Lebens so verweichlicht und verweibischt ist, daß sie keinen Menschen mehr leiden, nicht einmal entsagen und entbehren oder mit Mühen und Schmerzen ringen und kämpfen sehen kann, ohne vor sinnlichem Mitzittern, vor ästhetisch getöntem Mitleiden außer sich zu geraten und in selbstischer Rührseligkeit und Furcht um des eignen kleinen Ichs und Daseins willen zu zerfließen.

Nietzsche kannte diesen mehr körperlichen als geistigen Zustand aus persönlichster Erfahrung als eine Gefahr der wahrhaft geistigen Lebenswertung. Er war als Mensch und Mann im gesellschaftlichen Alltagsleben von zartester Rücksichtnahme und lebendigstem Mitgefühl mit den andern, vor allem auch mit dem schwächeren weiblichen Geschlecht und den unteren sozialen Schichten des Volkes, in deren Gassen und Häusern er in Italien oft hauste und wohlbekannt war. Man denke nur an die Szene, wo Nietzsche in der letzten Zeit vor seinem Zusammenbruch auf der Straße einer armen Mähre, die von dem rohen Karrenführer überlastet war und erbarmungslos geschlagen wurde, von Mitgefühl und Mitleid überwältigt um den Hals fällt! Wenn ein so organisierter Mensch von hohem genialischen Empfinden und Denken in allen sittlichen Fragen des Lebens anscheinend *gegen* das Mitleid redet und vor der Wolke warnt, die uns vom Mitleiden ohne Maß und Charakter im sozialen und nationalen Leben droht, so können ihn dazu keine moralisch minderwertigen Eigenschaften treiben, sondern es müssen dafür seelische Ursachen und Gründe vorhanden sein, die für den Kern alles geistigen Menschseins doch ungleich wesensbestimmender und schicksalshafter sind, als es die oberflächliche Lebensempfindung des sozialen Zeitalters erkennen kann. Der proletarische Sinn des Tages, der als ethisches Gefühl durchaus nicht nur an die unteren Stände gebunden ist, weiß nichts um die geistige Hoheit und den seelischen Adel eines überragenden königlichen Menschentums und sieht nur Herzenshärte und barbarisches Kulturempfinden, wo es sich allein um strengste *Selbstzucht* des Geistes, um *Selbsterhöhung* im Wesen und Charakter der Persönlichkeit und Volkheit handelt.

Blicken wir einmal auf verwandte Naturen und Geister, und wir werden vielleicht den Herzensschlüssel für Nietzsches Lebenslehre finden. In seinem zarten Mitgefühl und rein-sinnlichen Mitleiden mit Mensch und Tier erinnert Nietzsche an Hebbel, der als Dichter dem Philosophen und Ethiker wieder wie kein anderer in seiner Stellung zu dem moralischen Gesetz im Menschen gleicht und nahekommt. Ich habe darauf bereits früher im I. Bande meiner „Kulturmission unserer Dichtkunst“ (Leipzig 1908) in den Kapiteln über „Das ethisch Monumentale in Hebbels Kunst“ und „Hebbel im amoralischen Zeitalter“ hingewiesen. Für Hebbels Charaktere und seine Menschenschicksale waren Sittlichkeit und innere Notwendigkeit wesensgleich und ineinanderfallend; und er wurde als prometheischer Menschenbildner unerbittlich und mitleidslos gegenüber der kreatürlichen Natur des Menschen

nd seinem leiblichen Ergehen und zeitlichen Schicksal, wenn es sich darum handelte, is freie und selbstherrliche Ichgefühl der Seele im Kampfe mit einer feindlichen mwelt zum Siege und zur stärkeren Entfaltung zu führen auf dem Wege der neren Vollendung. Vom gleichen sittlich-schöpferischen Geiste ist aber auch Nietzsche-arathustra erfüllt als Menschenbildner und Menschheitserzieher; und deshalb ver-ngt er von dem Menschen und der Menschheit den Willen zum Leiden um des öheren Lebens willen, einen Opfersinn und eine Kraft im Ertragen des eidens, die letzten Endes in eine Linie mit dem lebendigen Willen des Christus islaufen, der um des Geistes, um Gottes willen, die Leiden dieser Welt heldisch if sich nimmt, nicht sowohl als „Opferlamm“, sondern weil ihm dies befohlen urde vom höchsten Geiste des Lebens und weil er „gekommen ist, ein Feuer zuzünden auf Erden“ (Luk. 12, 48 und 49). In solchen Fällen ist sentimentales itleid von jener überflüssigen weibischen Art, die Christus auf seinem Kreuzes-ege mit den Worten zurückwies: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über ch, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder!“ Und aus solcher wahrhaft ldisch-christlichen Einstellung zum Leid und Mitleid sagt Zarathustra mit Recht: „Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem itleiden ist!“

Mitleid mit wem und für was im Menschen? — Das ist die sittliche Wertfrage ch dem Mitleid, die allein durch die wahrhaft geistige Nächsten- und Gottesliebe ntwortet und durch das erhabene Lebensgefühl und Selbstbewußtsein der Men-en- und Gottessöhne entschieden wird. Im Sinne Zarathustras bekennen sie fast ichlautend mit den Worten des Christus: „Ihr seid von unten, ich bin von oben ab!“ (Joh. 8, 23.) Nietzsches Standpunkt in der Frage entspricht dem der „höheren oralität“ Fichtes, die sich nur noch im Gedanken und Willensaffekt von der Reli-sität unterscheidet. Ein paar treffende Sätze aus Fichtes Religionslehre oder nweisung zum seligen Leben“ werden uns das deutlich bekunden und uns zu-ich tiefer die Innenwelt Zarathustras in seiner Lehre vom Mitleid erschließen. hte sagt:

„Da bejammern sie nun, daß des Elends in der Welt so viel ist, und gehen mit sich lobenswertem Eifer daran, desselben etwas weniger zu machen! Ach! das n Blicke zunächst sich entdeckende Elend ist leider nicht das wahre Elend; da die chen einmal stehen, wie sie stehen, ist das Elend noch das allerbeste von allem, in der Welt ist, und, da es trotz allem Elende doch nicht besser wird in der Welt, chte man fast glauben, daß des Elends noch nicht genug in ihr sei: daß das Bild ttes, die Menschheit, besudelt ist, und erniedrigt und in den Staub getreten, ist das wahre Elend in der Welt, welches den Religiösen mit heiliger Empörung illt. — Du linderst vielleicht, so weit deine Hand reicht, Menschenleiden mit opferung deiner eignen liebsten Genüsse. Aber begegnet dir dies etwa nur um, weil dir die Natur ein so zartes und mit der übrigen Menschheit so har-nisch gestimmtes Nervensystem gab, daß jeder erblickte Schmerz schmerzlicher in en Nerven wiedertönt, so mag man dieser deiner zarten Organisation Dank igen; in der Geisterwelt geschieht deiner Tat keine Erwähnung. Hättest du die che Tat getan, mit heiligem Unwillen, daß der Sohn der Ewigkeit durch solche

Nichtigkeiten geplagt werden und von der Gesellschaft so verlassen daliegen solle mit dem Wunsche, daß ihm einmal eine frohe Stunde zuteil werde, in der er fröhlic und dankbar aufblicke zum Himmel, mit dem Zwecke, daß in deiner Hand ihm di rettende Hand der Gottheit erscheine, und daß er inne werde, der Arm Gottes s noch nicht verkürzt, und er habe noch allenthalben Werkzeuge und Diener genu und daß ihm Glaube, Liebe und Hoffnung aufgehen möchten; wäre daher d eigentliche Gegenstand, dem du aufhelfen wolltest, nicht sein Äußeres, das imm ohne Wert bleibt, sondern sein Inneres: so wäre die gleiche Tat mit moralisc religiösem Sinne getan."

In diesem Sinne dem inneren Menschen aufzuhelfen, ist allein der höhe moralische Wille Nietzsches; und er speist die schöpferischen Gedanken Zarathustr in seiner Lehre vom Mitleid.

* * *

Nietzsches ablehnende Stellung zu dem so billigen Mitleid rührseliger Durc schnittsmenschen wird in erster Linie von dem Gefühl der Vornehmheit, der Achtu vor dem inneren Menschen bestimmt. Allzu wohlfeil und selbstbeschämend ist für d wahrhaft Geistigen und sittlich Edlen das Mitleid mit dem „Tier, das rote Back hat". Und deshalb gebeut er sich selbst mit Zarathustra Scham vor allem Leidend und will nichts aus Mitleid tun, was ihm in seinem natürlichen Menschheit empfinden und aus seiner höheren Liebe zum Menschen schlechthin sittliches M gefühl und soziales Pfltchtgebot ist.

„Denn daß ich den Leidenden leidend sah, dessen schämte ich mich um sein Scham willen; und als ich ihm half, da verging ich mich hart an seinem Stolz

Das Selbstbewußtsein der Leidenden, der Besten in den sozial ärmeren Klass ist hierin durchweg feiner als das Persönlichkeitsempfinden der gefühlsduselig Mitleidigen. Der sittlich nicht stumpfsinnige Arbeiter will keine Wohltaten an si sondern Gerechtigkeit und Achtung des inneren Menschen, eine Gesinnung und handlung, die ihn nicht als Ding und Sache werten. Und so geht dieses verborge Volkskönigtum durchaus in die Linie des Willens aus, der von oben kommt u als ein sittlich erhabener sozialer Geist ins Leben greift.

„Hast du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestät doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: so wirst du ihm am besten nütze

Die moderne Literatur eines ganzen Menschenalters hat sich als modische Z strömung gegen diese männliche Lebenslehre einer höheren Sittlichkeit versündi So kamen wir zu der falschen und verlogenen Sentimentalität unserer Armeleu literatur der Klubsessel-Sozialisten. Diese verbargen ihr eigenes gesellschaftlic Wohlbehagen in und hinter dem erkünstelten ästhetischen Mitleidskult des Dirn und Verbrechertums und suchten ihre „geistige Sendung" in der künstlerischen D stellung und Verherrlichung des Tieres im Menschen. Es ist ein literarischer M leidskult sozialer Schwämmlinge ohne männlich-sittlichen Willen und seelischen C rakter. Gesinnung solcher Art hat sich dann zu einer Schicksalslawine für Herz u Geist unseres Volkes zusammengeballt, die in der Revolution seine deutsche Ma heit und germanische Volkheit unterm moralischen Schutt des sozialistischen Int nationalismus, des Defaitismus und Pazifismus begrub. Im Gegensatz hierzu

rauchen wir einen gesunden und starken, einen reiferen und freieren Geist für unser
ziales Gewissen, das als schöpferisches Pflichtgefühl im sozialen Aufbau
eniger auf das Mitleid und mehr auf die Mitfreude eingestellt ist.

„Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden: denn sie will das Geliebte
och — schaffen“, nach Zarathustras Wort und Willen. Und darauf kommt es allein
n: auf schöpferische Liebe, in der wir es als handelnd Lebende verlernen, „andern
ehe zu tun und Wehes auszudenken“.

Doch um Nietzsches Lehre gegen das falsche, das Leben unterbindende Mitleid
cht und ganz zu verstehen, müssen wir vor allem auch seine tiefe seelenkundliche
uffassung vom Leiden kennen und erfassen. Er sieht in dem bisherigen Menschen
eichsam nur einen Embryo oder Keimling des Menschen der Zukunft. „Alle ge-
altenden Kräfte, die auf diesen hinzielen, sind in ihm: und weil sie ungeheuer sind,
entsteht für das jetzige Individuum, je mehr es zukunftbestimmend ist, Leiden.
ies ist die tiefste Auffassung des Leidens: die gestaltenden Kräfte stoßen sich.“ —
lit diesem Gedanken aus seinem „Willen zur Macht“ gibt uns Nietzsche einen klaren
inblick in den seelischen Haushalt der Natur, bei der Persönlichkeit wie bei der
olkheit und Menschheit, und rechtfertigt damit die Notwendigkeit von Leid und
ust im Kräftespiel des Lebens.

Die gestaltenden Kräfte stoßen sich im Menschen und seiner Welt; und der Ent-
ltungs-, der Lebenswille zeugt Weh und Wonne für den Menschen. Nur Narren
nnen darüber mit der Natur rechten und aus ihren törichten Gedanken heraus
s Leben umkehren wollen. Wer also schöpferischen Geistes ist und die schöpferische
ntfaltung des Lebens will, kann auch als Schaffender und Kämpfer des Lebens
in weibisch weinerliches Mitleid schmarotzender und sich selbst weichmütig auf-
sender Geister gebrauchen. Er wird mit Zarathustra sein Herz härten für den
ebenskampf in dem Geiste, von dem auch das Evangelium rühmt: „Es ist ein
stlich Ding, daß das Herz fest werde.“

Nur als Schaffender ist Nietzsche hart und mitleidslos; und nur als Schaffende,
s Aufbauende des Lebens dürfen und sollen wir hart sein und muß unsre Liebe
m geistigen Menschen, zum höheren Lebensgeist der Volkheit und dem religiös
habenen göttlichen Übergeist der Menschheit über unsrem Mitleiden sein. Wer sich
r Weltwirklichkeit und den Tatsachen der Geschichte nicht verschließt, wird finden,
ß alle Schaffenden von dieser Art Zarathustras sind, auf welchem Felde des
ebens sie auch auftreten. Der Künstler, d. h. der Aufgangs- und nicht der Nieder-
ngskünstler, ist es so gut wie der sittliche und religiöse Volksbildner; und der
olitiker wie der Feldherr muß gegen das Einzelwesen oft hart sein und Härte
r dem Leid von ihm fordern, um der Idee des sich entfaltenden höheren
ebens willen, das unerbittlich ist und immer wieder Opfersinn und Opfer-
illen fordert.

Zarathustras Mitleidslehre hat nichts mit dem selbstverständlichen sozialen Mit-
d Pflichtgefühl der staatsbürgerlichen Gesellschaft und Volksgemeinschaft zu tun.
r moralisch höherer, ja religiöser Wille ist allein auf die geistige Ordnung in
r Welt gerichtet. Und dieser Zarathustra-Wille wird und muß in uns dermaleinst
ch dem sich praktisch betätigenden Mitleid Weg und Ziel bestimmen und für das

Gottesreich auf Erden und in der Menschheit wirken. Aus solcher Geisteshöhe komm Zarathustras Erkenntnis und Mahnung:

„Man soll sein Herz festhalten; denn läßt man es gehen, wie bald geht einem da der Kopf durch!

Ach, wo in der Welt geschehen größere Torheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid als die Torheit der Mitleidigen?

Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!“

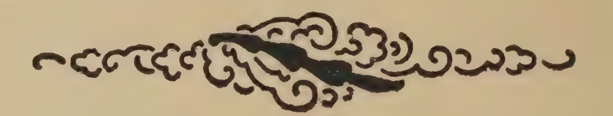
Wer mit Herz und Haupt über der Zeit und ihrem politischen Lebensstrom steht, kann nur willensfest und mit freiem und frohem Ja einstimmen in den Ausklang von Zarathustras Kapitel „Von den Mitleidigen“:

„So seid mir gewarnt vor dem Mitleiden: daher kommt noch dem Menschen eine schwere Wolke! Wahrlich, ich verstehe mich auf Wetterzeichen!

Merket aber auch dies Wort: Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden: denn sie will das Geliebte noch — schaffen!

‚Mich selber bringe ich meiner Liebe dar, und meinen Nächsten gleich mir‘ — so geht die Rede allen Schaffenden.

Alle Schaffenden aber sind hart.“



# Erwachen

## Von Margarete Wocke

**Grau naht der Tag — und hergefunden**
**Hast du nun, Seele, von dem nächt'gen Flug,**
**Der durch das grenzenlose All dich trug,**
**Umwogt von Klängen, erdentbunden.**

**Noch ruht ein Glanz auf deinen Schwingen,**
**Glühst, wie von heil'gen Feuern heiß durchbebt,**
**Du fühlst, wie dich Erinnerung umwebt,**
**Und bist umtönt von hehrem Singen.**

**Hauch' in das trübe Sein dies Leben,**
**Das dir auf deinem Sternenflug verliehn!**
**Laß deinen Feuergeist den Tag durchglühn —**
**Und Weltalls-Töne ihn umschweben!**



# Euphrosyne

## Eine Geschichte aus Goethes Tagen

## Von Grete Massé

(Fortsetzung)

Als Christiane am anderen Mittag das Theater betrat, wartete Becker, schon fertig angekleidet für die Probe, im Flur.

Vorwurfsvoll traurig sah er sie an.

„Warum hast du gestern nicht gewartet, Christianchen? Wenn ich nur gekonnt hätte, wäre ich dir gleich nachgegangen. Von jedem hätte ich mich losgemacht. Aber die Herzogin-Mutter ließ mich bitten — und die Bitten der Fürsten sind Befehle.“

„Das war nur gut, Becker. Ich hätte mir Vorwürfe gemacht, wenn Sie durch mich um das schöne Fest gekommen wären. Ich ging heim, weil ich lieber allein sein wollte. Ich hatte genug gesehen. Sie wissen, mich freuen nicht immer die Dinge, die andere freuen.“

„Hättest du nicht bleiben können, einmal auch um meinetwillen bleiben können, Christianchen? Sieh, das ganze Fest war mir vergällt, als ich dich nicht mehr fand. Ich habe dich im schönsten Schlitten fahren wollen. Ich hatte mir schon alles ausgedacht, was ich tun wollte, damit du lachen solltest. Gib mir jetzt wenigstens deine Hand zum Trost!“

Er griff nach ihrer kleinen Hand und wollte seine Lippen darauf pressen. Christiane aber entzog sie ihm.

„Nicht doch, lieber Freund, nicht doch!“ murmelte sie gequält. „Wir müssen uns eilen. Sehen Sie, Mattstedt rennt schon auf die Bühne.“

Sie hatte recht. Die Schauspieler kamen aus ihren Türen und sammelten sich hinter den Kulissen. Becker mußte ihnen folgen. Die aufgeregte und gehobene Stimmung der Kollegen ging jetzt auch auf ihn über. Die Hauptprobe hatte hier schon durchaus den Reiz und den Wert einer ersten Vorstellung. Goethe betrachtete sie als eine solche und wußte auch in seine Künstler diese Auffassung zu pflanzen. Jeder setzte sich mit voller Kraft auf seinem Posten ein; und wenn etwa ein Neuling glaubte, sich noch schonen, sich für die Vorstellung am Abend aufsparen zu dürfen, auf den fuhr aus dem Hintergrund der Loge, von wo aus er die Bühne überblickte, ein Donnerwort hernieder, daß es dem Lässigen alle Glieder durchdrang.

Christiane glaubte, als sie in die Garderobe trat, sie sei allein. Die Plätze der Kolleginnen waren leer.

Sie legte die Schifferjungentracht, die sie als Prinz Arthur im letzten Akt zu tragen hatte, beiseite und zog Barett und Wämschen für die ersten Akte, die darunter lagen, hervor.

Als sie aber ihr Kleid losnestelte, kam aus der Ecke ein tiefer, langer Seufzer.

„Wer ist denn da?“ fragte Christiane. „Ich dachte, ihr seid alle schon fertig.“

Aus dem Winkel erhob sich die lange, ungraziöse Gestalt von Malcolmis jüngster Tochter Amalie. Sie war in dem unangenehmen Alter, in dem die Mädchen nicht

Kind mehr sind und die Anmut der Jungfrau noch nicht haben. Und alle Unschön heiten dieses Alters hatten sich auf sie gehäuft. Sie konnte über sich selbst in Träne ausbrechen, wenn sie im Spiegel den Sattel der Sommersprossen auf der Nas die langen, eckigen, schlenkerigen Glieder, den mageren Hals betrachtete. Nur ih schweres dunkelbraunes Haar war schön, dessen Zöpfe sie über den Ohren aufgeste trug, um zu verbergen, wie groß sie waren.

„Male, du?“ lachte Christiane. „Dein brunnentiefer Seufzer, was wollt’ agen?“

„Du hast gut lachen, Neumann“, maulte das große Mädchen. „Wenn ich d wäre, würde ich auch nicht seufzen. Die schönsten Rollen fallen dir nur so wie rei Äpfel vom Baum in den Schoß. Die Exzellenz ließe dich am liebsten alle männliche und weiblichen Hauptrollen spielen, wenn es nur ginge. Wenn du’s nicht wär Neumann — wenn du’s nicht wärst ... Einer anderen hätte ich schon lange v Eifersucht die Haare ausgerissen!“

„Warte nur, Male“, tröstete Christiane. „Auch du kommst schließlich einmal dra Du kannst doch was!“

„Ja, hier, wenn wir allein sind, oder daheim. Aber sobald ich draußen steh steigt mir’s in die Kehle. Ich weiß es ja, daß sie mich nicht ausstehn können. Für s bin und bleib’ ich eben die lange Male. Keiner denkt dran, daß man sich mit nich hervorwagt, wenn man nicht wenigstens ein bißchen Aufmunterung spürt.“

Darauf wußte Christiane nichts zu erwidern. Das Mädchen hatte ja recht, un sie tat ihr leid. Das Publikum hatte nun einmal gegen die Jüngste der Malcolm eine Abneigung, die sich nicht wollte besiegen lassen, so eingewurzelt war sie. N in Statistenrollen verschonte man sie mit Hohn. Es war, als hätte die Kunst, d für sie, Christiane, nur Rosen hatte, für die Malcolmi nur Dornen. Das muß bitter sein.

Amalie ging zur Tür.

„Zieh’ dich an, Neumann!“ höhnte sie. „Mach’ dich hübsch! Mach’ dich schön Und dann geh’ da draußen“ — sie deutete mit dem langen Zeigefinger in d Richtung, wo die Bühne lag — „auf wie die Sonne, indes ich zuschauen darf un den Fächer halten oder die Lanze.“

Die Türe fiel hinter ihr zu.

Christiane war ihr nicht böse. Sie wußte, die Male meinte es nicht so schlim und hatte sie im Grunde lieb. Nachher kam sie wieder voll Reue angeschlichen un bettelte: „Einziges Christelchen, sei wieder gut!“ Jedesmal, wenn sie wie heute a Statistin auf die Bühne mußte, geriet sie in solchen Zustand der Erbitterung, d sie die Worte abschnellte wie Pfeile, unbekümmert darum, daß sie jemanden treffe konnten, der ihr lieb war.

Während Christiane sich schminkte und ankleidete, gingen ihr die Worte ihr Rolle durch den Kopf:

„Liebe Zeit!
Mich dünkt, kein Mensch kann traurig sein als ich.
Doch weiß ich noch, als ich in Frankreich war,
Gab’s junge Herrn, so traurig wie die Nacht
Zum Spaße bloß. Bei meinem Christentum!

Wär' ich nur frei und hütete die Schafe,
So lang der Tag ist wollt' ich lustig sein.
Und das wollt' ich auch hier, besorgt' ich nicht,
Daß mir mein Oheim noch mehr Leid will tun,
Er fürchtet sich vor mir und ich vor ihm;
Ist's meine Schuld, daß ich Gottfrieds Sohn?"

sprach sie halblaut vor sich hin.

Nein — unzufrieden schüttelte sie den Kopf —, so war es noch nicht recht. Corona hätte warnend den Finger erhoben. Das war noch unbeseelt. Die Stimme brachte die Empfindung nicht, die sie ausstrahlen sollte.

Noch einmal setzte sie probierend an:

„Das Eisen selbst, obschon nun glühend rot
Genaht den Augen, tränk' es meine Tränen
Und löschte seine feurige Entrüstung
Wohl selbst im Wasser meiner Unschuld aus;
Ja, es verzehrte sich nachher in Rost,
Bloß weil mit Feu'r es meinem Aug' gedroht.
Seid ihr denn härter als gehämmert Eisen?"

Ja — nun war es, wie es sein sollte! Kein Ton kam mehr, der nicht richtig saß. Es war wieder wie so oft. Der Anfang war noch matt, bis sie sich eingesprochen. Aber dann, nach den ersten Reihen schon, stand eine Kraft in ihr auf, die sie nicht kannte, und hob sie über sich selbst hinaus. Eine Fülle, ein Tönen und Vibrieren, das sie mit Bewußtsein hervorzurufen nicht imstande gewesen wäre, klang auf.

Sie trat vor den Spiegel, zupfte das Wämslein, das sie trug, zurecht, setzte das Barett schräger.

Ihre Augen glänzten. Ihre Lippen waren so rot. Ihr kindliches Körperchen straffte sich. Sie schüttelte die Locken und lachte sich im Spiegel an. Hei — nun glühte sie auf! Jetzt hatte sie Lust und Mut. Jetzt brauste es um sie, das Element, das ihr eingeboren war. Jetzt war der Gott in ihrer Brust erwacht, und sie war voll von allen seinen Kräften.

Und sie ging den Weg, den Amalie Malcolmi gegangen, trat hinter die Kulissen und zu Konstanze und Salisbury, ihren Mitspielern, heran, die ihr schon erwartend entgegensahen; denn die Szene, in der sie auftreten mußten, begann.

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, schlief Christiane nicht.

Sie lag auf ihrem Lager mit offenen Augen in der ärmlichen Kammer, in der alle Gegenstände deutlich hervortraten in der Helle, die sie erfüllte. In der Ecke der blecherne Waschtisch, in dessen mit Wasser gefüllter Schüssel Rosen lagen, die Becker ihr gebracht. An der Linkswand zwei Stühle und der tannene, braun angestrichene Schrank, in dem ihre Kleider hingen. Seine Tür, die sie wahrscheinlich nicht fest ins Schloß gedrückt, stand halb offen, so daß sie ihre Kleider darin alle sehen konnte: das geblümte, das einige Tage vorher der Regen durchnäßt, das blaue Hauskleid, in dem Becker sie so gerne sah, und das hellgrüne, mit Tollen und

Rüschen, die Hauptzierde ihrer Garderobe, ihr Festkleid, das sie auch anlegte, wenn sie auf der Bühne, vor Beginn des Stückes, hervorzutreten hatte, um die Prologe zu sprechen.

Die Wände waren kahl. Nur ein Jugendbildnis ihres verstorbenen Vaters, der auch Schauspieler gewesen, hing daran, und über ihrem Bette ein Kruzifix.

Jede Stunde, die sie so schlaflos lag, hörte sie fern und vernehmlich und sonderbar in dieser feierlichen Nacht die Schloßuhr schlagen.

Durch das unverhangene Fenster kam das Mondlicht, lag in bleichen Flecken auf dem Fußboden und umglänzte ihre Hände, die gefaltet auf der Bettdecke ruhten.

Ihr war zumute, als sei sie gestorben, und läge, zu einem neuen schönen Leben erwacht, auf einer Wiese des Paradieses, zu Füßen eines ewigen Baumes, von dem ein Duften, ein tröstliches Hauchen endlos auf sie niederging.

Ihr Herz war so leicht, so beruhigt in sich.

Sie war ein seliges, seliges Geschöpf, das keine unerfüllten Wünsche mehr quälen konnten. Das Höchstmaß für Menschen faßbaren Glückes hatte sie ja empfunden in dem Augenblick, als Goethe sich über sie neigte und sein Mund im Kusse auf ihrem armen, bebenden Munde lag.

Wenn sie jetzt an das Erlebnis des Vormittags dachte, fragte sie sich selbst, ob es Wirklichkeit gewesen oder nur ein Traum. Sie wußte alle Einzelheiten gar nicht mehr genau. Alles war unwesentlich geworden. Nur der Augenblick, in dem sie in Goethes Armen erwacht, stand unvergessen in ihr, ein unzerstörbarer Stern, der nicht erlöschen kann.

Sie hatte gespielt, ja, das wußte sie. Wie sie aber gespielt, das wußte sie nicht mehr. Da man sie nicht anrief, sie nicht verbesserte, mußte es nicht schlecht gewesen sein.

Bei ihrem zweiten Auftreten war Goethe auf der Bühne und die Statisten, die die Wärter vorzustellen hatten, die dem Kämmerer Hubert die Stricke und das glühende Eisen bringen, mit dem Prinz Arthur gebunden und geblendet werden soll. Er wies sie an, wo sie zu stehen hatten, zeigte ihnen, wie sie herantreten sollten.

Hatte nun seine Gegenwart Christiane verwirrt? War eine plötzliche Ermattung, ein Versagen der Nerven über sie gekommen? Sie fühlte es gleich selbst, daß sie das Entsetzen, welches sie als Arthur vor diesem Eisen zeigen sollte, nicht so packend herausbrachte, wie sie es gewollt. Da hatte Goethe dem Kämmerer die glühende Zange aus der Hand gerissen und war, um ihr die Situation schärfer als es dem Darsteller des Hubert vermocht, deutlich zu machen, mit dem Eisen in der Hand grimmigen Blickes auf sie zugegangen — —

Noch nie hatte sie diese geliebten großen dunklen Augen mit einem Ausdruck der Grimm und Schrecken ausstrahlte, auf sich gerichtet gesehen. Immer hatten sie gütig und freundlich sie angeschaut.

Da packte sie das Entsetzen, das sie spielen sollte, mit wirklicher Gewalt. Sie schwankte auf ihren Füßen, warf die Arme hoch und glitt bleich und ohnmächtig zu Boden.

Ihre Bewußtlosigkeit konnte nur einen Augenblick gedauert haben, denn sie hörte schon, daß man nach Wasser rief, um ihre Schläfen zu netzen.

Als sie die Augen öffnete, sah sie, daß Goethe, ganz Mitleid und Sorge und Güte, neben ihr kniete. Sein Arm stützte sie. Ihr Haupt lehnte an seinem Knie.

Und als sein strahlendes Auge den vollen Blick zärtlich und liebreich und väterlich in den ihren senkte, da ward ihr Herz frei. Ihr Blick hielt Zwiesprache mit seinem Blick und sagte alles — — und alles, was schwer gewesen, ward leicht, alles Dumpfe ward himmlisch rein, alles Düstere, wolkig Quälende hell und zart wie Ätherluft.

Da griff sie, noch halb von Bewußtlosigkeit umfangen, nach seiner Hand, drückte voll Ehrfurcht ihre Lippen darauf, richtete sich mühsam empor und reichte, Verzeihung erflehend, ihm den Mund zum unschuldigen Kusse.

Und als sie so, sich ganz nahe, sein starkes, gutes Herz schlagen spürte, und seine Lippen auf den ihren fühlte, da schwand das wilde, qualvolle Brennen in ihrer Brust, von dem Corona sagte, daß es verbrennt.

„Nun ist es gut, mein Vater — nun ist es gut", hatte sie selig gehaucht, leise, so leise, daß es nicht einmal sein Ohr mehr vernahm.

Dann half er ihr empor.

Die bestürzten Kollegen drängten sich heran. Amalie Malcolmi mit ängstlich besorgten Mienen netzte ihre Stirn, ihre Schläfen mit Wasser, Becker, vor Schreck blasser als sie, die ohnmächtig Hingesunkene, brachte ein Glas Wein.

Und dann spielte sie weiter.

Die kleine Szene war rasch vergessen.

Nur von ihr nicht. Sie lag wach und dachte daran die ganze Nacht. Und glaubte noch den Glanz seines dunklen Blickes auf sich ruhen zu fühlen — lange — — lange —

* * *

Und die Tage kamen und gingen weiter und waren Alltagstage. Aber nicht für sie. Ihr schienen sie Kronen zu tragen und königliche Gewänder. Und die Hände schienen sie auszubreiten und eine Fülle von Segen zu verstreuen. Und dieser Segen lag sichtbar auf ihr. Ihr knospendes Innenleben entfaltete seine Blume und ihr Künstlertum ward aus einer Hoffnung zu einer Vollendung.

Es war, als wäre durch die beruhigte Liebe, die sich aufgelöst zu einem Gefühl kindlicher, dankbarer Verehrung, ihr Können erst ganz frei geworden. Als breite es Flügel aus und trage sie zu Höhen, zu denen sie sonst sich nicht emporgehoben.

Corona verbesserte sie nicht mehr und gab auch keine Anweisungen. Sie fühlte, Christianes Lehrzeit war zu Ende; die Tage der Meisterschaft begannen. Das, was in ihr jetzt blühte und wuchs, mußte man werden lassen auf die ihm eigentümliche, besondere Art. Der Funke des Genies glomm düster auf in den sanften, braunen Augen des Mädchens. Das sah sie. Und keine Begrenzung gab es mehr für ihre Ausdrucksmöglichkeit. Sie traf den Ton der Tragödie und hatte das quellfrische, goldene, schwingende Lachen der Heiterkeit, das so selten und so köstlich ist.

Für Heinrich Becker war diese neue Christiane ein Rätsel, um dessen Lösung er sich kein langes Kopfzerbrechen machte.

Er spürte nur, daß sie endlich, endlich anfing, sich seiner Gegenwart bewußt zu werden, daß sie immer zutraulicher wurde, ihn oft neckte mit einem Unterton von Zärtlichkeit — — das war ihm genug. Auch war ihre früher oft ungleichmäßige

Laune einer steten Freundlichkeit gewichen. Die tat allen wohl, ihm, der Mutter, der Schwester, den Kollegen.

Warum auch hätte Christiane jetzt nicht voll Ruhe und Freundlichkeit sein sollen?

Das Zehrende und Verzehrende in ihr, die Überspannung ihrer Seele war ja gelöscht und ausgeglichen. Das war gewesen wie ein dörrender Sonnenbrand im Juli, unter dem die Blüten abfallen und das Gras gelb wird.

Das schöne, kindliche, anbetende Vertrauen zu Goethe aber, das jetzt sanft und köstlich ihre Brust füllte, war wie der klare Segen des Herbstes, in dessen gemäßigter Glut die Trauben reifen und das Korn so prall wird, daß die Sense es mähen muß.

Man fing an, sie zu den weimarischen Gesellschaften heranzuziehen. Sie hatte doch jetzt die Kinderschuhe ausgetreten und war ein holdes Mädchen geworden, dem man seine Huldigungen auf andere Weise als durch in das Täschchen gepfropfte Leckerbissen oder durch ein riesengroßes Pfefferkuchenherz und durch Streicheln der braunroten Locken dartun mußte.

Die lebhafte, immer schwärmende, ewig verliebte Geheimrätin v. Schardt, Frau v. Berlepsch, die Gräfin Bernstorff, der Generalsuperintendent Herder und seine gelehrte Frau, der reiche Engländer Charles Gore zogen sie in ihr Haus, zu ihren Teegesellschaften, ihren Malzirkeln, den Vortragsnachmittagen und Redouten heran. Da kam Christiane nicht nur mit den Einheimischen, mit Einsiedel und Bertuch, Seckendorf und Amalie v. Imhof, mit Rat Krauß, Henriette v. Knebel, dem Grafen Brühl und Goethes Freund Heinrich Meyer zusammen. Sie lernte auch die zahlreichen Fremden, die Livländer und Polen, Franzosen und Engländer kennen, die der Ruhm der kleinen deutschen Fürstenstadt, die Kultur und feine Geselligkeit ihrer Gesellschaft, die der Hof und das strahlende Gestirn Goethes herbeigelockt, und hatte Gelegenheit, berühmte Gäste aus Deutschland: Sophie Laroche, Wilhelm v. Humboldt, den Züricher Propheten Lavater, Kotzebue, den durch seine vielen und vielgespielten Theaterstücke bekannt und reich Gewordenen, den Dichter Jean Paul und andere von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Auch ins Schloß lud man Christiane manchmal ein. Anna Amalie war schon immer ihre Gönnerin gewesen und hatte ihre künstlerische Entwicklung mit Verständnis und Anteilnahme begleitet. Zu den Hoffestlichkeiten natürlich konnte die Herzogin trotz ihrer Freisinnigkeit das Schauspielerkind nicht einladen; aber zu den intimen Zirkeln in ihren eigenen Zimmern wurde Christiane dann und wann gebeten. Dann saß man um den Tisch und zeichnete, oder las ein Stück mit verteilten Rollen. Oder man musizierte, oder die Herzogin ließ Ketten und Gemmen, Bronzemedaillen und antike Marmorarten, die sie von ihrer italienischen Reise mitgebracht hatte, von Hand zu Hand gehen und wußte von jedem Stück, das betrachtet wurde eine hübsche Anekdote über seine Erwerbung zum besten zu geben.

Einmal begann sie sogar Christiane zu malen. Es sollte ein Brustbild werden in Öl auf Holz gemalt. Ganz prächtig gelang der Fürstin das weiche, kindliche Gesichtchen mit den dunklen Augen und dem flimmernden Kraushaar, der Ton des gelblichen einfachen Kleides mit den aufgeschlitzten Ärmeln, das Kettchen um den Hals und die langen Ohrringe in den feinen kleinen Ohren.

Dann aber, kurz vor der Vollendung, erlahmte der Eifer der Herzogin. Das Bild wurde von der Staffelei genommen und mit dem Gesicht der Wand zugekehrt. So geriet es in Vergessenheit, obwohl Anna Amalie immer versprach, es zu vollenden, sobald sie Zeit dazu gefunden.

Der einzige, dem dieses Leben in der vornehmen Gesellschaft nicht behagte, war Heinrich Becker.

Er sprach zu ihr davon an einem Frühlingsabend, an dem sie von einem Spaziergang heimkehrten.

Sie gingen entlang an der still dahinfließenden Ilm, auf deren Wasserspiegel sich Weiden und Erlen neigten.

Die Silberscheibe des Mondes stand in einem Schild von hellem Perlgrau, dessen Rand von einem Bogen starkleuchtenden Dunkelbrauns begrenzt war. Die Dämmerung webte über den Wiesen. Ein frischer, starker Duft, der Atem der neu erwachenden Erde, entströmte ihnen.

Becker und Christiane gingen langsam dahin. Ein langes Schweigen war zwischen ihnen gewesen, das zu brechen jeder sich scheute.

Christiane ließ manchmal unbemerkt den Blick auf Becker ruhen. Ein Radmantel umschloß seine große, schwerfällige Gestalt. Den Hut hatte er vom Kopf genommen, so daß der Wind ihm ungehindert um die Schläfen streichen konnte.

Sie sah, er war blaß. Und um den Mund lag ein Zug der Qual, den sie kannte. An sich selbst, in ihrem eigenen Antlitz hatte sie ihn früher gesehen, wenn sie die Sehnsucht zu Goethes einsamem Gartenhaus getrieben hatte und sie dann beim Heimkommen am Spiegel vorbeikam.

War nun in ihres guten Freundes Herzen das Licht, das verbrennt?

„Warum sprechen Sie nicht, Becker?“ sagte sie endlich. „Sagen Sie doch etwas. Erst haben Sie sich beklagt, daß ich so lange keinen Spaziergang mit Ihnen gemacht, und nun sind Sie so einsilbig!“

Der Mann seufzte. „Ich weiß, Christiane, ich bin ein öder Gesell. Ich kann nicht so parlieren und witzeln und zierliche Komplimente drechseln, wie die Grafen und Kammerjunker, von denen du dich jetzt begleiten läßt...“

„Das ist nicht recht, Becker, das verdiene ich nicht!“ sagte Christiane stolz. „Wenn mich einer der Herren heimbegleitet, so ist das eine Höflichkeit, die ich nicht zurückweisen kann. Das wissen Sie recht gut. Auch ist es immer eine ganze Gesellschaft, die den Weg an unserem Hause vorbei nimmt...“

Becker bereute. War er schon so von Dämonen besessen, daß er Christiane verdächtigte? War sie nicht die einzige unter den Kolleginnen, an die sich auch kein Tröpfchen des Klatsches, der sich so üppig durch die Kleinstadt Weimar hindurchwälzte, versprengte? War nicht gerade das mit ein Grund seiner Liebe zu ihr gewesen, daß zwischen diesem Mädchen und aller Umwelt trotz ihrer Freundlichkeit immer etwas wie eine Wolke war, die sie absonderte von den andern, sie höher stellte?

„Verzeih, Christiane! Ich wollte dir nicht weh tun. Wenn einen der Schmerz überkommt, ist's, als ob der Teufel einen packt. Früher kam niemand in euer Haus außer mir. Zu keinem gingst du außer zur Corona oder ins Theater. Jetzt bist du befreundet mit aller Welt. Dann nickt's bei dir zur Tür herein, dann zum Fenster.

Kaum sitzest du am Tisch, kommt ein Lakai mit einer Einladung oder eine Mamsell mit einer Bestellung von dieser oder jener Madame. Und wenn ich komme, bist du ausgeflogen. Und ich kann schon froh sein, wenn nur noch deine kleinen Schuhe da stehen, die du ausgezogen, oder wenn auf dem Schal, den du abgeworfen und über die Stuhllehne gehängt, ein kupferglitzerndes braunrotes Haar von deinem Haupte liegt..."

„Trotz allem bin ich noch Ihr Christelchen, das nicht vergessen hat, wie Sie es immer umsorgt und gehegt", sagte Christiane einfach und innig. „Das alles trennt mich nicht von Ihnen, Becker. Ich komme doch immer wieder zurück ins Haus. Und da allein sind die Menschen, die mir teuer sind. Die Mutter, die Schwester — und Sie..."

„Ist das wahr, Christelchen, ist das wahr?" jubelte Becker. „Ach, dann geh' nur, geh' nur, so viel du magst! Jetzt, wo du mir das gesagt hast, werde ich immer denken: Die Menschen da auf dem Parkett, unter den Kronleuchtern, die kennen ja die wahre Christiane gar nicht. Die kennen nur wir hier daheim. Nur unser ist sie — und keines Wesens sonst..."

Vorm Einschlafen, als sie sich fest in ihre Decke wickelte, denn es war eine kalte Nacht, dachte Christiane noch über Beckers Worte nach.

„Wie seltsam ist es," dachte sie, „daß er jetzt meint, der Verkehr mit den Schardts oder den Knebels, den Brühls oder den anderen trennte mich von ihm! Die alle bleiben mir ja fern, werfen keinen Schatten in mein Herz und keinen Glanz. Aber als ich wirklich von ihm getrennt war — durch das Meer einer Ewigkeit von ihm geschieden —, als ich Tag und Nacht nichts vor mir sah als jene Jupiter-Augen, die nur einmal in der Welt sind — da hat er nichts davon gemerkt. So gehen die Menschen immer aneinander vorbei und reden aneinander vorbei und verstehen sich nicht.

Kurz nach diesem Spaziergang erkrankte Christiane schwer. Das war um so bedenklicher, als kurz vorher auch die Mutter bettlägerig geworden. Christianes Schwester war nicht eben eine sehr besonnene, tatkräftige Natur. Wenn ihr das Gleichmaß ihrer Tage nur im geringsten gestört war, verlor sie vollends den Kopf.

So wäre es um die beiden Kranken traurig bestellt gewesen, wenn nicht Becker stillschweigend und tatkräftig eingegriffen hätte. Er ging wie ein geschulter Pfleger zwischen den Krankenbetten hin und her, und seine große Hand war bei allen Diensten zart und behutsam wie die einer Frau.

Die Mutter erholte sich bald. Um Christiane aber stand es schlimm. Sie hatte ein schweres Nervenfieber. Die Miene des Arztes, der sie behandelte, wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Das Fieber tobte in dem zarten Körper und schien ihn niederringen zu wollen. Wenn ihre Augen sich öffneten, hatten sie den leeren Ausdruck, als seien sie von Glas. Wenn Becker nach der Hand der Kranken griff, um ihren Puls zu fühlen, spürte er, wie dünn der Arm geworden war, so daß man glauben konnte, es sei ein Kinderärmchen.

Der Mann rang um das teure Leben stündlich mit dem Tod. Er wich Tag und Nacht nicht von dem Lager, auf dem zerstört und fiebernd lag, was seinem Leben einzig Wert verleihen konnte. Er hatte Christiane immer geliebt, sie vom ersten Augenblick an geliebt, da sie — ein Kind noch — im kurzen Röckchen und mit losem

Haar zwischen den Kollegen auf der Bühne erschien und schon damals die andern durch die Genialität ihres Talentes überstrahlte. Mit ihrer Frische und Unbefangenheit, mit der Lauterkeit ihres Wesens war sie wie eine Waldblume, die er hätte forttragen mögen in Stille und Kühle, wo keine sengende Sonne, kein Staub sie treffen konnte. Jetzt aber — da der Tod nach Christiane griff — fühlte er erst, wie tief verwurzelt sein Herz mit ihrem Herzen war. Ja, es war ihm, als müßte auch das seinige im selben Augenblick aufhören zu schlagen, wenn ihres nicht mehr schlug.

Doch die bangen Tage und Wochen nahmen ein Ende. Der Arzt konnte Becker versichern, daß die Krisis überstanden war. Das tat er mit einem Aufatmen; denn es war ihm eine Qual gewesen, täglich in das hoffnungslose Gesicht des Mannes sehen zu müssen.

In einer der folgenden Nächte übermannte Becker der Schlaf. Die Natur, der er abgetrotzt, was ihr nur abzutrotzen war, verlangte jetzt endlich ihr Recht. Sein Kopf sank an die Lehne des Stuhles, auf dem er wachend an Christianes Lager gesessen. Seine Augen schlossen sich.

Als aber die seinen sich geschlossen, öffnete Christiane zum erstenmal wieder ihre Augen mit Bewußtsein.

Langsam taten sie sich auf, blickten in den Raum, ohne zu unterscheiden, zu erkennen. Ferne schlug die Schloßuhr die fünfte Morgenstunde. Christiane zählte mechanisch und langsam: Eins — zwei — drei — vier — fünf. Dann war es still, ganz still.

Nein — doch nicht. Ein Atem außer ihrem eigenen ging durch die Kammer. Mühsam wendete sie das Haupt. Da saß ja Becker und schlief. Was bedeutete das? Und ihr Kopf war so schwer, und auf dem Tischchen neben ihr standen Medizingläser und Thermometer und Wein — —

Wer war krank?

War sie selbst krank gewesen? Sie lag und grübelte. Dann schlossen sich ihre Augen wieder vor Schwäche, um sich nach kurzer Zeit von neuem zu öffnen.

Und da erinnerte sie sich an dieses und jenes, fand einen Faden, spann ihn weiter und reimte sich zusammen, was ihr etwa noch fehlte an ihrem Gedankengespinst. Unzweifelhaft — sie war sehr krank gewesen. Lange? Ach, sie wußte es nicht. Und Becker hatte sie gepflegt, Tag und Nacht wahrscheinlich. Warum saß er sonst jetzt da und schlief und merkte nicht, daß sie wachte? Auch war es ihr auf einmal, als erinnere sie sich nun, in ihren Fieberträumen sein Gesicht gesehen, seine Stimme mit ihrem guten, beruhigenden, tröstenden „Christianchen! Liebes Christelchen!" vernommen zu haben.

Ihr Blick lag groß auf seinen Zügen.

Das spürte er im Schlaf. Er rührte sich, erwachte und richtete sich auf.

Er wagte an das Glück nicht zu glauben, als er Christianes offene, klar gewordene Augen sah. Er neigte sich, um sich zu vergewissern, näher zu ihr. Nein — es war wirklich keine Täuschung, Christiane sah ihn an. Und jetzt ging etwas wie der Abglanz eines Lächelns über ihre Züge. Sie streckte die noch so schwache Hand aus und griff nach der seinigen.

„Gott sei gelobt und Dank!" sagte er aus tiefster Brust. „Gott sei gelobt und Dank!"

Dann schlief Christiane wieder ein.

Er aber saß jetzt wach, ihr bleiches Händchen in seiner starken Rechten, und sah, wie die Morgenröte kam und die Kammer mit einem zart zerfließenden rötlichen Dufte erfüllte.

Und als die Mutter mit ängstlich besorgtem, fragendem Blick hereintrat, da sagte er: „Nur guten Mutes. Wir sind über den Berg!"

Christiane genas.

Da die Gewalt des Fiebers gebrochen und ihre Natur im Grunde trotz aller Zartheit doch voll Jugend und Kraft war, genas sie überraschend schnell. Und Becker sah mit Freude, wie ihr blasser Mund sich wieder rötete und auch ihre Wangen Farbe bekamen.

Als sie zum erstenmal das Bett verlassen durfte, trug er sie hinüber ins Wohnzimmer und setzte sie aufs Sofa nieder. Dann kniete er vor ihr, schob ein Schemelchen unter ihre Füße, legte eine Decke über ihre Knie.

Plötzlich fühlte er zwei zarte kindliche Arme seinen Hals umschlingen, und Christianes Stimme flüsterte ganz nahe an seinem Ohr: „O, du Lieber, ich weiß es recht gut, wem ich's zu danken hab', daß sie mich nicht herausgetragen im schwarzen Sarg. Ich will es dir danken mein Leben lang."

„Christianchen," schluchzte er, „Christianchen, ich weiß es ja, ich Ungeschlachter verdiene nicht ein solches Geschöpf, wie du es bist! So herrlich! So rührend! So sanft und unschuldig! Aber besser lieben als ich kann dich kein Mensch auf der Welt! Und glücklicher als ich kann durch dich kein Mann werden! Könntest du — könntest du meine Frau werden? Das wollte ich dir danken mein Leben lang!"

„Ja, Heinrich — ich kann's. Ich kann's gerne, ich kann's froh, denn ich weiß, einen Treueren als dich fände ich nicht auf der Welt."

Er küßte ihre abgezehrten Hände, die lieben Augen, den kleinen Mund und wußte aus der Fülle seines bewegten Herzens nichts anderes herauszustammeln, als immer nur wieder: „Mein Christelchen! Mein Christelchen!"

(Fortsetzung folgt)



# Offne Himmel

## Von Gustav Renner

**Über all die roten Dächer fluten**
**Goldne, langgezogne Glockentöne,**
**Und das Herz fängt wieder an zu bluten,**
**Daß es mit dem Leben sich versöhne.**

**Hände, die aus sel'gen Fernen winken,**
**Stimmen, die mit Sehnsuchtsworten rufen!**
**Offne Himmel mir entgegensinken,**
**Und ich steige wie auf goldnen Stufen.**



# Hausbuch

## Heimgedanken von Friedrich Lienhard

(Fortsetzung)

Diese zwei Kapitel sind aus einem scherzhaften Zwischenspiel. Das erste stand in einem Weimarer Almanach und ist in Bülows Auswahl „Von Weibes Wonne und Wert“ (Leipzig, Koch) aufgenommen; das andere ist bisher ungedruckt. Wir brechen damit unsere Proben aus dem „Hausbuch“ einstweilen ab.

Es sind schon etliche Jahre her, da hielt ich vor versammelten Heimchen — so will ich einmal kurzweg die jungen Damen der Töchterheime nennen — im Erholungssaale zu Weimar einen Vortrag. Das Pult war ziemlich hoch; man mußte ordentlich klettern, um hinaufzugeingen. Doch von oben hatte man die angenehmste Aussicht: man schaute in einige ierhundert oder fünfhundert junge Mädchengesichter.

Ich erzählte der holden Versammlung, wie ich einmal ins Land der Troubadours ereist bin, in die Provençe, wie ich den liebenswürdigen greisen Dichter Frederic Nistral besucht, wie es mich weitergetrieben nach den Pyrenäen und zuletzt nach em seltsamen Berg Montserrat bei Barcelona in Spanien. Nun sprach ich vom Sinnbild des heiligen Gral:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt“ — —

Lohengrins Gesang tönte an. Ich deutete den tieferen Sinn des heiligen Zeichens nd las dann den dritten Akt meines Wartburg-Dramas „Heinrich von Ofterdingen“, vo man sich über den Gral auseinandersetzt. In uns selber, in jedem reinen Herzen, nuß des Grales Leuchtkraft glühen ...

So sprach ich zu dieser versammelten Anmut ...

Später einmal, durch die Straßen Weimars ins Freie wandelnd, sann ich über ie Eigentümlichkeit dieser dichterisch verklärten Stätte nach und sprach also zu neiner mich begleitenden lieben Lebensgefährtin: „Sieh, es ist doch sehr sinnig, aß sich gerade in der Stadt Goethes, des immer Liebenden, so viel jugendliche Veiblichkeit zu sammeln pflegt. Ist dieser geheimnisvolle, unbewußte Zug nach Veimar nicht eine allerliebste Wanderung? In Weimar wohnen ausklingende Nenschen — pensionierte Beamte, Offiziere und dergleichen — unmittelbar neben verdenden Menschen: neben dieser zwitschernden Jugend, die uns vor Trübsinn nd Erstarrung bewahrt. Zu welcher von beiden Gattungen gehören eigentlich vir zwei?“

„Zu beiden“, erwiderte die Immer-Junge. „Ist nicht Weisheit und Liebe im chönen Bunde dein Ideal? Weisheit ist mehr bei den Alten, Liebe auch schon bei en Jungen — und wer ein echter Mensch ist, der hat beides, so daß man es gar icht trennen kann, das junge Herz und den reifen Kopf.“

So etwa mag die Vortreffliche mit etwas anderen Worten gesagt haben; e philosophiert sonst nicht gern, sondern lebt, liebt, sorgt als rechte Haus- und Herzensfrau.

„Gesetzt, hier wohnt nun aber einer, der nur an Liebe wächst, doch nicht an Weisheit?“

Wir waren an ein reizendes Häuschen gekommen, an ein geradezu zauberhaft umgrüntes einsames Häuschen mitten in entzückenden Gärten, die mit Obst, Stauden, Blumen, Gemüsen überfüllt waren. Es ist am gänzlich unklassischen Ende Weimars, wo Lerchen und Westwinde über sacht ansteigenden Feldern und Wiesen verträumte Wandrer grüßen. Ein rundlicher Turm schaut irgendwo herunter in dieses bescheidene Tälchen, das nicht von der Ilm, sondern von irgendeinem namenlosen Wässerchen genetzt wird. Zwei Feldwege treffen sich just an diesem eckigen wunderlichen Baugebilde mit seinen grünen Läden, seinem zierlich kleinen Zaun und ein paar Blumentöpfen in den Fenstern. Es ist ein Waldhäuschen aus Grimms Märchen. Pressen nicht die drei Männlein im Walde ihre drolligen Gesichter an die Scheiben? Wohnen hier die sieben Zwerge? Steht da irgendwo Schneewittchen am Waschtrog?

„Hier wohnt Franz Labsal“, erklärte ich meiner Frau.

„Wer ist Labsal?“

„Labsal? Du kennst Franz Labsal nicht? Nun, er ist — was ist er gleich? — er ist natürlich Musiklehrer; er spielt die Laute, macht Verse und ist immer verliebt, obwohl er nimmer jung ist. Ihm haben's Weimars Backfische angetan. Siebenmal war er verlobt — und siebenmal hat er die Verlobung seufzend wieder aufgelöst. Denn in seinem zärtlich liebevollen Gemüt fürchtet er, es könnte neunundneunzig andere junge Mädchen kränken, wenn er sich gerade mit der hundertsten und nicht mit jenen verlobt. Und jemanden betrüben? Nein, das bringt er nicht fertig. Necken, scherzen — ja, das tut er seelengern. Denn er ist fast immer vergnügt. Und die Neckreime schüttelt er nur so aus dem Ärmel. Zum Beispiel neulich, als eine Schar der Heimchen hier vorüberging, schrieb er sich flink ins Notizbuch:

„Zwei und sechs und acht und zehne
Trippeln sie an mir vorbei,
Wenn ich mich verlassen wähne,
Daß ich nicht verlassen sei.
Reih' an Reihe, hold vorüber,
Wie ein reizendes Gedicht —
Ach, mir wird mein Auge trüber:
Habt mich lieb, doch neckt mich nicht!“

„Was sagten denn da die Mädchen?“ fragte die Meine, die mich fest am Arm hielt, vergnügt, daß sie nicht zu den neunundneunzig gehörte.

„Was sie sagten? Dieses etwa sagten sie:

Necken, Labsal? Zu beglücken
Sind wir auf die Welt gesandt!
Doch zum Schauen, nicht zum Drücken,
Für den Blick, nicht für die Hand.
Willst du denn die Elfen fangen?
Und begehrt man gar das Licht?
Freue dich an unsren Wangen,
Aber, Freund, begehr' uns nicht!

Siehst du, das sagten sie. Und eine von ihnen, die immerhin mit der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung rechnete, fügte altklug hinzu:

Oder willst du eine nehmen
Als dein frauliches Gemahl?
Gut, dann mußt du dich bequemen
Nicht zur Lust nur, auch zur Qual.
Denn dem spielenden Genießen
Wird das Höchste nicht zuteil —
Nur aus Kampf und Arbeit sprießen
Seligkeit und Seelenheil."

„Ein kluges Geschöpf, dieses Heimchen", meinte meine Frau und lächelte ob des Reimtalents unsrer Weimarer Jugend.

„Nicht wahr? Ja, das mein' ich auch. Aber siehst du, Labsal ist ja nicht ganz allein: er hat bekanntlich seine herzige, fürsorglich den Sohn hegende Mutter bei sich in diesem Häuschen. Er wohnt nämlich oben, sie wohnt unten. Sie plättet und näht — horch, hört man da nicht eine Frauenstimme in der verzauberten Hütte? — Sie hat das drolligst-liebenswürdigste Runzelgesicht von der Welt. Und unter uns: sie ist manchmal eifersüchtig, sie schmollt dann ein wenig mit dem flatternden Sonderling. Da versetzte er ihr neulich aus dem Stegreif folgenden Reim:

Mütterchen, sei nicht verdrießlich,
Daß ich immerdar verliebt bin!
Ist es etwa mehr ersprießlich,
Wenn ich mürrisch und betrübt bin?

Zöpfchen und Matrosenkragen
Sind mir nun 'mal herzerquicklich.
Aber will ich's fröhlich sagen,
Schiltst du gleich, das sei nicht schicklich.

Ihr fünfhundertsechsundsechzig
Mägdlein aus den Töchterheimen!
Ach, nach etwas Liebe lechz' ich —
Doch begnüge mich mit Reimen.

Und zum Dank willst du noch schelten,
Mütterchen, und zankst mich tüchtig?
Herzensmuttel, laß mich gelten!
Oder — bist du eifersüchtig?!

So hat Labsal seine Mutter angedichtet, worauf sie beschämt das Plätteisen ergriff und bloß noch murmelte: ‚Bist halt ein Hansnarr!' — ‚Aber ein lieber!' versetzte schlagfertig Franz der Reimer und gab dem treuen alten Gesichtchen zwei Küsse, mit den Worten: ‚O Mutter, nimm es ohne zu höhnen hin, daß ich verliebt in alle Schönen bin!'"

„Halt ein!" lachte mein Weib. „Dies Labsal-Häuschen hat ja ganz bedenklichen Zauber und steckt dich an. Gewiß hat hier auch der Maler Spitzweg gewohnt!"

„In dieses letzte Häuschen Weimars“, sprach ich feierlich, „hat sich die Anmut geflüchtet. Hier sitzt sie, aus der rohen Zeit des Hasses und der Sorgen verbannt, wie Aschenbrödel, wie das verzauberte Dornröschen. Geh' behutsam vorüber, sonst äugelt Franz Labsal aus dem Fenster und dichtet auch uns an. Der Maler Spitzweg ist bei ihm zu Besuch; der Geist des griechischen Dichters Anakreon sitzt auf dem Fensterbrett; ebenso der Lichtleib des persischen Poeten Hafis. Sie haben schon den reimfrohen Dichter Wieland und den sprühenden jungen Goethe beflügelt, die in diesem Häuschen ihre besten —“

„Nein, nun nicht weiter!“ rief meine Gute. „Sonst wird die Goethe-Gesellschaft bei der nächsten Tagung hier eine Tafel anbringen, du Übermut!“

„Dichten ist ein Übermut, heißt's im Westöstlichen Diwan“, bestätigte ich gern.

„Bloß Übermut? Nicht noch viel mehr Ernst? Du sagtest vorhin, es könne jemand an Liebe zu- und an Weisheit abnehmen. Ist das möglich? Das wäre doch recht traurig. Und ich beneide wahrlich die sogenannte Immer-Verliebtheit deines Labsal ganz und gar nicht. Siehst du, hier hangen alle Bäume voller Herbstfrüchte. Es kann doch nicht immer Frühling bleiben!“

Nun ward unser scherzendes Gespräch immer ernster.

„Du hast sehr recht, mein Lieb“, sprach ich zur Trefflichen. „Und wer zumal in dieser Zeit der großen deutschen Not nicht aus Neckerei oder Zärtlichkeit sofort in den edelsten Ernst übergehen kann, der taugt nicht viel. Pflichttreue über alles! Die Würde einer ernsten, ja frommen Lebensauffassung bildet den Stamm, aus dem die Rosen der Anmut wachsen. Wie heißt Schillers Aufsatz? Würde und Anmut! Beide gehören zusammen. Ach, und ein immerblauer Sommerhimmel, ein leidlos Leben, ein bloßes Reim- und Reigenspiel — wäre das auf die Dauer zu ertragen? Du weißt, was Goethe vom Regenbogen sagte: Wenn er eine Viertelstunde am Himmel steht, schaut ihn kein Mensch mehr an. Und wenn einer nur neckt, nur tändelt, nur mit der Liebe spielt, statt wahr und tief und dauerhaft zu lieben — nein, Liebste, dann ist er wahrlich kein Labsal für seine Mitmenschen, auch wenn er etwa Labsal heißt. Wahre Liebe ist auch immer wahre Weisheit: denn mit zartestem Spürsinn weiß sie das geliebte Wesen zu betreuen, zu erfreuen, mit ihm zu leiden und zu arbeiten, nicht nur zu tändeln wie Freund Labsal.“

„Heißt er denn Labsal? Wohnt er denn in jenem Häuschen?“

„Sagt' ich das? Sonderbarer Einfall! Das alles kommt von dem Vortrag, den ich vor vierhundert jungen Gesichtchen gehalten habe.“

Wir waren über alledem in der stillen Allee vor unserm Hause angelangt, über dessen Pforte das Sinnbild des Rosenkreuzes beide Seelenkräfte verbindet: Würde und Anmut — Ernst und Liebe.

## Die Hafisgesellschaft

Unter uns gesagt, Freunde: er hat sich von der Welt zurückgezogen, weil si der inneren Würde und äußeren Anmut bar ist. Er spricht das nicht aus; er nenn die Welt weder schlecht noch häßlich; das klänge ja nach Beleidigung, und er beleidigt niemanden, bittet eher um Entschuldigung, daß er überhaupt da ist, daß e sich aus Versehen just in der Gegenwart in Weimar verkörpert hat, statt in de

unmittelbaren Nachbarschaft Goethes — oder noch viel ferner unter Perikles und Platon an den Ufern des Ilissos, in Eleusis, auf Salamis oder weitab in den besten Tagen von Bagdad.

Und weiter ins Ohr gesagt: er läßt keine Verse drucken, weil ihm das viel mißbrauchte Papier leid tut. Er ist aus Versehen in die Literatur geraten wie auf die Welt überhaupt; er wollte nur neugierig aus reinlicheren Gestaden ein wenig hereinlauschen, wie ein Statist am Vorhang — und flugs war er vollends da und wischte den Himmel aus den Augen und kam lebenslang aus einem wehmütigen Staunen nicht mehr heraus. Erst sprach er dies-Erstaunen in Versen aus; da kamen die Nüchterlinge und zupften daran herum und schwatzten ihre Albernheiten, wie sie ja alles zerschwatzen und das edle Weh dahinter, das jeder hieher verwehten Himmelsseele innewohnt, gar nicht spüren. Nun gut, so schwieg er also und legte seine Seufzer und Jubel in die Schublade. Da liegen sie noch. Und er steht neben der Literatur, die Hände in den Hosentaschen, und pfeift sein Lied den Staren vor, die am Nistkasten des benachbarten Birnbaums verwundert in Einsiedlers Treiben herabzwitschern ...

Von wem sprech' ich denn gleich? Ich spreche natürlich von Franz Labsal. Es ist in die Öffentlichkeit durchgesickert, daß er am ebenso unklassischen wie unamtlichen Ende Weimars dichtet und darbt, ebenso weitab vom Schloß, wo kein Karl August mehr Goethe zum Minister macht, wie vom Fürstenhause, wo ein erklecklicher Haufen Parlamentarier Thüringen regiert. (Wo in Deutschland tagt heute *kein* Parlament?) Er häuselt abseits zwischen Büschen und Blumen, zwischen Lerchen und Bienen, zwischen Grazien und Sylphiden, ohne daß ein Fremder mit dem Reisebuch vor der Nase seine Kreise stört — die übrigens der Einheimische erst recht nicht beachtet. Der Windmühlenturm grüßt den Kollegen im Tal: auch er ist der Flügel beraubt und hat nichts mehr zu mahlen; Hühner gackern zu seinen Füßen; Eier sind jetzt nötiger als Verse.

Ein bißchen Musikunterricht — Klavier, Flöte, Geige, niemals Pauke — hilft ihm durchs äußere Dasein; doch macht er dem sechs Dutzend musikalischer Berufsgenossen das Wirken nicht viel schwerer, schnappt ihnen selten ein Schülerlein weg. Ich sagte ja wohl schon, daß seine Mutter plättet? Und über beiden schwimmen die weißen Wolken lächelnd dahin, ohne den Himmel genügsamen Lebens wesentlich zu trüben: denn ihre Goldränder sind perlenhaft besetzt von geflügelten Engelsköpfchen, die unserm Labsal Kußhändchen herunterwerfen ...

Doch manchmal schreibt er unter närrischen Decknamen in die Zeitung. Denn sein Freund und Gesinnungsgenosse Oswald Lampe ermuntert ihn dort, auch er gefüllt mit Reimen bis obenan, doch angeschmiegter an den Zeitgeist, ergraut und erfahren in Anpassungen. Und so verfaßt denn auch Labsal in spärlichen Zwischenräumen Berichte und andre bezahlbare Prosa und ist Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, in dem unbestimmten Gefühl, daß er die organisierte Kollegenschaft schützen müsse vor zu viel Paragraphen-Verknöcherung. Doch taucht er selten in ihrer Geselligkeit auf und verschwindet rasch wieder, meist mit Freund Lampe, wobei sie eine erschriebene Flasche Weines im Lodenmantel bergen (Lampe schleppt die Pokale) und in die Sommernacht ausrücken, um das Getränk fern im Park in den Gebüschen der Ilmnixen unter dionysischem Zwiegespräch zu leeren.

Einmal hatte ich Gelegenheit, ihr Gespräch zu belauschen . . .

„Ich hatte einen schrecklichen Traum, Freund meiner Seele! Du weißt, daß ich die Stätten der klassischen Zeit ehrfürchtig achte, aber — stell' dir vor! — in diesem museenreichen Weimar, das sich von Vergangenheit nährt, war ich Musenfreund Museumswächter geworden — und hatte zum siebentausendsten Male dieselben erklärenden Worte herunterzusagen. Ich versprach mich hartnäckig, reimte Neckereien und redete dem verehrlichen Publikum die unwahrscheinlichsten Dinge in die gespitzten Ohren. Da ward ich zur Strafe in eine Gipsbüste verwandelt und — feierlich im Goethe-Nationalmuseum aufgestellt. O Freund, Mitmensch, lebendigen Leibes in Gips ausgestellt! Als Museumsgegenstand gewertet! Ich schwitzte Gips. Das Schicksal der Berühmtheit — hüten wir uns davor! Wie begegnest du dieser Gefahr der Vergipsung, Epigone?"

„Ich schreibe ihnen die Tageszeitung", entgegnete der blinzelnde Lampe. „Das erhält spannkräftig. Und ist der Tag vorüber, so ist man mit dem Tage verschwunden wie altes Papier."

„Großartig! Du neckst sie mit Neuigkeiten. Und sie bezahlen dich dafür, während sie unsre Verse mißachten. Schnöde! Für einen Bericht über eine neue Gründung erstand ich uns diese Flasche mittelmäßigen Weins. Es gibt keine Gemeinde mehr für uns Lebendige, aber es gibt statt dessen eine Goethe-Gesellschaft, eine Shakespeare-Gesellschaft, eine Weimar-Gesellschaft, eine Dante-Gesellschaft, eine —"

„Hör' auf, Redseliger! Die Nixen dieser zögernd fließenden Ilm zappeln allbereits vor Angst, auch noch zu einer Gesellschaft für Nackt-Kultur organisiert zu werden! Wie wär's? Oder gründen wir eine Genie-Gesellschaft mit beschränkter Gedankenpflicht?"

„Nein, eine Hafis-Gesellschaft mit unbeschränkter Lachpflicht!"

„Köstlich! Los! Paragraph eins der Satzungen: Die Mitglieder unterhalten sich während der Sitzung nur in Reimen. Fang' an, Labsal!"

„Wenn ich dich ansehe, Alter, steigt mir das Urbild des allverliebten persischen Zechers Hafis auf:

Gebräunte Wucht,
Datteltraubenfrucht,
Vollnatur —
So schaut sich dein alter Schädel an!
Es fehlen dem schweren Haupte nur
Die Hörner des Pan!"

„Mach' dich nicht über meinen Schädel lustig, Vereinsgenosse! Achtung vor diesem schatzbergenden Gewölbe!

Edles Gewölbe des Hirns, du dürftest dem Himmel verwandt sein:
Ist das gewölbete All etwa ein denkendes Haupt?
Sind die Sonnen und Sterne darin die Gedanken des Schöpfers?
Schaffendes, strahlendes Haupt, bist du ein Kleinbild von Gott?"

„Gut gebrüllt, Lampe! Vornehmer Gedanke! Schad' um dich! Doch als Zeitungsschreiber verstaubt man und wird kein Gerhart Hauptmann, an nichts und niemand glaubt man, sich selbst den Lorbeer raubt man" — —

„Schweig'! Wo war jener Naturalist lachend und groß wie Hafis und wir Hafisbrüder? Ich hab' in meiner Westentasche mehr Gedanken und Reime als er in seiner ganzen Villa! Oder hat er zwei?

Zwar mit dem Zechen und Spaßen und Lieben
Bin ich — da hast du freilich recht —
Gleichsam ein wenig stehn geblieben:
Doch steh' ich mich dabei nicht schlecht.
Ich blieb sogar mit Vers und Witzen —
Wie manches Mägdlein — gleichsam sitzen.
Doch lache nicht, Labsal! Bei all dem Entsagen
Hab' ich mein schmunzelndes Sonderbehagen.
Denn, Freund, was ich an Kraft gespart:
Wer weiß, wo sie sich offenbart?
Ich hab' sie vielleicht an andre geliehen,
Damit derweil die andren gediehen —?
Ich hab' für dieses Leben verzichtet,
Damit ein andrer besser dichtet —?
Ich hab' vielleicht Gedanken entlassen,
Damit sie wo anders Wurzel fassen —?
So bin ich zwar des Ruhmes bloß,
Aber — Entsagung macht mich groß!

Achtung vor diesem Opfer, Genosse meiner Schmach! Was versteht davon der Spießer?! Nichts versteht er! Das Leben macht er dir schwer, indem er im Konzert beim zartesten Pianissimo gesund und unergriffen hustet! Als Müllwagenkutscher knallt er dir die Ohren voll — in tausend Formen plagt er dich!"

Er trank mit schwungvollem Zug das ebenso teure wie saure Naß und lehnte sich an den Baumstamm, in seinen verwitterten Lodenmantel gehüllt, wie ein Zeitgenosse des Horaz in seine Toga, den zerbeulten Schlapphut krumm in den Nacken gezogen.

„Herbes Wort, was du da gesprochen! Aber wir werden auf einem anderen Stern entschädigt, wir Verzichter, wir windverwehten Lichter, wir ungedruckten Dichter dieser versteinerten Stadt. Ach, diese sozialisierte, organisierte, mumifizierte Masse rund herum! Viel zu viel Zweck und Ziel! Viel zu wenig heitres Spiel!"

„Ja, Leidensgenosse, herunter mit der komischen Maske! Wir sind am Wege liegen geblieben, wir Ewig-Durstigen, wir Nie-Erfüllten — —

Ach, Freund, ich ging ja so oft im Drange der Launen
Durch all die reizenden Blonden und rosigen Braunen:
Ich hab' im Geist geküßt nach links und rechts
Die allerschönsten Schönen des schönen Geschlechts.
Ob Frau oder Maid,
Ob Schürze, ob seidenes Kleid —
Ich habe geküßt! Doch Heirat? Es täte mir leid!"

„Ganz wie ich, du Sprößling Anakreons! Sollen wir ein Weib zu unsrer Haferflockensuppe einladen? Ach, was wissen organisierte Massen von freier Immer-Verliebtheit, von geistigen Herzenshimmeln und himmlischer Schönheit, die sich auf

Erden nie verwirklicht?! Ich sah gestern — Alter, sahest du das Abendrot übern Ettersberg?

Gestern kam vom Abendhimmel
Solches Übermaß der Strahlen,
Daß ich ihrer heißen Inbrunst
Bis ins Tiefste inne ward.

Spät am Abend, kraftgesättigt,
Ging ich aus der Glut nach Hause:
Und da brach vom Sonnentage
Noch ein Glanz aus meinem Haupt.

Und die Mädchen, die am Hügel
Durch den linden Abend sangen,
Riefen staunend: Ist es Hafis?
Oder wandelt dort ein Gott?"

„Hafis! Unser Stichwort! Organisieren auch wir! Sozialisieren wir di Sonnenstrahlen! Gewerkschaftszwang! Das paßt zum Freistaat. Sammeln wi die Musen in eine Aktien-Gesellschaft! Ich eröffne die Sitzung der Hafisgesellschaft Paragraph eins: Jedes Mitglied wählt sich für seinen Jahresbeitrag eine Suleika die er mit Anmut verehrt, ritterlich minnt, in Züchten anreimt, in der Indische Teestube mit Gebäck und Süßtrank bewirtet, immer zierlich, geschmackvoll, neckisch — und von der er für liebenswürdiges Verhalten von Zeit zu Zeit einen festliche Kuß erhält. Die Gesellschaft bezweckt Erziehung zur Anmut, zur Herzenshöflichkeit zur Liebenswürdigkeit — kurzum, zur Entlümmelung eines verrohten Zeitalters Punktum! Verstanden?! Gründen wir! Vorsitzender: Labsal; Stellvertreter Lampe; Schriftführer: Labsal; Kassenwart: Lampe — und so weiter! Es finden keine Tagungen statt, sondern Nachtungen; keine Sitzungen, sondern Zechungen Unsre Paragraphen sind gereimt" — —

„Hör' auf, Schriftführer! Das setzt voraus, daß wieder Anmut, holdseligste Herzensanmut über einer Welt voll Roheit walte. O Anmut, süßeste der Frauen wohin seid Ihr entwichen?

Wie gerne wär' ich fröhlich mit den Frohen,
Wie man auf Kinderauen fröhlich war!
Ich ließe meines Herzens Flamme lohen
Und küßte mich durch eine Mädchenschar
Und spräche ernsthaft mit den ernsten Greisen.
Jedoch die Zeit verunglimpft solche Weisen.
Denn küßt' ich mich durch eine Mädchenschar
Und ließe meines Herzens Flamme lohen,
Wie man auf Kinderauen fröhlich war:
Ich brächte meine heiße Seele dar — —
Wem denn? Den Frohen? Nein, dem Witz der Rohen!"

„Leider, leider! Wie würde heut' erst recht Hölderlin klagen, der köstlich ‚Hyperion'! Wir schleichen ja wie Missetäter durch diese Welt und lassen verhohlenen inneren Reichtum rosten. Doch das sprengt manchmal die Brust — — ich sage dir —

O übermächtiger Drang in Herzenstiefen!
Als ob lebendig Begrab'ne um Hilfe riefen!
Was ich vom Leben erlechzte, das Vollbehagen,
Hat es mir nicht gegeben, nur das Entsagen.
Noch einmal Atem holen! Zum Rippensprengen!
Mit magischen Gewalten an letztes Weib sich hängen
Und ewige Worte finden — keinen Tod mehr sehn — —
So schlürfend, singend, jauchzend untergehn!"

Er warf die leere Flasche an den alten Baumstamm, so daß sie zurücksprang und ins tönende Wasser schnellte. Das klang wie Aufschrei erschrockener Nixen, dieser Kinder der Anmut, die sich um die Sprecher versammelt hatten. Wer hatte geworfen? Wer hatte gesprochen? Lampe oder Labsal? Labsal oder Lampe? Vorsitzender oder Schriftführer?

„Komm an meinen Arm, Zwillingsbruder! Luther hat mit uns den ersten Buchstaben gemein, Luther war ein großer Mann: er warf das Tintenfaß und traf den Teufel. Teufel und Tintenfaß gehören zusammen und sind allzweibeide schwarz. Wir Tintenkulis, wir Fronknechte der Zeitung wissen das.

Mein Gralsberg ward — beseh' ich's kalt —
Ein Abonnentenhügel;
Drauf sitz' ich und hab' abgeschnallt
Die Poesie der Flügel.

Auf, Labsal! Es wird kühl. Ich fröstle bis ins Mark. Die Uhr schlug lang schon Mitternacht. Schau' den entzückenden Vollmond!"

Die Hafisgesellschaft machte sich Arm in Arm auf den Heimweg. Am römischen Hause blieb Labsal stehen:

„Bruder, diese mächtige Buche im Mondschein ist übermäßig schön. Und schau' dieses geisterhaft weiße Haus! Warum weist uns der Staat keine Freiwohnung in diesem Tempelchen an? Ich will dir's verraten: weil wir in diesem entweihten Park bis Mitternacht im Dichten und Sinnen gestört würden vom Gejohl und Gekreisch jener verrohten Jugend, die verseucht ist — buchstäblich verseucht bis in den Sitz der Lebenskraft. Jetzt hat sie sich zurückgezogen. Jetzt wird's — schau' dort! — von feinerem Völkchen lebendig. Siehst du die Elfen? Hörst du nicht dies zarte Schwirren der Luft? Sie weinen uns nach . . . nein, sie singen uns nach . . . horch, da, ganz nahe . . .

Mittsommernacht . . .
Du blättersäuselnde, linde Nacht! . . .
Zu Ende glühten
Am Abendhimmel die heißen Brände,
Und ganz erlosch zuletzt
Das leise Licht, das lang umsäumte den Park,
Das lang in unser kühles Tal,
In unsre rosig fließende Ilm
Wehmütig schaute: es fiel ihm schwer,
Zu scheiden von so viel ruhiger Anmut.

Mittsommernacht ...
Du liebliche, gute Nacht! ...
Balders Gemahlin steht nun am Waldquell,
Breitet ihr Schleiergewand und schaut
Ins vollmondklare Gewässer:
Sie ruft den versunkenen Strahlen
Der Tagesglut.
Da kommen sie alle herauf,
Da tanzen sie alle im Taulicht,
Sie wehen die Wiesen entlang,
Sie rufen sich über das Kornfeld hin.
Sie verhauchen im Wald —
Singen ... horch, sie singen die ganze Nacht!
Mittsommernacht ...
Du liebe, milde Nacht!"

Ganz leise hatte der Dichter gesprochen, fast im Flüsterton. Die Luft war vol von magischen Melodien. Stumm durchwanderten die unbekannten Poeten di Nacht, in deren Traumgebilden sie Heimrecht hatten. Elfen tanzten um sie her und diese Wesen der freien Natur, die erst auftauchten, nachdem des Tages Lärn verklungen war, fühlten sich von den Seelen der unzeitgemäßen Freunde angezoge und begleiteten sie mit Gesang und Tanz bis an die Gassen Weimars, wo sie nu zaudernd sich lösten, um auf der Glockenwiese leichte Tänze fortzusetzen ... di ganze Nacht ...

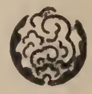


# Bergmorgen

## Von Helene Brauer

**Kann man heut nicht über den Nebel schreiten?
Mit nackten Sohlen möcht' ich darüber gleiten
Wie über ein windgewiegtes Blumenbeet:
Nur manchmal machte ich halt bei den höchsten Wipfeln
Und hielte mich fest an der Föhre tauigen Zipfeln,
Die unter mir tief am halben Hange steht.**

**Aber wär' ich dann mitten über dem Tale,
Jauchzte ich auf und würf' mich mit einem Male
Tief hinein in die weiche, schmeichelnde Flut,
Und der Nebel dürfte mich nicht mehr tragen,
Rauschend müßt' er um mich zusammenschlagen,
Wie einem seligen Vogel wär' mir zumut!**



# Kleinigkeiten

## Von Ernst Stemmann

### Der Spiegel

Ich sprach im Traum mit irgend jemand, der ein gewaltig Überlegener, etwa ein Übermensch oder wissender Halbgott zu sein schien.

Wir sprachen vom Hinunterstürzen in ungeheure Tiefen.

Er sagte etwa, man setze nur den Fuß in das Nichts — und fern, rn habe man die Empfindung, als zerspränge irgendwo ein gewaltiges Spiegelglas.

Ich wußte, daß er damit sagen wollte: zu seinem eigenen Tod habe man gar keine ersönliche Beziehung mehr; er erscheine einem als etwas, das einen kaum angehe.

Und wie ich den Traum eben hinschreibe, enthüllt er mir noch einen andern edanken — ich zögerte, ob ich nicht schreiben sollte: eine andere Weisheit —: der lenschenleib ist ein Ding, das des Menschen wahres Wesen nur widerspiegelt. Nur er Spiegel ist aus Glas und zerbrechlich; nur der Spiegel wird mit dem Tode rbrochen, nicht das, was in ihm als Bild gestanden hat.

Wird dieses Bild einen anderen Spiegel nehmen? Oder hat es sich vom Spiegel sgesagt mit diesem „Den-Fuß-in-das-Nichts-Setzen"?

### Seltsamer Brauch

Ich bin im Traum gewohnt, statt durch die Tür durch das Fenster hinauszu- hen, und klimme, mit dem Rücken mich eng an das Haus lehnend, mehrere Stock- erke, ohne eigentlich Angst zu haben, hinunter auf die Straße, und gar nicht einmal sonders langsam.

Es ist mir im Traume selbst bisweilen absonderlich vorgekommen, hat mich aber ohl noch nie auf den Gedanken gebracht, ich wollte doch lieber — die Treppe nuntergehen.

Ein seltsamer Brauch, wirklich, ein sehr wunderlicher. Und da solche Träume, e immer wiederkehren, irgend etwas Besonderes in sich haben, das sie durchaus gen müssen — ei, was mag denn dieser Traum bedeuten?

„Mein Freund," sagt er, „du fängst es närrisch und verkehrt an, den Leuten tgegenzutreten, die da unten auf der Straße gehn. Wenn du immer so von oben mmst, sehen sie dich zunächst in einer ganz falschen Perspektive; und sehr leicht kannst i einem auf den Kopf treten. Das hat aber niemand gern. Die Treppe ist ein er- obter und auch für dich ein sehr gangbarer Weg; und hat ein festes Geländer"...

Richtig, ja ... Seit dieser Belehrung steige ich nicht mehr „oben hinaus". Auch i Traume nicht.

### Rat

Einen Rat will ich dir geben: Laß das schwarze Gestrüpp der Melancholie nicht üppig um deine Seele wachsen! Die düstern Büsche schießen sehr schnell auf, sehr ild und sehr dicht, wenn du sie gewähren läßt. Sie tragen die blutrote, giftige eere des Grams, und der Würger sitzt in ihrem unheimlichen Gezweige, das keinen onnenstrahl hindurchläßt: jener Vogel, der nicht singt, und der all deine kleinen, igenden Freuden grausam mordet.

Darum nimm beizeiten die Schere; oder greife zu und reiß das Gewuch
heraus, damit die Sonne dir wieder ins Herz scheint und es hell bleibt da drinne
Aber noch einen Rat höre: Von den dunklen Schwermutranken laß doch e
kleines Büschlein weiterwachsen. Es gibt Stunden und Tage, wo es deiner See
zu einem Heilkräutlein werden kann. Denn die Seele braucht Trübes, wie der Le
das Salzige und das Bittere. Und immer mögen die Gedanken nicht in Glanz u
Blumen gehn.

## Philosophie des Pfeifenqualms

„Steck' dir 'ne Pfeife an und vergiß den Kram, der dir unbehaglich wird
Es liegt eine uralte Ammenweisheit in diesem Sprüchlein: den Schreihals krie
man am besten still mit einem Schnuller, der zwar nichts Reales ist, aber die Ei
bildung doch anregend befriedigt und dem kleinen Menschen das Empfinden vo
täuscht, nun doch seinen Willen gekriegt zu haben. Der Mund hat seine Beschäftigun
und der ganze Mensch gibt sich stolz damit zufrieden.

Auch der Pfeifenqualmer bildet sich, „begierig saugend am geliebten Rohr", ei
daß er etwas tut; und seine scharfen, gärenden Gedanken werden nach einig
paffenden Zügen stumpf und milde; der wilde Mann in ihm wird ein ganz ve
träglicher, harmloser Philister, der sich blauen Dunst vormacht; der Rhythmus d
Rauchausstoßens: immer eben, immer eben ... teilt sich dem ganzen seelisch
Organismus mit, und die anbrausende Sturmflut der Gefühle und der Gedank
verebbt ganz sachte als „Meeresstille am Abend", wo nur noch der Traum u
Hauch von ehemals dagewesenen Wellen spielend auf seichtem Sande sich ausrol
ohne jeden Schaumspritzer, und so flach, so flach ...

O, bisweilen ist es doch gut, nicht zum — Schnuller zu greifen. Denn: soll
nicht manchmal ein Drauflosgehn auf die unangenehmen Dinge sittlich richtig
ein als das sanftumnebelnde Verschwimmenlassen ihrer Härten?

## Gemeinsames Leben

Ich habe gesprochen.

Da wollten sie von mir das Geheimnis erfahren, wie man zu Menschen sprich
Ich weiß nicht, wie es die Redner machen; ich weiß nur, wie es bei mir ist.

In einem leichten Fieberrausch muß man vor die Menschen hintreten, mit den
man von schönen und großen Dingen sprechen will.

In einem leichten, rosigen Fieber war ich heut abend, als ich in den Saal ka
Und ich genoß die Menschen da vor mir wie einen Strauß Blumen, wie die Ausla
eines Juweliers.

Und die zweihundert Augen, die groß und leuchtend mich ansahen, unverwan
eine ganze Stunde lang, waren mir wie lebende, lachende Edelsteine, die mi
selber in einer seltsamen, zauberischen Weise geheimnisvoll stärkten, daß Worte u
Gedanken aus mir hervorblühten.

Da war ich mir wohl bewußt: Meine Rede ist nicht meine Rede. Sondern d
Seelen aller sind eine Seele geworden. Die denkt nun mit meiner Stirn. Die le
nun von meines Herzens Schlag und spricht mit den Worten meines Mundes.






# Zwischen Wasser und Urwald

Unter diesem Titel ist ein außerordentlich fesselndes Buch erschienen, das wir zahlreichen Türmerlesern ins Haus wünschen zum Vorlesen am Familientisch (Verlag Paul Haupt, Bern; in Deutschland: Koehler, Leipzig; 23 M). Denn hier packt nicht nur der nmenschliche Inhalt, nicht nur der ungewöhnliche Verfasser: hier gilt es auch durch den Absatz wertvollen Buches die dahinterstehende edle soziale Tat zu fördern.

Es ist eine wagemutige, opferfreudige Arbeit, deren Zeuge wir hier sein dürfen. Der hoch-zabte Verfasser Albert Schweitzer ist Elsässer, im Jahre 1875 im Städtchen Kaysersberg Rande der mittleren Vogesen als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte an den Uni-sitäten Straßburg, Berlin, Paris Theologie und war 1902 Privatdozent in Straßburg. Zu-ich war der hochmusikalische Dozent Organist der Bachkonzerte an St. Wilhelm und St. Thomas Straßburg, von 1903 bis 1911 Organist der Bachgesellschaft in Paris und, seit 1908, des féo Catalá in Barcelona. Unter seiner Ägide fand 1921 die erste Aufführung der Matthäus-sion in Barcelona statt: die erste überhaupt in Spanien. Zu diesen musikalischen und theo-ischen Fachstudien (wir verdanken Schweitzer eine ausgezeichnete Bach-Biographie und For-ngswerke über Jesus und über Paulus) kommt die überraschende Tatsache, daß der geniale äßer plötzlich Medizin studierte. Er ist Dr. med., Dr. phil. und D. theol. — mithin schon ch diese Titel als eine erstaunlich vielseitige und reichgebildete Persönlichkeit gekennzeichnet.

Und dieser Mann verläßt plötzlich die Stätten seiner Wirksamkeit, verläßt Kunst und Wissen-ift — um als Arzt mit seiner gleichfalls medizinisch vorgebildeten Frau nach Äquatorial-ika zu gehen!

Wie kam er dazu?

Das erzählt er, in dem oben genannten Buche, folgendermaßen:

„Ich hatte von dem körperlichen Elende der Eingeborenen des Urwaldes gelesen und durch ssionare davon gehört. Je mehr ich darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam es mir vor, ; wir Europäer uns um die große humanitäre Aufgabe, die sich uns in der Ferne stellt, so nig bekümmern. Das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus schien mir auf geredet zu sein. Wir sind der reiche Mann, weil wir durch die Fortschritte der Medizin im itze vieler Kenntnisse und Mittel gegen Krankheit und Schmerz sind. Die unermeßlichen rteile dieses Reichtums nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin. Draußen in den onien aber sitzt der arme Lazarus, das Volk der Farbigen, das der Krankheit und dem Schmerz nso wie wir, ja noch mehr als wir unterworfen ist und keine Mittel besitzt, um ihnen zu be-nen. Wie der Reiche sich aus Gedankenlosigkeit gegen den Armen vor seiner Türe versündigte, l er sich nicht in seine Lage versetzte und sein Herz nicht reden ließ, also auch wir.

Die paar hundert Ärzte, die die europäischen Staaten als Regierungsärzte in der kolonialen lt unterhalten, können, sagte ich mir, nur einen ganz geringen Teil der gewaltigen Aufgabe Angriff nehmen, besonders da die meisten von ihnen in erster Linie für die weißen Kolonisten für die Truppen bestimmt sind. Unsere Gesellschaft als solche muß die humanitäre Aufgabe

als die ihre anerkennen. Es muß die Zeit kommen, wo freiwillige Ärzte, von ihr gesandt un unterstützt, in bedeutender Zahl in die Welt hinausgehen und unter den Eingeborenen Gute tun. Erst dann haben wir die Verantwortung, die uns als Kulturmenschheit den farbigen Menschen gegenüber zufällt, zu erkennen und zu erfüllen begonnen.

Von diesen Gedanken bewegt, beschloß ich, bereits dreißig Jahre alt, Medizin zu studieren und draußen die Idee in der Wirklichkeit zu erproben. Anfang 1913 erwarb ich den medizinischen Doktorgrad. Im Frühling desselben Jahres fuhr ich mit meiner Frau, die die Krankenpflege erlernt hatte, an den Ogowe in Äquatorialafrika, um dort meine Wirksamkeit zu beginnen.

Ich hatte mir diese Gegend ausgesucht, weil elsässische, dort im Dienste der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft stehende Missionare mir gesagt hatten, daß ein Arzt dort, besonders wegen der immer mehr um sich greifenden Schlafkrankheit, sehr notwendig sei. Diese Missionsgesellschaft erklärte sich bereit, mir auf ihrer Station Lambarene eines ihrer Häuser zur Verfügung zu stellen und mir zu erlauben, dort auf ihrem Grund und Boden ein Spital zu bauen, wozu sie mir auch ihre Hilfe in Aussicht stellte.

Die Mittel für mein Werk jedoch mußte ich selber aufbringen. Ich gab dazu, was ich durch mein in drei Sprachen erschienenes Buch über J. S. Bach und durch Orgelkonzerte verdient hatte. Der Thomaskantor aus Leipzig hat also mitgeholfen, das Spital für die Neger im Urwald zu bauen. Liebe Freunde aus Elsaß, Frankreich, Deutschland und der Schweiz halfen mir mit ihren Mitteln. Als ich Europa verließ, war mein Unternehmen für zwei Jahre gesichert. Ich hatte die Kosten — die Hin- und Rückreise nicht einbegriffen — auf etwa fünfzehntausend Franken für das Jahr veranschlagt, was sich ungefähr als richtig erwies.“ . . .

Was uns dieser ungewöhnliche Mann nun aus seinem vier- bis fünfjährigen Aufenthalt dort schildert, ist in aller schlicht-vornehmen Sachlichkeit so fesselnd, durch eine Reihe von Lichtbildern unterstützt, daß man das ergreifende Buch kaum einen Augenblick aus der Hand legen mag. Welch ein Einblick in jene Verhältnisse! Keine der üblichen Reisebeschreibungen vermittelt uns solche oft erschütternde Kenntnisse von Land und Leuten — besser gesagt: von Land und Leiden, Leiden unglaublicher Art!

Ein Abschnitt aus dem mannigfaltigen Inhalt mag uns von seiner sachlichen Art Kunde geben, wobei uns auffällt, wie uns der Verfasser niemals mit religiösen Redensarten behelligt, sondern die Tat sprechen läßt:

. . . „Daß ein großer Teil der Arbeit des Tropenarztes der Bekämpfung häßlicher und häßlichster Krankheiten gilt, die die Europäer zu den Naturkindern gebracht haben, kann ich hier nur andeuten. Welches Elend aber steht hinter dieser Andeutung!

An Operationen unternimmt man im Urwald natürlich nur die, die dringlich sind und sicheren Erfolg versprechen. Am häufigsten habe ich es mit Brüchen (Hernien) zu tun. Die Neger Zentralafrikas sind viel mehr mit Brüchen behaftet als die Weißen. Woher dies kommt, wissen wir nicht. Eingeklemmte Brüche (Inkarzerierte Hernien) sind bei ihnen also auch viel häufiger als bei den Weißen. In dem eingeklemmten Bruch wird der Darm undurchgänglich. Er kann sich also nicht mehr entleeren und wird durch die sich bildenden Gase aufgetrieben. Von dieser Auftreibung rühren die furchtbaren Schmerzen her. Nach einer Reihe qualvoller Tage tritt, wenn es nicht gelingt, den Darm aus dem Bruch in den Leib zurückzubringen, der Tod ein. Unsere Voreltern kannten dieses furchtbare Sterben. Heute bekommen wir es in Europa nicht mehr zu sehen, weil bei uns jede inkarzerierte Hernie, kaum daß der Arzt sie festgestellt hat, sogleich operiert wird. ‚Laßt die Sonne nicht über einer inkarzerierten Hernie untergehen‘, bekommen die Studenten der Medizin fort und fort eingeschärft. In Afrika ist dieses grausige Sterben aber etwas Gewöhnliches. Schon als Knabe war der Neger dabei, wenn ein Mann sich tagelang heulend im Sande der Hütte wälzte, bis der Tod als Erlöser kam. Kaum fühlt also ein Mann, daß sein Bruch eingeklemmt ist — Hernien bei Frauen sind viel seltener als bei Männern — so fleht er die Seinen an, ihn ins Kanoe zu legen und zu mir zu führen.

Wie meine Gefühle beschreiben, wenn solch ein Armer gebracht wird! Ich bin ja der nzige, der hier helfen kann, auf hunderte von Kilometern. Weil ich hier bin, weil meine reunde mir die Mittel geben, ist er wie die, die in dem selben Fall vor ihm kamen und nach m kommen werden, zu retten, während er anders der Qual verfallen wäre. Ich rede nicht von, daß ich ihm das Leben retten kann. Sterben müssen wir alle. Aber daß ich die Tage r Qual von ihm nehmen darf, das ist es, was ich als die große, immer neue Gnade empnde. Der Schmerz ist ein furchtbarerer Herr als der Tod.

So lege ich dem jammernden Menschen die Hand auf die Stirne und sage ihm: ‚Sei hig. In einer Stunde wirst du schlafen, und wenn du wieder erwachst, ist kein Schmerz mehr.' arauf bekommt er eine subkutane Injektion von Pantopon. Die Frau Doktor wird ins Spital rufen und bereitet mit Joseph alles zur Operation vor. Bei der Operation übernimmt sie Narkose. Joseph, mit langen Gummihandschuhen, fungiert als Assistent.

Die Operation ist vorüber. Unter der dunklen Schlafbaracke überwache ich das Aufwachen s Patienten. Kaum ist er bei Besinnung, so schaut er erstaunt umher und wiederholt fort d fort: ‚Ich habe ja nicht mehr weh, ich habe ja nicht mehr weh!' ... Seine Hand sucht die eine und will sie nicht mehr loslassen. Dann fange ich an, ihm und denen, die dabeisitzen, erzählen, daß es der Herr Jesus ist, der dem Doktor und seiner Frau geboten hat, hier an Ogowe zu kommen, und daß weiße Menschen in Europa uns die Mittel geben, um hier die Kranken zu leben. Nun muß ich auf die Fragen, wer jene Menschen sind, wo sie wohn, woher sie wissen, daß die Eingeborenen so viel unter Krankheiten leiden, Antwort geben. urch die Kaffeesträucher hindurch scheint die afrikanische Sonne in die dunkle Hütte. Wir aber, hwarz und Weiß, sitzen untereinander und erleben es: ‚Ihr aber seid alle Brüder'. Ach, nten die gebenden Freunde in Europa in solcher Stunde dabei sein!" ...

Und das Endergebnis der Erfahrungen jener viereinhalb Jahre?

Schweitzer faßt es folgendermaßen zusammen:

„In allem hat sich mir bestätigt, daß die Überlegungen, die mich aus der Wissenschaft und der Kunst in den Urwald hinaustrieben, richtig waren. ‚Die Eingeborenen, die am Busen Natur leben, sind nicht so viel krank wie wir, und spüren den Schmerz nicht wie wir', hatten meine Freunde gesagt, um mich zurückzuhalten. Ich aber habe gesehen, daß dem nicht so ist. außen herrschen die meisten Krankheiten, die wir in Europa haben, und manche, die häßlichen, wir dorthin getragen haben, schaffen dort womöglich noch mehr Elend als bei uns. Den merz aber fühlt das Naturkind wie wir, denn Mensch sein heißt der Gewalt des furchtbaren rn, dessen Name Weh ist, unterworfen sein.

Das körperliche Elend ist draußen überall groß. Haben wir ein Recht, die Augen or zu schließen und es zu ignorieren, weil die europäischen Zeitungen nicht davon sprechen? sind verwöhnt. Wenn bei uns jemand krank ist, ist der Arzt sogleich zur Hand. Muß operiert den, so tun sich alsbald die Türen einer Klinik auf. Aber man stelle sich vor, was es heißt, draußen Millionen und Millionen ohne Hoffnung auf Hilfe leiden. Täglich erdulden Tausende Tausende Grausiges an Schmerz, was ärztliche Kunst von ihnen wenden könnte. Täglich scht in vielen, vielen fernen Hütten Verzweiflung, die wir bannen könnten. Es wage doch r, nur die letzten zehn Jahre in seiner Familie auszudenken, wenn sie ohne Ärzte hätten ebt werden sollen! Wir müssen aus dem Schlafe aufwachen und unsere Verantwortungen n.

Wenn ich es als meine Lebensaufgabe betrachte, die Sache der Kranken unter fernen Sternen erfechten, berufe ich mich auf die Barmherzigkeit, die Jesus und die Religion befehlen. leich aber wende ich mich an das elementare Denken und Vorstellen. Nicht als ein ‚gutes k', sondern als eine unabweisliche Pflicht soll uns das, was unter den farbigen Elenden un ist, erscheinen.

Das haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernen Länder entdeckt sind, mit den

Farbigen getan? Was bedeutet es allein, daß so und so viel Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende europäische Menschheit hinkam, schon ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen! Wer beschreibt die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet? Wer wagt zu ermessen, was der Schnaps und die häßlichen Krankheiten, die wir ihnen brachten, unter ihnen an Elend geschaffen haben!

Würde die Geschichte alles dessen, was zwischen den Weißen und den farbigen Völkern vorging, in einem Buche aufgezeichnet werden, es wären, aus älterer wie aus neuerer Zeit massenhaft Seiten darin, die man, weil zu grausigen Inhalts, ungelesen umwenden müßte.

Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir *müssen* es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern *Sühne*. Für jeden, der Leid verbreitete, muß einer hinausgehen, der *Hilfe* bringt. Und wenn wir alles leisten, was in unseren Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt. Dies ist das Fundament, auf dem sich die Erwägungen aller ‚Liebeswerke' draußen erbauen müssen.

Die Völker, die Kolonien besitzen, müssen also wissen, daß sie damit zugleich eine ungeheure *humanitäre* Verantwortung gegen die Bewohner derselben übernommen haben.

Selbstverständlich müssen die Staaten als solche an dem Sühnen mithelfen. Sie können es aber erst tun, wenn die *Gesinnung* dazu in der Gesellschaft vorhanden ist. Zudem vermag der Staat allein Humanitätsaufgaben niemals zu lösen, da sie ihrem Wesen nach Sache der Gesellschaft und der Einzelnen sind.

Der Staat kann so viel Kolonialärzte aussenden, als er zur Verfügung hat und als das Budget der Kolonie es erlaubt. Daß es große Kolonialmächte gibt, die nicht einmal genug Ärzte haben, um die bereits vorgesehenen und bei weitem nicht ausreichenden Kolonialarztstellen zu besetzen, ist bekannt. Die Hauptsache an dem ärztlichen Humanitätswerke fällt also der *Gesellschaft und den Einzelnen* zu. Wir müssen Ärzte haben, die *freiwillig* unter die Farbigen gehen und auf verlorenen Posten das schwere Leben unter dem gefährlichen Klima und alles, was mit dem Fernsein von Heimat und Zivilisation gegeben ist, auf sich nehmen. Aus Erfahrung kann ich ihnen sagen, daß sie für alles, was sie aufgegeben haben, *reichen Lohn in dem Guten, was sie tun können, finden werden*.

Unter den Armen draußen können sie aber die Kosten ihrer Tätigkeit und ihres Lebens unterhaltes gewöhnlich nicht oder nicht vollständig aufbringen. In der Heimat müssen also Menschen sein, *die ihnen das Notwendige geben*. Uns allen fällt dies zu. Wer aber soll, ehe dies allgemein eingesehen und anerkannt wird, damit anfangen? Die *Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten*.

Wer sind diese?

Die, die an sich erfuhren, was Angst und körperliches Weh sind, gehören in der ganzen Welt zusammen. Ein geheimnisvolles Band verbindet sie. Miteinander kennen sie das Grausige, dem der Mensch unterworfen sein kann, und miteinander die Sehnsucht, vom Schmerze frei zu werden. Wer vom Schmerz erlöst wurde, darf nicht meinen, er sei nun wieder frei und könne unbefangen ins Leben zurücktreten, wie er vordem darin stand. Wissend geworden über Schmerz und Angst, muß er mithelfen, dem Schmerz und der Angst zu begegnen, soweit Menschenmacht etwas über sie vermag, und andern Erlösung zu bringen, wie ihm Erlösung ward"...

So faßt und deutet Albert Schweitzer seine Aufgabe.

Wehmütig zuckt es zwar uns Deutschen durch den Sinn: wir haben keine Kolonien mehr. Doch den humanitären Grundgedanken, in dem dieses schöne Buch voll edelsten Opfersinn ausklingt, versagen auch wir nicht unsere herzliche Hochachtung. Der unermüdliche Verfasser wirbt jetzt auf europäischen Konzertreisen für sein Werk, das er fortsetzen will, während er zugleich eine große kulturphilosophische Arbeit vorbereitet.

Was es übrigens bedeutet, daß die hundert tüchtige deutsche Kolonialärzte, die früher draußen varen, in der Bekämpfung des Leidens in der Welt ausfallen, beginnt man auch außerhalb Deutschlands zu begreifen. Offen stehen den deutschen Kolonialärzten zurzeit zwar erst China, ie holländischen Kolonien und einzelne Gegenden Südamerikas. Aber die deutsche Wissenschaft vird den für Weltaufgaben interessierten deutschen Ärzten mit der Zeit auch wieder den Weg n die Welt bahnen. Dies beginnt sich schon jetzt zu zeigen; zurzeit weilen auf Einladung der nglischen Regierung vier deutsche Ärzte in Britisch-Afrika, um ein von der deutschen Wissenchaft neuentdecktes Mittel gegen Schlafkrankheit auszuprobieren. Welche Ironie der Welteschichte! Diejenigen, die Deutschland seine Kolonien genommen haben, sind nun gezwungen, ch an Deutschland zu wenden, damit es ihnen im Kampfe gegen die Schlafkrankheit, die diese Kolonien ruiniert, beistehe. Die Kolonien sind Deutschland genommen, aber ihr Schicksal liegt 1 den Händen der deutschen Wissenschaft. L.



# Von alten Werten und neuem Schaffen

Von froher Fahrt gilt es zu berichten: von der Spielfahrt, die nun schon so lange vorüber ist und die uns so reich und stark gemacht hat. Wir zogen aus, um zu schenken, und kamen doch als Beschenkte heim. Wie das zuging, wir wissen es selbst nicht, nur eins issen wir: die Freude war in und um uns, die Freude am Geben, und die Freude derer, die it offenem Herzen empfingen und deren Dank uns umstrahlte. Und der Herbst war um uns, r sonnige, warme, war mit uns, wenn wir droben auf dem Erzgebirgskamm von Berg zu erg, von Ort zu Ort zogen auf den schönen Gebirgsstraßen, an denen die Vogelbeerbäume 1 roten Früchteschmucke brannten. In dieser klaren, herben Herbstluft fiel alles von uns ab, as wir Studentenvolk an staubigem toten Wust in uns aufgespeichert hatten; freie Menschen urden wir, fest und reif zur Tat. Und jeden Tag galt es von neuem davon zu zeugen; jeder ag unserer drei Wanderwochen sah uns in einem anderen Städtchen oder Dorfe weit ab von r großen, geschäftigen Welt. Wachrütteln wollten wir die Menschen, die echten und geraden, mit sie mithelfen an der Gesundung unseres Volkes. Von alter deutscher Volkskunst zu künden, n neue Liebe zur Heimat und Kraft und Glauben zu wecken, das war unser Ziel!

Fünfzehn Menschen waren wir nur, sechs Mädels und die übrigen junge Männer; die Zahl ar klein und die Aufgabe groß. Denn gegen uns stand meist eine Welt von Mißtrauen und ilisterhafter Zurückhaltung. Aber wir ließen uns nicht irre machen. Zunächst kamen die Kleinen an, die Buben und Mädels, die Braunen und Blonden. Mit ihnen ging's hinaus auf die iese am Nachmittag; und getanzt wurde und gesungen, alte, längstvergessene Weisen und igen. Dazwischenhinein kam Hans Sachs zu Gaste mit seinen lustigen, derben Gestalten, und uf Lachen und Frohsinn. In kleinem Kreise wurden Märchen erzählt und Rätsel geraten. Da r allüberall Freude um uns; noch heute klingt uns das Jauchzen in den Ohren.

Abends aber kamen die Großen, arm und reich und hoch und niedrig, zu uns in den großen al. Die Kinder hatten daheim von dem Bunten, dem Wunderbaren erzählt, da waren die en neugierig geworden; das mußten sie doch auch mal anschauen, und kosten sollte es ja auch hts! Nun saßen sie dichtgedrängt zu unseren Füßen, oft langte der Raum nicht zu; die hohe rigkeit ließ sogar einmal zusperren, als keiner mehr hineinging. Auch ihnen haben wir dann ei Stunden lang von Volkstum und Volksgut, das wir besitzen und doch nicht besitzen, gekündet. imat und Natur in Lied und Dichtung gaben den Auftklang, unser Heimatdichter Kurt Arnold deisen mit seinen Versen war ein guter Helfer, und dann das Volkslied, das wir alle geinsam sangen, das brachte uns immer wieder zueinander. Im Mittelpunkt stand allabendlich

das flämische Spiel von Lanzelot und Sanderein, das Lied von der Liebe Leid und Glück. E packte ob seiner Schlichtheit und Tiefe uns alle immer wieder. Als heiteres Gegenstück naht dann wieder Hans Sachs, und auch die Väter und Mütter mußten lachen und lachen, wie a Nachmittag die Kinder. Wenn man aber mitsammen ergriffen war und miteinander froh wa dann läßt es sich gut reden von Mensch zu Mensch und von Herz zu Herzen. Da ist all das Wide liche, all das Trennende, das unsere Tage vergiftet, verschwunden.

Man kann dann davon sprechen, daß wir alle noch viel zu wenig Hand anlegen, um zu bessern daß es eine Vaterlandsliebe gibt, die nichts mit „Patriotismus" zu tun hat; daß es einen S zialismus gibt, der keine Parteiwirtschaft kennt, und daß wir Menschen es besser haben könnte wenn wir nicht so dumm und vernagelt wären. Das alles kann dann ausgesprochen werde ohne daß sich die Rechts- und Linksmenschen sogleich in die Haare fahren. Sicherlich hat dieser Burgfrieden stets nur bis an die Saaltüre gelangt, wo jeder freiwillig und gern se Scherflein für die gute Sache gab, aber er war doch einmal vorhanden, und das will scho etwas sagen in unserer Zeit. Wenn wir alle zusammen unser Schlußlied sangen, dann w etwas von der Gemeinschaft um uns, die so mancher von uns ersehnt, die noch in so weit Ferne liegt und die doch kommen muß und wird, wenn wir sie uns schaffen!

Das war unsere Wanderfahrt der „Wandertruppe für deutsche Volkskunst". Sie w kurz, sie war einfach und schlicht, ohne Gepränge; andere mögen mehr getan haben, eins ab war sie doch: eine Tat! Und auf Grund von Taten und praktischen Erfahrungen darf ma auch einmal rückblickend zusammenfassende Gedanken über all solche volkstümliche Arbeit gebe Die eben geschilderte Fahrt war neben manchen kleineren Unternehmungen die dritte, die i mit meinen Freunden durchführen konnte, und wir haben in dieser Zeit manches zugelern Der große Ausgangspunkt war für mich von Anfang an der: Unser Volk muß in allen seine Teilen wieder innerlich erstarken, muß seine Seele wiederfinden. Ohne Seelenmenschen i kein äußerer Aufbau und keine innere Gemeinschaft als Träger dieses Aufbaus möglich.

Nun aber noch eins: Auch wir haben bisher nur alte Volkskunst — bis auf die Heima dichtungen — wiederaufleben lassen. Wir sagten uns: Wollen wir allen Menschen, die zu u kommen, wirkliche Freude bereiten und wahres Verständnis in ihnen wecken, so müssen wir jene Zeiten zurückgehen, in denen noch eine echte, bodenständige Kunst im ganzen Volke wa und vor uns stiegen das Mittelalter und seine unerlösten Werte auf. Damit stehen wir ja nic allein da; fast allenthalben gehört es jetzt, man möchte fast sagen, zum „guten Tone", mitt alterliche Dramatik zu beleben. Aber darin kann man heute schon beinahe eine Gefahr erblicke die Gefahr des Steckenbleibens, des bloßen Genießens. Wir müssen darüber hinauswachs wenn in unseren Tagen etwas Ganzes und uns voll Erfüllendes entstehen soll. Das Mittelal ist uns doch zu wesensfremd und fern; wir haben es zwar bitter notwendig, um aus sein Werten Einfachheit und Echtheit zu schöpfen; aber nur anknüpfen dürfen wir hier, nur A regung und Kraft gewinnen, um Eigenes für uns und unsere Zeit zu schaffen. Das Schöp rische in Volkstum und Volkskunst ist in den letzten Geschlechtern herabgedrückt und hera gewürdigt worden; die geistig Bedeutenden haben es sich selbst überlassen, so ist es gesunk und versunken. Wie unsere mittelalterlichen Vorfahren müssen wir als Volk wieder schöpferis werden.

Daß unsere Volksseele sich schlicht und ehrlich wiederfinde und aus sich heraus neue Volk kunst gebäre: das ist der Wunsch, mit dem ich diesen Rückblick schließe.

Hans Joachim Malberg



# Von Predigersteinen und Bethäusern

Nach dem Raub an Oberschlesien sind die Sudetenländer mehr als bisher zu den Grenzgebieten geworden, in denen deutsches Volkstum seinen Verteidigungskampf austrägt. Alles geistige und kulturelle Leben, das sich hier abspielt, ist von allgemein terländischem Belange. Das gilt nicht allein für die Geschehnisse der Gegenwart, sondern nso für das Leben der Vergangenheit, soweit es ein Spiegelbild des Ringens unserer Tage eutet.

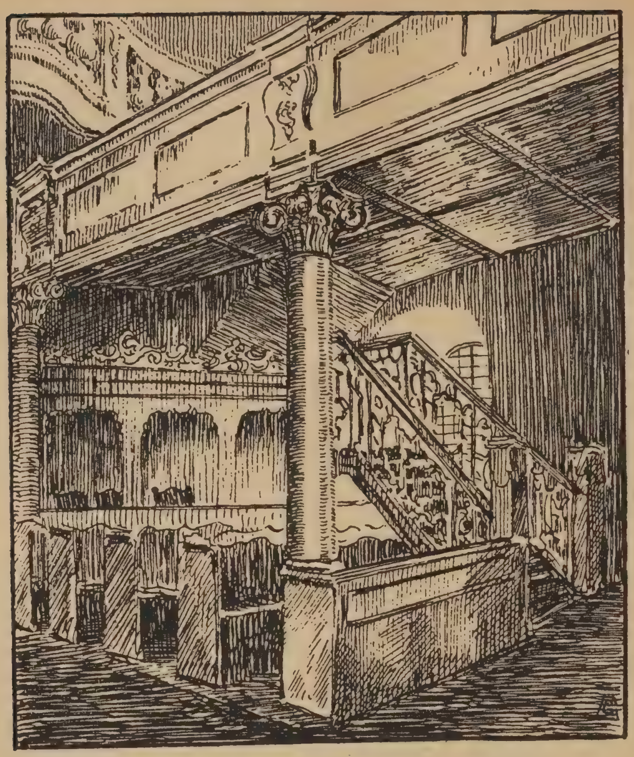
Für unsere evangelische Kirche, die heute auf sich selbst gestellt, um ihr Sein kämpft und zur Volkskirche umzugestalten ernstlich gewillt ist, werden die Kämpfe der unter dem ıck der Gegenreformation schmachtenden und endlich befreiten schlesischen Kirche zu einem ıen, leuchtenden Vorbild. Manch ein „Predigerstein", tief in des Riesengebirges Wäldern, ihlt noch heute von der Glaubenstreue der Andächtigen, die hier ihren Gottesdienst abhielten, ɔdem sie heimlich auf verstohlenen Wegen sich ringsum aus des Tales Dörfern hinauf in Waldeinsamkeit gepürscht hatten. Die Befreiung von all den Leiden und Lasten kam den ıngelischen erst durch das Religionsedikt Friedrichs des Großen. Da war ein Aufjubeln in Gemeinden der Gebirgsdörfer und ein freudiger Tatwille. Jetzt durften wieder evangelische teshäuser errichtet werden. Keine Gemeinde war zu klein, kein Bauer zu arm, als daß nicht r sein eigen Kirchlein haben wollte.

Freilich, so einfach war die Sache nicht. Es durften nur Bethäuser und Bethauskirchen ɔtet werden, nachdem die königliche Erlaubnis eingeholt war. Und vom König ward dann Bau „allergnädigst konırt". An die gnädige Erınis knüpfte der König eilen weniger gnädige ingungen, die aber seine ame und derb fürsore Art trefflich kennzeich- In einem an die Geıde Petersdorf gerichteDekret vom 20. Januar heißt es: „Daß euch oncedierte evangelische aus von Steinen und Glockenturm dabei auf euch angeblich angehö- Kirchhofe auch zu bauen nnt sein sollte. Jedoch len wir euch zugleich ich, daß solcher Bau alle Kostbarkeit, ohne ollekte und Beschwerde emeinde geführt werllte."

ter solchen harten Vorien ward die Kirchennde in der Frage der lbeschaffung von der chen Gemeinde losge-



Petersdorf (Riesengebirge), Bethauskirche


Schmiedeberg (Riesengebirge), Bethauskirche (Innenbild)

löst. Die auf eigene F
gestellte evangelische
meinde verkörperte aber
rade dadurch um so mehr
Volkskirche, deren fr
Schaffen in lebendig
Opfersinn je mehr desto s
ker seinen Ausdruck fand

Diese Opferbereitschaf
um so höher zu bewer
wenn man die Armut
meisten Gemeinden in
tracht zieht. Und rühren
es, wie jede besondere G
der Zeit gleich ihren Wi
hall in verstärkter Liebe
findet. Im Jahre 1747 b
sich die Gemeinde Reib
die am Abfall des Bo
katzbachgebirges gelegen
schlichtes Bethaus. Ein F
werkbau, schwarz-weiß
strichen, mit schräg abg
tem Dach. Man war let
bemüht um eine wü
Innenausstattung. „Die
beit fällt, wie der Chr
sagt, in die glückliche
wo die Weberei im höchsten Flor war, wo auf Hunderten von Webstühlen in Reibnitz viel
verdient ward, wo es vorkam, daß reiche Weber Dukaten opferten."

Freilich nicht immer ergaben die Baugeschichten ein harmonisches Bild. Der Turm
Warmbrunner Kirche stürzte infolge Baunachlässigkeit ein, und die Chronik hat uns die
gar lustig zu lesenden ungemütlichen Auseinandersetzungen zwischen Gemeinde und Baum
erhalten. Da heißt es: „Die ungemein schlechte Aufsicht über den Bau von des Meisters D
so seltener Gegenwart, da er oft vierzehn Tage den Bau nicht gesehen, vielmals kaum
vieles Anfordern zum Bau herzukommen. Dann seine Unzufriedenheit, daß man ihm bei He
des Daches nichts gegeben habe, ohngeachtet er außer denen Gesellen ein schönes Douceu
seinen Riß bekommen hat, haben auch zur Verwahrlosung des Baues das ihrige beygetra

Anmutig ist dagegen wieder die Hermsdorfer Baugeschichte der Bethauskirche, da s
ganz die schlesische Fürsorglichkeit, die bis zur Wunderlichkeit gehen kann, abbildet. Die K
hat statt hoher Fenster stockwerkweise übereinander gestellte ganz niedrige, wie die eines W
hauses, und der Grund ist der: Ein Kirchenvorsteher gab diesen Rat, weil man ja nicht
wie lange die Kirche ihr Bestehen haben werde; es könne ja dann in dem Falle eines Aufhi
das Gebäude verkauft und zu einem Kaufhause oder etwas ähnlichem bestimmt werden."
Gott sei Dank, bis heute ist das Bethaus geblieben.

Oft war das Gemeindeverlangen nach einer Stätte gemeinsamer Gottesverehrung so
daß man die längere Bauzeit eines Bethauses nicht abwarten mochte. Man behalf sich
Notkirchlein, die in Scheunen oder Schuppen errichtet oder aus Bretterwerk zusammengesch
wurden. Arnsdorf hatte so eine Notkirche. Reichlich zehn Jahre hielt es den Unbilden der W

ng stand. Dann aber ging es nicht mehr. Inzwischen waren nun auch der Kirchenplan, der umeister und die Mittel da, daß der Bau beginnen konnte. Er sollte auf dem Platz der Notche errichtet werden, aber diese wollte man wiederum während der Bauzeit nicht missen. dieser schwierigen Lage kam der Zimmermeister Maurus aus Schmiedeberg, setzte das Notchlein auf Walzen und walzte es fast hundert Ellen zur Seite. Nun konnte er mit dem Neubau ginnen und die Arnsdorfer dennoch Gottesdienst halten.

Das Innere der Bethäuser ist meist schlicht. Aber das Holzwerk in Gestühl, Säulen und poren wirkt schlecht und recht, durch und durch ehrlich, und ein besonderer Schmuck gibt n Raum eine feierliche Weihe: die Lichtträger, die Kronleuchter aus geschliffenem Glas, das



Altchemnitz (Riesengebirge), Bethaus

Sonnenlicht oder im Glanz der Lichter, die er selbst trägt, in den Farben des Regenbogens lt und in tausendfachen Brechungen, Perle an Perle, heruntertropft.

Wenn wir uns fragen, warum in diesen schlichten Kirchen diese Lichtträger dennoch nicht ken, so finden wir die Antwort nur darin, daß eben dieses Gut eigenes Wertgut der neinden ist. Die Reinheit und tiefe Innerlichkeit einer wahren Heimatkunst entzückt Auge und ergreift unsere Seele. In einigen Bethäusern hat sich zu diesen Glaskünstlern auch noch der heimische Maler gefunden, und hat das Holzwerk beschont in der Art des schlesischen Möbelwerks. Farben von ungemeiner Weichheit und empfindungsvoller Harie! Und wieder wird in solch harmonischer Kunst das handwerksmäßige Schaffen der Dorfter zu einem Ausdruck des einheitlich geschlossenen Gemeindegedankens, des Gottesdienstes Sinne einer Volkskirche.

Das Äußere der Bethäuser wirkt entweder durch die symmetrischen Gefüge des Fachwerks seine lebendigen Farbenkontraste in Schwarz-Weiß oder, wo es sich um massiven Bau elt, durch die gut handwerkliche Behandlung und Aufteilung der Flächen. Auf dem sauber utzten Mauerwerk sitzt dann das Dach in seinem mehrgliedrigen Aufbau und wird wieder ragt von dem in seiner Form reizvollen Dachreiter.

Heuer klingen in fast allen Bethäusern die Glocken wieder, die der Krieg genommen hat. Ihr Klang wallt über Hügel und Tal und singt von Glauben und Hoffen und Taten, von lebe digem Gemeindechristentum, von evangelischer Treue. In dieser ihrer Geschichte sind nun di schlichten Bethäuser für die ganze Landschaft charakteristisch geworden. Sie sind in ihrem Werde in ihrer Bedeutung verwoben mit Land und Leuten und sind Träger des Glaubensgedanke und zugleich der schlicht-gediegenen Heimatkunst.

Im Bilde des schlesischen Gebirgsdorfes mit seiner langdahinziehenden Straße bildet d Kirchlein den Zentralpunkt, und zu diesem Bilde gehört der rauschende Bach, der die Dorfstra hinabgeleitet, gehört das Blütenmeer an der Kirchhofsmauer oder im Pfarrgarten, geh schließlich der herrlich große und ernste Hintergrund des ganzen Kammes des Riesengebirg Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!

Längst waren mir diese schlesischen Bethäuser lieb, aber ihre Baugeschichte, die sie uns e recht verstehen und schätzen lehrt, hab' ich in all ihren kleinen, feinen Einzelheiten erst jetzt a einem soeben erschienenen kleinen Werk kennen gelernt. Der bekannte Warmbrunner Kun historiker Dr. Grundmann, der verdienstvolle Leiter des Hausfleißvereins, schenkte uns di Gabe: „Die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg" (Verlag A narius, Breslau). Was das wertvolle Werk noch besonders anmutig macht, sind die Zeichnung der Gotteshäuser, die Grundmann zugleich als einen vorzüglichen Schwarz-Weiß-Künst kennen lernen lassen. An der Wiedergabe einiger dieser Zeichnungen werden unsre Le Freude haben.

Hermann Bousset





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

# Ödland und Neuland

Warum wird Ödland nicht Neuland? Diese Frage, die fast immer mit einem mehr oder weniger versteckten Vorwurf letzten Endes gegen den Staat ausklingt, ist seit der Blockade auf der Tagesordnung. Herr Hauptmann a. D. Schönfeld, er im Türmer-Märzheft das Problem wieder erörtert, schreibt: „So volksfeindlich ist keine Regierung, um dieser lebenswichtigen Frage nicht ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden ind sie einer Lösung näher zu bringen.“ Aber, und das ist wohl der Zweck der Ausführungen, ie heutigen Regierungsstellen sind zu kleinlich für eine solch große Aufgabe.

Vor dem Kriege kam diese Frage auch öfter zur Sprache, und zwar hauptsächlich an den ıständigen Stellen. Die Notizen, die dann und wann damals durch die Presse gingen und ı denen Stellung von Fachmännern hierzu genommen wurde (auch hier im Türmer), waren ber meist warnender Natur. Man wies einmal auf den Wert der Heide und des Moores als laturdenkmal hin und hob den großen Einfluß, den besonders die Moore im Binnenland auf as Klima und die Niederschläge haben, hervor, empfahl deshalb in allen Fällen ein bedachtımes Vorgehen, da man sich vollständig klar darüber war, daß eine Rente von dem kultivierten )dland im allgemeinen zunächst nicht zu erwarten ist.

Es zeigt wenig Verständnis für die Großtaten unserer führenden Männer in der Landvirtschaft, wenn man predigt, daß Millionen von Unland noch brach liegen, weil sich bis jetzt och niemand gefunden hat, sie in fruchtbares Land umzuwandeln. Wäre dies so einfach, so vürde es gewiß schon früher geschehen sein; dafür ist der Trieb nach Vergrößerung seines Besitzes zu groß im Menschen und dafür ist die zu lösende Aufgabe auch zu verheißungsvoll. ls Rimpau vor nunmehr genau 60 Jahren die Moordammkultur in Cunrau am Drömling nführte und so große Erfolge dort errang, da wurden bald nach dieser Methode überall die Moore zu kultivieren versucht. In vielen Fällen jedoch auch mit Mißerfolg, da die Moore leben nd individuell angefaßt sein wollen. Dank der Förderung der Moorkultur unter der Regierung aiser Wilhelms II. durch Männer wie von Hammerstein, von Benningsen, Dr. Ramm, Proessor Fleischer, Professor Tacke und Professor Salfeld haben wir heut Verfahren in der Hand, ie uns, soweit Moore in Frage kommen, überall die Möglichkeit geben, solches Ödland in ultur zu nehmen.

Wäre der Krieg nicht gekommen, so würden wohl weite Landstrecken, die heut noch öd nd, besiedelt sein, weniger durch den Staat als von Privaten. Aber wie in so vielem hat der rieg uns auch hier Fesseln angelegt, die zu beseitigen die beste Regierung heut auch nicht der Lage sein würde. Die ganze Moorkultur ist neben der Entwässerung mehr oder weniger ne Düngerfrage. Besonders Stickstoff und Phosphorsäure müssen reichlich zur Verfügung ehen. In der Stickstoffversorgung sind wir durch das Verfahren der synthetischen Darstellung

von Ammoniak nach Haber bald so weit gewesen, den Bedarf unserer Landwirtschaft zu decke Das Unglück von Oppau hat aber hier wieder eine empfindliche Lücke gerissen. Die Versorgun der Landwirtschaft mit Phosphorsäure ist durch den Verlust der lothringischen Eisenwerke, di den Hauptprozentsatz an Thomasmehl (dem Hauptphosphorsäuredüngemittel) lieferten, gar schlecht. Die Einfuhr von Rohphosphaten zur Herstellung von Superphosphaten ist bei der ungünstigen Valutastand nur in geringem Umfang möglich. Aus diesem Grunde muß darau gesehen werden, daß die vorhandenen Phosphorsäure- und Stickstoffdüngemittel in erst Linie dem alten Kulturland, das Höchsterträge davon liefert, zugeführt werden, damit di sicheren Quellen nicht auch noch versiegen. Solange also nicht ein Überschuß an künstliche Düngemitteln wieder vorhanden ist, sind der Moorkultur, überhaupt der ganzen Ödlan kultur enge Grenzen gezogen.

Aber in anderer Weise können unsere Moore zum Aufbau heut beitragen. Die ihre Kult vierung am meisten erschwerenden jüngeren Hochmoore im Binnenland eignen sich vorzügli zur Herstellung von Torfstreu. Torfstreu bzw. Torfmull ist das idealste Streumittel und Au saugstoff sowohl im Viehstall als in den Fäkaliengruben. Durch die antiseptische Wirkung d im Torf enthaltenen Humus-Säuren tritt die Klauenseuche in Ställen mit Torfmatratz seltener und mindestens viel harmloser auf. Die Strahlfäule bei Pferden wird direkt verhinder Dazu saugt die Torfstreu das 7—12fache ihres Gewichtes auf und absorbiert die schädlich Ammoniakgase, die besonders in Pferdeställen so stark bei Wetterwechsel auftreten. Diese Sti stoffgase sind es aber, die für den Landwirt so wertvoll sind, kostet doch heute 1 Kilogram Stickstoff über 30 Mark! Man hat errechnet, daß bei allgemeiner Einführung der Torfstr bzw. -mull zur Desinfektion und Desodorisierung der menschlichen Fäkalien allein für üb vier Milliarden Stickstoff und Phosphorsäure, die heute der Landwirtschaft verloren gehe zurückgewonnen werden können; und damit ist der Phosphorsäurebedarf unserer Landwi schaft in der Hauptsache gedeckt. Man wird dies als ein sehr optimistisches Urteil zunächst a sehen. Man denke aber nur an das bedeutend dichter bevölkerte China, das nichts einführt u sich doch ausreichend ernährt, trotzdem dort die Verwendung der künstlichen Düngemittel gut wie unbekannt ist. Die tierischen und menschlichen Fäkalien müssen dort alles mache Wenn auch China durch seinen Lößboden außerordentlich fruchtbar von Natur aus ist, so wä das Kulturland doch schon längst abgebaut, wenn nicht der Chinese so meisterhaft durch sor same Behandlung der Auswurfstoffe den Kreislauf des organischen Lebens ohne Lücke schließen verstände. Während der Chinese nun zur Erhaltung der wertvollen Dungstoffe d Löß benutzt als Einstreu, haben wir die viel bessere Torfstreu bzw. -mull, von der man n den zwanzigsten Teil nötig hat und erreichen bei ihrer Verwendung, daß gleichzeitig an ein anderen Stelle fruchtbares Kulturland neu erstehen kann. Nach Abbau des Torfes läßt si nämlich durch Mischung der abgelegten Bunkerde (Vegetationsschicht) mit dem darunter liege den Sand fruchtbarer Ackerboden, der besonders für Gemüsebau geeignet ist, schaffen. Sol Legemoorflächen können mittels Fräßkultur mit dem Landbaumotor, der in einem Arbei gang Krümelstruktur schafft, das heißt, den Sand und die Bunkerde sowie den aufgebracht Kalk und organischen Dünger vollständig gleichmäßig vermischt und einebnet, sofort in Kult genommen werden.

Die außerordentliche Bedeutung der allgemeinen Einführung der Torfstreu bzw. -m steht für jeden Volkswirt außer Zweifel. Wenn daher die Führer der deutschen Landwirtsch an dritter Stelle ausreichende und rechtzeitige Versorgung der Landwirtschaft mit künstlich Düngemitteln fordern, so ist dies, so lange die Torfstreu nicht, wie zum Beispiel in den Städt Braunschweig, Hildesheim, Pommritz allgemein eingeführt ist, nicht nur gerechtfertigt, sonde direkt notwendig. Der Direktor der Agrik. Chem. Kontrollstation, Prof. Dr Müller-Halle, g in einer seiner letzten Veröffentlichungen folgende der Praxis entnommene Zahlen an: werden in normalen Betrieben durch die Marktware, die nach der Stadt wandert, für d

…ektar in Kilogramm dem Boden entzogen: an Stickstoff 20,3 kg; Kali 6,4 kg; Kalk 2,7 kg; …agnesia 2,1 kg und Phosphorsäure 9,3 kg. Während der rechnende Landwirt sich von dem …rundsatz leiten läßt, die menschlichen und tierischen Auswurfstoffe, in denen die dem Acker …tzogenen Grundelemente des organischen Lebens wieder erscheinen, sich zu erhalten und …r Zeit dem Acker wieder zuzuführen, ist für die Stadt bei der Beseitigung der Auswurfstoffe … erster Linie der hygienische Gesichtspunkt maßgebend. Da Zweifünftel bis die Hälfte der …ernteten Erzeugnisse in die Stadt kommen, so bedeutet heute bei dem Mangel an Phosphor…ure und Stickstoff die Beseitigung der Fäkalien, ohne die in ihnen enthaltenen wertvollen …ungstoffe dem Landwirt wieder zugänglich zu machen, eine außerordentliche Verschwen…ung, und die Stadt hat genau genommen kein Recht, von dem Land die ausgleichende Be…ferung mit Lebensmitteln zu verlangen, so lange sie nicht dafür sorgt, daß die von dem …nde gelieferten Erzeugnisse in ihren Grundstoffen dem Land wieder zurückgegeben …erden.

Aber auch der Landwirt erfüllt seine Pflicht gegen die Allgemeinheit schlecht, wenn er …n der Verwendung von Torfstreu keinen Gebrauch macht und weiter Stroh streut. Das …roh gehört heute für Futterzwecke reserviert. Durch das Strohaufschließungsverfahren …rd dasselbe in wertvolles Futter verwandelt, das seinem Nährstoffgehalt nach, zum Beispiel … Kartoffeln gemessen, doppelt so hoch zu bewerten ist. Wenn man bedenkt, daß etwa 120 Mil…nen Zentner Kartoffeln verfüttert werden, von denen über ein Drittel bis zur Hälfte durch …rohkraftfutter ersetzt werden kann, sobald von der Verwendung des Strohes als Einstreu…ttel abgegangen wird, so ist es jedem wohl klar, eine wie hohe Bedeutung der erweiterten …nführung der Torfstreu zukommt. Es würde nicht weniger bedeuten, als daß für den Kopf … Bevölkerung in Deutschland rund 2 Zentner Kartoffeln mehr zur Verfügung als Nahrungs…ttel stehen würden.

Das in großzügiger Weise seitens der deutschen Landwirtschaft geplante vaterländische …fswerk wird dieser Frage wohl auch genügend Beachtung schenken und damit die Umwand…ng von Ödland in Neuland fördern. Denn je mehr Torfstreu zur Verwendung gelangt, um … mehr künstlicher Dünger wird nach und nach frei werden. Bedeutende Kräfte sind schon am …rk, um dieses Ziel zu erreichen. Namen wie von Bohlen-Halbach, Graf von Landsberg … a. werden später mit dieser Aufgabe eng verknüpft sein. Es ist müßig, heut immer nach …n Staat zu rufen. Gleichmachungsprinzip und Bezwingung von Unland passen schlecht zu…ander, erfordert das letztere doch Herrennaturen der Tat, die durch ihren Besitz, den sie … ehrlich und rechtmäßig erworben haben, unabhängig sind und in der Lösung dieser segens…chen Aufgabe etwas Selbstverständliches erblicken.

… Schleusingen (Thüringen) G. Schäfer






# Goethe in Wetzlar

„Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh' und Schmerzen
Das Glück dir Ruh' und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit dir geliebt."

Diese Verse klingen zu uns aus Wetzlar. Goethe schrieb sie beim Abschied im Septemb 1772 seinem Freunde Kestner in ein Exemplar des „Deserted village" von Oliv Goldsmith. Ja, in Wetzlar hatten sie beide zugleich von ganzem Herzen Lotte geliet die später im „Werther" verherrlichte Lotte, die zweite Tochter des Deutschordensamtmanı Buff. Seit ihrem sechzehnten Jahre war sie mit dem hannoverschen Legationssekretär Johan Christian Kestner versprochen, wenn auch nicht öffentlich verlobt. Ihr fühlendes Herz und il lebhafter Geist machten den fast zwölf Jahre älteren tüchtigen Mann zu ihrem Gefangene wie er sich ausdrückte. Sie war ihm die zarte Rosenknospe, und zu seiner Freude bildete sie si täglich mehr zu ihm heran.

Da erschien im Mai 1772 ein schöner, genialer Jüngling mit flammendem Auge in Wetzla um hier nach dem Wunsche seines Vaters am „hochpreislichen" Reichskammergericht den Reich prozeß kennen zu lernen. Es war Wolfgang Goethe. Da ihn aber die Rechtswissenschaft nic anzog und weder die nüchterne Wetzlarer Verwandtschaft großen Reiz auf ihn ausübte no der Verkehr in der Tafelrunde der jungen Juristen, die die romantische Form eines Ritterorde angenommen hatte, so war er anfangs viel auf sich selbst angewiesen. So durchwanderte er de die im Frühlingsschmuck prangende paradiesische Umgebung der ihm unangenehmen klein Reichsstadt, und sein empfänglicher Sinn erschloß sich immer mehr der Schönheit der Natı Mit Friedrich Wilhelm Gotter, der wie Kestner der 1767—76 zum Zweck der Visitation d Kammergerichts in Wetzlar tagenden Reichsbehörde angehörte, unterhielt er sich gern üb ästhetische Fragen, obgleich dieser ein Rokokodichter nach dem bisher herrschenden französisch Geschmacke war, während er selbst durch Herder in Straßburg in das Wesen echter Poesie ei geführt, für wahre Natur begeistert und alles französischen Wesens bar und ledig geworden w Wie Herder so war auch Goethe jetzt Mitarbeiter an den von Merck geleiteten „Frankfurl gelehrten Anzeigen", deren Jahrgang 1772 die Sturmfahne der neuen Richtung war, inde er den Kampf gegen Unnatur, Steifheit, nüchterne Aufklärung und glatte Regelmäßigkeit öffnete. Es war dem jungen Goethe eine Wonne, in dieser Literaturzeitschrift den Ideen d Sturmes und Dranges Ausdruck zu geben und, wie Merck sagte, „den Staub von den Perück der Kahlköpfe fliegen zu lassen".

Wie er andere kritisierte, so übte er auch bewundernswerte Selbstkritik. Das geht aus de gehaltvollen Brief hervor, den er im Juli aus Wetzlar an Herder schrieb, nachdem ihm die endlich die erste Fassung Gottfrieds von Berlichingen zurückgeschickt hatte. Er sah jetzt ein, d nicht die Theorie, sondern die Empfindung und der innere Drang den Künstler mache, d

Meisterschaft erst derjenige besitze, der dreinzugreifen, zu packen und über alle seine Kräfte zu herrschen wisse. Nicht leicht wurde ihm sicher der Entschluß, den Götz vor der Veröffentlichung von Schlacken zu reinigen und umzuschmelzen, damit er höheren Anforderungen genüge; aber ein geläutertes Schönheitsgefühl gebot es ihm. Auf Grund der Eindrücke, die er vom Kammergericht empfing, entstand die Szene der Bauernhochzeit im Götz; der darin erwähnte Assessor Sapugi ist der von der Visitation wegen Bestechlichkeit abgesetzte Assessor von Pagius.

Im starken Gefühl seiner Genialität hatte der junge Dichter jetzt den kühnen Plan, seiner Weltanschauung und seinem gärenden Innenleben dadurch Ausdruck zu geben, daß er Mahomet und Faust in Dramen behandelte, den großen Religionsstifter, der Göttliches und Allzumenschliches in sich vereinigte, und den großen Zauberer, der durch seine unersättliche Begierde, alles zu wissen, alles zu können und alles zu genießen, Schuld auf sich lädt, aber dennoch schließlich nicht der Hölle verfällt. Ihr titanisches Ringen um hohe Güter zog ihn an, vielleicht auch der Gedanke, sich so mit der christlichen Religion auseinandersetzen zu können.

Die wenigen lyrischen Gedichte, die m. E. in die Wetzlarer Zeit zu versetzen sind, zeigen, wie sehr die Stimmung des Jünglings wechselte: Elysium atmet weiche Empfindsamkeit, Adler und Taube zeugt von tiefer Niedergeschlagenheit, im Wechselgesang zwischen Mahomet und Fatema erhebt sich der Dichter zu selbstbewußtem Kraftgefühl, im Ganymed zu begeistertem Natur- und Gottesgefühl. Namentlich die beiden letzten Gedichte sind herrliche Erzeugnisse seines Dichtergeistes. Der Stimmungswechsel erklärt sich dadurch, daß sich Goethe in Wetzlar anfangs „einsam, öde und leer“ fühlte, losgerissen von seinem reichen Frankfurter und Darmstädter Verkehr, verschlagen in „schauernden Himmels öde Gestade“ und unter dem Eindruck der unerquicklichen Zustände des Gerichts.

Aber die schnell aufflammende Liebe zu Lotte auf dem Ball zu Volpertshausen wandelte den Entzündbaren völlig um. Lottes Anmut und Natürlichkeit, die Heiterkeit, Offenheit und Leichtigkeit ihrer Seele und ihre häuslichen Tugenden bezauberten ihn ganz. Die Leere, die ihm seit dem Scheiden von Friederike im Busen blieb, war nun ausgefüllt. Beim Tanze hatte er sich unbefangen dem Eindruck hingegeben, und als er nachher merkte, daß Lotte bereits gebunden war, blieb seine herzliche Empfindung für sie dieselbe.

Das Brautpaar wies ihn nicht ab, sondern begegnete ihm zutraulich, ja es schloß aufrichtige Freundschaft mit ihm. Täglich kam er nun in das Deutsche Haus, wo er von dem Amtmann Buff und seinen Kindern gern gesehen wurde; er unterhielt sich mit der tätigen Lotte, spielte mit ihren zahlreichen Geschwistern, half ihr beim Abnehmen des Obstes im Garten und begleitete sie auf ihren Spaziergängen. Sobald es die vielen Amtsgeschäfte Kestners zuließen, gesellte sich dieser zu ihnen. Es war eine ungewöhnliche Lage, in der sich die drei befanden; aber sie benahmen sich auch alle ungewöhnlich.

Bei Kestner und Goethe ging es ohne innere Kämpfe nicht ab. Jener überlegte, ob er nicht auf Lotte verzichten solle, weil Goethe vielleicht eher imstande sei, sie glücklich zu machen. Aber seine große Liebe zu ihr und die Überzeugung, daß er ihr Herz ganz besitze, half ihm über jede schwächliche Anwandlung hinweg. Er war hochherzig genug, dem Mitbewerber um Lottens Gunst keine Eifersucht, sondern vielmehr Vertrauen zu zeigen, zumal er ihn immer mehr schätzen lernte. Wolfgang gab seiner Neigung zunächst genial nach und genoß froh den Augenblick, ohne viel zu überlegen. Er kannte sich nicht mehr und hatte nur den einen Wunsch, heute, morgen, übermorgen und sein ganzes Leben mit Lotte zusammen zu sein. Je klarer ihm ihre treue Liebe zu ihrem Verlobten wurde, um so höher stieg sie in seiner Achtung. Zuweilen schäumte der Becher über, aber war es einmal nötig, so wies ihn Lotte energisch und freundlich in die Schranken zurück. Im Streit zwischen Leidenschaft und Vernunft siegte diese schließlich doch soweit, daß Goethe, allerdings nicht ohne Mitwirkung des für ihn besorgten Merck, den Entschluß faßte, wenn er sich nicht mehr zügeln könne, heimlich davonzugehen, um dem Brautpaar und sich weitere Aufregungen zu ersparen. Heil ihm, daß er dann wirklich die Selbstüberwindung

übte, zu der Werther sich nicht aufschwingen kann! So wurde die Wetzlarer Idylle nicht zu Tragödie.

Und Lotte? Sie ließ sich die Huldigungen des liebenswürdigen, feurigen Rechtspraktikanten der so lordmäßig auftrat und doch so natürlich war, gern gefallen. Aber ihr gesundes Gefüh ließ überhaupt keine Unsicherheit aufkommen; sie war fern von Gefallsucht und blieb ihrem be währten, guten Verlobten in Treue fest. Kurz, das Verhalten jedes einzelnen von den dre verdient unsern ganzen Beifall.

Die inneren und äußeren Erlebnisse, die Goethe in Wetzlar hatte, verdichteten sich in seinem schöpferischen Geiste allmählich zum Werther, nur daß im zweiten Teile das Schicksal des un glücklichen Jerusalem, der sich wegen unerwiderter Liebe erschoß, verwertet ist. Darin lieg hauptsächlich die Bedeutung von Goethes Wetzlarer Zeit, daß das Ergebnis davon der empfind same Roman ist, der ihn noch mehr als der inzwischen im Druck erschienene Götz zum Führer des jungen Deutschlands und zum berühmtesten deutschen Dichter machte.

Die Stadt Wetzlar läßt es sich nicht nehmen, das 150jährige Jubiläum von Goethes Aufenthal in ihren Mauern im Juni dieses Jahres festlich zu begehen, und will zu diesem Zwecke der Deutschordenshof und das zu diesem gehörende Lottehaus wieder in würdigen Zustand versetzen die Sammlungen des letzteren vervollständigen und eine umfassende Werther-Ausstellung ver anstalten. Dazu bedarf es aber so großer Mittel, daß Wetzlar allein sie nicht aufbringen kann Daher ergeht auch an die Leser des „Türmer“ die herzliche Bitte, durch einen angemessenen Beitrag zu jenem Ziele mitzuhelfen.

Die Wetzlarer Bank für Handel und Industrie (Postscheckkonto Frankfurt a. M. 26192 nimmt gefällige Sendungen für das Lottehaus in Wetzlar entgegen.

Prof. Dr. Heinrich Gloël



# Johannes Schlaf als Denker

## Ein Gruß zu seinem sechzigsten Geburtstage (21. Juni)

Johannes Schlaf, dem von der betriebsamen Tagesschriftstellerei so oft Übergangenen und in den Literaturgeschichten fast stets ungenügend oder recht einseitig Gewür digten, kommt eine weit größere Bedeutung zu. Wer sein erstaunlich ausgebreitetes Schrifttum zum mindesten annähernd vollständig überblickt und dem darin niedergelegten Geistes wege ohne jederlei Vormeinungen entgegentritt, wird ihn unter die Großen der heute Schaffens tätigen einreihen. Und daß die Anzahl derer, die unter den nötigen Vorbedingnissen zu einer gleichen Erkenntnis gelangen, noch während des Meisters Lebenszeit beträchtlich wachse, das dürfte sicher ein nicht unangemessener Wunsch zum festlichen Tage sein.

Die Bedeutung Johannes Schlafs tritt nur dann in völlige Sicht, wenn man nicht allein die Werte der wesentlich dichterischen seiner Erzeugnisse sich vor Augen führt, sondern wenn man darüber hinaus durch ebenso hingebende Beschäftigung mit seinen Schriften philosophisch wissenschaftlicher Art von dem zur neugearteten Lebensausdeutung Berufenen, den Seher und Forscher in sich vereinenden Denker sich ein genaueres Bild erwirbt. Eine gewaltig um spannende Seinsenträtselung ist es, um die sich Schlaf auf intuitiven und rationalen Wegen mit fortgesetzt sich steigernder Kraft bemühte, und deren Erkämpfen seit Anbeginn — bewußt oder unbewußt — den letzten und eigentlichsten Anstoß gab zu seinem der äußerlichen Betrach tung so vielgestaltig erscheinenden Geisteswirken; vom Weltbilde des Meisters aus sieht man den einheitlichen Zug, der die so zahlreichen Werke zu einer geschlossenen Ganzheit fügt, und von hier aus erst wird jedes einzelne Schaffenserzeugnis bis in den Grund hinein verständlich.

Um nun von Schlafs Seinsanschau, die dieser mit allen Fibern aufs intensivste in sich durchlebt, und die er in mannigfacher Weise in möglichst klare und zugleich lebendige Ausdrucksform zu bringen versucht hat, einige Vorstellung zu geben, sei zunächst betont, daß es sich um eine Alleinheitslehre, einen Monismus handelt — einen Monismus, der einerseits auf den Resultaten der exakten Wissenschaften sich aufbaut, und der andernteils dem Christentum eine entscheidende Rolle zuspricht, welche Doppeleinstellung diesem Monismus seine eigenartige, hervorstechende Färbung verleiht. Schlaf bezeichnet es geradezu als seine besondere Absicht, die Menschheit von der ernstlichsten und eigentlichsten, der religiösen Not freizumachen, Religion und Naturwissenschaft in eine fruchtbare Synthese zu führen: die Wissenschaft soll eine religiöse Erhöhung erfahren, soll zum Rang einer religiösen Funktion erhoben werden.

Der Ausgangspunkt zu dieser so ausgesprochen religiös gehaltenen monistischen Weltauffassung wurde die Ende der achtziger Jahre in Verbindung mit Arno Holz durch Schlaf geschaffene Kunstform des konsequenten Naturalismus; denn schon gleich zu Anfang wurde ihm deutlich, daß die aufs genaueste angestrebte Wiedergabe der Wirklichkeit mit voller Gefühlsenthaltung für ihn nicht möglich war. Nicht vermochte er wie Holz die neue Stilart rein technisch-künstlerisch aufzufassen; sondern das eindringlichste äußere Unteraugennehmen der Dinge und Vorgänge bewirkte bei ihm unmittelbar, daß deren innerste Wesentlichkeit sich ihm enthüllte: er spürte gerade auf diesen Anlaß ein neues, stark intimes, aufs höchste differenziertes Empfinden. So wurde gesteigertster Realismus ihm unversehens und unverzüglich einfühlendster Pantheismus; Naturabzeichnung wie Kulturdurchspähung führen ihn beide zur tiefsten Schau; das scharfäugige Sehen schlägt ihm um in Mystik.

Bleibt das gefühlsstarke Empfinden bis hin zu „Dingsda“ und „Meister Oelze“ (beide erschienen 1892) noch recht allgemeiner Art, so sehen wir schon bestimmtere Formen seines naturmystischen Weltbildes im vier Jahre später veröffentlichten prosalyrischen Meisterwerke „Frühling“, dessen berauschender Wirkung wohl schwerlich jemand gänzlich zu entgehen vermag. Die einheitliche Entfaltung und die Lebendigkeit der Welt, das ganz enge Zusammengehören von Makrokosmos und Mikrokosmos, das innere Einssein aller Dinge — das kommt hier im „Frühling“ in großartiger und deutlicher Weise zum Ausdruck. In den nun folgenden Erzählungen, Essays, Dramen, Lyrikbänden und Romanen geht der allmähliche weitere Ausbau der Schlafschen Naturergründung vor sich; insbesondere arbeitet sich ihm immer klarer das Mann-Weib-Problem, der Individuumsbegriff heraus und ebenso seine Anschauungen von der Heranbildung einer neuen, höherwertigen Menschenrasse, einer menschlichen Überart, als deren erste Vorläufer ihm u. a. die von ihm in Monographien behandelten Whitman, Verhaeren, Maeterlinck und Novalis erscheinen (daneben auch Leonardo und Goethe). Die erste systematischer durchgeführte Darstellung seiner Weltauffassung bietet 1906 das zugleich auch schon ziemlich umfangreiche rein theoretische Buch „Christus und Sophie“, zu dem dann bald danach die kleinen Schriften über die Tainesche Kunsttheorie und über den Krieg wichtige Ergänzungen liefern. Eine weitere ausgedehnte Fixierung seiner Ideen vom Sein erfolgt ein Jahr später in der Nietzsche-Kampfschrift; und einen gewissen Abschluß bringt endlich 1910 das umfassende Hauptwerk „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion“. Lediglich nach der kosmogonisch-astronomischen Seite hin kommen dann hierzu noch Erweiterungen, vor allem in „Religion und Kosmos“ (1911), sowie ferner in „Die Erde — nicht die Sonne“ (1919). Eine knappe Zusammendrängung alles Hauptsächlichen seiner naturmystischen Lehren, die in bestimmter Hinsicht klassisch genannt werden kann, liegt uns in dem „offenen Brief“ an den vor kurzem verstorbenen Bonner Physiologen Max Verworn vor, betitelt: „Psychomonismus, Polarität und Individualität“ (1908).

Schlafs Monismus ist sozusagen ein ausgeprägter und wirklicher. Die strenge Forderung, die der eben genannte Verworn an einen solchen stellte, erfüllt er ganz; Verworn schrieb nämlich einmal: „Wir müssen verlangen, daß das letzte Prinzip einer monistischen Weltanschauung

uns unmittelbar als bekannt gegeben ist und keiner Erklärung weiter bedarf; denn es muß ja das einzig wirklich existierende Prinzip sein, und es wäre daher ein völlig absurdes Unternehmen, das einzig existierende Prinzip noch weiter definieren zu wollen.“ Er verlangt ferner, daß die Zurückführung der Vielheit auf logischem Wege ohne Hypothese erfolgt. Nun, das letzte Prinzip Schlafs ist ein durchaus bekanntes, uns unmittelbar vertrautes: es ist der Individualitäts- oder — noch faßlicher und anschaulicher gesagt — der Individuumsbegriff. Die Weltgesamtheit, der Makrokosmos, ist unserem Meister letzten Endes ein einziges und zugleich lebendiges, ein reales und daneben auch ewiges, ein absolutes Individuum. Von diesem Allindividuum aus wird ihm nun auch alles Übrige, alle Welteinzelteile bestimmbar; denn diese sind ihm mikrokosmische Individuen innerhalb des makrokosmischen Individuums, zugleich aber — und damit wird einerseits die streng monistische Einsicht gewahrt und andernteils der pantheistischen Einfühlung genug getan — ist jedes Sonderwesen, und sei es das kleinste und unscheinbarste, mit dem Allindividuum vollauf identisch, und sind beide — Sonderwesen und Allindividuum — gegenseitig stets und ganz ineinander enthalten. Der Weg nun, auf dem Schlaf zu dem für ihn so bedeutungsvollen Individuumsbegriff gelangte, war der eines vertieften Studiums der zutage liegenden Resultate der exakten Wissenschaften. Eine bestimmte Tatsächlichkeit bemerkte er nämlich als Allernächstes und Unmittelbarstes und daneben als eine entscheidend wesentliche: die der überall feststellbaren Polarität, d. h. der Zweipoligkeit und der hierdurch dauernd bedingten polaren Spannung In der sogenannten anorganischen Welt begegnen wir diesen Polseiten als einer positiven und einer negativen und in der sogenannten organischen als einer männlichen und einer weiblichen. Den Ausdruck „sogenannte“ gebrauchten wir eben darum, weil für Schlaf lediglich eine, eine einheitliche Welt besteht, da ihm nämlich die organische Polarität nichts weiter als eine vorgeschrittene chemische ist und die anorganische Polarität nichts weiter als eine zurückstehende organische; somit sind ihm im letzten Hinblick Mann und Weib Darstellung und Metastase auch von chemischer Polarität und demzufolge von Polarität als solcher, weshalb die gesamte Wesenswelt nicht nur für ihn besteht als eine einheitliche, sondern daneben auch als eine lebendige Individualität. Es erklärt sich also bei Schlaf der für das Größte und für das Kleinste, für die Einzelglieder und für die Allheit immerfort angewandte Individuumsbegriff aus einer zugrundeliegenden Polaritätsanschauung; und er bezeichnet darum dieses erkenntnistheoretische Fundament seines Weltbildes hin und wieder als seine Polaritätsphilosophie.

Einiges mindestens muß noch ausgeführt werden über die Art, wie für Schlaf der Mikrokosmos im Makrokosmos vorhanden ist. An dieser Stelle seines Gedankendomes setzt er nun den Entwicklungsbegriff, die Entwicklungstatsache ein: von primitivster polarer Zuständlichkeit aus als Urbeschaffenheit entwickelte sich Individualität zunächst zur Molekular- und urchemischen Welt, trieb dann die anorganische Sphäre weiter bis hin zur Kristallisation, schritt über zur Protoplasmabildung und setzte des ferneren den Entfaltungsprozeß fort bis hin zu unserem heutigen Menschen als einstweiligen Abschluß. Verursacht wird die ganze Entwicklung, die fortdauernde Metastasierung durch einen die Individualität beherrschenden Willen, zu einer letzterreichbaren Stufe, zum höchsten bewußten Selbsterfassen emporzusteigen; und vorwärts kommt nun dieser Prozeß, indem in jeder Etappe, im jeweiligen zu einer gewissen Vollendung gelangten Bereich ein ganz bestimmtes einzelnes Individuum (Elite-Individuum), das aber für Schlaf immer identisch ist mit einem Paarindividuum und dann natürlich im letzten Betracht mit dem Allindividuum, somit also eigentlich auch immer das gleiche ist, sich eine ihm zugehörige Elite verschafft, in der zuerst sich Abartskrisen bemerkbar machen, und die stetig sich festigt und schließlich die Neurasse hervorbringt. „Eine absolute individuelle Paarheit“, heißt es bei Schlaf einmal, „schöpft sich selbst ewig in einem ewigen Schicksal aus.“ Und weiter: „Steht lebendige Individualität und Leben in unendlicher Bewegung, so steht es, wie in allen anderem, so auch in einer unendlichen Mühe, die die Individualität immer wieder nötigte,

r höchstes, letztes und sicherstes Wissen von sich selbst aus sich und ihren Zusammenhängen rvorzuholen."

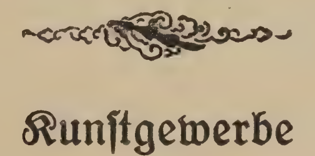
Mit besonderem Nachdruck verweist Schlaf auch immer aufs neue auf die Rolle des Christus der menschheitlichen Entwicklung. Dieser, der ihm in einem bestimmten Sinne höchster ensch, Übermensch, Gott, Gattung an sich, höchste Artvollkommenheit bedeutet, wird nach m das jetzige Menschengeschlecht zu seiner letztmöglichen Vollendung führen, zugleich aber ch mehr und mehr den Weg bereiten zur Schaffung der neumenschlichen Überart: zur wirk-hen Herrschaft über Erde und All wird Individualität durch Christus über die alten Formen naus endlich einmal hinaufgelangen.

Und auch über das „Was dann?" bleibt man bei Schlaf nicht ohne Auskunft. Indessen hrt uns dieses in seine besonders schwer zu erfassenden kosmogonisch-astronomischen Lehren nein. In diesen wird dargelegt, wie das All zwar einmal unwiderleglich ein geschlossen End-hes ist, anderseits aber auch nach seiner Grundwirklichkeit als punktuell Unendliches sich er-eist. Wie nun ferner notwendigerweise der Kosmos als der Inhalt, die Modalität des „Sich-sichselbstfühlens" lebendiger punktueller Wesenheit zu betrachten ist, und wie nach äußerster tfaltung, nach dem Höhenbewußtsein wieder ein Auflösungsprozeß kommt, und wie die smischen Vorgänge mit all ihrem Leben, Wechsel und Wandel uns schließlich als tatsächlich ig aufgezeigt werden, das läßt sich an dieser Stelle lediglich andeuten. Ebenso, wie wir hier r noch in Kürze verzeichnen können, daß Schlaf ausführlich begründet, warum er die Erde fs neue in die Mitte des Alls zu stellen genötigt ist.

Schlafsche Gedankengänge darzulegen — vor allem auf knappem Raum —, ist nur mit nem gewissen Zagen möglich; denn gar zu leicht erhält dabei das, was in den Schriften des eisters mit einer unendlichen Feinfühligkeit und Zartheit zum Ausdruck gelangt, eine zu obe Struktur. Und wenn auch seine Satzgefüge den noch nicht auf ihn Eingestellten manchmal chlich verschlungen anmuten, und seine Wortwahl anfänglich dem Verstehen Hindernisse tgegentürmt, so wird man dennoch nach einiger Ausdauer der ungeheuren Eindringlichkeit : Rede Johannes Schlafs gewahr, und diese Eindringlichkeit wirft eine leuchtende Helle auf seine Denkpfade.

Des Meisters Werk im vollen Maße gerecht zu werden, würde natürlich erfordern, daß n dem Dichter, der ja nebenher als Übersetzer gleichfalls seine nicht kleinen Belänge hat, selben Umfang die Rede wäre, was aber hier die Umstände ausschließen.

Es sei verwiesen auf das „Johannes Schlaf-Buch" (Rudolstadt, Thür., Greifenverlag), von Ludwig Bäte, Kurt Meyer-Rotermund und dem Verfasser dieser Zeilen des Dichters Denkers Gesamtschaffen ausführlich gewürdigt ist. Rudolf Borch



# Kunstgewerbe

Im heutigen Schaffen steht auf unbestreitbarer Höhe das Kunstgewerbe. Die herr-schende Richtung zu ausdruckgesättigter Form hat in der hohen Kunst leider selten glückliche Ergebnisse gezeitigt, dafür aber Empfänglichkeit für Form und Farbe an allgemein gesteigert. Das kommt dem Gewerbe zugut. Gebrauchsgegenstände künstlerisch gestalten, ist heut eine vergleichsweise weit verbreitete Fähigkeit. Die Neigung, Natur zu sieren, sich phantasievoll in freiem Linien- und Flächenspiel zu ergehen, Farben bedeutsam ımmenzustellen, findet in der handwerklichen Kunst volle Befriedigung und kann sich aufs nste ausleben.

Wir litten im letzten Jahrhundert am unfruchtbaren Tasten in der Vergangenheit, da hie und da etwas nachahmend aufgriff und ein buntes Sammelfurium aller möglichen, durch einandergewürfelten Stilarten vorbrachte. Die Unfähigkeit der Künstler wirkte auf den Ge schmack der Käufer und erzeugte die bekannte entsetzliche Stillosigkeit unserer Wohnunge und Gebrauchsgegenstände.

Heute könnte das bei gutem Willen und einiger Aufmerksamkeit überwunden sein. Wi haben eine gute neue Kunst, die unser tägliches Dasein in Schönheit zu fassen vermag.

Als maßgebender Grundsatz der Schaffenden gilt es, aus dem zu bearbeitenden Sto und dessen Behandlungsweise, sowie im Hinblick auf den Zweck des Gegenstandes die For zu erdenken. Das ist eine überaus fruchtbare Einstellung. Aber auch eine, die dem Künstle Mühe bereitet. Er muß selber Hand anlegen, muß Stoff und Arbeit genau kennen lerne Es genügt nicht, irgend eine Erfindung zu zeichnen und sie dem Handwerker zur Ausführun zu übergeben. Ein guter Entwurf kann nach der Meinung des heutigen Kunsthandwerkers nur au inniger Vertrautheit mit dem zu bildenden Stoff und dessen Eigenschaften hervorgehen. Ma sieht es denn auch den neuen Formen an, daß sie aus der Handarbeit gewachsen sind. Sie habe etwas Selbständiges und Großes. Sie neigen zur Einfachheit.

Gleichzeitig erscheinen sie als Ausdruck edlen, gediegenen Seins. So sehr der Handwerke meint, nur aus Stoff und Zweck zu gestalten, der rein künstlerische Geschmack macht sich au geltend. Und der geht gegenwärtig auf große, bedeutsame Form, beseelte Farbe. Als eine Gegensatzes erinnere man sich der verschnörkelten Formen des Rokoko. Auch das Rokoko wa echter, künstlerischer Stil, der letzte, den wir vor dem 19. Jahrhundert gehabt haben. Er neigt aber zum Spielerischen, Zierlichen. Als man sich daran übersättigt hatte und Einfachheit er sehnte, war man zunächst nicht imstande, Eigenes zu schaffen, und lehnte sich an die Antik an. Die Formen wurden etwas starr, unlebendig, wie es bei jeder Nachahmung zu sein pfleg Das Unmittelbare, der schöpferische Hauch der Zeugung fehlte. Schlimmer noch sündigte di Folgezeit mit ihren Wirrwarr verschiedenartiger, sich formlich widersprechender Nachahmunge

Jetzt haben wir einen eigenen, gewachsenen Stil. Einfach, stark und glutvoll schön, wi es unserem Wesen entspricht. Gute Proben gibt die Veröffentlichung „Handwerklich Kunst in alter und neuer Zeit" (herausgegeben vom Deutschen Werkbund, Herman Reckendorf, Berlin W 35). Sie regt auch zu persönlicher künstlerischer Arbeit an. In jede deutschen Hause sollte sich das Buch befinden; es würde dazu helfen, Wohnung und Leben vo veralteten, wertlosen Formen, die leider noch häufig vorkommen, zu befreien.

Wenn die neuen Formen auch durchaus selbständig sind, so erinnern sie doch ihrem Wese nach an unsern besten alten Stil, an die Gotik oder auch an frühere deutsche Kunst bis zurü zur Völkerwanderung. Das grad ist vortrefflich. Wir haben eine Neuschöpfung aus völkische Sein, das sich gleich bleibt durch die Jahrhunderte. Das Wunderbare deutscher Künstlerscha liegt in der Einung tiefer, warmer Naturliebe mit schöpferischer, frei gestaltender, in Reich tum überströmender Phantasie. Arbeitet beides recht ineinander, so wird daraus Stil, un zwar deutscher Stil. So spielen in gotischen Fenstern die zarten Linien des Maßwerks, so ranke lebendig Blumen und Blätter um Chorgestühl und in farbigen Wirkteppichen. Auch die Lini der Phantasie hat die Frische und Freiheit der Lebenslinie, sie werden eins, und der Stil i ganzen wird etwas Gewachsenes, Geborenes, wie aus tiefem Gemüt in der Stunde der An dacht gezeugt. Vielleicht kommen wir heut jener Wunderwelt wieder nah. In künstlichen Blume von Marga Kummer (S. 53) atmet träumend entzückende Einheit gemütvoller Andacht vo der Natur und märchenhaften Schweifens in unirdisches Wunderland. Auch im Liniengespin eines Majolikatellers von Dorkas Härlin (S. 69) geistert die bezwingende Tiefe des Gemüt Unirdische Rosen silbern auf blauen Gläsern von Bruno Mauder-Zwiesel (S. 57); warm un lebendig wächst die groß gesehene Form der Gefäße auf. Nur wenige Beispiele können genann werden; fast jedes in der „Handwerklichen Kunst" abgebildete Stück aus den verschiedene

ebieten des Gewerbes ist vollkommen. Mit der Gotik verglichen haben die neuen Linien etwas edehntes, Satteres in der Schwingung, Traumhafteres in der Beseelung.

Zu den höchsten Leistungen gehören Majoliken von Läuger. Es ist das deutsche Märchen, s hier Farbe und Form wird. Dünne Zweige weben über Teller und Vasen, aus ihnen uchen Tiere auf in zarter Empfindung. Märchentiere, die beseelt sind. Eine nackte Frau in önen langen Haaren, sinnenden Antlitzes, tanzt, schwebt in leichter, großer Bewegung aus m Gezweig, Zwiesprach führend im Reigen mit sanftem Getier des Walds. „Da tanzen Elfen auf grünem Strand." So haucht's in Blatt und Geäst, so raunt es im schwebenden, mutig ernsten Wiegen. Meeresfrauen tauchen aus blaugrünem Grund, das Haupt umlungen von Blättern und Früchten, die Züge wie verloren, aufgelöst, fließend wie ihr nasses ement. „Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund, du stiegst hinunter e du bist" — —. Dann wieder wird die Seele gebannt durch ein wunderbares Violettrot, dem es webend, ziehend sich bewegt in Hell und Dunkel, Farbe und Ton und aus unbestimmn Nebel es sich verdichtet zu Frauen, Feen und Albinnen mit geheimnistiefen Augen, traumt fast verhüllt, unbestimmt sich entschleiernd mit verwehenden, singenden Gebärden. Und s Spiel ist bedeutend gefaßt in die große, getragene Linie ernst schöner Schalen und Gefäße.

Professor Läuger hat seit einiger Zeit die künstlerische Leitung der Großherzoglichen jolika-Manufaktur in Karlsruhe übernommen. Das Werk hat eine gute Überlieferung; zu Begründern gehörte Hans Thoma. Die Persönlichkeit Läugers verspricht bedeutende kunft. Über das technische und künstlerische Werden des Werks berichtet die Veröffentlichung: cola Moufang, Die Großherzogliche Majolika-Manufaktur in Karlsruhe (Heidelg 1920. Mit vielen, zum Teil farbigen Abbildungen).

Dr. Maria Grunewald



# Neue Musikbücher

Trotz der Ungunst der Zeiten, der verheerenden Teuerung und der damit gleichlaufenden Verarmung der künstlerisch eingestellten Kreise Deutschlands hat unsere Verlegerwelt, wenigstens soweit es sich um Musikbücher handelt, den Wagemut noch t verloren. Freilich ist unter dem Druck der Verhältnisse eine sichtliche Umstellung in der tung erfolgt, daß die dickleibigen, gelehrten Wälzer seltener geworden sind und statt dessen reiche populäre Sammlungen schlanker Bändchen emporwachsen, die der gesunkenen fkraft des Geldes durch verminderten Umfang und dementsprechend geringere Herstellungsn zu entsprechen suchen.

Gleichwohl kann ich hier einige stattliche Bände anzeigen; soviel Titel, soviel Richtungen Stoffs und der Methode. An erster Stelle sei ein Buch von Adalbert Lindner genannt, x Reger, ein Bild seines Jugendlebens und künstlerischen Werdens". Der Verlag von ngelhorns Nachf. in Stuttgart hat uns mit der Herausgabe dieses schmucken und preisen Werkes (339 S.) eine der schönsten Quellenschriften der gesamten Musikliteratur bet. Ein schlichter katholischer Seminarmusiklehrer aus einem bayrischen Nest erzählt behag mit einer rührend ernsten Gewichtigkeit und schier frommen Bescheidenheit, wie er jüngst verstorbenen Meister, „unserm Jungen", als dessen erster Klavier- und Kompositionsr habe „Handreichung tun dürfen". Damit ist ein unvergleichliches Material an intimen nszügen, an Schaffensdatierungen usw. vor dem Vergessenwerden bewahrt, und selbst nige, dem Regers Gesamtschaffen noch nicht in allen Teilen voll verständlich ist, wird menschlich auf das wohltuendste berührt fühlen. In dankenswerter Selbstbescheidung be-

richtet der Verfasser nur, was er wirklich selbst erlebt hat, und seine ungewöhnlich bildhafte Erzählergabe legt die Behauptung nahe, das Werk könnte mit einigen Kürzungen ein wahres musikalisches Volksbuch werden. Manchmal merkt man, daß Lindner mit der protestantischen Musikliteratur weniger vertraut ist — der S. 134 als unbekannter Herkunft bezeichnete Negertext „Die Schmach bricht ihm das Herz" stammt aus einer der berühmtesten Stellen von Händels „Messias", im Anschluß an Jesaia 53.

Eine glänzende gedankliche wie darstellerische Leistung ist „Romantische Harmonik und ihre Krise in Wagners ‚Tristan'" von Dr Ernst Kurth, dem Berner Privatdozenten für Musikwissenschaft, dem wir bereits ein tiefgründiges Werk über Bachs Kontrapunkt verdanken (Verlag von Paul Haupt, Bern und Leipzig, 540 S.). Ähnlich wie sein anscheinendes Vorbild und sein Wickersdorfer Vorgänger August Halm vor einigen Jahren in dem geistreichen Buch „Von zwei Kulturen der Musik" Bachs Fuge und Beethovens Sonate als die beiden großen Formtypen neuzeitlicher Musik gegeneinander abgewogen hatte, werden hier die beiden entscheidenden Techniken, lineare und flächige Musik in ihren Gipfelleistungen zueinander in Gegensatz gestellt, ja noch mehr: gelegentlich des ‚Tristan' wird im Anschluß an Halms harmonisch Dynamik, die dessen knappe „Harmonielehre" (Sammlung Göschen) durchgeführt hatte, ein großartiges System der gesamten modernen Musiktheorie entwickelt, wozu eine Unmeng plastischer Beispiele aus den Werken vor- und nachwagnerscher Chromatik von Mozart un Spohr bis Strauß und Debussy herangezogen wird. Schubert und Bruckner spielen in dieser Gesichtskreis natürlich auch eine Hauptrolle. Es ist freilich keine leichte Lektüre selbst für den hart gesottensten Fachmann, aber Kurth erscheint heute bereits als einer der bedeutendsten Musiktheoretiker seit Hugo Riemann.

Dient hier ein Meisterwerk der neueren Musik nur als Hauptanlaß, um ein theoretische Gebäude nach allen Seiten als richtig zu erweisen, so fand Paul Bekker in seinem Foglianten über „Gustav Mahlers Sinfonien" (360 S. in glänzender Ausstattung bei Schuste & Löffler in Berlin) die Aufgabe vor, zehn mächtige Werke der Gegenwart (denn sie komme immer noch erst langsam auf uns zu) zum einzigen Gegenstand der Darstellung zu erheben. So weit der bekannte Verfasser sich auf diese Aufgabe selbst beschränkt, ist seine Arbeit hohe Lobes würdig — einer der hellhörigsten Musikpublizisten der Gegenwart geht allen Wendunge seines Themas mit viel Kenntnis, Spürsinn und einer beneidenswert geschmeidigen Fede nach. Darüber hinaus jedoch befremdet oft jener gewaltsam konstruktive Zug, der schon in seine weitverbreiteten Beethovenbuch aufgefallen war — das Streben, in dem Schaffensverlau des jeweiligen Helden eine schöne Kurvenkonstruktion als gottgegeben zu beweisen, wo ei wahrer Biograph nur den Wildwuchs des Einzelphänomens beobachten und nachzeichne sollte. Gerade Bekkers bekannter Antagonist Hans Pfitzner hat kürzlich Geständnisse üb die Entstehung seiner Eichendorffkantate veröffentlicht (Allg. Musikztg. Berlin v. 27. 1. 1922 die allen derartigen Geschichtskonstrukteuren zu denken geben sollten — er sieht sein Schaff erstaunlich unfeierlich unter dem bloßen Gesichtspunkt des Spieltriebs; und dabei nimm gerade Pfitzner sich stets grimmig ernst. Bekkers gefährlich geistreicher Kristallisationswil sucht auch das gesamte sinfonische Schaffen seit Beethoven und Schubert auf wenige Haup achsen zu zwingen, wozu ich nur sagen kann: gewiß ist es sehr reizvoll, die Stoffmasse au einmal so gruppiert zu sehen — aber man schaut da doch nur durch einen ganz subjektiv b dingten Facettenschliff.

Ein viertes Buch, diesmal aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel, ist dem streitba edlen Ritter Bayard unter den ausübenden Musikern des 19. Jahrhunderts gewidmet, „Ha von Bülows Leben, dargestellt aus seinen Briefen" von der getreuen zweiten Gatti Marie v. Bülow. Diese gekürzte Volksausgabe ermöglicht dem an Zeit und Geldbeutel eing schränkten Musikfreund jeglicher Richtung, sich statt der für den Wissenschaftler stets unentbe lich bleibenden Briefsammlung in sieben Bänden, eine lebensvolle und durchaus zureichen

Darstellung von dem schier legendenhaften Erdenwallen und feurigen Schriftstellertum des-
jenigen Mannes zu verschaffen, dem über den zeitlich verrauschenden Mimenruhm eines der
größten Dirigenten und Klavierspieler seiner Epoche hinaus das geschichtliche Verdienst bleibt,
erst für Wagner, dann für Brahms mit fast Don Quichotischer Heißblütigkeit den Sieg der
Volkstümlichkeit erstritten zu haben. Zudem verehrt die Musikwissenschaft in ihm den Er-
läuterer der Beethovenschen Sonaten, den Erneuerer Ph. Em. Bachs, den praktischen Be-
gründer der modernen Phrasierungslehre. Daß die Herausgeberin mit ihrer Auswahl und dem
knappen verbindenden Text das Rechte getroffen, beweist die seit 1919 bereits erforderlich
gewordene 2. Aufl., in deren Vorwort sich Frau v. B. vielleicht etwas allzugereizt gegen die
kürzlich erschienene Bülowbiographie des Grafen Du Moulin-Eckart wendet.

Mit an die Spitze der deutschen Musikbuchverlage ist neuerdings der Münchener Drei-
maskenverlag getreten, von dem ich mit Vergnügen auf zwei wertvolle Reihen von Büch-
lein hinweise: — einmal auf die „Musikalischen Stundenbücher“ unter Leitung des trefflichen
Dr Alfred Einstein, die etwa ein Gegenstück zu den bekannten Inselbüchern (freilich nicht mehr
zu fünfzig Pfennigen!) bilden wollen, indem sie erlesene Perlen aus unserer Notenliteratur
in Form schlanker Oktavbändchen darbieten. Das Neue und Reizvolle des Gedankens ist, daß
durch Format und Druckanordnung weniger ans Abmusizieren nach dieser Vorlage gedacht
wird, als ans Lesen der Musik, an stille Feinschmeckerei, die diese Tonstücke fast ins Gebiet
der Graphik hinüberspielt. Das setzt natürlich voraus, daß der Leser lernt, solchen Klaviersatz
(samt Singstimme) in sich erklingen zu hören; gelingt das in weiteren Kreisen, so ist ein ge-
waltiges Stück musikalischer Bildung hinzuerobert. Die Auswahl ist bunt, geistreiche Ein-
leitungen (besonders von dem bedeutenden Herman Roth und von Einstein selber) schmücken
neben Porträts oder Faksimilien die Einzelveröffentlichungen. Ob man Corneliussche Weih-
nachtslieder oder Beethovens Klavierbagatellen, Bachs Jugendcapriccio samt Kuhnaus Hiskias-
sonate oder seine herrlichen 60 Choräle, Lanners Walzer oder Webers D-Moll Sonate, Wagners
Jugend- und Wesendoncklieder (hrsgeg. von W. Golther) oder Mendelssohnsche Lieder ohne
Worte durchblättert, es ist eine wundersam tönende, stille Stunde für den Tonkünstler oder
den Musikfreund; man findet so gut die Berliozschen Lieder wie Händels bisher meist un-
gedruckte deutsche Brockesarien vor und kann sogar die sonst schwer zugängliche Marzellusmesse
von Palestrina in der sechsstimmigen Urfassung auf sich wirken lassen, die neuerdings durch
Pfitzners Musikdrama wieder bei vielen dem Namen nach populär geworden ist. Möge eifrige
Nachfrage nach diesen Köstlichkeiten bald die Fortsetzung der Sammlung ermöglichen!

Eine zweite Unternehmung des Dreimaskenverlags etwa von gleichem Umfang und
Äußern wird ebenfalls dankbare Beachtung in der Öffentlichkeit finden: die unter Gesamt-
redaktion von H. W. v. Waltershausen (vergl. seine Oper „Oberst Chabert“!) stehende
Essaysammlung „Zeitgenössische Komponisten“. Diese Bändchen greifen frisch in die brennen-
den Fragen musikalischen Gegenwartlebens hinein, sie wollen nicht in erster Linie Biographien
oder musikgeschichtliche Abhandlungen sein, sondern lebendige Werbeschriften von Partei-
gängern der heutigen Hauptmeister. Der Kreis der behandelten Objekte wie der herangezogenen
Mitarbeiter ist anerkennenswert vorurteilsfrei gezogen worden: der Herausgeber selbst be-
spricht Richard Strauß; Hermann Unger gibt viel Persönliches über seinen Lehrer Reger;
der Praktikus Hans Oppenheim tritt warm für den erfreulich sich entfaltenden Hermann Zilcher
in die Schranken; der anscheinend leicht produzierende Julius Kapp feuilletonisiert diesmal
über Franz Schreker, dem dies flotte Büchlein gewiß weniger schaden wird als neulich Paul
Bekkers seltsame Mozartparallele; Heinrich Knappe berichtet über den vortrefflichen Ilsebill-
Komponisten Friedrich Klose; Herman Roth über den neuen Karlsruher Musikschuldirektor
J. K. Schmid, den wir in Norddeutschland fast noch gar nicht kennen. Die einzelnen Leistungen
kritlich vergleichend zu werten, kann nicht Aufgabe dieses knappen Überblickes sein. So ver-
schieden an Methode, so gleich an innerer Gedrungenheit des Empfindens sind sie fast alle.

Sieht man das Verzeichnis der weiter versprochenen Bändchen durch, so erscheinen durchschnittlich die Opernkomponisten allzusehr bevorzugt (aber Humperdinck fehlt!); ich glaube, Männer wie S. v. Hausegger, F. Woyrsch, R. Wetz, A. Mendelssohn verdienen mindestens gleiche Beachtung wie Brittner, Schmid und Courvoisier. Und sollte nicht uns gerade München etwas über Ludwig Thuille zu erzählen haben?

Nun noch ein paar einzelne Nachzügler. In der „Wiener Literarischen Anstalt" gibt R. Smekal eine Sammlung „Theater und Kultur" heraus. Uns liegt daraus nur das vierte Bändchen „Offenbach und seine Wiener Schule" von Erwin Rieger vor, ein vorzüglicher Überblick, hinter dessen scheinbar flüchtigen Bleistiftstrichen die genaue Kenntnis weiter Gebiete durchschaut. Der gleiche Verlag bietet mit einem „Hugo Wolf" von Edm. Hellmer sehr bescheidene Schnitzel zur Kenntnis des genialen Liedmeisters, ein Gemisch von Anekdötchen und Paraphrasen bekannter Briefstellen, biographischer Plauderei und nett geschauten Momentbildern. Eine dritte Gabe kenne ich nur dem Titel nach, aber schon der Gegenstand reizt zu genauerem Kennenlernen: Alt-Wiener Singspielarien von Kauer und Dittersdorf, Wenzel Müller und Wranitzky. Armes, liebes, sterbendes Wien! ...

Zum dritten- und viertenmal Regerschriften — bei allen Schülern des polyphonen Meisters geht augenblicklich der Beurkundungsdrang um, was nicht gescholten werden soll. Denn wenn uns heut auch manches Persönliche überschätzt zu werden scheint, so glauben auch wir an die Zukunft seines Schaffenswerks; und da wird man den heutigen Druckeifer vielleicht noch einmal dankbar preisen. Engelhorn in Stuttgart gibt „Mitteilungen der Max-Reger-Gesellschaft" heraus, deren zweites Heft eine schöne und vielseitige Probe tatfroher Schülertreue mit Gaben von Karl Hasse, Hermann Grabner, Fritz Stein u. a. m. darbietet, und bei Otto Halbreiter in München sammelt Richard Würz Studien von Regers persönlichen Jüngern — das dem „Türmer" übersandte Heft 2 enthält beispielsweise sympathische Beiträge von Würz, Unger und Joseph Haas über Regers Persönlichkeit.

Thusnelda Fetzer bietet in ihrem bei Cotta erschienenen Heft „Lehrgang zur Bildung des Klangbewußtseins" zwar nicht viel über die Lehre von Jaques-Dalcroze Hinausgehendes, doch wird die Einteilung dieses Leitfadens den Vertretern dieses Fachs sehr willkommen sein, das als das grundlegendste, wichtigste der gesamten Musikerziehung jedem instrumentalen oder vokalen Sonderunterricht vorangestellt werden sollte, um erst einmal Intervalle, Akkorde, Tonarten, Tongeschlechter als sinnliche Erscheinungen in der Vorstellungswelt des Einzelnen heimisch zu machen. Ist hier von den Anfängen des Musikstudiums die Rede, so führt uns Gottfried Galston mit der 2. Auflage seines „Studienbuchs" ans Ende (Verlag Otto Halbreiter, München). Der Gedanke ist äußerst glücklich: statt den Notentext der Meister mit willkürlichen Zusätzen zu trüben (bescheidene Fingersatz- und Phrasierungshilfen sind natürlich etwas anderes), sollten bedeutende Virtuosen, was sie über die Hauptstücke ihres Repertoires auf dem Herzen haben, in gesondertem Kommentar niederlegen, damit es der Nachstrebende zum nachdenklichen Vergleich neben den Urtext legen könne. Galston hat solches an den fünf letzten Klaviersonaten Beethovens versucht, und wenn man vielleicht auch nicht in jeder Einzelheit seiner Meinung zu sein braucht, so darf man sich doch lebhaft des regen Geistes freuen, der aus diesem Künstler spricht — man glaubt neben einem geistreichen Lehrer in der Stunde zu sitzen.

Endlich ist das Oktoberheft des Bühnenvolksbundes (Dr Benno Filsers Verlag, Augsburg und Stuttgart) Hans Pfitzner gewidmet. Die besten Köpfe zumal Münchens haben sich da weniger zur Huldigung als zu gescheiter Erörterung zusammengetan; Thomas Mann fügte seine kostbare Schillernovelle hinzu, und so kam ein wahres Musterheft dieser echt kulturschöpferischen Zeitschrift zustande. Dr. Hans Joachim Moser



# Türmers Tagebuch

## Die „erste Tat der Republik“
## Arm in Arm mit Rußland
## Wo bleibt die moralische Offensive?

Gut vierzehn Tage hat der Wonnerausch angehalten, den der ungewohnt feurige Trank von Rapallo bewirkte. Das dankbare Deutschland war nahe daran, den bisher als hausbacken empfundenen Reichskanzler zum verwegenen York, den betriebsamen Außenminister, Herrn Rathenau, zum demokratischen Bismarck zu stempeln. So groß war die Bewunderung für den Wagemut der deutschen Delegation in Genua, die sich erkühnt hatte, mit dem Teufel selbst, den Bolschewiki, zu paktieren. Deutschland fängt an, aktive Politik zu treiben, klang es jauchzend und frohlockend von Scheidemann bis Hergt. Rathenau — Wirth — aktive Politik — — O, ihr Leichtgläubigen!

Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht. Es mag pflaumenweichen Gemütern grausam und barbarisch erscheinen, aber es hilft nichts: Die fromme Selbsttäuschung, als sei in Genua *zum ersten Male seit Versailles die deutsche Politik handelnd und selbständig* aufgetreten, muß zerstört werden. Wohlbemerkt: Darin hat die deutsche Öffentlichkeit einen durchaus richtigen Instinkt bewiesen, daß sie sich nach dem überraschenden Abschluß des deutsch-russischen Vertrages einmütig hinter die Regierung stellte. Aber während man den Effekt als solchen politisch zutreffend einschätzte, verkannte man ganz und gar die inneren Zusammenhänge. Und so entstand fast auf der ganzen Linie die rührend einfältige, an Wunderglaube grenzende Vorstellung, es könnte über Nacht in einem Kabinett der Erfüllung der Wille zur Tat siegreich zum Durchbruch gelangen. Rosen am Galgenholz ...

Genua ist inzwischen zu einem geschichtlichen Ereignis erstarrt, und die deutsche Delegation kann es nicht mehr als einen Dolchstoß in den Rücken empfinden, wenn die Kritik aus der Zurückhaltung heraustritt, die ihr, ähnlich wie bei einem schwebenden Verfahren, wohl für die Dauer der Konferenz auferlegt war. Machen wir uns doch nichts vor: weder Herr Rathenau noch Herr Wirth noch der „rote Geheimrat“ Freiherr von Maltzahn, der Leiter der Ostabteilung im Auswärtigen Amt, mit einem Wort *nicht die Deutschen* sind es gewesen, die in Genua „aktive“ Politik getrieben haben, *sondern die Russen*. Sie haben, aus purstem Eigennutz, versteht sich, Deutschland am Gängelband genommen, als es hilflos und verdattert vor der beschämenden Tatsache stand, daß es von den Beratungen der politischen

Kommission ausgeschlossen werden sollte. Glaubt irgendwer, Herr Wirth hätte, auf sich allein gestellt und ohne die russische Nothilfe, den Mut aufgebracht, mit dem Packen der Koffer zu drohen in dem kritischen Augenblick, da sich die einladenden Mächte in schnödester Form über die feierliche Zusicherung der Gleichberechtigung aller Konferenzteilnehmer hinwegsetzten? Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß Deutschland wie so oft auch in diesem Fall unters kaudinische Joch gekrochen wäre. Aber siehe, in der äußersten Drangsal trat der Verführer in Gestalt Tschitscherins an die Erfüllungspolitiker heran und überredete die zagen und schüchternen Deutschen zu einer Extratour mit Rußland. Ausschlaggebend war für Tschitscherin der taktische Gesichtspunkt, das Bestreben, einen Keil zwischen den europäischen Block zu treiben. Einem geschlossenen europäischen Mächtekonzern gegenüber mußte sich Rußlands Lage höchst mißlich gestalten, sobald es aber gelang, unüberbrückbare Gegensätze aufzureißen, stiegen die russischen Chancen. Mit asiatischem Diplomatengeschick hat Tschitscherin den Trumpf des deutsch-russischen Vertrages ins Spiel geworfen. Dieses sensationelle Abkommen war der erste große Erfolg der Moskauer Sowjetregierung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Deutschlands bescheidener Gewinn, der ihm als des russischen Hazardeurs ängstlichem Partner in den Schoß fiel, ist in der Heimat doch wohl beträchtlich überschätzt worden.

* * *

Daß der Abschluß des Rapallo-Vertrages gerade in Genua russischerseits rein taktischen Erwägungen entsprang, wird durch die Begebnisse, die sich während der Durchreise der Russen in Berlin zutrugen, ganz unzweideutig klargestellt. Gelegentlich dieses Aufenthaltes hat sich Herr Rathenau, der, seiner angeborenen Händlernatur gemäß, stets nur das Wirtschaftliche der Dinge im Auge hat, vergeblich bemüht die Russen zu einer kaufmännischen Übereinkunft zu bewegen. Wie übereifrig e[r] sich auch um die stammverwandten Gäste aus dem Osten bemühte, sich um ihr[e] Gunst bewarb und ihnen die seinige mit peinlich wirkendem Überschwang antrug sie zeigten ihm die kalte Achsel. Denn für sie, die Bolschewisten, hatte ein deutsch[-] russischer Vertrag nur Wert als Mittel zu höheren politischen Zwecken Herrn Rathenau dagegen, der eben nur Geschäfts- und kein Staatsmann ist, bedeutete ein Wirtschaftsabkommen mit Rußland den Selbstzweck.

Der gescheite Salonproletarier Herr Dr Breitscheid, einst Friedrich Naumann[s] Gefolgsmann, heute Führer der Unabhängigen, hat in einer Versammlung de[r] „Liga junge Republik" über Herrn Rathenaus inbrünstiges Liebeswerben um di[e] Russen erzählt: „Als die Russen auf der Durchreise nach Genua in Berlin übe[r] den Vertrag verhandelten, da nahmen sie eine ganz andere Stellung ein als i[n] Genua. Radek hatte schon vorher in vielen Interviews der russischen und englische[n] Presse versichert, daß Rußland eine enge Gemeinschaft mit Frankreich such[e] und unter Umständen auch den Versailler Vertrag anerkennen werde. Den deutsche[n] Unterhändlern wurde in Berlin von den Russen gesagt, Deutschland müsse auf di[e] russische Sozialisierungsentschädigung verzichten, aber von den Franzosen un[d] Engländern könne man nicht den gleichen Verzicht verlangen. An de[n] Anspruch Deutschlands auf gleiche Behandlung mit der Entente ließen die Russe[n] in Berlin den Vertragsabschluß scheitern." Diese Darstellung Breitscheids ist vo[n]

dem Mitglied des Reichswirtschaftsrats, Direktor Kraemer, der auch der deutschen Delegation in Genua angehörte, auf einem Diskussionsabend der „Deutschen Wirtschaftsgesellschaft“ bestätigt worden. „In Genua“, berichtet dieser doch gewiß vertrauenswürdige Zeuge, „saßen wir zum ersten Male nicht auf der Anklagebank. Die ersten Tage zeigten uns dieses Gefühl der Gleichberechtigung noch nicht. Das Bild änderte sich aber in dem Augenblick, wo der Vertrag von Rapallo unterzeichnet war. In diesem Moment traten wir wieder in die Reihe der Großmächte ein. Die Situation war für uns außerordentlich schwierig. Tschitscherin erklärte mir bei seinem Aufenthalt in Berlin, daß er den Vertrag nicht unterzeichnen werde. Er wolle erst sehen, ob er in Genua vielleicht mehr erreichen könne als bei uns.“

Die „erste Tat der Republik“ gewinnt in solcher Beleuchtung eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Verdienst des blinden Huhnes, das — trotzdem — ein Korn fand. Wäre die deutsche Delegation wirklich mit dem Willen zur Tat, wie heimatliche Barden uns nachträglich glauben machen wollten, nach Genua gekommen, dann hätte sie in dem Augenblick, da Lloyd George und Barthou den Boden der Beschlüsse von Cannes verließen und mit den Russen gesondert verhandelten, ohne Säumen Einspruch erheben müssen, und zwar nicht nur in einem Vorzimmer, sondern in der breitesten Öffentlichkeit. Das ist unterblieben. Aber selbst die Tragweite des Rapallo-Abkommens, die Tschitscherin natürlich aufs genaueste in Rechnung gestellt hatte, scheint unsern Leuten zunächst gar nicht bewußt geworden zu sein. Denn irgendwelche vorbeugende Maßnahmen gegen den Sturm, den man doch hätte voraussehen müssen, sind nicht erfolgt. Regiemangel oder Ahnungslosigkeit? Alles spricht für das letzte. Es scheint, daß es Herrn Rathenau bei diesem Husarenritt ergangen ist wie dem Reiter überm Bodensee, der die Gefahr, in der er geschwebt, erst merkte, als er sie hinter sich hatte.

* * *

Haben wir nicht Arm in Arm mit Rußland in Genua die Welt in die Schranken gefordert? War's nicht so? — Gewiß, Herr Nachbar. — Na, also . . . Und die Russenbegeisterung schlägt hohe Wogen. Am Stammtisch steckt man die Köpfe zusammen: Pscht. Über ein kleines! In Rußland lassen wir heimlich anfertigen, was wir brauchen, Waffen, Munition, Geschütze und so. Eines Tages, wenn die Entente im tiefsten Schlafe liegt, geht's los. Rote Armee mit deutschen Offizieren an der Spitze. Reichswehr dazu. Freiwillige. Es braust ein Ruf . . . Und dann werden wir Poincarén einmal zeigen, was eine Harke ist — — —

Wir und Rußland. Genauer doch: Die Bolschewisten und wir. Denn es sind, leider, immer noch die selben Bolschewisten, deren blutigen Aufstieg wir mit Grauen und Entsetzen erlebt haben. Die auch auf unser Haus den „Roten Hahn“ setzen wollten. Die Hungersnot, Tod und Verderben über das einstige Zarenreich gebracht haben.

„Aber was hat denn Moral mit Politik zu tun?“ wirft uns Miesmachern jeder Bierphilister mit überlegenem Lächeln an den Kopf. Gewiß, Moral und Politik vertragen sich schlecht miteinander. Aber hier handelt es sich nicht um Moral,

sondern um die richtige Einschätzung des Partners, mit dem man sich zusammentu
will. Jeder Geschäftsmann — und Herr Rathenau ist doch einer — sieht sich d
an, zu dem er das erstemal in Geschäftsverbindungen tritt. Und von der Zuve
lässigkeit und Vertrauenswürdigkeit des Kontrahenten hängt der reale We
des Vertrages ab, den man mit ihm schließt. Im Privatleben hat man's leich
man zieht eine Erkundigung bei einem Auskunftsbureau ein. In der Politik hält
schwerer. Da muß man schon andere Mittel anwenden, um sicherzugehen. W
sind die Bolschewisten? Kennen wir sie heute besser als gestern, oder v
Monaten, oder vor Jahren? Seit einiger Zeit sind ja in die große unsichtba
Mauer, die Sowjetrußland drei Jahre lang von der übrigen Welt abschloß, ein pa
Breschen gelegt worden. Einige wenige wagemutige Pioniere sind nach Mosk
und Petersburg vorgedrungen, um das Geheimnis des Ostens zu ergründen.

„Aber", bekennt Dr. Richard Bahr in der „Börsenzeitung", und viele ande
werden ihm beistimmen, „ein rechtes oder wenigstens ein klares Bild hat man a
allen diesen Schilderungen nicht gewonnen. Die letzten und tiefsten Fragen blieb
unbeantwortet. Wie kommt es, daß die Bolschewisten die Macht eroberten und b
auf den heutigen Tag behielten? Wie ist das Verhältnis der Bevölkerung und ihr
einzelnen Schichten zum Ideengehalt des Bolschewismus? Wie lebt die Intellige
und was ist von ihr noch vorhanden? Von jenem Teil der Intelligenz, der nahe
zwei Menschenalter ober- und unterirdisch über die ‚Freiheit' philosophiert hat u
inzwischen wohl nun doch inne wurde, daß die ‚Arbeiterregierung' sie ihnen ni
brachte. Was ist es überhaupt um diese sogenannte Arbeiterregierung? Wer
Wahrheit regiert in Rußland? Und glauben die intellektuellen Kreise, denen d
Bolschewismus zum zermalmenden Schicksal wurde, an die Möglichkeit seiner b
uns zu Lande als Tatsache behandelten Evolution? Diesen Fragen ist, so schei
mir, eine erschöpfende Antwort noch nicht geworden. Und mitunter hat man d
Empfindung, als möchte mit einigen Einschränkungen und Abwandlungen au
heute noch zutreffen, was im November 1919 Zinaida Hippius in ihr kürzlich v
Mereschkowskij („Das Reich des Antichrist". Dreimasken-Verlag, München) herau
gegebenes Petersburger Tagebuch eintrug: ‚Es ist eine absolute Idiotie Eur
pas, Kommissionen und Einzelpersonen zur Information herzuschicken. Man schi
sie doch den Bolschewisten in die Arme. Diese informieren sie, sie bauen für
Theaterdekorationen, verpflegen sie im Astoria (dem ehemals besten Hotel Peter
burgs, mit dem Blick auf die Isaak-Kathedrale und die Deutsche Botschaft), üb
wachen sie ganz offen bei Tag und bei Nacht und machen ihnen jeden Kontakt m
der Außenwelt unmöglich.... Schickt doch jemand inkognito her!' Inkognito ab
ist bislang noch niemand gereist, hat bei der strengen Fremdenpolizei der Sowje
auch keiner reisen können. Es wäre, trotz allen Staatsverträgen, wohl auch zu g
fährlich. Das Rußland Lenins kennt keine Habeas corpus-Akte. Und die Freihe
lehrt derselbe Lenin, ist ein ‚bürgerliches Vorurteil'."

Den Eindruck dieses Buches — und es spiegelt ja nur ein Einzelschicksal unt
tausenden und aber tausenden ähnlicher wider —, faßt Dr. Bahr dahin zusamme
„Wer diese Bilder in Jammer und Knechtschaft in sich aufnahm, dem wird man
nicht verdenken dürfen, wenn er das Grauen nicht ganz los wird bei dem Gedanke
daß das alles nun weggelöscht, vergessen und verziehen sein soll. Und i

bange Frage wird sich nicht bannen lassen: Wenn die neuen Verträge ebenso wenig gehalten werden wie die alten, was dann?"

Die Russenschwärmerei, auf die man jetzt allerorten in Deutschland, und zwar seltsamerweise gerade in Bürgerkreisen, stoßen kann, muß rücksichtslos und mit Kübeln kalten Wassers gelöscht werden. Vielleicht ist es heilsam, auf eine Äußerung Trotzkis zu verweisen, die mit unverblümter Offenheit Moskaus Ansicht von der „Verbrüderung" kundtut. Trotzki hat kürzlich die Sowjetrepublik und das bürgerliche Europa mit zwei geschworenen Feinden verglichen, die zusammen das Abteil eines Eisenbahnwagens besteigen und beherrscht sind von dem Gedanken, daß nur einer von ihnen am Leben bleiben darf. Jeder ist bereit, den andern aus dem Fenster zu werfen, aber da das nicht gelingen will, sind sie gezwungen, einstweilen die Fahrt gemeinsam zu machen, bleiben aber doch geschworene Feinde. So müßten auch die Bolschewisten eine Zeitlang mit den Bourgeoisiestaaten leben.

Der biedere Deutsche, der als erster das russische Abteil bestieg, möge ja acht haben, daß sein wachsamer Reisegefährte nicht den ersten Moment abpaßt, ihm an „die Gurgel zu fahren" oder ihn „aus dem Fenster zu werfen".

* * *

Mancherlei allerdings hätten die Unsrigen in Genua von den Russen lernen können. Z. B. wie man Noten macht und wie man in ihnen auch dem mächtigsten Gegner die Wahrheit sagen kann, so daß er bei aller Hartgesottenheit einen roten Kopf und kalte Füße bekommt. Die russische Antwort auf die Denkschrift der Alliierten bezeichnet der „Hannov. Kurier" mit Recht als ein Meisterstück und ein Beispiel für die Geschicklichkeit Tschitscherins, der anderen Seite Bosheiten zu sagen. „Schon einmal hatte er die Gelegenheit dazu ergriffen, als es sich um den Ausschluß Georgiens von der Konferenz handelte. Damals hielt er der Entente alle ihre politischen Sünden vor, die sie durch ihre Neuregelung der Weltkarte begangen hatten. Da fehlte weder die widerrechtliche Besetzung Deutschlands, noch der verschleierte Raub des Saargebiets. Von Wilna war die Rede und von Ostgalizien, von Ostthrazien, Beßarabien und Montenegro. Auch Japan bekam seinen Hieb, indem die ostsibirische und koreanische Frage angeschnitten wurde. Diesmal kam das zivilrechtliche Gebiet an die Reihe. Ihr verlangt, daß wir alles zurückgeben? Kehrt vor eurer eigenen Tür! Was tat denn der französische Konvent, als dessen rechtlichen Erben sich Frankreich erklärt? Hat er nicht am 22. September 1792 proklamiert, daß die Souveränität der Völker nicht gebunden sei durch Verträge der Tyrannen? Hat Frankreich damals nicht die Bezahlung seiner Staatsschulden verweigert und haben es die Vereinigten Staaten mit den Verträgen ihrer Vorgänger, England und Spanien, nicht ebenso gemacht? Und können wir uns in der Forderung auf Bezahlung der durch die Intervention und die Blockade hervorgerufenen Schäden auf die Entscheidung von Genf am 14. September 1878 berufen, die England verurteilte, den Vereinigten Staaten 15,5 Millionen Dollar für die Schäden zu zahlen, die Amerika durch das Kaperschiff ‚Alabama' während des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten entstanden waren? Sind die Koltschak und Wrangel anders zu beurteilen, als die Piraten, die dieses Schiff führten?"

Das waren Hiebe, die saßen. Herr Tschitscherin hätte noch weiter gehen und darauf hinweisen können, daß der ganze Versailler Vertrag nichts als eine einzige große Enteignung ist. Aber wer weiß, was noch alles in der Denkschrift gestanden hat, deren erste Niederschrift den italienischen Mittelsmann so erschreckte, daß er die Russen himmelhoch bat, ihren Ton abzumildern, da er sonst für gar nichts einstehen könne.

Ja, mancherlei hätte Herr Joseph Wirth in Genua lernen können. Es wär' so schön gewesen — — Aber, ach, während die Getreuen noch eifrig Lorbeerkränze flochten für den Triumph des „aufrechten" Mannes, im Reichstagskapitol, hatte der bereits an die Wiederaufbaukommission eine Note ergehen lassen, die womöglich noch um einige Grade wehleidiger, demütiger und erfüllungsbereiter gehalten war als sonst. Man mußte doch dem verärgerten Frankreich wieder um den Bart gehen. Zumal nach jener eigentlich schrecklichen unkommentmäßigen Extratour mit Rußland.

* * *

Raffen Sie sich auf, Herr Wirth! Wenn Sie diejenigen Lügen strafen wollen, die nicht recht an Ihre „Aktivität" in Genua zu glauben vermögen, dann bietet sich jetzt eine glänzende, nie dagewesene Gelegenheit. Ach, wir ließen uns so gern Lügen strafen — —

Was hätte Herr Tschitscherin, was Herr Northcliffe mit einem Material angefangen, wie es der Eisner-Prozeß und die wunderbare politische Köpenickiade des hoffnungsvollen dreiundzwanzigjährigen Herrn „Dr" Anspach bot! Man schaut sich um. Man wartet mit zitternder, mühsam verhaltener Spannung. Gleich, so denkt man, wird doch die moralische Offensive losbrechen. Auf in den Kampf — Regierung und Reichstag an der Spitze — —

„Eine schöne Aufgabe für alle Parteien," bemerkt Friedrich Hussong in der „Tägl. Rundschau" ironisch, „in dringlichen kleinen und großen Anfragen sich danach zu erkundigen, wie viele Geheimräte, Legationsräte und junge Leute des Auswärtigen Amtes denn schon dabei sind, das Ergebnis des Münchener Prozesses zu einer Weltpropaganda für die Wahrheit auszuwerten, nachdem man in der Wilhelmstraße diese ganzen Jahre her rat- und hilflos der feindlichen Propaganda der Lüge zugesehen hat. Eine schöne Aufgabe für den Auswärtigen Ausschuß, dessen Vorsitzender Stresemann in seinem nationalen Temperament, in seiner Kunst des Heraushebens gerade der sittlichen Ideen im geschichtlichen Geschehen alles für eine solche Aufgabe mitbringt, der Regierung Feuer unter die Sohlen zu machen, damit sie nun wenigstens anfängt, mit der Wahrheit zu marschieren, die sich endlich, Gott sei Dank, auch ohne legationsrätliches Zutun auf den Weg gemacht hat. Es wird dafür zu sorgen sein, daß jetzt endlich, viel mehr als drei Jahre zu spät, der infame Paragraph 231 des Versailler Vertrages, der Paragraph mit dem von den Feinden wider ihr und unser besseres Wissen erpreßten Schuldbekenntnis, an den Schandpfahl geschlagen und als eine vor aller Welt widerlegte Lüge verbrannt wird."

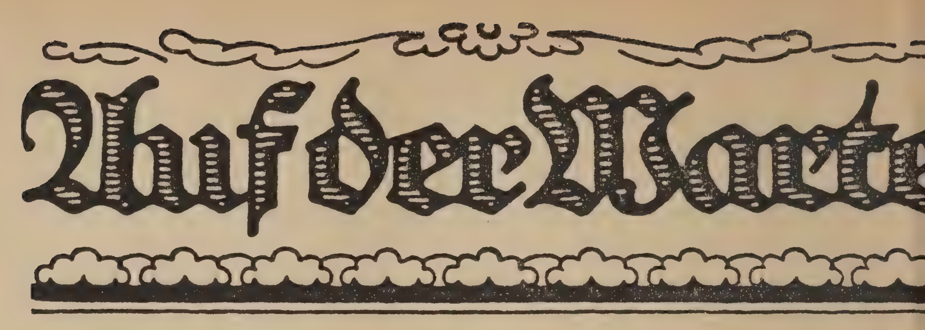
Und wirklich: es regte sich was im Odenwald. Im traulichen Kreise der Presseleute erhob sich Herr Ulrich Rauscher, der neue Botschafter in Warschau, und mit der lässigen Arroganz, die dem ehemaligen Feuilletonisten der „Frankf. Ztg." so berückend ansteht, verkündete er, daß „ein Schöffengericht" nicht das geeigne

…orum sei, vor dem welthistorische Begebnisse von solcher Bedeutung verhandelt …erden können. Gewiß nicht. Wir verstehen uns doch recht, Herr Rauscher? Sie …einen, das Forum Europas käme da in Frage, des Universums — — oder aber — …irchtet man etwa, daß die Wahrheit, die sich schlechterdings nicht länger mehr …niederhalten läßt, der Republik, ihren Managern und Günstlingen, dem ganzen …roß der Novembergrößen, schaden könnte? Dann freilich ist es besser, wir schweigen, …agen weiter an dem Schuldbekenntnis, das ein Hergelaufener, ein Volksfremder …ns aufgebürdet hat. Um der Republik willen.

Bleibt immer noch Herr Anspach. „Ein klassischer Tag", erinnert die „Magdeb. …tg.", „war der 10. Dezember vorigen Jahres, als in der französischen Kammer …er damalige Kriegsminister Barthou, dessen Zunge als locker bekannt ist, wenn … die deutsche Regierung zu verleumden gilt, schmerzerfüllt am Regierungstisch …eststellte, daß alle Tatsachen und Dokumente, auf die der Herr Depu…erte Lefèvre (der Vorgänger im Kriegsministerium) Bezug genommen habe, …ollkommen exakt seien (rigoureusements exacts)'. Wie muß dem jetzt von der …erliner Kriminalpolizei als politischer Fälscher en gros et en détail entlarvten …r Anspach' zumute gewesen sein, als ihm so herrliche Anerkennung lachte! Wie …uß ihn das angespornt haben, immer Größeres in seiner Kunst zu leisten, fleißig …s auf den heutigen Tag . . ." Und das Blatt feuert die „maßgeblichen" Stellen an: „Jetzt aber gilt es, die Hiebe auf die zurückfallen zu lassen, die sie auf unseren …uckel haben niedersausen lassen. Das sind die Herrschaften in Paris: die Poincaré, …arthou, Lefèvre, Castelnau und Fabry. Unsere Regierung wird hoffentlich …e seltene Gelegenheit beim Schopfe greifen und diesen Gesellen ihren Helfershelfer …n die Ohren hauen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Wenn eine Gelegenheit …nd wenn ein Augenblick günstig ist, um der immer noch belogenen Welt ad oculos … demonstrieren, was es mit der Angst des armen Frankreich vor dem rachesüchtigen …eutschland auf sich hat, so sind es diese. Das ‚Lumpengesindel' von Paris mag …ählen: zwischen der Mitschuld an den Fälschungen (denn wer wollte ihnen …ne weiteres glauben, daß sie die Dokumente wirklich für echt gehalten haben) …nd dem Fluch der Lächerlichkeit. Denn sind sie dem Fälscher aufgesessen, so …er für die französischen Imperialisten von heute das, was sie — zu ihrer einstigen …onne — den Hauptmann von Köpenick für den deutschen ‚Militarismus' haben …n lassen. Dumm oder gemein — das ist hier die Frage. Schlimmeres konnte …r französischen Politik, deren Charakterbild sowieso schon in den Augen der Mit…elt schwankt, nicht passieren. Hoffentlich ist unsere Regierung nicht wieder so rück…tsvoll, den Mantel der nicht erwiderten Liebe über die kleine moralische Schwäche …seres ‚Nachbarn und Freundes' zu decken."

Wir werden ja sehen. Im Auswärtigen Amt ist, wie man uns flüstert, eine …ntersuchung" im Gange, „ob und inwieweit" die Fälschungen Anspachs im Zu…mmenhang stehen mit uns nachteiligen Kundgebungen ausländischer Staats…inner. Mögen die Berge nicht zu lange kreißen . . .






## Der Verleumdungsfeldzug

gegen Deutſchland hat in Wort und Bild gradezu ſchauerliche Orgien gefeiert. Der Name „Lord Northcliffe“ iſt fluchbeladen. Daß ihn **Ferdinand Avenarius** in ſeinem verdienſtvollen Heft „**Die Mache im Weltwahn**“ (photographiſche Dokumente, die jenen Lügenfeldzug enthüllen: Verlag Reimar Hobbing in Berlin SW 61, Großbeerenſtraße 17) noch eines „offenen Briefes“ würdigt, befremdet uns an dieſer ſonſt ſo ausgezeichneten Schrift, deren Bildermaterial erſchütternd beredt dartut, **wie** man gegen uns gearbeitet, verzerrt, gelogen, gefälſcht hat. Lump bleibt Lump und verdient keinen offenen Brief. Oder glaubt der Herausgeber dieſer „Schriften für echten Frieden“, daß der engliſche Lord und Meiſter der Weltlüge antworten, ſich rechtfertigen, ſich gar — ſchämen würde? Wir könnten uns auch das Vorwort knapper, wuchtiger denken. Was ſoll es jetzt wirken, wenn wir den Herausgeber bekennen hören: „Wir haben geirrt und haben gefehlt, die andren auch; wer mehr, das feſtzuſtellen, reicht kein Beſchluß der Kriegsgewinner aus, es ſteht bei Gott und der Geſchichte“ uſw. Was ſoll das bei einem **ſolchen** Buche! Hier müſſen die **Bilder ſelber** mit ein paar ſparſamen Begleitworten **alles** ſagen, was in dieſem Zuſammenhang zu ſagen iſt.

Abgeſehen davon: dieſe ebenſo mühſame wie wichtige Arbeit verdient vollſten Dank. Man muß die Schrift ſelber durchblättern; das kann man nicht nacherzählen, **wie** da harmloſe oder alte Bilder retuſchiert und umgefälſcht wurden, um angebliche Schandtaten unſres deutſchen Heeres zu veranſchaulichen — unſres Heeres, deſſen Kämpfer man drüben herabſetzend nur als „Hunnen“ oder „Boches“ bezeichnet, ſchon dies ein erbär liches Zeichen gegenüber einem tapfren G ner, der ſich vier Jahre lang gegen erdrücke Übermacht zu wehren wußte.

Dies wird einmal feſtſtehen: im V **giften der Weltpreſſe** und der öffentlic Meinung in der geſamten Kulturwelt wa uns Franzoſen, Engländer und Amerika **überlegen**. Wir laſſen ihnen dieſen Ruh Und wir danken Avenarius, daß er — ſ in ſeiner Schrift „Das Bild als Verleu der“ — dieſe Meiſterſchaft im Lügen Fälſchen an den Pranger geſtellt hat.

Während wir dieſe Worte ſchreiben, enth der Coßmann-Fechenbach-Prozeß in Münd Eisners verderbliche Fälſchungen. Gleichze werden die Schuftereien eines „Dr Anſpa aufgedeckt. Wahrlich, wir waren von ein ungeheuren Lügennetz umſponnen!

*

## Eine Zurechtweiſung
## aus Amer

finden wir in einer Tageszeitung; ſie verdi auch im „Türmer“ einen Platz.

Dr Anton Joſeph Hecker in New York West 88th Street, ſchreibt an den Bür meiſter und den Gemeinderat ſeiner Hei ſtadt Eberſtadt (Heſſen-Darmſtadt) folgen geharniſchten Brief:

Die amerikaniſchen Zeitungen berichten, Ihr, oder eine Mehrzahl von Euch, beſch die hiſtoriſchen Namen der Straßen E Stadt: „Kaiſer Wilhelm“, „Hindenbu „Bismarck“, „Moltke“, abzulegen und ſtaatsgefährlich umzubenamſen. Ich lege di Zeilen zwei meiner Gelegenheitsgedichte aus denen Ihr erſehen könnt, daß ein treu Liebe und Verehrung ſeiner heſſiſch-da ſtädtiſchen Heimat ergebener, ſeit ſeiner

d in New York ansässiger Deutsch-Ameri-
er diese Zeilen an Euch richtet. Euer Mehr-
sbeschluß ist ein Euch entehrender! Wir
r, die in getreuem Gedenken der Heimat
n einst" unermüdlich arbeiten, agitieren,
en, schreiben, sammeln, sparen und her-
en, um der Heimat von jetzt aufzuhelfen
dem Dreck, in den, im blöden Glauben
den größten Lügner sämtlicher Jahr-
sende, W. W. Wilson, verblendete un-
tsche Fanatiker den Reichskarren
fahren haben, die wir Tag und Nacht
darauf sinnen und trachten, wie wir Eure
der speisen und bekleiden können, wie Eure
stillen, wir sind angewidert und tief belei-
über Eure hundsföttische Handlungs-
se. Von Herzen gerne gab ich, gab jeder,
jeder seither! Wüßten wir, daß auch nur
einziger Pfennig, nur eine Handvoll Mehl
ie Hände eines solchen Heimat schändenden
tard-Deutschen gelangte, der die histo-
hen Namen großer, verdienstvoller
utscher besudelt, wir würden die gelei-
Hilfe ewig verfluchen! Ihr ahnt es nicht,
Ihr durch solche Handlung das Auslands-
schtum Euch entfremdet, dem Interesse der
sarbeiten schadet, sie erschlafft, wenn nicht
det! Pfui! Schämet Euch, Ihr Eber-
ter!

*

## nsere Kriegsbücher

jetzt schon als ein nationaler und mensch-
r Schatz anzusprechen. Nach dem Umsturz
meist infolge der unfreiwilligen Mußezeit
Kriegsliteratur entstanden, wie kein an-
: Staat sie gleich bedeutend aufzuweisen
Die weltberühmten Heerführer griffen
Feder. Ihre Erinnerungen und strategi-
Betrachtungen sind bereits Stücke der
tliteratur. Daneben entstanden wahre
sterwerke kriegswissenschaftlicher Ab-
lungen, geschrieben von Generalstabs-
eren, die an entscheidender Stelle die
ischen Ereignisse gestalteten und lücken-
authentische Aufklärungen zu vielumstrit-
, im Fall der Marneschlacht gradezu
sch und tragisch anmutenden Vorgängen
dem Kriegsschauplatz gaben. In großen

militär-wissenschaftlichen Verlagen werden seit Jahr und Tag regelmäßige Hefte veröffentlicht, die von kundigem Bearbeiter an Hand des Quellenmateriales Einzelvorgänge oder bestimmte Abschnitte der ungeheuren Geschehnisse auf fast allen Gebieten der östlichen Erdenhälfte erschöpfend dargestellt gültig schildern. Auch das Reichsarchiv bringt eine laufende Reihe solcher Quellenstudien.

Sich alle diese Werke anzuschaffen, ist unmöglich. Denn sie sind (von der Volksausgabe des Ludendorff-Buches abgesehen) schon wegen der vielen Kartenbeigaben reichlich teuer. Grade die Kreise, denen aufs stärkste daran liegt, in aller Ruhe und kritischer Betrachtung Rückliegendes nachzuprüfen und die Fülle der Handlungen aufzulösen in ihre Einzelvorgänge oder umgekehrt einzelnes in die großen Zusammenhänge einzugliedern und Einblick zu gewinnen in die Werkstatt, das Hirn des großen Heereskörpers (des Großen Generalstabes, der Obersten Heeresleitung), sind heute kaum in der Lage, sich das Gesamtmaterial anzuschaffen. Das Ausland kauft diese Bücher, die es mit höchster Spannung erwartet und durchfliegt, im allgemeinen stärker als der Deutsche selber, was trotz der Abneigung weiter Volkskreise, sich mit kriegerischen Dingen irgendwie zu beschäftigen, nichts beweist, als daß die Landsleute der begehrten Buchverfasser nicht in der Lage sind, mit kleiner Auslandsmünze zu zahlen. Immerhin könnte auch in deutschen Kreisen mehr getan werden, um diese Bücher stärker ins Volk hinein zu bringen, zumal in die Jugend. Heutiger Staatsgeist duldet in den Schulbibliotheken die Anschaffung solcher Werke nicht, obschon sie mit „Militarismus" oder „Nationalismus" wenig, mit hoher Mannes- und Volkstugend desto mehr zu tun haben. Denn es sind klare Spiegel, in denen das eigene Volk sich selber sieht, wie es in der Hochspannung seiner Kräfte war. Nun, so muß es eben doch Möglichkeiten geben, sich in Schüler-, Studenten- und Offizierkreisen diese Bücher anzuschaffen, wenn sich die Zirkel einigen, die ihr Tagewerk und Lebensstil oft zusammenbringt: Schulklassen, studentische Verbindungen, Offiziervereinigungen. Was allein

die „Stammtischrunden", die sich gemeinsam je eines der großen Kriegsbücher anschaffen und zu gemeinsamer Kriegsbibliothek mit wachsendem Stolz hinzufügen, zum Absatz dieser Bücher und (nachdem alle Stammtisch-Insassen die Werke gelesen haben) zur leihweisen Hergabe an würdige Menschen (alte Pensionäre, Rentner, Invaliden) beitragen: läßt sich gar nicht hoch genug in Ziffern ausdrücken.

Auf der anderen Seite sollten aber auch die Herren Verfasser und Verleger diesem warmherzigen, tatfreudigen Verlangen aus guten Volkskreisen Rechnung tragen und von Fall zu Fall solchen gemeinnützigen Bestellungen einer Sammelstelle namhafte Preismilderungen zubilligen. Dann kämen sie alle miteinander auf ihre Kosten — obenan das Vaterland. Hans Schoenfeld

*

## Sadhu Sundar Singh

Der indische Pilger Sundar Singh bereist Deutschland. Er folgt Tagore auf seinen Wegen, aber er läßt sich nicht nur in Darmstadt und Berlin vernehmen, sondern besucht auch andere Stätten, in denen er Interesse vermutet. So kam er am 31. März nach Leipzig und hielt im Auditorium maximum der Universität, dem einstigen Hörsaal Wilhelm Wundts, einen Vortrag über „Hinduismus oder Christentum?". Warum Sundar Singh zu uns herübergekommen ist, wird ersichtlich, wenn man der Einberufer der Versammlungen gedenkt. In Leipzig waren es der Christliche Volksdienst und der Akademische Missionsverein. Denn Sundar Singh ist — anders als Tagore — ein Christ. Er, ein Mann von 33 Jahren, mit pechschwarzem Vollbart, einem orangefarbnen Leinenkittel und dem ewigen Lächeln Mona Lisas, schilderte seine Bekehrung, die Christus selbst besorgt habe eine Viertelstunde, bevor Sundar Singh aus dem Geschlechte der Sicks, eines vornehmen Hindus Sohn, seinem Leben ein Ende setzen wollte, weil er keinen Frieden in den indischen Lehren fand. Der Plan war fertig: um 5 Uhr kam der Zug, vor den er sich werfen wollte, an seinem Hause vorüber. Da — nachdem er noch ein Bad genommen hatte und stundenlang seit dem frühesten Morgen ins Leer gebetet habe, erschien ein Leuchten in seine Zimmer. Er glaubte, es sei Feuer ausg brochen, aber es war kein Feuer. Sondern ein Stimme sprach: „Warum verfolgst du mich m Haß? Ich werde dir Frieden bringen!" Die Stimme war des Gekreuzigten Stimme selbs

Und der Hindu fand Frieden; denn Christu verheißt den Frieden nicht erst für ein Jen seits, sondern schon für diese Welt. „Da Christentum ist der Himmel auf Erden." Di indischen Weisen aber lehren Wege der Ge lehrsamkeit, auf denen einer wandeln müsse, u im Alter oder im Tode glückselig zu sein. Au diese Glückseligkeit im Tode, wie sie der Ind lehre, sei ein Trugbild, denn der Einzeln versinke in Gott, wie ein Strom ins Meer – und die Persönlichkeit werde vernichte Ein Schwamm sauge wohl Wasser, so sa Sundar Singh, aber Schwamm und Wass seien niemals dasselbe. Und gerade nach de Unsterblichen der Persönlichkeit sehne si die Seele. Diese lehre Christus.

Eine eigentümliche Erscheinung: Der Ind Sundar Singh kommt zu uns mit der Sehn sucht des persönlichen Menschen und der E lösungsidee des Ich, während durch Deutsc land ein Zug zum Indischen geht, weil es di Auflösung aller Persönlichkeit lehrt! Den das scheint mir der tiefe Quell dieses Zug nach jenem Lande zu sein. Wir stehen sozi in der Zeit eines „Allgemeinbewußtseins" einer Unpersönlichkeitskultur, einer „Arbeits teilung" und Arbeitsgemeinschaft. Wundt Wort, daß die Unsterblichkeitsidee des In dividuums egoistisch und daher abzulehne sei, sind Schlaglichter. Kann uns der Ind heimführen zu den Wurzeln unserer Kraft

Ich fürchte, es fehlt diesem Lächler d Talent der Überredung. Oder schien es nur s daß ihm dieses Talent fehle? (Sein Vortr hatte nicht einheitlichen Fluß, weil er fa weise von dem Dolmetscher unterbroche wurde.) Ich glaube, der Mangel dieses T lentes gründet sich tiefer: Der Inder ist sein Wurzel untreu geworden und ist wie ei Pfropfreis, aus dessen Frucht stets wied die Mutterpflanze hervorleuchtet — so, w wir uns untreu werden, wenn wir hinei

[l]eben in das „große Überpersönliche“. Dem [a]nder ist die Idee der Persönlichkeit An[ge]lebtes, — uns ist die Betonung des Ich [w]urzelecht. Daher erscheint seine — nur [se]ine — Persönlichkeitssehnsucht „egoistisch“. [M]it der Ichbetonung verbindet sich das [Ch]ristentum der Tat und der Gesinnung, das wir, wie Goethe sagt, nach und nach [hi]neingelangen, das des Wortes und Nur[g]laubens mehr und mehr überwindend. Dem [Lä]chler mit den Mona-Lisa-Augen aber fehlt [de]r Tatgedanke, der uns wurzelecht ist.

So ist sein Christentum ein anderes als [un]ser Christentum. So wertet jedes Volk [as]similierend die religiöse Idee um. Unter [in]discher Sonne reifen nicht allein andere [Ac]kerfrüchte, sondern auch andere Geisteswerte. [Ni]cht Zorn, nicht Kraft, nicht Bekennertum steht [au]f dem Angesicht dieses Weisen geschrieben, [so]ndern es ist die seltsam triumphierende, fast [al]ler Affekte bare Miene des Erhabenen.

Als sein Vortrag zu Ende war, nahm er [au]f den Kathederstufen Platz und versenkte [si]ch. Ich saß neben ihm, da ich in dem über[fü]llten Raume nur eben noch einen solchen [St]ufenplatz erhalten hatte, und sah ihn be[w]undernd an: So betet einer, der anders ist [al]s wir Verstandesleute, ein hingegeben Gläu[bi]ger, ganz so, als sei er in Gott, fast noch un[per]sönlicher geworden, als der Lächler wäh[ren]d seines Vortrages war. Und als er die [bei]den, lächelnden Augen wieder aufschlug, [sch]ien es mir, als neige er ebensosehr zur [Pa]ssivität und zum Nur-Glauben, wie der [eu]ropäische Beter über alles Erleben hinaus [zu]r Aktivität und zur Gesinnung neigt.

Am nächstfolgenden Tage — so teilte der [Vo]rsitzende mit — reist der Sadhu Sundar [Si]ngh nach Wittenberg, um die Lutherstätten [zu] besuchen. Luther und Sundar Singh — die [Fra]ge der Kongenialität wird unerörtert blei[ben] müssen. Martin Loesche

*

## [G]eistiges Schaffen als Herstellung von Luxusgütern?

[I]n den politisch links orientierten Kreisen, [die] die vermeinen, sie könnten eine ganz [neu]e proletarische Kultur schaffen, erfreut sich eine aus dem Russischen übertragene anonyme Schrift aus dem Jahre 1905 „Über proletarische Ethik“ (Verlag Konrad Hauf, Hamburg) großer Hochachtung. Darin findet sich folgende Stelle über die Einstellung des Nicht-Handarbeiters zur körperlichen Arbeit, die uns in mehrfacher Beziehung trotz ihrer marxistischen Redeweise zu denken gibt:

„Der Bourgeois macht in seiner Psyche die Willensmomente im Produktionsprozeß nicht durch. Die Schaffung der Waren geht ihn nur rein äußerlich an: er ist allein an den Resultaten interessiert. Das materialistische eigennützige Interesse lenkt seine Aufmerksamkeit von allen Qualen der schöpferischen Tätigkeit der Arbeit ab. Dem Bourgeois sind die Qualen unverständlich; ihm ist auch der Sinn für die schöpferische Arbeit fremd — er kennt einzig und allein ihre kristallisierten Formen.“

Ziehen wir also zunächst die marxistischen Redefloskeln ab, sagen wir also für Bourgeois lieber Nicht-Handarbeiter, dann ist freilich in diesem Gedankengange einerseits — man erschrecke nicht! — mancherlei Wahres. In der Tat haben wir zu wenig Achtung vor der Arbeit, die in unseren Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens steckt: Vergegenwärtigen wir uns doch — ein Dichter schilderte uns das gelegentlich, — was alles gearbeitet werden muß, bis wir hier an einem Teetisch mit Porzellan aus Meißen, Berlin oder weniger vornehmen Orten in Kleidungsstücken etwa aus südafrikanischer Schafwolle sitzen können, Tee aus der indischen Inselwelt trinken, Brot aus Weizen von Südamerika mit Orangenmarmelade, deren Rohstoff weither herkommt, oder gar mit holländischer Butter essen. Wir machen es jetzt schon wieder so wie vor dem Kriege: wir halten all dergleichen für selbstverständlich und sind nur „an den Resultaten interessiert“.

Aber nun die sehr nachdenksame andere Seite! Die Befürworter proletarischer Kultur würden weidlich entrüstet sein, wenn man ihnen klarzumachen versuchte — gelingen würde es doch nicht —, daß dieser Satz über die Einstellung des Nicht-Handarbeiters zur körperlichen Tätigkeit umgekehrt genau so, ja noch besser gilt.

Es trifft wortwörtlich für das Verhältnis — das völlig verständnislose Verhältnis! — des körperlich Arbeitenden zum geistigen Schaffen zu. Einen „Sinn für die schöpferische Tätigkeit" hat der Handarbeiter nicht; er wird gar keinen Sinn darin finden und nur eine nette Spielerei für Sonntagnachmittagsstunden darin sehen. Er ist eben „allein an den Resultaten interessiert" und will die Ergebnisse des Denkens durchaus nur für seine praktischen Zwecke verwenden. Denn er kennt ja „einzig und allein die kristallisierte Form", etwa die fertige Symphonie oder das wohlgefügte wissenschaftliche System. Die Qualen aber — etwa die zuerst vergeblichen Anläufe des schaffenden Künstlers — interessieren ihn gar nicht. Daß die geistigen Güter nur dazu da sind, von ihm in „materialistischem eigennützigen Interesse" für seine praktischen Zwecke ausgenützt zu werden, das steht für ihn ganz außer Zweifel.

Der Handarbeiter neigt also dazu, alle Ergebnisse geistiger Arbeit als selbstverständlich vorhandene Gebrauchsgüter zu werten. Wenn er irgendeine geistige Leistung nicht gerade praktisch verwenden kann, dann lehnt er sie als überflüssig ab und neigt dazu, den Schöpfer als nicht vollwertig zu betrachten. Mit so einem „Luxusprodukt", wie auf dem Gebiete der Philosophie etwa „leere" metaphysische Systeme, weiß er nichts anzufangen; jemand, der an so etwas zu seinem Privatvergnügen arbeitet, möge ruhig verhungern, denn „man" kann doch erwarten, daß derlei Beschäftigungen einen „vernünftigen Sinn und Zweck" haben. Der Handarbeiter teilt also die geistig Schaffenden ein in Produzenten wertloser Luxusgüter und schätzenswerter Gebrauchsgüter. Es liegt ihm aber völlig fern, solche Trennung auch bei seinesgleichen anzuwenden. Ob ein Arbeiter bei der Herstellung eines schlemmerhaften Luxusautomobils für den Privatgebrauch eines reich gewordenen Schiebers oder bei der Herstellung von kräftigen Lastautomobilen zum Befördern von Baustoffen mitwirkt: seine Arbeit wird, ebenso wie er selbst, in beiden Fällen gleich gewertet. Nur dem geistigen Schaffen gegenüber will man diesen Unterschied machen. Denn man ist ja eben „nur an den Resultaten interessiert", hat „keinen Sinn für die schöpferische Arbeit" und versteht nicht die „Qualen der schöpferischen Tätigkeit". Dr W. Richter

*

## Meister Münchhausen

Die ritterlichen Sänger des Mittelalters führten mit Stolz ihr „Herr" vor dem Namen. In der bürgerlichen Zeit kam der „Meister" auf. Heute ist „Herr" ein Allerweltswort für männliche Menschheit. Doch um das Wort „Meister" schwingt nach wie vor der Zauber, daß hier etwas Vollendetes, Abgerundetes, Gereiftes ausstrahle gegenüber der Stümper- oder Lehrlingsschaft. In diesem Sinne nennen wir den Dichter Börries Freiherrn von Münchhausen einen Meister, obwohl er selbst seine geburtsmäßige Ritterlichkeit oft stark genug betont hat.

Wer in seinem neuen Gedichtband „Schloß in Wiesen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) etwa zunächst das humorvolle „alizarinblaue Zwergenkind" aufschlägt, wird von dem allerliebsten Kopisch-Ton entzückt sein. Münchhausen hat überhaupt viel Anmut. Er weiß auch Höchstpersönliches, wie die „Idyllen", in einen sehr ansprechenden Plauderton umzusetzen, etwa in der Art der gereimten Episteln, wie man sie im achtzehnten Jahrhundert gepflegt hat. Und von diesem Gesichtspunkt aus kommen auch die Belanglosigkeiten dieses Buches zu ihrem guten Recht. Man darf diesen Dichter, der Starkes und Zartes glücklich verbindet, nicht nur nach seinen bekannten Balladen beurteilen, mit denen er freilich am eindringlichsten wirkt. Wir wollen auch den Menschen spüren. Und den spürt man in jenen Kleinigkeiten, in jenen Umrankungen oder auch Randglossen zum Lebenstext.

Mit ein paar kräftigen balladenartigen Gebilden ist er auch hier wieder gut vertreten.

Ein bißchen Unbehagen regt sich allenfalls, wenn wir nach den schönen, Glück ausströmenden Idyllen, die in Münchhausens Schloßgut spielen, nachher ein Elendsgedicht wie „Mittelstand" und ähnliches lesen. Es reizt zu Vergleichen. Die Betonung des eigenen Standes

oder Besitzes, sei es auch in gefälligen und uneitlen Formen, tut jetzt in seinen Auswirkungen nicht gut. Dies überhaupt hat dem trefflichen Sänger und Sager einen leisen Beigeschmack gegeben, der seiner Gesamt-Wirkung nicht förderlich ist. Andrerseits ist Baron von Münchhausen als Mensch und Dichter geschmeidig und elastisch genug, in seinem Adelsbewußtsein nicht zu erstarren. Seine Ritterlichkeit ist ebenso edel wie natürlich und bedarf nicht der Betonung.

Doch dies alles soll keine Besprechung sein. Nur ein ganz schlichter Hinweis: da ist ein neues Buch von Münchhausen, nehmt und lest! L.

*

## Randglosse zu Wölfflin

Ich meine Wölfflins Schrift „Das Erklären von Kunstwerken" (Leipzig 1921). Dieser treffliche Kunsthistoriker macht uns verständlich, wie unser Genuß am Kunstwerk gehoben wird, wenn wir das Werk in seinen geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang gestellt sehen. Dankbar gedenke ich der Stunde, in der Wölfflin die Schönheiten des Straßburger Münsters erklärte, in der mir klar wurde, daß dies Münster ein dem Heimatboden im Laufe von Jahrhunderten entwachsener Körper ist. Und doch! In mir weckt gerade der Gedanke an das Straßburger Münster ein Widerstreben gegen solches Erklären. Die Erinnerung steigt in mir auf, wie ich als junger Student auf einer Pfingstwanderung nach Straßburg kam und voller Freude die Schönheiten des Münsters mir klarzumachen suchte. Wie versank da auf einmal alles Klarmachen im Nichts, als ich unter den mächtigen Wölbungen stand. Da erfüllte mich das unvergängliche Fortleben eines gewaltigen Geistes. Da durchdrang mich die Gewißheit: dies ist in Ewigkeit schön. Kann mich dazu ein Erklären des Baues führen?

Oder wie kürzlich auf dunkler Straße aus geöffnetem Fenster die Melodie einer Beethovenschen Sonate zu mir drang, die mich ins Herz traf und mich glücklich machte — nie werde ich sie vergessen. Wer vermag die Gestalt dieser paar Töne zu erklären? Wer hat den Wunsch, sie sich erklären zu lassen? Als Gegenbeispiel dient wohl die Fuge, deren strenge Gesetzmäßigkeit nach Erklärung zu verlangen scheint. Und doch, was hilft es mir, die Gesetze einer Bachschen Fuge zu verstehen, die mir so unmittelbar nahe geht! So erhebt mich der Anblick des gestirnten Himmels, nicht deshalb, weil ich die Gesetze der Natur in ihm begreife, nicht weil ich sie mir erklären lassen kann, sondern weil er in mir eine Ahnung erweckt von höheren Gesetzen, als ich zu begreifen vermag.

Ein Kunstwerk berührt mich wie ein Mensch, der mir lieb ist. Wohl wird meine Teilnahme an ihm steigen, wenn ich die Umgebung kennen lerne, in der er aufwuchs. Was aber macht mir den einen lieb vor allen andern? Das kann mir niemand erklären. Die Saite in meinem Innern, die so selten in Resonanz mitklingt, kann niemand berechnen.

Einen Widerspruch gegen Wölfflins Gedanken erblicken wir hierin nicht. Nur glauben wir, von anderem Standpunkt aus die Möglichkeit einer Ergänzung zu erkennen. Gewiß kann uns behutsames Erklären die Augen öffnen für mannigfache Schönheiten eines Werkes, an dem wir sonst blind vorübergingen. So können wir selbst für die Kunst fremder Länder und fremder Zeiten Verständnis gewinnen. Weit darüber hinaus aber liegt für mich jenes andere, seltene, unerklärliche Erlebnis — mir könnte es, fürchte ich, schon der Versuch des Erklärens rauben.

Als Meisterwerk künstlerischen Erklärens rühmt Wölfflin Jakob Burckhardts „Cicerone", als dessen Ziel Burckhardt es bezeichnet: Umrisse vorzuzeichnen, welche das Gefühl des Beschauers mit lebendiger Empfindung ausfüllen könnte. Solche Teilung im Kunstgenuß mag mancher als Schranke zwischen sich und dem Kunstwerk empfinden, es sei denn, daß einer den Umriß zeichnet, in dem selbst wir den nachschaffenden Künstler vor dem Gelehrten spüren. Dann mag es vorkommen, daß wir im „Erklären" einen neuen Ton zu hören glauben, der voll mit dem Kunstwerk zusammenklingt. So denken wir uns den besonderen Eindruck von Burckhardts Vorlesung, den uns die älteren schildern, so die Vorlesung Wölfflins.

Burckhardt selbst aber rufen wir zum Zeugen dafür, daß manches Werk uns zu hoch steht — vielleicht auch zu nahe — für jedes Erklären, so viel Einzelnes an Schönheiten unserem Auge auch entgehen mag. Er schreibt 1855, im Erscheinungsjahr des Cicerone, an seinen Schüler Albert Brenner: „Für die Spezialerklärung des Faust habe ich in Kisten und Kasten gar nichts vorrätig. Auch sind Sie ja bestens versehen mit Kommentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich diesen ganzen Trödel wieder auf die Lesegesellschaft, von wannen er gekommen ist! Was Ihnen im Faust zu finden bestimmt ist, das werden Sie von Ahnungs wegen finden müssen (ich spreche bloß vom ersten Teil). Faust ist nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes, urtümliches Bild, in welchem jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wieder zu ahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen gesagt, wenn zwischen sie und die Ödipussage sich ein Kommentator hingepflanzt hätte? — Zu der Ödipussage lag in jedem Griechen eine Ödipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weise nachzuzittern verlangte. Und so ist es mit der deutschen Nation und dem Faust. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem einzelnen verloren gehen, so ist dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von so viel mächtigerem Eindruck und gehört dann wesentlich mit in sein Leben." Dr. O.

*

## Kommers und Fackelzug

Zu einem Zusammenstoß zwischen Studenten alten und neuen Stils ist es in Rostock anläßlich der Reichsgründungsfeier am 18. Januar d. J. gekommen. Die Sache ist da und dort besprochen worden und verdient noch ein paar nachträgliche Worte. Der Allgemeine Studenten-Ausschuß beschloß, den Festtag nicht nur durch Gottesdienst, sondern auch durch Fackelzug und Kommers zu begehen und machte dies durch die Presse bekannt. Mitglieder der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung, deren Anschauungen im A. St. A. nicht vertreten waren, richteten daraufhin an ihn folgendes Schreiben: „. . Wir freuen uns darüber, daß der A. St. A. den nationalen Gedanken hochhält, halten aber diese Art, ihm Ausdruck zu geben, für unzweckmäßig. Die Feier mit ihren großen Unkosten steht in schreiendem Widerspruch zu den häufigen Klagen über die wirtschaftliche Not der Studentenschaft und des ganzen Volkes. Der Fackelzug wird heute leider von weiten Kreisen unseres Volkes als Herausforderung empfunden. Zur nationalen Wiedergeburt kommen wir nicht dadurch, daß wir durch prunkende Feste den Streit im eigenen Lande verschärfen. Führer unseres Volkes können wir Studenten nur dann werden, wenn wir stark genug sind, aus Rücksicht auf die Volksgemeinschaft Formen zu opfern, auch wenn sie durch die Tradition geheiligt erscheinen. Weil wir mitverantwortlich sind für das Tun der Studentenschaft, fordern wir die Aufhebung des Fackelzuges und eine Feststellung des A. St. A. am Schwarzen Brett und in der Tagespresse, daß weite Kreise der Studentenschaft den Kommers als Form nationaler Feier nicht mehr für zeitgemä halten . . ." Der Tag wurde trotzdem in de geplanten Form gefeiert.

Da der Ausschuß es ablehnte, die ab weichende Stellung dieser Studenten de Öffentlichkeit mitzuteilen, beschritt die Grupp selber diesen Weg. Ihr Eingesandt wurde be trübenderweise nur von den zwei so zialistischen Blättern gebracht, von de zwei bürgerlichen Blättern aber abgelehnt. In einer studentischen Vollversammlung wur den die „Störenfriede" nun dem studenti schen Ehrenstrafgericht überwiesen, ob wohl sie noch einmal eingehend die Beweg gründe ihres Vorgehens dargelegt hatten. Da der Tag gefeiert werde, sei auch ihr ernsthafte Wunsch, ihr Einspruch richte sich nur gege die Form; in der heutigen Zeit, in der übe 80% aller Studierenden unter den Existenzminimum lebten und Auslands almosen für Studenten in großer Maße beansprucht würden, und in eine Stadt wie Rostock, in der die Klassengegensät so schroff seien, hätten andere Formen fü

diese Feier gesucht werden müssen, wie dies z. B. in Leipzig, Berlin, Gießen und Tübingen gelungen sei.

Das Ehrenstrafgericht erklärte, daß die betreffenden (17 namentlich aufgeführten) Studenten gegen die „Ehrenordnung verstoßen haben, indem sie durch nicht legale Mittel auf Maßnahmen der Vertretung der Rostocker Studentenschaft einzuwirken versuchten. Ihre unstudentische Handlung hat in ihren Wirkungen das Ansehen der Betreffenden und damit der Rostocker Studentenschaft in weiteren Kreisen geschädigt. Das Ehrenstrafgericht erkennt auf Ausschluß aus der Studentenschaft vom Tage der Urteilsverkündigung bis Ablauf des 7. Juli 1922..."

Die Angelegenheit zog innerhalb und außerhalb Mecklenburgs bald weitere Kreise; vielleicht deshalb wurde das Urteil noch vor Semesterschluß im Widerspruch zu seinem eigenen Wortlaut aus der Öffentlichkeit zurückgezogen; ob das aber auch eine Korrektur des Urteils bedeuten soll, ist den Betreffenden nicht mitgeteilt worden. Schw.

Soweit dieser Bericht. Man wird nicht leugnen, daß er einen sehr ernsten Unterton hat. Jugend braucht von Zeit zu Zeit festliche Lebenserhöhung; doch angesichts der jetzigen Verhältnisse wird man über die Form festlicher Betätigung umlernen müssen — auch in akademischen Kreisen. D. T.

*

## Ein Beitrag zur Schuldfrage

Ein neues Zeugnis zur Schuldfrage ist vor kurzem ans Licht gekommen, hat aber in Deutschland merkwürdig wenig Beachtung gefunden. Man leitartikelt bei uns viel zu sehr an der Schuldfrage herum, statt die nackten Tatsachen einfach ins Licht zu rücken. Die neueste Veröffentlichung — der „Revaler Bote" brachte sie — betrifft das Verhör des Admirals Koltschak, des bekannten Entente-Günstlings, der im Kampf gegen die Bolschewisten unterlag, gefangen genommen und erschossen wurde. Vor dem Irkutsker Revolutionstribunal hat Koltschak über seine Tätigkeit als Chef der Operationsabteilung für die Ostsee im Marinestab in Petersburg berichtet. Die Zeit des Bestehens und der Tätigkeit des Marinestabes war nach Koltschaks Worten zugleich eine Periode des Studiums der allgemeinen politischen Lage und über diese hat sich der Admiral folgendermaßen geäußert:

„Bereits im Jahre 1907 gelangten wir zu dem ganz bestimmten Schluß, daß ein großer europäischer Krieg unvermeidlich sei. Nach einem langen und eingehenden Studium der historischen, militärischen und politischen Seiten dieser Frage entschieden sowohl der Marinestab wie auch der Generalstab dahin, daß Rußland auf der Seite der Gegner Deutschlands stehen würde. Ich will nur betonen, daß der Krieg völlig vorhergesehen, völlig vorbereitet war. Er war keineswegs unerwartet, und selbst bei der Bestimmung des Termins seines Ausbruches hatte man sich nur um ein halbes Jahr geirrt."

Aus hinterlassenen Papieren Iswolskys lassen sich für die Kriegsabsichten Rußlands (und damit logischerweise auch Frankreichs und Englands) weitere schwerbelastende Tatsachen aktenmäßig feststellen. Nimmt man die bekannten Ergebnisse des Suchomlinowprozesses hinzu, so ergibt sich eine nahezu lückenlose Beweiskette.

Die „hohe" Rheinlandkommission hat neuerdings im besetzten Gebiet die Erörterung der Schuldfrage überhaupt verboten. Sie weiß, warum! S.

*

## Fridericus Rex

Über diesen Film ist ein häßlicher Streit entbrannt. Es hat auf der einen Seite Kundgebungen, auf der andern Schmähungen gegeben und wie stets, wenn die Politik in Dinge hineingezerrt wird, in die sie nicht gehört, ist das sachliche Urteil getrübt und verfälscht worden.

Zunächst: die Leute, die durch den Film wieder einmal die Republik gefährdet sehen, sollten sich doch gesagt sein lassen, daß eine historische Gestalt wie die des Großen Friedrich von keiner der heutigen Parteien in Anspruch genommen werden kann, sie gehört dem deutschen Volke, ohne jeden Parteiunter-

schied. Traurig genug, daß wir in einer Zeit wie der gegenwärtigen uns zu dieser Erkenntnis, die bei anderen Nationen jedenfalls etwas Selbstverständliches ist, noch immer nicht durchgerungen haben. Von solchem Standpunkt aus gesehen, ist die Hetze gegen den Film ebenso unsinnig, als wenn man Rauchs Reiterstatue des Alten Fritz von den Linden entfernen wollte, weil vor ihr nationale Kundgebungen stattgefunden haben.

Dem Hersteller, der nebenbei bemerkt ein Ausländer, ein Ungar, ist, haben sicher schon aus rein geschäftlichen Gründen — der Film war in erster Linie für den Auslandsverkauf bestimmt — monarchistische Tendenzen fern gelegen. Diese Ansicht, deren Begründung jedem einleuchten muß, äußert ein Fachblatt. Wenn aber der Verfasser wirklich einen monarchistischen Tendenzfilm liefern wollte, dann hat er, wie uns scheint, arg daneben gehauen. Denn die Art, wie (und zwar zum großen Teil in schärfstem Widerspruch zur Geschichte!) die beiden handelnden Personen, Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn, im Film dargestellt werden, enthält wenig von dem, was einen aufrichtigen Monarchisten erfreuen und erheben könnte. Und merkwürdig! Bei dem ganzen Lärm um den „Fridericus Rex“ ist weder rechts noch links dieser Kernpunkt der Angelegenheit erfaßt und begriffen worden. Der jugendliche Fritz bleibt während des ganzen Konflikts ein Waschlappen, der vor seinem Vater zittert. Und nun erst dieser! „Wäre ich Monarchist,“ schreibt einer, der sich den Film angesehen hat, im „Leipziger Tageblatt“, „ich würde mich verwahren gegen die Schmähung des Königs Friedrich Wilhelm I. durch den Filmdichter. Der wollte den Gegensatz des Vaters zum Sohn herausarbeiten, scharrte Oberflächliches zusammen, Kinowirksames, und stellte ein wildes Tier auf die Bühne, aber nicht den zwar starrköpfigen Autokraten und hartherzigen Vater, der ein bedürfnisloser Mann und ein unermüdlicher Arbeiter im Dienste des Staates war. Dieser geschmähte König hat die verrotteten Zustände in seinem Staate beseitigt, hat die innere Verwaltung glänzend aufgebaut, das Justizwesen reformiert, hat Handel und Gewerbe geförder und zur Blüte gebracht, hat das Land kultiviert und durch seine Bauernpolitik die Junke schwer gekränkt. Er war der Schöpfer jene preußischen Geistes der Sparsamkeit, Pünkt lichkeit, Ordnungsliebe, um dessen Splitte wir heute ringen. Daß er in der Außenpoliti kurzsichtig und Autokrat war, das ist richtig und richtig ist auch, daß er die preußisch Armee geschaffen hat. Aber, wäre ein Scheide mann vor zweihundert Jahren Pazifist un Sozialist gewesen? Der Geist, den der Köni seinem Offizierkorps einflößte, war der Gei der Pflichterfüllung und Disziplin. Treib Geschichte, dann werdet ihr den Mann nich bloß als Gamaschenknopf ansehen! Ohn diesen Vater wäre Friedrich niemals de Philosoph, Staatsmann und Feldherr ge worden, als den wenigstens diesen Hohen zollern auch die vernünftigen Sozialisten heut gelten lassen.“

Der Film, technisch vorzüglich, bedeutet was den geistigen Gehalt angeht, eine Belang losigkeit. Er hätte im nationalen Sinn fördern wirken können, wenn in ihm der Fridericus symbolisch als die große Persönlichkei herausgearbeitet worden wäre, nach der da geheime Sehnen des ganzen Volkes geht.

S.

*

# Humor und Wohnungsnot

sind zwei Dinge, die sich nicht gut miteinande vertragen. Aber ein Mitarbeiter der „Deu schen Allgem. Ztg.“ (Georg Strelisker) hatt schon im Herbst gute Laune genug, die folgend ulkige Plauderei zu veröffentlichen. Und wi ist die Wohnungsnot inzwischen gewachsen!

„Ich bin seit drei Jahren jungverheirate mit einem Dringlichkeitsschein, aber ohne Wo nung. Die Mitgift meiner Frau habe ich i Vorschüssen bei sämtlichen 123 Wohnungsve mittlungsbureaus und Agenturen Berlins au gebraucht, ohne bisher auch nur ein Kelle zimmer nachgewiesen zu bekommen. Wir b nötigen aber unbedingt mehrere Räume, sich in der Zwischenzeit Kindersegen einstellt Auf meine verzweifelten Vorhaltungen bei städtischen Wohnungsnachweis erhielt ich ein

[z]weiten Dringlichkeitsschein. Ich möchte hin[z]ufügen, daß ich geistiger Arbeiter und in bezug [a]uf Bestechungsversuche ein notorischer Feig[l]ing bin. In den drei Jahren schrieb ich mir [d]urch das „Bezugnehmen“ auf Annoncen, laut [d]enen Wohnungen mit oder ohne Möbel abzu[g]eben wären, zwei Finger der rechten Hand [u]nd mein bis dahin erträgliches Deutsch ab. [D]a niemals Antworten kamen, begab ich mich [s]ofort nach Erscheinen der Morgenblätter früh[m]orgens persönlich auf die Quartiersuche — [l]eider vergeblich. Ich habe mir dabei nur nach[w]eislich sechs Millimeter meiner Fußsohle ab[g]elaufen.

Vor einigen Wochen erfuhr ich durch Zufall, [d]aß die Groß-Berliner Straßenbahndirektion [e]inen Wagen auszurangieren gedachte. Einer [g]lücklichen Eingebung meiner Frau folgend, [b]egab ich mich sofort nach der Direktion am [L]eipziger Platz, zeigte meine beiden Dringlich[k]eitsscheine, ein polizeiärztliches Attest, mein [L]eumunds- und Impfzeugnis und andere Do[k]umente vor und bat ergebenst um käufliche [Ü]berlassung des Straßenbahnwagens [z]u — Wohnungszwecken. Nachdem man [m]eine Papiere einige Tage gründlich geprüft [h]atte, wurde ich aufgefordert, ein schriftliches [G]esuch einzureichen und dieses mit den beiden [D]ringlichkeitsscheinen, einem Monatsabonne[m]ent für die Groß-Berliner Straßenbahn und [m]it dem Zeugnis über die abgelegte Motor[f]ührerprüfung zu belegen. Daraufhin besuchte [ic]h einen Schnellkursus für Motorführer, über[f]uhr einen Hund und einen liegengelassenen [R]egenschirm und mußte 200 Mark Polizei[st]rafe erlegen. Nun erst, mit sämtlichen erfor[d]erlichen Ausweisen und Kenntnissen versehen, [g]ab ich mein Gesuch ab.

Eine Woche später erhielt ich die Mitteilung, [d]aß ich gegen Bezahlung von 16 800 Mark den [au]srangierten Straßenbahnwagen Nr. 983 [v]om Tegeler Betriebsbahnhof beziehen dürfe. [A]ls Standort wurde mir ein nicht mehr be[f]ahrenes Nebengeleise in einer Straße des [O]stens zugewiesen.

Seit vierzehn Tagen habe ich also eine Woh[n]ung, die, wie jeder weiß, hinten und vorn [m]it Klingelzug versehen ist. Auf der vorderen [P]lattform haben wir uns die Küche eingerichtet. Sie ist zwar etwas klein, genügt aber unseren Bedürfnissen, zumal wir rauchlos, nämlich mit elektrischem Strom, den wir gratis und franko von der Oberleitung beziehen, zu heizen pflegen. Auch die Benützung des Lichtes verursacht uns keine weiteren Ausgaben. Das Wageninnere teilten wir in zwei Zimmer, die mit ausgesucht schmalen Möbelstücken ausstaffiert wurden, das eine ist der „Salon“, das andere die Kinderstube. Auf der hinteren Plattform haben wir uns eine ganz entzückende Diele eingerichtet, mit Levkoien garniert, wo wir abends Kaffee zu trinken pflegen. Wenn ich Hunger habe, läute ich meiner Frau in die Küche, indem ich die zurückgebliebene Signalleine des Schaffners ziehe, und meine Gattin antwortet auf die gleiche Weise, wenn der Kaffee fertig ist und ich den Tisch decken soll. Ich kann nur sagen, daß wir ein sehr gemütliches Heim besitzen und recht zufrieden sind.

Letzten Sonntag bekam aber meine Frau Lust, einen Ausflug zu machen. Ich schaltete also den Motor ein und fuhr mit meiner Wohnung auf dem üblichen Geleise nach dem Grunewald. Wir verbrachten dort einen sehr schönen Nachmittag und luden einige Bekannte, die wir zufällig getroffen hatten, zur Vesper ein. Sie alle zeigten sich äußerst entzückt über meine neue elektrische Wohnung und beneideten mich aufrichtig. Leider schrieb mir am nächsten Tage die Direktion der Straßenbahn, daß ich nicht befugt sei, mit meiner Wohnung spazieren zu fahren, ja gar Ausflüge zu machen, sondern stabil auf dem mir im Osten Berlins zugewiesenen Nebengeleise sitzen zu bleiben habe. Widrigenfalls würde man mir den aus Schlamperei im Wagen belassenen Motor unnachsichtlich fortnehmen. Dessenungeachtet fahre ich aber jetzt täglich mit meiner Wohnung ins Bureau und lasse sie dann von meiner Frau wieder zurückführen, die dabei in aller Ruhe gleichzeitig das Mittagessen herrichten kann.“...

Streliskers Ulk hat düstre Hintergründe. Wir lesen übrigens, daß sich eine Münchner Künstlergesellschaft (zwei Schriftsteller, drei Maler) einen Wohnwagen bauen läßt, mit dem sie diesen Sommer durch die Lande zieht. Erinnern wir uns nicht aus unserer Jugend der

Zigeunerwagen mit ihren freundlichen Fenstern? Werden wir nicht bald Wagen zu Wohnungen einrichten müssen?

*

## Die Pflege einer guten Handschrift

Wie oft können wir eine Namensunterschrift nicht lesen, weil sie undeutlich und flüchtig ist, während sie doch gerade ein charakteristischer Ausdruck der Persönlichkeit eines Menschen sein sollte. Und in der Schule hört man auch nur zu oft die Klage des Lehrers über schlechte Schrift des einen oder anderen Schülers. Wird der Arzt befragt, so gibt er gewöhnlich zur Antwort, es handle sich nur um eine nervöse Erscheinung. Das kann jedoch nicht durchweg der Fall sein, denn unser gesamtes Schreibwesen liegt gegenwärtig sehr im argen. Blättert man alte, oft mit erstaunlichem Fleiß und künstlerischer Freude verfertigte Handschriften durch, so muß man gestehen, daß es mit unserer Schrift bergab gegangen ist. Die Schuld daran trägt hauptsächlich die falsche Lehrweise der Schule, wenn auch die Druckerkunst die Bedeutung des Schreibens gegen früher hat zurücktreten lassen.

Der Münchener Stadtschulrat Professor Kerschensteiner lernte auf einer Studienreise in Amerika eine Lehrweise kennen, welche das Schulkind zunächst die lateinische Monumentalschrift schreiben läßt und von ihr zur lateinischen Kursive durch selbständige Herstellung der Rundungen und Verbindungsstriche übergeht. Diese Art, von sehr einfachen, gradlinigen Buchstaben zur schwereren, ausgeprägten Handschrift fortzuschreiten, erzielt weit bessere Erfolge als der bei uns übliche Schreibunterricht, welcher umgekehrt den Weg von der schwierigen deutschen Schrift zur schlichteren lateinischen einschlägt.

Ein weiterer Fortschritt war es, daß Professor Kuhlmann mit Hilfe langjähriger Versuche und Erfahrungen die selbsttätige Ableitung der deutschen aus der lateinischen Schrift durch die Schulkinder vornehmen ließ. Es ist erstaunlich, wie ausgeprägt bereits die Schrift Acht- und Neunjähriger ist, die nac[h] Prof. Kuhlmanns Lehrweise schreiben gelern[t] haben. Die Schule muß heute allem Beach[-]tung schenken, was zur Stärkung unsere[s] Deutschbewußtseins beitragen kann, und daz[u] gehört auch die Pflege einer guten Hand[-]schrift.

Als Zusammenfassung früherer Arbeite[n] Kuhlmanns über das Schreiben ist kürzlic[h] in Kellerers Verlag in München die zweit[e] Auflage des Werkes „Schreiben in neuem Geiste“ erschienen, vermehrt um reichliche[s] Anschauungsmaterial und ausführliche Be[-]sprechung des Schreibgerätes.

In diesem Buche wird das Schreiben nic[ht] wie bisher von technischen, sondern von Ge[-]sichtspunkten der Erziehung aus behandel[t]. So wird zunächst ein geschichtlicher Überbli[ck] über die Entwicklung der Schreibkunst g[e-]geben, welcher die Zugrundelegung der la[-]teinischen Monumental- und Kursivschrift fü[r] das Erlernen der deutschen Schrift als de[n] gegebenen Weg rechtfertigt. Der Darlegun[g] seiner Lehrweise läßt Professor Kuhlman[n] einen Abschnitt über das Schreiben als Kun[st] folgen, wie sie von unsern alten Meistern g[e-]pflegt wurde. Eine weitere Entwicklung u[nd] künstlerische Ausgestaltung unserer Schrift i[st] auch heute möglich, wie die beigefügten Pr[o-]ben aufs beste zeigen. Ist das genannte Bu[ch] hauptsächlich für Lehrer geschrieben, so die[nt] das kleine, gleichzeitig in demselben Verla[g] erschienene Heft „Der Weg zur schönen Han[d-]schrift“ mit seinen drei Unterrichtsbriefen u[nd] seinen vielen Schriftproben der Belehru[ng] für jedermann.

Nun bliebe noch die Frage nach dem We[rt] der deutschen Schrift zu besprechen. Tr[otz] ihrer Ableitung aus der lateinischen dürfen [wir] sie durchaus als deutsch bezeichnen, nachde[m] die „gotischen“ Buchstaben in Frankreich u[nd] England im 17. Jahrhundert durch die la[-]teinischen verdrängt worden sind und ihr Ge[-]brauch sich heute fast nur auf Deutschla[nd] beschränkt. Professor Kerschensteiner t[rat] seinerzeit als Abgeordneter aus Nützlichkei[ts-]gründen für die Lateinschrift ein. Für wisse[n-]schaftliche Werke mag das berechtigt sein. [Im] großen und ganzen aber liegt kein Grund v[or]

e deutsche Schrift zu vernachlässigen oder ufzugeben. Die Romanen betrachten ihre ateinische, die Russen ihre russische Schrift s ein nationales Gut, und die Serben aben sich nicht zur Preisgabe ihrer zyrillischen chrift aus Nützlichkeitsgründen verstanden, owohl Kroaten und Slowenen, mit denen e jetzt das Südslawenreich bilden, lateinisch hreiben. Bismarck, der Gründer unseres eiches, schrieb, wie im Bismarckheft der Süddeutschen Monatshefte" berichtet wird, ets nur deutsch und hatte eine starke Abeigung gegen lateinisch gedruckte Bücher. r mag uns auch hierin ein Vorbild nationalen tolzes sein. Es sei an dieser Stelle noch darf hingewiesen, daß ein „Bund für deutsche chrift" besteht, dessen Geschäftsstelle sich in erlin-Steglitz, Belfortstraße 13, befindet.

Adolf Dresler

*

## Vom inneren Sonntag

Es ist etwas Wunderbares um das Heimglück. Diese zerfahrene Zeit raubt dem lenschen der Innerlichkeit so gut wie alles; d so suchen sich denn diese Ernsten, die m Herzen aus leben, einen Hort gesammelter raft und stillbeglückter Besinnlichkeit, wie soles eben nur im echten deutschen Heim zu den ist. Das ist die letzte Zufluchtsstätte vor l den wirren und zermürbenden Eindrücken r Außenwelt. Wie feierlich und geklärt wird's nem zu Sinn, wenn fromme Kirchenglocken e Weihe des Sonntags einläuten, wenn ntäglicher Sonnenglanz das Heim durchchtet, wenn sich selbst auf leiddurchfurchten esichtern ein Schimmer von Sonntagsfriede derspiegelt! O du deutscher Sonntag, du glanz aus der Ewigkeit, wie muß ich dich ben, wie dir danken! Die Leuchtkraft segenndender Innerlichkeit möge aus der Sonne s echten Heims und der echten Herzenskraft eder in das äußerliche Treiben unseres Vol strahlen!

Mit dem „Sonntag" soll aber nicht nur der g gemeint sein, sondern (ich halte mich im genden an Worte Lienhards) „überhaupt e Innerlichkeit, die Geistsonne, die Schöpferkraft des glutvoll gesammelten Herzens".

Wir werden erst wieder gesunden, wenn der Sonntag nicht mehr entweiht wird durch gierig genießenden Sinnentaumel und haltloses Vergnügungsfieber. Können wir überhaupt noch edel feiern? Durchglutet unsre Herzen dieselbe Empfindung von Welt und Ewigkeit? Sonntag muß in allen Ständen und Schichten erst wieder den Sinn erhalten, wie ihn Lienhard in den „Helden" (Tauler und der Einsiedler) ausspricht: „Trachte, daß dein Alltag genau so sei wie dein Sonntag: dämpfe den Glockenschall des Sonntags, mache straffer den Alltag! Siehe, so nähern sich beide, so begegnen sie einander und fließen herrlich zusammen."

Welche starke und fürs ganze Leben bedeutsame Erinnerung gewann der eben genannte Dichter aus den Sonntagen seiner elsässischen Heimat! Wir lesen darüber in seinen „Jugendjahren": „An Sonntagen wurde häufig mit den Eltern durch den Menchhöfer Bann und Ingweiler Wald nach Rothbach gewandert zu den Nachmittags-Gottesdiensten des Pfarrers Huser. Der Knabe ging nicht immer gern mit; er war im Pfarrhause und unter all den Menschen beengt. Aber die Wanderungen sind mir doch von bleibender Bedeutung geworden. Sommerkorn, Lerchengesang, das schwere Glockengeläut von Ingweiler, die hellen Glöckchen von Rothbach, die Choräle — das alles stimmte den Knaben auf jenen Hügeln festlich. Duft und Kraft jener Sonntage habe ich im Herzen behalten. Ja, sie blieben mein heimlich Geleit durch mein ganzes Leben."

Durch die Gedichte „Die Sonntage von einst" und „Sonntagmorgen auf Odilienberg" klingt der Dank an dieses Jugendglück, und so gelten dem Dichter auch noch heute die in frühen Jugendtagen geschriebenen Worte: „Mir ist der Sonntag, wie einst auf dem Dorfe, auch heut noch ein erhabener oder trauter Tag des seelischen Ausruhens; ein Tag feiertäglicher Höhe, von der aus man sinnend und summierend zurückschaut in die verrauschten Werktage und sinnend und plänereifend ausschaut ins Flachland der kommenden Woche."

Wir wünschen, daß diese Erkenntnis Lienhards gerade in unserer berufsmüden und nervenverzehrenden Zeit die Herzen beschwingen möge zu neuem Vertrauen und zu einem edleren Rhythmus. Wir müssen wieder den festen Pol des Sonntags erkennen und ehren. „Kann denn etwa der äußere Berufsbetrieb mit seiner vielen Verdrießlichkeit und Kleinlichkeit das Ideal einer höher gestimmten Natur sein? Weder damals, noch heute, noch zu irgendeiner anderen Zeit. Eine geist- und gemütsstarke Natur kann sich nur in der freien und weiten Sphäre der Ideen und der Empfindung wahrhaft zu Hause fühlen. Aber das hier Gewonnene gestaltet sie dann auch in ihrem Beruf aus. Das Problem hohen Menschentums und hoher Bildung besteht demnach darin, diesen inneren Sonntag mit dem äußeren Werktag in Einklang zu bringen.“ Dr Paul Bülow

*

## Ein Anwurf

mit ernstem Hintergrunde kommt mir zufällig in einem Zeitungsausschnitt zu Gesicht. Der einst in Straßburg, jetzt in Frankfurt dozierende a. o. Prof. Dr Hans Naumann wirft in einer Schrift einen Rückblick auf die elsässische Frage. Darin versetzt dieser Alt-Deutsche mir, dem Alt-Elsässer, folgende Gehässigkeit:

„Was einem Friedrich Lienhard oder noch kleineren Geistern in seinem Gefolge natürlich nicht gelingen konnte, aus Mangel an Weltbildung oder Einfluß oder Mange an persönlicher wie geistiger Kultur äußerer wie innerer Urbanität, da konnte dem feinen, auch französischen Geis völlig beherrschenden Weltkind aufgeschlosse nen Sinns und wirklicher höchster persönliche wie geistiger Kultur sehr wohl gelingen (Stadler ist gemeint). „Schien — damals — wenigstens nicht unmöglich. Heute freilic sehen wir aus den Enthüllungen über Buchers Hinterlassenschaft ja leicht, daß es ein völli vergebliches Unterfangen war“ — —

Ich danke Herrn Dr Naumann für diese Beweis seiner eigenen „persönlichen wi geistigen Kultur“. Die Leser des Türmers entsinnen sich, daß ich im vorigen Jahr (März 1921) über den „Ausklang deutsche Politik“ im Elsaß ausführlich in diesen Blätter aus eigener Erfahrung berichtet habe. Was ic damals nur andeutete, aus einer Art vo nationalem Takt, nämlich die Rolle alt deutscher Literaten und Dozenten in unterminierten Elsaß vor dem Weltkrieg — das wird einmal unzweideutig beleuchtet wer den müssen.

Ich las inzwischen Naumanns Schrift. Si enthält noch viel bösartigere Ausfälle. Wi werden antworten.

Die ganze Wucht des Schmerzes um di verlorene Heimat mußten wir ertragen un verarbeiten. Dann aber noch von einem alt deutschen Volksgenossen beschimpft oder öffent lich mißachtet zu werden: das ist des Un würdigen zu viel. F. L.

---

## An die Türmer-Bezieher!

Bei dem zuletzt vorgenommenen Preis aufschlag des Türmers hoffte der Verlag es werde ihm nun für längere Zeit erspart bleiben, in dieser ihm peinlichen Angelegenhei erneut an die Bezieher herantreten zu müssen. Wer aber kann gegenüber den herrschende wirtschaftlichen Zuständen heute eine Berechnung machen, die morgen noch stimmt? So i denn eine Erhöhung auf 50 Mark für das Vierteljahr vom Juliheft an zu einer bedauerliche Notwendigkeit geworden. Der Türmer-Verlag

---

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftliche Teil einschließlich „Türmers Tagebuch“: Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Einsames Dörfchen F. Staeger




Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. Juli 1922 Heft 10

# Steuerfrei schlemmende Herren und ihre sterbenden Knechte

## Brief eines Juristen

Sie gestatteten mir kürzlich, hochverehrtester Herr, daß ich Ihnen meine Bedenken gegen ein Schlemmerstrafgesetz darlegte mit Rücksicht auf die gesetzestechnische und praktische Ausführbarkeit und wegen der zu erwartenden bedenklichen Begleiterscheinungen. Ich muß aber auch e Wirksamkeit und die Gerechtigkeit eines solchen Gesetzes verneinen. Die anstößige esinnung des Schlemmers offenbart sich nicht bloß im Schlemmen engeren Sinnes, ndern auch in Verschwendung aller andrer Art: in der *grundsätzlichen* Abkehr on Sparsamkeit — und sie ist der *Zeitgeist schlechthin*. Wir müssen entweder le oder keinen strafen. Alle aber dürfen sich — soweit das eben überhaupt ent-huldigt — darauf berufen, daß dieser Zeitgeist mit Notwendigkeit aus den heutigen uständen im Staatsleben folgt, die dazu geführt haben, daß mangels behaglichen uskommens für alle nicht die allgemeine, freiwillige Einschränkung, sondern *das eben vom Fremden Trumpf* ist.

Da ist zunächst die uneingeschränkte Papiergeldfabrikation, die Teuerung auf euerung türmt. Das Reich teilt von diesen Schätzen aber nur seinen Lieblings-idern zu, d. h. denen, die Arbeitseinkommen verdienen können oder Waren zu rkaufen haben. Diese bekommen bei jeder Teuerungswelle zugelegt, daß sie leben

können wie bisher und höchstens über das größere Format der erforderlichen Brieftasche zu klagen haben. Den andern aber, den Alten, Kranken, Witwen, Waisen und enthaltsamen Sparern, die doch schließlich das geschaffen haben, wovon man jetzt noch lebt, ist die Schlinge um den Hals gelegt. Für sich selbst und seine Lieblinge berechnet das Reich das 25—50fache der ehemaligen Goldeinkünfte. Hat aber ein Sparer früher Gold verborgt, so wird ihm — wie gewissenhaft! — bei der Rückzahlung genau derselbe Nennbetrag in Papier zugebilligt. Gold geben und wertloses Papier dafür zurückbekommen, das bedarf keines Kommentars. Wilhelm Roscher vergleicht diese Zustände „mit den unpersönlichen Massenverbrechen, wo mancher, der vor einem Taschendiebstahle oder Raubmorde zurückschaudern würde, mit kaltem Blute durch eine schwindelhafte Gründung Tausende bestiehlt oder um einer dolosen Versicherung willen eine ganze Schiffsmannschaft ums Leben bringt". Und Adolf Wagner sagt: „Der Zwangskurs des Papiergeldes ist eine viel mächtigere und doch viel einfachere Schraube zur Erpressung, als die größte Besteuerung und Zwangsanleihe und die umfassendste Gewalt, welche eine Regierung zur Durchführung dieser beiden Maßregeln besitzen kann." Aber die Pressung durch die Steuergesetzgebung würde bei uns heute auch allein ausreichen zur Erdrosselung eben derselben Mitbürger, denen man den Segen der Notenpresse planmäßig vorenthält. Diejenigen Steuerpflichtigen, deren Einkommen 50 000 Mark nicht übersteigt, haben den in dieser Summe enthaltenen Arbeitslohn oder Gehalt in der Weise zu versteuern, daß ihnen der Arbeitgeber 10 % davon einbehält. Das ist bekannt. So gut wie unbekannt ist aber, daß diese Arbeitnehmer („Arbeitnehmer" und „Arbeitslöhner" wird immer im weitesten Sinne verstanden, umfaßt also die Empfänger von Lohn wie von Gehalt) infolgedessen überhaupt keine Einkommensteuer zu zahlen haben. Sparen kann einer bekanntlich nur von dem, über das er verfügen kann. Geschieht es für eigne oder noch unbestimmte Zwecke, so heißt es eben „zurücklegen" oder „sparen". Geschieht es zu altruistischem Zwecke, so heißt es „steuern" oder „opfern". Wenn die Eltern bei jeder angemessenen Taschengeldzahlung den neunten Teil dieses Betrags außerdem in eine besondere Sparbüchse legen, ohne dem Kinde diese Entschließung und die Verfügung über den Betrag zu überlassen, so ist es Selbstbetrug und Betrug, zu sagen, daß das Kind spare. Zum Sparen, Steuern, Opfern gehört unbedingt die Möglichkeit, den Betrag anders zu verwenden, mag dies auch nur aus kluger Rücksicht auf die späteren Folgen unterbleiben. So war es von jeher bei allen Steuerzahlern, und so ist es auch heute noch beim Einkommen aus Grundbesitz, Gewerbe und Kapital: ein wunsch- oder standesgemäßes Auskommen wird hier nicht garantiert, sondern diese Steuerzahler müssen, um ihrer Steuerpflicht genügen zu können, beizeiten freiwillig auf eine, im Verhältnis zu ihren tatsächlichen Einnahmen, niedrigere Stufe der Lebenshaltung treten, soll nicht der Vollstreckungsbeamte am Horizont auftauchen. Die heutigen Arbeitnehmer aber brauchen weder das erste zu tun noch das zweite zu fürchten. Denn so oft für sie die Tarifschraube angezogen oder die Gesetzgebungsklinke bewegt wird, geht die Meinung, eben wegen der erwähnten Einhaltung von 10 %, doch dahin, daß das, was sie in die Hand bekommen, zum Leben, wie sie es verstehen, „auskömmlich" sein muß, ohne daß davon noch etwas für Leistungen an den Staat

ıbgeht. Sie sind also steuerfrei gestellt, und ein angemessenes Auskommen ist ihnen zarantiert. Das, was vermöge einer durchsichtigen Fiktion als Steuer des Arbeit-ıehmers gilt, das hat bekanntlich der Arbeitgeber zu zahlen. Er verlegt es durchaus ıicht nur für den Arbeitnehmer, denn er kann es von ihm nicht zurückfordern. Er ann nur versuchen, es dadurch wieder einzubringen, daß er es wie Geschäfts-pesen auf den Preis seiner Erzeugnisse schlägt, sonst bleibt es endgültig auf ihm itzen, wie z. B. ausnahmslos die Steuern der Hausangestellten. Es ist wohl nur in Witz, daß es in früheren Jahrhunderten hier oder da bei der Prinzenerziehung Prügeljungen gegeben habe; für seine Hausangestellten ist der Dienstherr heute anz allgemein als Steuer-Prügeljunge gesetzlich bestellt; man meint den Esel nd schlägt den Sack. Soweit dem Arbeitgeber aber die Abwälzung gelingt, ist die irekte Einkommensteuer der Arbeitnehmer durch eine indirekte Umsatzsteuer ersetzt, ie natürlich nicht mit derjenigen Umsatzsteuer zu verwechseln ist, welche wirklich iesen Namen führt, sondern neben ihr besteht. Man läßt sie aber weiterhin unter er falschen Flagge als „Einkommensteuer" segeln, so daß die Arbeitnehmer mit bis 0 000 Mark Einkommen sich in der wahrheitswidrigen Vorstellung gefallen können, irklich Steuern zu zahlen. Aber selbst in der Einbildung sollte das nicht möglich in. Ihre Steuerlast ist ein für allemal, gesetzlich und zwangsweise, so gründlich uf den Arbeitgeber überwälzt, daß der Arbeitnehmer überhaupt nur noch dann ıftet, wenn er seine Pflicht als Steuerkontrolleur des Arbeitgebers vernach-lssigt (§ 52, Abs. 2 des Eink.-St.-G. in der Fassung vom 11. 7. 21, R.-G.-Bl. S. 848.) n diesem Falle würde aber auch ein wirklicher, beamteter Steuerkontrolleur, als lcher, haften.

An der zitierten Gesetzesstelle ist die Steuerentbürdung mit so klaren, nackten orten ausgesprochen, daß man sich auf dem Wege bis dahin alle gewagten Um-ege hätte ersparen können. Jede Zahl läßt sich sellbstverständlich betrachten als il einer beliebigen anderen, höheren Zahl. Das kommt aber nur in der mathe-ıtischen Analyse vor, wenn es sich darum handelt, Hypothesen auf ihre Be-htigung zu prüfen; in Anwendung auf feststehende Lebenstatsachen wäre es ver-genste Willkür. Mit Recht betrachtet der Arbeitnehmer von jeher als Lohn (ab-ehen von etwaigen Naturalbezügen) nur dasjenige, was ihm bar zu zahlen ist; s ist sein ganzer Lohn und mit ihm rechnet er. Ist er sich nun z. B. darüber reine gekommen, daß er jeden Arbeitstag 90 Mark verdienen muß, um seine bensbedürfnisse zu befriedigen, und will er sich auch dabei bescheiden, so sieht er durch das Gesetz in die Notwendigkeit versetzt, 100 Mark Tagelohn zu fordern, ıst bekommt er die 90 Mark nicht in die Hände. Er wird sich natürlich nicht sperren, dern zieht die Tarifschraube noch um ein Neuntel weiter an, als er eigentlich llte, das kostet ja nicht nur nichts, sondern bringt ihm außerdem Steuerfreiheit seine 90 Mark ein, die er nun auch tatsächlich voll in die Hände erhält. Der Satz, alle wirklichen Arbeitslöhne nur neun Zehntel von sich selbst oder von einem ßgebenden transzendenten Arbeitslohn, sozusagen von ihren Urbildern, seien, arf wohl nicht der Widerlegung. Infolgedessen darf man die Sache auch nicht etrachten und behandeln. Denn die vom Leben erzeugten wirtschaftlichen sachen sind gegebene Größen und als solche zu achten. Der Sinn der Sinn-

losigkeit liegt aber in ihrem Effekt, nämlich darin, daß durch den Irrweg ins Land der Metaphysik und durch das scheinbar zufällige Ineinandergreifen von Steuer- und Lohngesetzgebung die Einkommensteuerfreiheit der Arbeitnehmer bis 50 000 Mark zu einer vollwirksamen Tatsache wird, die aber trotzdem wenig beachtet wird, weil die ohne jede innere Berechtigung geschehene Verquickung von Lohn- und Steuergesetzgebung etwas ganz Neues ist, dessen Vorhandensein niemand vermutet noch vermuten kann.

Der sogenannte „Steuerabzug“ durch den Arbeitgeber könnte allerhöchstens dann als Steuerentrichtung durch den Arbeitnehmer gelten, wenn sich der Arbeitslohn, wie früher, durch Angebot und Nachfrage und im Wege freier Vereinbarung bildete. So aber holt die Tarifschraube jeden Steuerabzug spielend wieder ein, ja der Steuerabzug ist ein ständiger Ansporn, die Tarifschraube weiterzudrehen. Fü gewöhnliche Sterbliche ist mit dem Steuerzahlen ein schmerzliches Subtraktionsexempel verbunden, das nicht bloß auf dem Papier, sondern auch am eignen Leib und dem der Familie mit eiserner Selbstüberwindung zu vollziehen ist. Der Arbeitnehmer von heute ist dem enthoben.

Die errichtete Einkommensteuer-Kulisse für Arbeitnehmer, die es ihnen ermöglicht, unbekümmert um die Errungenschaften der Revolution, ohne zu leiden weiterzuklagen, daß der blutsaugerische Kapitalismus alle Lasten allein den Arbeitnehmern aufbürdet, ist nun aber eine außerordentlich kostspielige Sache natürlich nicht für die Arbeitnehmer, sondern für die andern, die den Staatsbedar wirklich aufbringen müssen. Hätte man die Steuer bei ihrem wahren Namen genannt, so würde sie kostenlos eingehoben werden, nämlich einfach durch entsprechend Erhöhung des Satzes der eigentlichen Umsatzsteuer, die diesen Namen trägt. S aber! Die Aus- und Durchführungsbestimmungen über den „Steuerabzug vor Arbeitseinkommen“ übertreffen diejenigen über das Einkommensteuergesetz al Ganzes an Umfang beträchtlich. Diese Tatsache genügt wohl, um den ungeheure Aufwand von Geld und Bureaukratenarbeit zu ermessen, der hier verpulvert wir mit keinem andren Erfolg, als daß einerseits unberechtigte Empfindlichkeit gegen di Wahrheit geschont, andrerseits ein Heer entbehrlicher Beamten besoldet wird.

Überflüssig ist es wohl, dem Einwand vorzubeugen, der Arbeitnehmer zahle d Einkommensteuer nun indirekt dadurch, daß er Waren kaufe, die durch den „Steue abzug“, richtiger durch die neue Umsatzsteuer, verteuert sind. Wie gezeigt, brauchen d Waren gar nicht verteuert zu sein, denn die Umsatzsteuer kann auf dem Arbeitgeb wie auf dem Zwischenhandel sitzen bleiben. Zweitens kaufen nicht allein die Arbei nehmer Waren. Vor allen Dingen ist es aber ein Widersinn, von einer „indirekte Einkommensteuer“ zu reden. Die Einkommensteuer ist eine direkte Steuer und last auf der konkreten Person, Umsatzsteuern sind indirekt und werden von der Gesam heit der Konsumenten, richtiger von der Gesamtheit derjenigen Konsument getragen, die ohne gesetzlichen Zwang die Last freiwillig auf sich nehmen, dadur daß sie die verteuerten Waren kaufen. Auch die andern Stände würden nichts d gegen haben, wenn ihre Einkommensteuer in dieser Weise auf die Allgemeinh abgeladen würde, und niemand würde bestreiten, daß es für ihn eine wirklic Befreiung wäre; ihre Ausdehnung auf alle Staatsbürger wäre handgreiflich k

völlige Abschaffung der Einkommensteuer. Der Einwand würde schließlich aber selbst dann zunichte, wenn man ihn zunächst einmal gelten lassen könnte. Die Arbeitnehmer haben bekanntlich von jeher behauptet, daß sie von den indirekten Steuern so gut wie allein getroffen würden. Sieht man von dieser Übertreibung ab, so hatte die Klage früher einen berechtigten Kern, soweit nämlich die indirekten Steuern auf unentbehrlichen Lebensmitteln lasteten, denn die Arbeitnehmerfamilien pflegen am kopfreichsten zu sein. Aber heute? Die Tarifschraube hat, wie oben gezeigt, die Wirkung, daß sich die Arbeitnehmer jeweilig die Löhne erzwingen, die sie nach ihrer Auffassung brauchen. Während der gewöhnliche Sterbliche Enthaltsamkeit üben muß, wenn die Waren zu teuer werden, billigt sich der Arbeitnehmer in diesem Falle erhöhte Einnahmen zu. Sie sind also erhaben über alle Teuerungspreise. Sind sie über die Preise erhaben, so sind sie natürlich auch über denjenigen Teil dieser Preise erhaben, der die auf den Waren lastenden indirekten Steuern, also Zölle, Verbrauchsabgaben und Umsatzsteuern, verkörpert. Endergebnis: Die Arbeitnehmer zahlen indirekte Steuern überhaupt nicht mehr, und Einkommensteuer nur von demjenigen Arbeitseinkommen, das 50 000 Mark übersteigt. Steuerfreiheit ist ein Souveränitätszeichen. Die Souveränität liegt nach der Verfassung beim ganzen Volk. Das ist Theorie; die Praxis ist, wie man sieht, anders. Die Steuerfreiheit der früheren Souveräne, der Landesfürsten, bezog sich nicht auf indirekte Steuern, nur auf die Einkommensteuer, allerdings ohne Höchstgrenze. Bei ihrer geringen Zahl war das im Verhältnis zum Volkseinkommen ohne Bedeutung. Wenn aber nunmehr der bei weitem kopfreichste und bestverdienende Stand so gut wie ganz steuerfrei und ein reiner Zehrstand geworden ist, so ist ja klar, wie das enden muß. — So steuern die Herren.

* * *

Anders steuern die Knechte. Vom Kapitaleinkommen gehen 10 % Kapitalertragsteuer vorweg ab, vom Rest sind 10 bis 60 % Einkommensteuer ans Reich abzuführen, zusammen also 19 bis 64 %, hierzu die Kircheneinkommensteuer und die Körperschaftssteuer. Vom Kapital nimmt das Notopfer 10 bis 65%. Vom Kapital nehmen außerdem die Besitzsteuer, die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs, die enorm erhöhten Staats- und Gemeinde-Grund- und Gewerbesteuern, die Reichsabgabe zur Förderung des Wohnungsbaues, die neue Reichsvermögenssteuer, die neue Reichsvermögenszuwachssteuer, die Zwangsanleihe, die Zwangsbewirtschaftung der Wohnhäuser, die Grunderwerbs- und die Zuwachssteuer, die Kapitalverkehrs- und die Luxussteuern. Die Erbsteuer nimmt bis 90 %. Endlich die Gesamtheit der indirekten Abgaben! Das ist eine durch Umständlichkeit schamhaft verhüllte Vermögenskonfiskation, deren Durchführung zum Verschwinden der Kapitalertrags- und Einkommensteuer führen muß.

Das hätte die Besitzenden schon im Frieden vernichten müssen, zumal sie auch nicht, wie die Arbeitnehmer, durch die Reichsversicherungsgesetze gegen Krankheit, Invalidität und Altersnot geschützt sind. Wieviel mehr jetzt unter der aus ernste Ursachen wie verwerflichen Vorwänden immer weiter steigenden Teuerung! Die Unternehmer in Landwirtschaft und Gewerbe haben aus der Not eine Tugend gemacht und beteiligen sich selbst an dem Wettsteigern aller Preise, ihre eigene Not

auf ihre Leidensgenossen abwälzend, die Besitzer von Kapital und bebautem Grundbesitz. Diesen enthält die Obrigkeit, um das Maß voll zu machen, auch noch den Segen der Notenpresse vor, ihnen allein, obwohl gerade sie allein grundsätzlich von Haus aus das juristische Recht haben, für ihr angelegtes Gold, wenn nicht Gold, so wenigstens Papier in der Menge zu erhalten, die dem Goldwert entspricht. Allen andern, die kein verbrieftes Recht haben, vor allem den Arbeitnehmern, fliegen die neugedruckten Noten nur so zu, einzig auf Grund der Argumentation, daß sie sonst nicht bestehen können. Warum wirkt diese Argumentation nicht auch für die, die außer ihr auch noch das verbriefte Recht für sich haben? Hält man die Besitzenden für Wesen mit ganz andrer leiblicher Konstruktion? Wenn der Arbeitnehmer dort, wo er früher 100 Mark in Gold erhielt, mindestens 2—3000 Papiermark haben muß, kann der Besitzende an Stelle von 100 Goldmark nicht mit 100 Papiermark auskommen, die nur eine Kaufkraft von 1—2 Goldmark haben. Der Fachmann wehrt mit wichtiger Miene ab: Hilfe durch die Notenpresse für die Berechtigten würde die Papierinflation noch mehr verstärken. Das ist billige Weisheit. Es wäre die Aufgabe des Fachmannes, zu sagen, welche Schichten, welche Schätze durch die Hinopferung ungezählter unschuldiger und verdienter Mitbürger tatsächlich zu retten sind, und die Aufgabe jedermanns, zu erwägen, ob solche mordbesudelte Rettung wünschenswert ist. Man hat eben doch, leider, sonst durchaus keine Furcht vor der Papierinflation. Auf Kommando werden Löhne und Gehälter um unglaubliche Milliarden erhöht, auch wenn der Haushalt erst Tags vorher aufs allermühsamste balanciert wurde. Dem Arbeiter, dem Beamten und Angestellten, dem Schieber, der französischen Champagner, Liköre und Toiletten begehrt, dem Jüngling und der Jungfrau, die Tanzsaal, Kino und Zigaretten auch bei steigenden Preisen nicht missen wollen, kurz allen, die den egoistischen Steigerungstaumel fördern durch Beanspruchung oder Bewilligung höherer Preise, steht die Notenpresse zur Verfügung, nur denen nicht, die Interesse am allgemein-nützlichen Sinken der Preise nehmen, sich dem Ertrage des landesüblichen Zinsfußes bescheiden anpassen, nur auch gern, wie die andern, in Höhe der landesüblich gewordenen Papierwährung bezahlt werden möchten, damit sie leben können. Hier bleibt ein dunkler Punkt zu klären. Sollte Goethe recht haben, der sagt, bei Umwälzungen, auch wenn sie noch so sehr von Freiheit reden, sei es überhaupt „auf weiter nichts abgesehen, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andre gehen sollen"?

Wie immer dem sei, eines ist sicher: Wer die Tarifschraube will, der will hohe und fortgesetzt höhere Preise, denn die Tarifschraube ist eine Schraube ohne Ende, und die Warenpreise hängen von den Löhnen ab, die für die Herstellung der Waren zu zahlen waren; und wer diese fortgesetzt steigenden Preise will, der nötigt die Notenpresse zu immer neuen Anstrengungen, bringt namenloses Elend über die ruhigsten und bescheidensten seiner Mitbürger und erzwingt den Bankrott der Reichsfinanzen. Jeder Sparer kann sich jetzt ausrechnen, wann etwa die Schlinge wirkt, die er seit dem November 1918 am Hals trägt.

Sein Sklavenelend und der Herrenluxus sind aber nichts als selbstverständliche Kehrseiten ein und derselben Erscheinung, beide einander Ursache und Wirkung zugleich. Mit der Erwerbslosenbesoldung, und vollends mit der Tarifschraube, fing

olgerichtig auch das Schlemmen an. Der Arbeitnehmer hält seitdem nicht nur die Lebensführung in den fetten Jahren vor dem Kriege, den fettesten, die es wohl emals, mindestens aber seit 4—500 Jahren gegeben hat, für die einzig „menschenvürdige", sondern er lebt viel besser als damals, wie jeder sieht, der offene Augen rat und die Lebensmittel- und sonstigen Einkäufe beobachtet. Mancher „Reiche" rug zu Weihnachten Bedenken, ein Stück Stolle zweiter Klasse, das Pfund zu 25 Mark, zu kaufen; man konnte aber daneben sehen, daß schlichte Arbeiterfrauen ein Viertelpfund Zitronat für 27 Mark als unerläßliche Zutat für ihr Festgebäck etrachteten. In der guten Jahreszeit sind die Anlagen frühmorgens wie besät mit Apfelsinen- und Eierschalen, Schokoladenpapier und Zigarettenresten. Das war im Frieden unbekannt und ist nach meinen Begriffen und meinen Mitteln *geschlemmt*. Aber an den Fleischtöpfen und Leckerbissen des schlemmenden Proletariats kleben ie Tränen der Witwen, die Seufzer der Alten und Kranken, der Todesschweiß Sterbender. Wieviel besser ist Salz und Brot, reinen Herzens verzehrt! „Salz und Brot"? Wir Älteren wissen noch, daß das nicht bloß die erste Zeile eines jetzt wohl vergessenen Sprichwortes war, es erinnert uns an glückliche Zeiten gesammelter Kraft; den Heutigen dünkt es vielleicht ein schlechter Scherz. Was ist der Achtstundenarbeitstag andres als der Zwang, jeden Arbeitstag vier Stunden zu eiern und zu genießen? Der heute verdiente Arbeitslohn drängt sich förmlich selbst azu, rasch wieder ausgegeben zu werden: bei den einen, weil sie meinen, die aradiesische Erfindung sei nun gemacht worden, daß ihnen die Mittel zum Leben ı alle Zukunft täglich neu zufließen *müssen* in der gewünschten Höhe; bei den ndern, weil ihnen eine dumpfe Ahnung sagt, daß diese papierenen Geldschätze, espart, eines Tages nicht mehr das Streichholz wert sein werden.

Wer soll nun eigentlich sparen? Der alte Bürgerstand aller Stufen *kann* es icht mehr, weil man ihm sogar das Nötigste zum Leben aus Hand und Tasche vingt, die Arbeitslöhner aber und die Neu-Reichen (siehe unten) *wollen* es nicht, nd es paßt wirklich nicht in ihr System, das den Abgrund, die Sintflut bedeutet.

An Deutschlands Bettelarmut ist trotz der Schlemmerei nicht zu zweifeln, denn ıan schlemmt vom *Volkskapital*, vom *Fremden*, vom Eigentum der „vingt illions de trop", die man in sklavischer Unterwürfigkeit schnell ausgesucht und zum bsterben bestimmt hat. Vergebliche Liebedienerei! Denn der Feind nimmt nun ie Schlemmerei als Beweis für Deutschlands Reichtum! Auch die deutsche Revoıtion hat also ihre Guillotine, nur daß sie viel gewaltiger wirkt, als die in Frankeich und — ohne Richterspruch.

Als der ehemalige Reichsfinanzminister Erzberger, der geniale Konstrukteur iefer Guillotine, seine verwickelte Steuergesetzgebung durchgebracht hatte, da rief er ı deren Preis in der Nationalversammlung aus: „Tausende werden auf der Strecke leiben!" Der Sinn ist jedermann ohne weiteres klar, auch wenn ihm nicht sofort egenwärtig ist, daß der Ausdruck der Jägersprache entnommen ist.

Obwohl durch die Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachs alle Kriegsgewinne, ie über 172 000 Mark gingen, weggesteuert worden sind, ist es vielen in den letzten vei bis drei Jahren gelungen, so reich zu werden, daß sie Autos für 600 000 Mark nd mehr kaufen konnten und vieles andre, woran sie vor dem Kriege nicht denken

durften. Wie sie das angefangen haben, weiß ich nicht. Aber ich begreife vollständig, daß diese Neu-Reichen nicht in die Spuren der soliden Alt-Reichen treten konnten, sie hätten sich sonst selbst in die „vingt millions de trop“ eingereiht, die zur Ausmerzung bestimmt sind. Sparen und Solidität sind eben jetzt mit Todesstrafe bedroht, und das Gesparte wird einem genommen. Von dem, was einer trotzdem noch hinterläßt, werden ihm nach dem Tode noch durch die beiden Erbschaftssteuern bis zu 90% genommen! Natürlich wird der Neu-Reiche durch dies alles geradezu gedrängt, sein junges Vermögen zu verbergen, sei es durch Erwerb allerhand teurer Kunstgegenstände, Perlen und Edelsteine, sei es in Haufen in- und ausländischen Geldes im In- oder Ausland. Hierin würde ihm wohl auch mancher der Alt-Reichen aus Verzweiflung nachzueifern in Versuchung kommen. Aber ach! Von ihm liegen auf dem Finanzamt die zahlreichen grundehrlichen Deklarationen aus der Friedenszeit und die voll vaterländischer Hingabe abgegebenen Erklärungen zum Wehrbeitrag und aus den Kriegsjahren. Strafandrohungen von früher unbekannter Höhe (Gefängnis bis zu fünf Jahren und das Zwanzigfache, bei bloßen Versehen das Zehnfache; wenn der gefährdete Betrag nicht festgestellt werden kann, 20 Mark bis 1 Million Mark, allenthalben neben der Nachzahlung) schrecken von jedem Wagnis ab. Der Alt-Reiche muß stillhalten. Das hat der Neu-Reiche nicht nötig, und er erfreut sich obendrein positiver Freundlichkeitsbeweise durch die Gesetzgebung. Eine Besteuerung des Nachkriegsgewinns war jetzt geplant, man hat sie aber im Kompromiß als einzige von den vielen neuen Steuern aus unbekannten Gründen fallen lassen. In Sachsen bestand bis zum Umsturz die Einrichtung, luxuriös lebende Leute zur Einkommensteuer nach ihrem Verbrauche einzuschätzen statt nach dem tatsächlich nachweisbaren Einkommen. Diese Einrichtung hätte jetzt neu erfunden werden müssen, so paßte sie in die Zeit, in Wahrheit hat man sie — abgeschafft. Mit allen zehn Fingern möchte ich auf diese Möglichkeit hinweisen, die mir die einzige zu sein scheint, die Schlemmerei ein wenig einzuschränken. Der Neu-Reiche lebt ja nicht von Zinsen, sondern vom Kapital, das er durch Umsätze, auch Schiebungen genannt, steigert und zum guten Teil sich sofort durch Einverleibung endgültig sichert.

Es wäre gefährlich, die Neu-Reichen nur als „Auswüchse“ zu betrachten. Nein, der ganze Wuchs und der Mutterboden sind krank bis ins Mark. Der Drang und Zwang zum Schlemmen stammt von denen, die heute oben sind, den Staat und die Gesetzgebung mit ihrem Geiste durchtränkt haben und mit ihrem Beispiel vorangehen.

* * *

Woher Rettung kommen soll, wäre nach dieser Schilderung der Zeit und ihrer Irrtümer nicht eben schwer zu sagen, wenn die Frage rein technisch zu beantworten wäre. Die Verwirklichung der Rettung können wir aber nur von dem erhoffen, der die Herzen der Menschen lenkt, daß sie der Wahrheit gehorchen. Nach dem, was vor Augen ist, sind Arbeitslust, Arbeitsfreiheit für jedermann, allgemeine Einschränkung auf die Lebensweise des Bürgertums von 1848, Achtung vor des Nächsten Eigentum und Leben Dinge, die den heute Herrschenden wohl noch über die Kraft gehen. Der Verfall, der Notenschwall, das Defizit wachsen lawinenhaft weiter. Man sieht das und — stürmt den alten Weg. Er wird auch für die heutigen Herrscher zum

odesweg werden. Sobald die letzten Sparer und ihre Habe beseitigt sind, wird nen nichts übrig bleiben, als sich gegenseitig so zu behandeln, wie sie jetzt das Bürgertum behandeln. Eine Flucht wird nicht möglich sein. Das Ausland wird die renzen gegen Deutsche noch mehr schließen als jetzt. Unsre Grenzen sind aber ekanntlich dem Ausland offen in jedem Sinne. Es ist eine große Schande für den inzelnen, erst recht für ein ganzes Volk, wegen Verschwendung und Verwüstung nter Kuratel gestellt zu werden. Bei einem Kulturvolk von 60 Millionen ist es noch icht dagewesen. Aber die Entente wird nicht zögern.

Verfassungsfragen verschwinden hinter diesen schweren Lebensfragen. ie Geschichte beweist, daß Republik und Monarchie gedeihen können. Bei der ernichtung von Eigentum und persönlicher Freiheit muß aber die ine wie die andere zugrunde gehen.

Es ist mir eine Freude und Erleichterung gewesen, mich Ihnen gegenüber, hochrehrtester Herr, aussprechen zu dürfen. Ich hoffe, wie früher, unsre Übereinimmung in allem Wesentlichen und verbleibe in alter Hochachtung

Ihr ergebenster

N. N.

Nachwort des Türmers. Wir haben hier, ohne selber Stellung zu nehmen, einem Fachann das Wort gegeben, um Sorgen und Bedenken zum Ausdruck zu bringen, die weithin e Allgemeinheit bedrücken.



# Gebet

## Von Hans von Wolzogen

**Laß mich den Scheideblick vom Berge tun,
mein Auge laß auf weitem Meere ruhn,
im Sonnenschein erlöschen laß mein Licht —
in Nacht und Niedrung, Herr, nur laß mich nicht!**

**Ich bin dir nah, wenn ich auf Bergen steh',
dir nahe bin ich auf der weiten See,
im hellen Himmelslicht bin ich dir nah,
wo ich zuerst, Herr, deine Welt ersah.**

**Da rief das Licht: Im Hellen sei dein Lauf!
Dann sprach der Berg: Zur Höhe steig hinauf!
Es sang das Meer: Ins Ew'ge blick hinaus!
Und üb'rall war ich, Herr, bei dir zu Haus.**

**So laß vom Berg den letzten Blick mich tun,
auf weitem Meere laß mein Auge ruhn,
in deinem Licht erlöschen laß mein Licht —
aus deinem Haus verbanne, Herr, mich nicht!**



# Euphrosyne
## Eine Geschichte aus Goethes Tagen
## Von Grete Massé

(Fortsetzung)

An einem herrlichen Sommertag fand ihre Trauung statt. In Halle, im Hause eines Freundes, wurden sie zusammengegeben. Von Christianes Familie waren nur ihre Mutter und ihre Schwester anwesend, von Beckers Angehörigen niemand. Er hatte, als er die Schauspielerlaufbahn eingeschlagen, mit den Seinen, die von Adel waren, gebrochen, hatte einen bürgerlichen Namen angenommen und einen Strich durch sein ganzes bisheriges Leben gemacht. Auch von seiner Heirat gab er ihnen keine Kunde. Er wußte, sie würden es ihm nie verzeihen, sich mit einer Schauspielerin vermählt zu haben, und nimmer würden sie begreifen, daß ihm die vornehmste und stolzeste Komtesse nicht sein Christelchen aufwog.

Sie wären beide noch gern eine kurze Zeit in Stille und Zurückgezogenheit geblieben. So lockend war ihnen ihr neues junges Glück, so ganz fand eines Genüge am andern und begehrte sonst nichts mehr. Aber die Pflicht rief sie gleich zurück. Die Sommerspielzeit in Lauchstedt begann. Becker war sowohl als Regisseur wie als Darsteller stark dabei beschäftigt; und Christiane hatte die Minna von Barnhelm zu spielen, die Emilia Galotti, die Luise Millerin und die Amalie in den „Räubern".

Ihre Augen strahlten, wenn sie daran dachte! Nichts war ihr mehr verschlossen im Reiche der Kunst. Durch alle ihre Türen durfte sie ein- und ausgehen. Auf dem Gipfel stand sie schon und war doch noch so jung — so jung.

Mit neun Wagen rückte die Truppe aus Weimar in Lauchstedt ein. Mit Jubel wurde sie von der Bevölkerung und den schon anwesenden Kurgästen empfangen. Mit ihrem Erscheinen wurde gleichsam die Saison eröffnet. Nun strömte es von allen Gegenden heran, um den Lauchstedter Brunnen zu trinken, im Laubengang auf und nieder zu promenieren und sich abends zusammenzudrängen in dem einfachen, dürftigen Theaterchen, wo die Schauspieler spielten, die man schon vom Jahre vorher kannte und deren Direktor Goethe war.

Christiane war gerne in Lauchstedt. Die kleine Laucha floß zwar nur durch ebenes, gleichförmiges Gelände. In der Ferne boten die Türme von Merseburg und der hochragende Dom eine Abwechslung und Augenweide. Aber das schienen die wenigsten zu vermissen. Die Brunnenpromenade und die Alleen waren zu vielen Stunden des Tages so voll von Gästen, daß man nur schrittweise vorwärts kommen konnte. Da drängte es sich von behäbigen Domherren, von schmucken Offizieren, von Landleuten und Bürgern aus Merseburg, von adeligen Damen, von Stutzern aus Leipzig, von schönen Bürgertöchtern. Dazwischen, im auffallenden Gegensatz zu den gepflegten Kavalieren mit Degen und im betreßten Rock, die sich nicht genug tun konnten an Komplimenten und höfischen Manieren, die Hallenser Studenten, reihenweise eingehakt, in plumpen Kanonenstiefeln mit Sporen, in nachlässigem, einfachem Rocke, große, mit Kokarden geschmückte Filzhüte auf den Köpfen, die Pfeife im

Runde, die Hetzpeitsche in der Hand. Rücksichtslos und lärmend drängten sie sich indurch, kniffen einer hübschen, drallen Magd in die Wangen oder bliesen lachend en Rauch ihres Knasters einer empörten Schönen, die ihnen den Rücken zuewandt, auf den gepuderten Nacken, der aus Spitzen und seidenen Rüschen hwanenweiß emporstieg.

Den Schauspielern fehlte es nicht an Beachtung und Aufmerksamkeit. Die weibchen Mitglieder der Truppe, vor allem die reizende Luise v. Rudorf, waren bald mringt von Verehrern. Selbst Amalie Malcolmi mangelten nicht getreue Knappen, ie ihr im Dunkel unter den duftenden Akazien und Linden in die errötenden, unter en Flechten verborgenen Ohren zuraunten, wie schön ihr Haar sei und wie feurig nd ausdrucksvoll ihre Augen.

Christiane spielte gerne vor diesem bunt zusammengesetzten Publikum, das ihr och fremd war. In Weimar wußte sie oft nicht, ob der Beifall, mit dem man sie ohnte, nicht ihr als Person galt und weniger ihrer Kunst. Da war kaum jemand – es wären denn Durchreisende — im Theater, der nicht die kleine Neumann von ind auf kannte, der ihr nicht einmal einen Apfel geschenkt oder eine Spange, der e nicht heranwachsen gesehen und mit ihr gesprochen. Und da sie immer aller iebling gewesen, so klatschte man — meinte sie — nicht der Künstlerin, sondern er kleinen Bekannten zu, die sich so artig und oft gar als Knabe in Wams und öslein, nach den Prologen und Epilogen verbeugte.

Hier in Lauchstedt aber saß ein anspruchsvolles und hochkritisches Publikum, das harf aufpaßte und beobachtete. Allen war sie fremd. Jeden mußte sie sich erst eu erkämpfen und erobern. Das aber lockte sie gerade; ihre Silberstimme klang er so lieblich wie nie, und ihr Temperament flammte auf und riß unwiderstehlich it fort.

Wenn sie an Beckers Seite auf der Promenade erschien, wendeten sich ihr alle licke zu.

„Da ist die Becker", flüsterte man, stieß sich an und machte sich aufmerksam.

„War sie nicht göttlich gestern abend? Welche Wandlungsfähigkeit besitzt diese ünstlerin! Jeder Ton von ihr trifft unmittelbar das Herz", rühmte der eine. Und n anderer rief enthusiastisch und gefährdete durch seine in der Begeisterung zu bhaft werdenden Armbewegungen die Umstehenden: „Ich habe die ersten Schauielerinnen Deutschlands gesehen! Die Hensel in der Blüte ihrer Jahre, die entickende Karoline Schulze in Leipzig, als sie noch jung war, die geniale Charlotte kermann in Hamburg — aber die Becker übertrifft sie bei weitem! Die andern iben diesen Vorzug oder jenen. Sie besitzt alle — so wie der Regenbogen nicht lein das Rot enthält oder das Grün, sondern alle sieben Farben widerstrahlt."

Ja — schön und wolkenlos waren für Christiane diese Tage in Lauchstedt.

Der Himmel war so blau und sommerlich. Holunder und Rotdorn dufteten. Die achtigallen schlugen an den warmen Abenden im Gebüsch. Die Welt war wie ırchströmt von Liebe. Nie hatte sie das vorher so empfunden. Oder war ihr erst zt der Sinn dafür erschlossen, da sich die Seligkeit der Liebe auch ihr aufgetan? enn das Mondlicht auf den Wiesen schimmerte, schien es ihr ein Silberkuß zu sein; enn sie durch die Sonne ging, sah sie sich umschwirrt von taumelnden Falterpaaren,

vom Liebesspiel der Mücken, und auch die Menschen schienen von nichts zu wisse
und zu stammeln als von Liebe, immer nur von Liebe.

Ach, Christiane gönnte allen die Liebe und das Glück!

War es nicht auch über sie ausgegossen wie ein Segen von Licht, der sich nic
erschöpfen kann?

Und das vertiefte noch ihre Freude, machte sie noch glanzvoller, daß sie Beck
so glücklich sah. Er war von einer Heiterkeit und Güte, von einer Dankbarkeit un
rührenden Sorgsamkeit für sie, die ihr bewiesen, wie sehr sie das Rechte getan, al
sie ihre Hand zum Lebensbund in die seine gelegt.

Zwar war er nicht so bezaubernd und verzaubernd, so unirdisch leuchtend wi
jener Große, der durch ihren ersten Liebestraum gegangen, vor dessen verlassene
Haus im Parkdunkel sie sehnsuchtsvoll hingesunken war, es als Gnade empfinden
die Schwelle berühren zu dürfen, über die er geschritten. Aber Becker hielt sie g
und fest und treu an der Hand, so daß sie nicht straucheln, sich nicht verletzen konnt
Und sie wußte, sie — die in ihrer Kunst in allen Feuern brennen und aufglühe
mußte — brauchte für ihr Alltagsdasein linden Wind und wäre entwurzelt worde
vom großen Sturm, so herrlich er auch war.

„Mein guter Mann!“ sagte sie, wenn Becker ihr Köpfchen zwischen seine Händ
nahm, ihr lange und innig in die Augen sah und sie in die Arme schloß und küßt
„Wie reich bin ich! Wie sehr zu beneiden bin ich! Mit goldenem Griffel möchte i
sie aufzeichnen, diese Tage, daß wir sie nie vergessen können.“

* * *

Die Lauchstedter Sommerspielzeit ging nun rasch zu Ende. Zwar tranken no
zahlreiche Gäste ihren Brunnen, und um die Buden unter den Arkaden, wo ma
Näschereien und Liköre, bemalte seidene Bänder und Fächer, Porzellan und Gläse
Romane und schöne Kupferstiche erstehen konnte, drängte man sich noch.

Aber das alles konnte schon heute oder morgen zu Ende sein.

Der Herbst war da. Die Stiele der Blätter lösten sich vom Mutterast und schwel
ten müde zu Boden. Zugvögelscharen kreischten in den Lüften und zogen de
Süden zu. Wenn der Wind kälter wurde und der Regen fiel, dann waren mit eine
Schlage die Alleen verödet, der Brunnen verlassen, die Buden geschlossen. Dru
packte man Kulissen und Prospekte, Requisiten und Garderobenkörbe wieder a
die Planwagen und zog Weimar zu.

Und nun erst fand Christiane Zeit, daran zu denken, sich ein eigenes Heim au
zuschlagen und es auszustaffieren.

Ihr Mann ließ sie in allem gewähren.

Er fand alles schön und gut, was sein Christelchen tat. So flog denn Christian
wie ein sorgendes Vöglein, das für das Nest Halm um Halm zusammenträgt, hi
und her, brachte den einen Tag aus einem Laden dies, den andern jenes. In eine
alten Hause am Abhang des Sperlingsberges hatten sie das Erdgeschoß bezoger
Es enthielt nur zwei Stuben, eine Kammer, eine Küche und einen Keller. Aber e
hatte einen schönen Obstgarten mit Kirsch- und Apfel- und Pflaumenbäumen. Wen
auch für dieses Jahr ihnen die Ernte davon nicht mehr zugute kam, so freute sic

hristiane schon auf das nächste Jahr, wo sie selbst die Kirschen von den Bäumen flücken und die Äpfel und Birnen aus dem Grase auflesen konnte.

Und als alles fertig war, die Wände hell gestrichen, am Fenster reinliche Gar- inen, das Messing geputzt, die Decken über die Tische gebreitet: da war nur noch n einziges, das fehlte und das Christiane sogleich anschaffte. Das war eine weiße rachtvolle Milchziege, wie sie jede weimarische Bürgerin, die für eine gute Hausfrau elten wollte, hielt. Und für eine gute Hausfrau wollte Christiane gelten. Es sollte icht heißen: Bei den Beckers ist eine richtige Schauspielerwirtschaft.

Bis in jeden Winkel konnte bei ihr das geübteste weibliche Auge blicken. Ihr uppenheim war voll Ordnung bis in das letzte Eckchen hinein.

So kam der Winter. In den Stuben am Sperlingsberg, beim Schein der Talg- chter, die Christianes Hände mit der Lichtschere so sorgsam putzten, daß auch nicht n Tröpflein daneben sickerte, war es noch freundlicher und gemütlicher. Mochte raußen der Schnee fallen, mochten die Stürme seufzen und die kahlen Baumäste usen und zerren, bei ihnen war es traulich und warm. Sie hatten Frieden im ause und Frieden im Herzen. Sie liebten einander und liebten ihre Kunst. Ihre age waren Arbeit, köstliche Arbeit, die gesegnet war.

Und als der zweite Frühling in ihrer Ehe kam, da saß Christiane oft an ihrem Nähtisch und stichelte an winzig kleinen Häubchen und Jäckchen herum. Manchmal eß sie die Arbeit in den Schoß sinken und blickte verträumt zum Himmel empor, n dem die weißen Wolken zogen, und in das weiß und rosa Blühen der Obstbäume or ihrem Fenster.

Manchmal trat dann Becker ins Zimmer, ohne daß sie es merkte, er nahm ihr anft die Nadel aus der Hand und bog ihr Köpfchen zu sich.

„Wo bist du wieder, Christiane?“ sagte er lächelnd. „Träumt mein Liebling? Sieh nicht so lange in die Wolken hinein. Mir ist dann angst, du könntest selbst eine verden und mir davonziehen in schönere Länder. Dann habe ich keine Christiane nehr, und das kleine, kleine Kind, auf das ich mich so innig freue, bekomme ich uch nicht. So, jetzt siehst du mich wieder lieb und irdisch an! Es war so viel Fremdes n deinem Blick, mein süßes Herz. So viel Versonnenes, von dem ich ausgeschlossen var. Nun sind wir wieder eins, nicht wahr?“

Und Christiane schlang die Arme um seinen Hals, schmiegte ihre Wange an eine Wange und sagte: „Ja, liebster Mann!“

* * *

Das Kind, auf das sich Becker so freute, wurde im Juni geboren.

Es waren schwere Stunden. Christiane lag zwei Tage und zwei Nächte in un- äglichen Schmerzen. Becker rannte wie ein Verzweifelter im Hause umher, hielt ch mit den Händen die Ohren zu, um nicht die Wehelaute der Frau, die er liebte, u vernehmen; oder er saß, stumm brütend, in sich zusammengesunken in einem Winkel, ohne zu sprechen und ohne zu essen.

Alle paar Stunden kam diese oder jene Nachbarin, schickte diese oder jene Bekannte, um nach Christianes Ergehen zu fragen. Becker wußte, sie meinten s ja gut, waren von wirklicher Teilnahme für seine Frau erfüllt. Aber er er-

trug nicht ihre Schritte, ihre Gesichter, ihre Fragen, ihre Ratschläge. So leise s auch sprachen, er vernahm draußen im Flur, an der Haustür ihr bedenkliche Flüstern.

Doch als Becker glaubte die Höllenqualen nicht länger ertragen zu können, wa die Leidenszeit zu Ende.

Christianes Mutter kam, nahm sanft seine Hand und zog ihn mit sich fort.

Er trat in die Kammer und konnte im ersten Augenblick überhaupt nichts erkenner so erfüllt schien sie ihm von einem rosigen, wogenden Nebel. Draußen glühte da Abendrot und tauchte alles in sein warmes Licht, das Himmelbett, den Schran das weiße Kinderbadewännchen, die Wiege....

Becker stand geblendet und wagte nicht vorwärts zu gehen.

„Sieh dein Töchterchen!“ sagte die Schwiegermutter und schlug an der Wieg die Vorhänge zurück. Er sah ein winziges, krebsrotes Gesichtchen, winzigste Händ zu Fäustchen geballt. Ein goldiger Flaum als Schöpfchen. Staunend bog er sic näher über das zerbrechliche Wunderwesen, spürte den feinen Hauch, den warme Atem, der ihm entgegenschlug.

Und dann trat er an Christianes Lager.

Sie lag da, mit hochklopfenden Pulsen, Perltröpfchen des Schweißes auf de Stirn. Aber ein so seliger, jungfräulich-mütterlicher Ausdruck war in ihren Zügen daß es Becker erschütterte.

Er sank neben ihrem Lager in die Knie.

„Du Mütterchen!“ stammelte er. „Du Mütterchen...“

Christiane wollte sprechen. Aber die Mutter legte Schweigen gebietend de Finger auf die Lippen.

„Kommen Sie mit, Becker!“ sagte sie. „Christiane muß jetzt Ruhe haben. Morge sind wir schon viel weiter. Morgen könnt ihr miteinander reden...“

Und nun peinigten ihn die Leute nicht mehr, die kamen, ihre Glückwünsche z bringen, eine Flasche Wein, ein Töpfchen Eingemachtes oder selbstgezogene Blumen Jeden begrüßte er mit einem Aufleuchten des Blicks, mit einem gutmütigen Will kommenslachen. Ja, sein Christelchen, die wurde nicht wenig verzogen und gelieb von hoch und niedrig, von jung und alt. Aber sie verdiente es auch! So ein liebes unschuldiges Wesen, ganz Herzenszartheit und Innigkeit, gab es in Weimar nich noch ein zweites Mal.

Das Herzogspaar schickte die Hofdame Göchhausen; die Frau Generalsuper intendent Herder kam selbst. Sophie v. Schardt hüpfte in die Wochenstube, wippt lebhaft auf der Kante eines Stuhles hin und her, rief aus: „O, ich darf nicht so vie schwatzen! Nicht so temperamentvoll sein!“ und vergaß es im nächsten Augenblic doch wieder, zwitscherte und plapperte darauf los und gab sich dann erinnernd mi der niedlichen kleinen, mit Grübchen bedeckten Hand erschrocken einen Klaps au den Mund.

Goethe schickte einen gütigen Brief und einen mit eigener Hand niedergeschrie benen Prolog, den Christiane bei ihrem ersten Wiederauftreten sprechen sollte. Christiane sah sinnend nieder auf die Handschrift, die sie kannte. Ach, wie gut war es, daß diese Schriftzüge nicht wie einst Stürme in ihr weckten und brandende

…ogen, sondern nur einen linden, leisen, wohligen Schauer, der ihre Wangen …sig färbte wie die Kelchblätter junger Mairosen.

Am wohlsten aber tat Christiane Coronas Besuch. Sie trat in die Kammer in …r ihr eigentümlichen stolzen, edlen Haltung, die hohe Gestalt, umflossen von den …alten des hellen Gewandes, einem klassischen Bilde gleich. Sie beugte sich über …hristiane und küßte sie auf die Wange. Von ihrem Hals nahm sie eine Kette matt…üner Steine und legte sie um Christianes Nacken.

„Trage sie, Liebling!“ sagte sie gütig. „Sie war das erste Geschenk der Herzogin …n mich. Sie legte mir die Steine um, wie ich sie dir jetzt umlege. Es war nach der …arstellung der ‚Iphigenie‘. Die Kette war mir immer besonders lieb. Darum sollst …u sie heute haben.“

Dann ging sie zur Wiege und sah lange nieder auf das Kind.

Da faßte Christiane den Entschluß, ihr Töchterchen mit dem Namen Corona zu …ennen; denn sie hatte bemerkt, daß in Coronas Augen, als sie sich über die Wiege …igte und das schlummernde Wesen betrachtete, eine Sehnsucht aufglomm und …ß sie ihre schlanken Hände ausstreckte und mit einem Ausdruck stillen Leides auf … niedersah, die leer waren und nie ein Kind getragen.

* * *

Als Christiane wieder auf die Straße ging, neben sich eine Magd, die den Säug…g hielt, da trat erst recht jeder heran, sprach mit ihr und ließ sich den Schleier …nporheben, den Christiane zum Schutz gegen Sonne und Wind über das Gesicht…en der kleinen Corona gedeckt.

Der Hofrat Wieland sogar, der in seiner Portechaise vorüberkam, ließ halten …d winkte sie heran, trotzdem er zu Hofe wollte, denn er trug sein schwarzes Hof…id, das schwarze seidene Mäntelchen und das Samtkäppchen auf den weißen …cken. Mit sachverständiger Miene blickte er auf das Kind und meinte, so ein …önes, kräftiges habe er noch nicht gesehen. Und seinem Urteil durfte man glauben; …nn in Weimar und auch weit umher war es bekannt und Anlaß zu gutmütigem …pott gewesen, daß viele, viele Jahre hindurch Wielands Kinderstube jedes Jahr …n ein neuangekommenes Kindchen bereichert wurde.

Und dann kam der schöne Herbst.

Im Garten auf dem Rasen stand der Wagen, in dem das Kind mit großen …fenen Augen lag und zum seidenblauen Himmel emporstaunte. Die Bäume da…ben hingen voll von Früchten, die lockend aus dem Laub hervorglänzten. Becker …lte eine Leiter und stieg hinauf, um sie herunterzuschütteln. Und Christiane …nmelte die Äpfel und die Birnen und die Nüsse.

Da geschah es wohl, daß man unter dem Apfelbaum des Sperlingsgartens das …ld wiedersehen konnte, das schon im Paradiese gewesen. Unter früchteschweren …veigen stand das Weib, jung und zart und schön, biß mit festen Zähnen hinein … die weiße Wange des Apfels, hielt die rote dem Manne hin und sprach lockend: …iß, mein Freund, denn er ist sehr süß!“

Und auch dieser Adam im kaffeebraunen Frack und schwarzen Seidenkniehose konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm den Apfel, den sein Weib ihm bot, und biß dort hinein, wo noch die Spur ihrer kleinen Zähne zu sehen war.

Aber dieses Paar war glücklicher als das erste Menschenpaar.

Keine Schlange zischte hervor aus dem Laub über ihnen, kein Engel mit feurigem Schwert trieb sie hinfort. Sie waren und blieben im Garten am Sperlingsberg, der den heiligen Kreis — Mann, Weib und Kind — umschloß.

(Schluß folgt)



# Einmal möchte ich reiten ...

## Von Renate Gräfin von Stosch

Einmal möchte ich reiten
Über die Wiesen mit dir —
Soll uns die Sonne begleiten,
Du — und dann lachen wir!

In den Buchen die Winde
Harfen ein Frühlingslied —
Ob ich den Pfad wohl finde,
Wo das Immergrün blüht?

Du — dann reiten wir beide,
Wo meine Kiefern stehn:
Über feuchtbraune Heide
Soll es im Jagen gehn.

Über feuchtbraune Heide
Wird unser Herz so frei — —
Mit uns reitet die Freude,
Und wir jauchzen dabei!

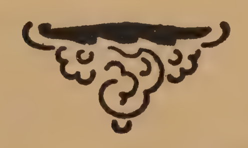
Mit uns reitet das Leben,
Mit uns reitet das Glück — —
Die Nebelschleier weben —
Wir können nicht zurück.

Wir bau'n aus Abendstrahlen
Im Walde tief ein Schloß.
Wir trinken aus Blumenschalen
Und ruhen auf Laub und Moos.

Dann steigen die Heimatsterne,
Die Nacht kommt still und blau,
Das Leben schimmert von ferne,
Wie eine Wiese im Tau.

Die Sterne fallen hinunter
In unser Herz — ich glaub',
Da blühen viel feine Wunder
Unter dem Erdenstaub.

Ach, einmal möchte ich reiten
Über die Wiesen mit dir —
Da sprängen alle Saiten
Vor lauter Klang in mir.



# Zum
# 00. Todestage von E. T. A. Hoffmann
## Von Prof. Dr. Max Koch (Breslau)

Bereits vor etwa zwei Jahrzehnten hat eine förmliche Hoffmann-Renaissance in Deutschland eingesetzt, so daß es nicht, wie in so manchen Fällen, erst eines fünfzig- oder hundertjährigen Jubiläums bedarf, um halbverblichenen Ruhm für kurze Zeit wieder aufzufrischen. Zwar ließ h die erste vollständige und genaue Sammlung der Werke des „merkwürdigsten ıd eigenartigsten unserer romantischen Dichter, des vielgelesenen Lieblings und orbildes so vieler Dichter und Künstler“ nicht so rasch durchführen, wie der rührige erlag von Georg Müller in München es 1908 bei Ankündigung seiner „historisch-itischen Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten“ in Aussicht ge-llt hatte. Daran war indessen nicht bloß der Krieg schuld, sondern auch der erfreu-here Umstand, daß dank der unablässigen und erfolgreichen Nachforschungen durch arl Georg von Maassen und Hans von Müller, deren beider Verdienste i jeder Hoffmann-Ehrung dieser Tage mitzufeiern Dankespflicht ist, eine unver-ffte Fülle von neuem Material an Dichtungen und Aufsätzen, Tagebüchern (I. Bd., erlin 1915, Gebrüder Paetel), Briefen von und an Hoffmann („Hoffmann im rsönlichen und brieflichen Verkehr“, 4 Bände, Berlin 1912) zutage gefördert urde. Daneben feierte aber auch der lange schlummernde Tonsetzer Hoffmann ne rühmliche Urständ, indem kein Geringerer als der edle Schöpfer der „Rose m Liebesgarten“ und des „Palestrina“ einen Klavierauszug der einstens durch arl Maria von Weber so warm begrüßten „Zauberoper Undine“ herstellte und eichzeitig in seinem so viel des Lehrreichen und Beherzigenswerten enthaltenden uche „Vom musikalischen Drama“ (München, Süddeutsche Monatshefte 1915) ıch eine liebevolle literarische Würdigung der frühesten romantischen Oper gab. as von Fouqué selber aus seiner reizenden Erzählung für Hoffmann hergestellte extbuch, das Wilhelm Pfeiffer schon 1903 im Anhange seiner Untersuchung über ouqués Märchen ausgegraben hatte, ist in Hans von Wolzogens Neubearbeitung 922 in die Sammlung der Reclamschen „Opernbücher“ (Nr. 6279) aufgenommen orden, doch wohl ein Anzeichen, daß man es für möglich hält, trotz Lortzings eliebtheit der älteren Undine noch einmal ein Bühnenleben zu eröffnen. Hans fitzners mutiger Vorgang aber hat auch den Druck einige Tonstücke Hoffmanns r Kammermusik im Gefolge gehabt.

Die Tatsache einer „E. T. A. Hoffmann-Bewegung in unsern Tagen“ stellt auch fitzner fest, fügt aber launig bei, daß die Aufnahme in die Reihe der großen ichter, wie die Ankündigung des Müllerschen Verlags etwas überschwenglich ihn ihmt, erst nachträglich zu erfolgen scheine. Früher sei Hoffmann im Gegensatze ı dem, was Lessings Sinngedicht an den Erfolgen Klopstocks bespöttelte, zwar eißig gelesen, aber weniger erhoben worden. Eine Unterlage für diese Meinung nnte der selber so belesene Pfitzner finden in dem einleitenden Abschnitte von

Arthur Sakheims Studien zu Hoffmanns Persönlichkeit und Werken (Leipzig 1908 H. Haessel): „Der Gespensterhoffmann im Urteil deutscher Dichter und Kunstrichter". In Frankreich und Rußland hat Hoffmann lange Zeit weit günstigere Aufnahm gefunden als in Deutschland, während als Führer der englischen Stimmen Thoma Carlyle, wohl von Goethes ungünstigem Urteil beeinflußt, sich sehr zurückhalten äußerte, als er eine Übersetzung des „Goldenen Topfs" 1827 in sein „Book calle German Romance" aufnahm. Auch mir schien gerade dieses in Dresden entstanden Märchen das für die Würdigung Hoffmanns wichtigste Erzeugnis, als ich 1889 fü den im 147. Bande von Joseph Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" Hoffman allzu knapp bemessenen Raum eine Auswahl treffen mußte. Damals war das Urte der meisten Literaturgeschichten dem Teufels-Hoffmann noch so ungünstig, da meine Darstellung fast den Charakter einer „Rettung" des vielgetadelten groß Erzählers trug. Manches in seinem Lebensgange war so wenig geklärt, daß au ich selber leider dem zu jener Zeit allgemein geteilten Irrtume verfiel und de Kammergerichtsrat Hoffmann eine Mitschuld an der schändlichen Kamptzschen Ve folgung der Burschenschaften zumaß, während in Wahrheit Hoffmann unter Ei setzung seiner ganzen Stellung und Zukunft uneingeschüchtert den ihm zugemutete Rechtsbeugungen in dem Prozesse gegen den Turnvater Jahn entgegentrat. Wen wir am 25. Juni 1922 des Todestages des nach schwersten körperlichen Leiden v hundert Jahren dahingegangenen Dichters, Musikers und Zeichners gedenken, gebührt ein besonderes Eichenreis dem tapferen Manne, der, soweit es an ih lag, das Wort der großen friederizianischen Zeit wieder zu Ehren brachte, daß noch Richter in Berlin gebe.

Graf Platen hat zwar in seiner „Verhängnisvollen Gabel" gewarnt:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will, davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon."

Aber Hoffmann wußte denn doch beides zu vereinigen. Wie er in seiner Jugen als tüchtiger Beamter — seine Strafversetzung hatte er sich bloß als Karikature zeichner zugezogen — sogar ihm abgeneigte Vorgesetzte zur Anerkennung zwan so hat er, als er nach seiner Kapellmeistertätigkeit in Bamberg, Dresden, Leipz wieder in die juristische Laufbahn zurückkehrte, am Berliner Kammergericht sich a kenntnisreicher und gewissenhafter Arbeiter ausgezeichnet. Zu einem Zusammenst zwischen der Tätigkeit des freien Schriftstellers und des königlich preußischen Richte ist es nur gekommen, als Hoffmann, empört über die Ungerechtigkeiten und klei liche Verfolgungssucht, wie sie nach dem Wartburgfeste töricht und schamlos si breit machten, in den Abenteuern des „Meister Floh" seine Satire gegen die Spü hunde der Demagogenhetze richtete.

Wenn Hoffmann in dem von der Zensur verstümmelten „Meister Floh" üb Amtserfahrungen mit freier Erfindung verflocht, so übte er auch dabei nur d besondere Eigenart seiner gesamten Schriftstellerei aus. Man ist oder war wenigste lange zur Annahme geneigt, Hoffmann von einer wilden, durch unmäßigen G brauch alkoholischer Reizmittel noch gesteigerten, sich überstürzenden Einbildungskra beherrscht zu sehen. Aber in Wahrheit besteht der bezeichnende Vorzug seiner Dic

ng gerade darin, daß seine Phantasie überall vom Leben und der handgreiflichen
irklichkeit ausgeht, die nüchterne tatsächliche Welt und Umgebung mit märchen-
ften Erfindungen dergestalt mengt, daß beide ineinander übergehen, ohne daß
r Leser sich des Überganges bewußt wird oder die Bestandteile auseinander-
halten vermöchte. Hat doch Friedrich Hebbel geradezu erklärt: „Hoffmann ge-
rt mit zu meinen Jugendbekannten, und es ist recht gut, daß er mich früh be-
hrte; ich erinnere mich sehr wohl, daß ich von ihm zuerst auf das Leben, als die
nzige Quelle echter Poesie, hingewiesen wurde.“ Leben müssen wir hier aber in
ppeltem Sinne verstehen.

Aus Hoffmanns letzten Lebens- und Leidensmonaten stammt die von dem nicht
ehr des Schreibens Fähigen diktierte Plauderei „Des Vetters Eckfenster“, die
, als gleichsam einen Schlüssel zu seinem ganzen Schaffen bildend, an die Spitze
einer Auswahl aus seinen Werken gestellt habe. Er beobachtet das Treiben auf
m Gendarmenmarkte in Berlin. Mit scharfem Künstlerauge, wie er, der Be-
underer Hogarths, es auch in seinen Karikaturenzeichnungen betätigte, sucht er
s den Bewegungen, Haltung und Tracht der Einzelnen, insbesondere aus ihrem
enehmen beim Einkaufen, ihren Charakter, ihre häuslichen Verhältnisse sich vor-
stellen. Er geht aus von dem wirklich Geschauten, um aus diesem bescheidenen
nschlage ganze Gewebe zu spinnen. Er ist öfters an einem unbewohnten Hause
nter den Linden vorübergegangen. Was mag die Ursache sein, daß es so leer
ht? Verbirgt sich dahinter ein Geheimnis oder Verbrechen, und welches? Und
n läßt er in dem „Öden Hause“ sich eine unheimliche Geschichte abspielen, wie
ein anderes Mal aus den Gemälden in einer Kunstausstellung — „Die Fermate“,
Der Artushof“ — eine ganze Vorgeschichte des gemalten Augenblicks-Vorganges
rausliest. Er selbst erklärte, die Anknüpfung des Wunderbaren an das tägliche
ben aus den Märchen der „Tausend und eine Nacht“ gelernt zu haben, die er
„jenes ewige Buch“ rühmt. Ob wir an die in dem nüchternen Berlin spielende
Brautwahl“ mit dem ewigen Juden, an Herrn Archivrat Lindenhorst, den Sala-
nderfürsten, das Abenteuer eines reisenden Enthusiasten bei einer Aufführung
s bewunderten Mozartschen „Don Giovanni“, oder an das Weihnachtsmärchen
Hitzigs Kinder „Nußknacker und Mausekönig“ denken: immer ist das Ineinander-
eifen philiströsen Kleinlebens und einer dem Verstande unfaßbaren überirdischen
elt der uns anziehende, beherrschende Zauber. Ihren höchsten Triumph feiert
se Kunst in den „Elixieren des Teufels“, die Hebbel als ein so wunderbar an-
egtes und durchgeführtes Buch rühmte, „daß wenn es noch keine Gattung gibt,
Darstellungen dieser Art angehören, das Buch eine eigene Gattung bilden wird.
es was Hoffmanns Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet,
gt dazu bei, sie noch wärmer zu machen als Kunstwerke.“ Und dabei verweist
bbel auf eine zweite Beziehung dieser Werke zum Leben. Während so viele
dler den Gespensterspuk Hoffmanns als etwas Äußerliches rügten, Ironie oder
Wirkung von Wein und Punsch in seinem Spielen mit der Nachtseite des Lebens
nden, erkannte Hebbel alles bei Hoffmann aus einem unendlich tiefen Gemüte
lossen. Und in der Tat, das Bindeglied zwischen Wirklichkeit und Traumwelt
Hoffmann bildet das innere Erfassen und Erleben.

Das gilt auch von der kürzesten, doch besondersbedeutsamen Dichtung Hoffmann der „Vision auf dem Schlachtfelde von Dresden“, die wir leider nicht in der ursprünglich beabsichtigten, weitergreifenden Ausführung besitzen. Nur das persönliche Erleben die unter Lebensgefahr befriedigte Schaulust und Wißbegier konnte ihn bestimmen diesen unmittelbaren Beitrag zur Kriegsdichtung der Befreiungskämpfe zu gestalten

So viele an sich keineswegs schlechte Dichtungen, lautet eine Lehre der „Sera pionsbrüder“, blieben wirkungslos, weil der Verfasser „nicht das wirklich schaute wovon er spricht, daß die Tat, die Begebenheit, vor seinen geistigen Augen sic darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströme durften in feurigen Worten. Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahi zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glauben kann weil er es nicht erschaute ... Es gibt eine innere Welt und geistige Kraft, sie i voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen aber es ist unser irdisches Erbteil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtel als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt ... Jeder prüfe wohl, o er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wag laut damit zu werden! Wenigstens strebe jeder ernstlich danach, das Bild, da ihm im Innern aufgegangen, recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben Lichtern, Schatten, und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben zu tragen!“

Hoffmann darf getrost diesen hohen Maßstab herausfordern, sein Schaffen kan dabei die Feuerprobe bestehen. Wie in so vielem berührt er sich auch gerade i jenem Verlangen nach Schauen mit Richard Wagner. Daß uns die Fähigkei des Schauens verloren gegangen sei, beklagt ja Wagner als das Grundübel de modernen Bücherfabrikation wie unseres ganzen Daseins. Hoffmann aber hatt gleich den Schöpfern von Hamlets und Banquos Geist, von Kaliban und Oberon von Mime und Fafner, die Fähigkeit, auch Phantasiegestalten, Spukerscheinungen die Nachtseiten des Lebens, so deutlich zu erschauen, daß Leser und Theaterbesuche zum Glauben an ihr Vorhandensein gezwungen wurden. Auf dem gleichen Gebiet liegt auch Hoffmanns Fähigkeit, sich in die Tierseele, sei es des Mausekönigs ode des Hundes Berganza und seiner Meisterschöpfung, des Katers Murr, zu versetzen dessen Stammbaum nach Vorfahren (Tiecks gestiefelter Märchen-Kater) wie Nach kommen (Scheffels Hidigeigei und Gottfried Kellers Kater Spiegel) Franz Lepp mann in „Kater Murr und seine Sippe“ (München 1908, Becksche Verlagsbuch handlung) nachgespürt hat. Solches Schaffen, wie Hoffmann während des eine ihm als Schriftsteller vergönnten Jahrzehnts entfaltet, ist nur möglich, wenn ei starkes und tiefes Innenleben des Künstlers vorausgegangen ist und unablässi weiter in ihm arbeitet. Und ich glaube, daß diese Betrachtungsweise uns zu besseren Einblick in Hoffmanns Sein und Schaffen verhelfen kann, als alle noch so anspruchs voll wissenschaftlichen „psychographischen Individual-Analysen“ (Paul Margis in 4. Beihefte zu Stern-Lipmanns Zeitschrift für angewandte Psychologie, Leipzi 1911) und beliebten Untersuchungen des künstlerischen Genies vom Standpunkt der Irrenärzte aus.

Wir treten Hoffmann wohl nicht zu nahe, wenn wir das vaterländische Fühlen i ihm nur schwach entwickelt finden. Wenn er sich während der Schlacht von resden mit dem, wie er selber sagt, „wahnsinnigen Gedanken trug, irgendein mit rken Pulvervorräten versehenes Fort anzuzünden und in die Luft zu sprengen“, war dies ein Spiel seiner erregten Einbildungskraft, nicht patriotischer Opfermut. phantasiert sich in eine solche Tat und Gefahr hinein, unbekümmert ob es denn irklich Forts bei Dresden gegeben hat. Aber in höchst geschickter und anziehender eise hat er in seinen Erzählungen wie in den Zwischenreden der „Serapions-üder“ immer wieder die Kriegsereignisse von 1806 bis 1815 als Hintergrund rkungsvoll angebracht, so daß auch diese Verbindung mit der mittelbar durchlebten egenwart die Teilnahme wie den künstlerisch-historischen Wert erhöht. Wenn jede zählung, sagt er einmal, gewinne, je mehr „individuell lokal“ sie sei, so schien n das Erfassen des „geschichtlich Wahren“ äußerst schwierig. Zu historischen Ro-anen hielt sich Hoffmann, der doch im „Fräulein von Scudery“, in „Meister artin“ und „Johannes Wacht“ die Zustände am Hofe des gealterten Sonnen-nigs, in altdeutschen Städten so anschaulich zu schildern vermochte, nicht fähig. rne von ihm liege der in der größten Einfachheit rege und lebendige Geist des wunderten Walter Scott. Er würde sehr übel tun, eine solche ihm fremde Ruhe künsteln zu wollen. Wohl aber glaubte er auch mageren Stoffen „dadurch mehr eisch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen, verhängnisvollen Zeit ebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur ist, was als sich in dem ugenblick begebend dargestellt ist“. Die Dichtkunst, läßt Hoffmann seinen klugen euen Hund Berganza sprechen, sei „nichts anderes als das Leben des Dichters bst, von jeder Gemeinheit des Alltags angeregt, sich willig den Gemeinheiten bst hingebend und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen eiben und Tun sorgfältig trennend. Mir ist es schon fatal, daß man bei dem ichter, als sei er eine diplomatische Person oder nur überhaupt ein Geschäftsmann, mer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — absondert. emals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie ht über das Gemeine, über die kleinen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt ebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmütig und grandiös ist, ein wahrhafter, aus nerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüts hervorgegangener Dichter . Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er kündet, von außen hineingegangen sei und den Samen gestreut habe, den nun r lebhafte Geist, das regbare Gemüt zur Blüte und Frucht reifen läßt.“ Ihm bst, sagt Hoffmann, fließe, indem er sich dem leichten Spiel seiner Phantasie erlasse, „inneres und äußeres Leben ineinander, den Leser in ein fremdes Zauber-ich lockend“.

Hoffmann selber ist wiederholt Gegenstand der Dichtung geworden, am be-nntesten natürlich in Offenbachs vielgespielter Operette „Hoffmanns Erzäh-ngen“. Eine phantastische Ouvertüre „E. T. A. Hoffmann“ von Otto Besch, im nuar 1922 in Breslau aufgeführt, hat nach dem Urteil eines Musikers sehr ge-ickt Hoffmanns Dichtungen und starke Beziehungen zur Musik als Bausteine nutzt, um dem Namen Hoffmanns Ehre anzutun, „so daß ein lebendiges Werk

erstand, das für den keines Kommentars bedarf, der weiß, wer Hoffmann war". Nachdem Hans von Müller 1903 alle auf den Kapellmeister Kreisler bezüglichen Texte, Kompositionen und Bilder von Hoffmann in einem besonderen „Kreislerbuch" (im Inselverlag) zusammengestellt hatte, wurden von Richard Schaukal um das von dem musikalischen Dichter geschaffene musikalische Spiegelbild seiner selbst weitere „Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerleben" (2. verbesserte Auflage, München 1918 bei Georg Müller) gewoben. Höchst unglücklich und unwürdig haben ganz neuerdings Meinhard und Bernauer die tiefpoetische Gestalt zu einem Berliner Theaterstück „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" mißbraucht. Dagegen hat, nachdem von Oskar Kreuzer 1920 in einem Vortrage der Gesellschaft für fränkische Geschichte „Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts" (Verlag des Bamberger Tageblatts) quellenmäßig geschildert worden war, Rudolf Heubner in dem grotesken Roman „Der verhexte Genius" (Leipzig 1921, L. Staakmanns Verlag) einen höchst anziehenden Versuch unternommen, in Hoffmanns Bamberger Umgebung und Erlebnissen die Urbilder für eine ganze Reihe von Zügen in seinen Werken nachzuweisen, und zwar selber in Hoffmannscher Art Wahrheit und Dichtung durcheinanderwirrend. Der Hoffmanns Manier treffend nachahmende Roman verdient um so mehr Beachtung, als ja zweifellos die in Bamberg verlebten Jahre und empfangenen Eindrücke nicht bloß durch die leidenschaftlich eingebildete Liebe für seine Schülerin Julia Marc, sondern auch sonst in seiner Dichtung deutlich fortwirken. Auch für „Hoffmanns Stellung zu Drama und Theater", welche durch Werner Mausolfs Breslauer Dissertation (Berlin, Emil Eberings „Germanische Studien", 7. Heft 1920) zum ersten Male nach ihrem vollen Umfang und in ihrer Eigenart übersichtlich geworden ist, erscheint ja die Verbindung mit dem Bamberger Theater entscheidend. Der dann in Berlin einsetzende Verkehr mit Ludwig Devrient, den Robert Springers matter dreibändiger Künstlerroman „Devrient und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbruder" (Berlin 1873) erfindungsarm dialogisierte, hat höchstens Hoffmanns Verhältnis zu Shakespeare vertieft. Hoffmanns Bedeutung für die deutsche Theatergeschichte liegt aber in den von ihm zu Bamberg inspirierten Aufführungen Calderons.

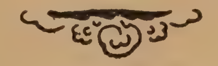
Mit der Nennung Calderons ist zugleich an Hoffmanns enge Verbindung mit der Romantik erinnert. War doch August Wilhelm Schlegel der Übersetzer des „Spanischen Theaters", aus dem Hoffmann Stücke auf die Bamberger Bühne brachte und sich einen Operntext zurechtmachen wollte. Die ganze Begeisterung für Calderon und Lope de Vega, die selbst den der Romantik sonst abgeneigten Grillparzer so mächtig ergriff, geht ja aus von Tieck und den Brüdern Schlegel (Elisabeth Münnig, Calderon und die ältere deutsche Romantik, Berlin 1912). In Fouqués „norddeutscher" Vierteljahresschrift „Die Musen" hat Hoffmann über seine erfolgreiche Einstudierung Calderonscher Schauspiele auf dem Theater in Bamberg berichtet, für die er auch als Kulissenmaler und Maschinenmeister tätig war. Dieses Eintreten des im protestantischen Königsberg geborenen Hoffmann für „Kunstwerke und Spiele der römischen Kirche" hebt denn auch Joseph Nadler als besonders beachtenswert hervor in dem seine neue Einteilung der deutschen Literaturgeschichte

ach Stämmen fortsetzenden Buche „Die Berliner Romantik 1800 bis 1814“ Berlin 1921, verlegt bei Erich Reiß). Berlin ist dabei ja nur ein Schlagwort, denn n der Tat handelt es sich für Nadler um Herausarbeitung eines Gegensatzes zwischen em deutschen Koloniallande östlich der Elbe und dem schon im Mittelalter als Pflegestätte und Heimat deutscher Kultur maßgebenden Südwesten. Hoffmann, der allseitige Künstler“ mit seinem „vieldeutigen Wesen“ wird von Nadler nach Hamann, Herder und Zacharias Werner als „der vierte in der ostpreußischen Reihe“ ekennzeichnet. Nadler meint, Hoffmann habe nicht gleich den anderen sittliche und eligiöse Kämpfe auszuringen gehabt. Das klingt ja bei weitem nicht so schroff, vie das Verwerfungsurteil, das Eichendorff 1847 in seinen Betrachtungen „Über ie ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschand“ über Hoffmann ausgesprochen hat, den er beschuldigte, gleich den damals eueren französischen Romantikern das Dämonische mit Vorliebe großzuziehen, zu egen und zu hätscheln, anstatt es zu bekämpfen. Aber völlig gerecht wird man Hoffmanns Auffassung des Verhältnisses von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, Moral und Kunst och nur werden, wenn wir sein eigenes, in einem Briefe niedergelegtes Geständnis ernehmen. Da bezeichnet er es als Aufgabe der Kunst: „Das Christentum allmählich wieder in das Ästhetische, in die Kunst hinüberzuleiten, das Christentum adurch dem Menschenbedürfnis näher zu bringen, die Kunst aber, die so lang ntweihte, dadurch zu heiligen. Es gibt keine Kunst, die nicht heilig wäre; und die Frage, ob die Poesie moralisch sein müsse, beruht auf den schrecklichsten Mißverständnissen. Ich frage nicht nach des Künstlers Leben; aber sein Kunstwerk muß ein sein, im höchsten Grade sittlich, womöglich religiös. Es braucht darum keine ogenannte moralische Tendenz haben. Ja soll es nicht einmal. Das wahrhaft Schöne ist selbst das Moralische, nur in anderer Form. Die Kunst ist ewig klar. Die Nebel der Unwissenschaft sind ihr so feindlich als die lebenzerstörende Stickluft er Immoralität. Kunst ist die Blüte der menschlichen Kraft“.

Modernen Hoffmann-Verehrern, die sich nicht begnügen, jenseits von Gut und Böse zu stehen, sondern alle Moralität als kunsthemmend bekämpfen zu müssen lauben, sei des Teufels-Hoffmanns Warnung vor der „lebenzerstörenden Stickluft er Immoralität“ gerade anläßlich der Hoffmannfeiern ins Stammbuch geschrieben. Wir dürfen bei der Frage nach Hoffmanns Stellung zu sittlichen Fragen auch nicht ußer acht lassen, welch starken Einfluß der in allem Religiösen und Sittlichen so ein und streng empfindende Gotthilf Heinrich Schubert durch seine Schriften wie n persönlichem Umgange während der Bamberger Zeit auf ihn ausübte (F. Rudolf Merkel, Der Naturphilosoph Schubert und die deutsche Romantik. München 1913, Becksche Verlagsbuchhandlung; G. Nathanael Bonwelsch, Schubert in seinen Brieen. Ein Lebensbild. Stuttgart 1918). Außer diesem philosophischen Vertreter der Nachtseiten des menschlichen Lebens haben von den romantischen Führern auf den Erzähler Hoffmann am stärksten Ludwig Tieck und Wackenroder eingewirkt, wie ies erst 1921 Walter Jost in seinen „Studien zur Entwicklungsgeschichte des omantischen Subjektivismus“ (Frankfurt a. M., Diesterweg) nachzuweisen wußte. Nach dem Muster des in Tiecks „Phantasus“ zwischen 1812 und 1816 um die Märchendramen und Erzählungen seiner romantischen Frühzeit gespannten Rah-

mens hat Hoffmann eine Auswahl seiner Novellen in die Gespräche der „Serapionsbrüder“ eingebettet. Allein gerade im Gegensatze zu der unüberbrückbaren Scheidung des Alltags und der Märchenwunder bei Tieck rühmt Jost, wie bei Hoffmann „die natürliche Welt das Wunder einschließt“. Was Jost den festen Boden nennt, auf den sich Hoffmanns frei schweifende Einbildungskraft stellt, wurde von Hebbel gerühmt als der Hoffmanns Werke durchströmende Dichtungsquell des wirklichen Lebens.

So hat Hoffmann verstanden, scheinbar einander widerstrebende Bestandteile künstlerisch zu verbinden, und gerade hierin dürfte er der sogenannten Neuromantik, der ja einander bekämpfende naturalistische und symbolistische Strömungen vorausgegangen sind, vorbildlich sein. Romantische Sehnsucht nach Musik, wie sie in der „Die verkehrte Welt“ einleitenden „Symphonie“ in Worten ihren Höhepunkt gefunden hat, jedoch das ganze Dichten des jungen Tieck durchzieht, der Wackenroder in Joseph Berglingers merkwürdiger Lebensgeschichte ein so rührendes Denkmal gesetzt hat, war ein Lebenselement Hoffmanns. Er hat nicht bloß der Schriftstellerei über Musik, einem Weber, Wagner, Schumann, Pfitzner die Wege gebahnt, sondern das Glück genossen, auch selber als Musiker schaffen zu können. Daß es ihm indessen nicht gelang, auf diesem Gebiete Werke von durchschlagender Kraft und von Dauerwert zustande zu bringen, darin liegt wohl die tiefste Tragik seines Lebens. War er sich bei seiner durchdringenden musikalischen Einsicht doch klar darüber, daß er hier immer nur ein Halbgesegneter sei. Auch daß er, der sich so sehr nach freiem Künstlerleben gesehnt hatte, daß er in den Folgen der Schlacht von Jena zunächst nur eine erwünschte Befreiung von seinen lästigen Amtspflichten empfand, zuletzt froh sein mußte, aus der dornenvollen Kapellmeisterlaufbahn wieder unter dem juristischen Joche als Beamter sich zu beugen, entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Was ihm aber anfänglich bloße Nebenbeschäftigung war, ja nur aus dem Zwange, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, begonnen worden war, die Tätigkeit als Schriftsteller, gerade diese sollte ihm nicht allein für das letzte Jahrzehnt seines Erdendaseins Hauptsache werden, sondern auch für immer seine Stellung in Kunst- und Literaturgeschichte bestimmen. Hier nun entwickelte er eine Begabung, die, wenn wir auch im einzelnen Quellen und Anregungen aufdecken, welche Leben und Bücher ihm boten, doch so einzigartig aus seiner Persönlichkeit, dem Menschen mit seinen Widersprüchen, entsprang, daß wir jetzt ein Jahrhundertt nach seinem Tode rühmen dürfen: Die Bedeutung von Hoffmanns Dichtungen hat sich nicht vermindert, nein, sie ist, wieviel zeitlich Bedingtes sie auch enthalten, unter völlig veränderten Zeitverhältnissen gerade in den letzten Jahrzehnten dauernd gewachsen. Er schreitet in das zweite Jahrhundert seines künstlerischen Nachlebens als ein wirklich Lebendiger, Wirkender. Und ist die Feststellung solcher Tatsache nicht das schönste Lorbeerreis, das wir am hundertsten Todestage (25. Juni) des in voller Schaffenskraft in seinem 56. Lebensjahre aus allen Lebenswirren Geschiedenen ihm zu widmen vermögen?



# An die Heimat

## Von Fritz Halbach

Wie einen köstlichen Edelstein trag' ich im Herzen der Heimat Bild.

Wer dich nicht kennt, Heimat, nicht in Ehrfurcht dich nennt, der irrt und wandert und hat weder Wurzel noch Ziel.

Wie streutest du deine Wunder um mich, da ich Kind war!

Geheimnisvoll rauschten deine Quellen dem Knaben und Jüngling.

Du nährtest in dem Busen des Mannes die immerwährende Sehnsucht.

Leuchtend seh' ich dich vor mir liegen; in dunkle Tage webtest du schimmernde
äden von Gold.

Die lieblichen Schalen deiner Täler winken mit tausend versteckten Kostbarkeiten.

Deine Hügel weiden des blauen Horizontes weiße Wölkchen wie eine fröhliche
char von Lämmern.

Die Wälder leuchten im Herbstgewand, und über die Felder wandelt der selige
riede.

Der Vater schreitet und ordnet den Segen der Scheunen; der Mutter heilige
ände hüten den Herd.

Die Brüder werfen ins Tagwerk die wirbelnden Kräfte; der Schwestern fröh-
che Lieder füllen mein Ohr.

Immer sah ich dich so, meine Heimat, und meine Träume flogen dir zu!

Und wo mir die Fremde am härtesten war, da griff mich am stärksten die Sehn-
cht nach deinen Gefilden ...

Nun aber liegen des Schicksals Hände hart über dir, und die Zeiten des Elends
nd jeden Erbarmens bar.

Der Tag ziehet herauf mit schweren Jochen; im Abend kühlst du die brennenden
triemen der Schmach.

Wo Frohsinn und fröhliches Schaffen war, da schleichen die Stunden dahin in
erbissenem Schweigen ...

Brüder, schlagt doch die herrlichen Wälder zu Keulen!

Recket das rostende Eisen zu flammender Tat!

Und schreibt mit Flammenschrift ins Buch der Zeit: Hier wohnt ein *freies*
olk auf *freier Flur*!

Lebt in der alten Eintracht miteinander und teilet brüderlich der Felder gött-
chen Segen.

Holet hervor der Väter heiligen Handschlag und steht wider jeglichen Fremd-
ng wie eine Mauer!

Reinigt die Täler und heiligt die Hügel; in die Wälder werfet das alte fröh-
che Lied! ...

Wie einen köstlichen Edelstein trag' ich im Herzen der Heimat Bild.



# Selbsthilfe

## Von Toni Harten-Hoencke

Wer jemals über vaterländische Grenzen hinaus gekommen ist, wer im Ausland nicht bloß gereist, sondern gelebt und gestrebt hat, und wer gar noch die Zeit des Weltkrieges in der Fremde zugebracht und sich sein Dasein gegen Feinde hat erstreiten müssen: der sieht viele Dinge naturgemäß anders als der Daheimgebliebene. Es geht ihm wie etwa dem Flieger, der von oben das Schlachtfeld und die Entwicklungen des Kampfes überschaut, gegenüber dem unten Kämpfenden, dessen Gesichtsfeld beschränkt ist.

Als Deutscher erstaunt man in Amerika zunächst über das eigentümliche Verhältnis von Organisation und Selbsthilfe. Wir haben von Amerika meistens nur den Begriff eines Landes der unbedingten, schrankenlosen Selbsthilfe. Was die „Riesentrusts" eigentlich sind und bedeuten, was drüben an Organisationen geleistet wird, erfassen wir von hier nicht, erfaßten wir zu unserm schwersten Schaden auch an berufenen Stellen im Krieg nicht, sonst hätten wir Amerika nicht so falsch eingeschätzt.

Amerikas Organisationsgewalt liegt im Prinzip der Selbsthilfe. Das Versagen unseres Organisationswesens liegt daran, daß wir keine Ahnung von Selbsthilfe haben. Eine Organisation lebt und gedeiht wahrhaft nur, wenn eine kräftig entwickelte Arbeit des Einzelnen sie trägt. Weiß sich der Einzelne nicht selbst zu helfen, so ist er ein faules Mitglied des lebendigen Ganzen, bringt also die Organisation nicht vorwärts, sondern hemmt sie. Deshalb nützt kein Rufen nach Organisation. Die soll und muß aus kraftvollen Einzeltrieben „organisch" herauswachsen, um groß und mächtig und dauernd zu wirken. Erst Selbsthilfe schafft die richtige Organisation. Nur wer mit der Selbsthilfe beginnt, wird ein rechter Organisator oder ein nützliches Mitglied einer Organisation werden. Wir Deutschen müssen uns vor allen Dingen zur Selbsthilfe erziehen. Namenlos hat uns unser träges, hilfloses Beruhen in Organisationen in unserem großen, bewunderten Staatswesen geschwächt und geschadet. Es war zu schön und bewundernswert, unser Ganzes. Die es geschaffen, waren große Selbsthelfer aus tiefster Not. Wir Nachkommenden hielten ihr Werk nicht lebendig. Das Schlimmste war, daß wir es von innen her gar nicht mehr erkennen konnten, wie abhängig und unfähig wir Einzelnen geworden waren. Nur ein Aufenthalt im Ausland war imstande, uns die Augen zu öffnen, immer vorausgesetzt, daß wir sehen wollten.

Als wir zuerst in Nordamerika von der „Einzelversklavung" der Deutschen hörten, die durch den Drill von der Wiege bis zum Grabe herbeigeführt worden sei, zuerst in der imposanten Schulorganisation, dann im Heer, dann im Beruf; als wir hörten: „Ihr Deutschen wagt euch ja nicht zu mucksen! Zuerst habt ihr in der Schule eine Heidenangst vor Stock und Zensur, dann — na, vom Militär braucht man gar nicht zu reden —, dann die Frau in der Ehe vor dem Mann, der Mann vor den Vorgesetzten, alle vor irgendwelchen Schrecken: Verlust von Stellung, Pension, Ansehen usw." — als wir solche Reden zu hören bekamen, empörten wir uns selbst-

erständlich und leugneten alles ab. Wir hielten den Amerikanern ihre Unfreiheiten or, die man uns zumeist ebensowenig zugeben wollte. Unsre eigenen wurden uns rst langsam klar. Wir lernten sehen, wie unsre beste Kraft tatsächlich von unsern )rganisationen erdrückt wurde. Und zwar weil die Organisation zum Selbst-weck geworden war, anstatt Dienerin aller Einzelnen zu bleiben; weil die Jolizei z. B. nicht mehr des Publikums wegen da war, sondern das Publikum der Jolizei wegen, von der es nun auch wie ein anspruchsvolles Kind alles und alles rwartete und forderte. Wenn die Amerikaner heute von „Verpreußung" ihres andes reden, so meinen sie damit die Entwicklung von ihrem eigenen Begriff der )rganisation als Zusammenschluß und Instrument der Einzelwillen zur allgewal-gen, alles bevormundenden Organisation hin, deren Ausdruck man hauptsächlich ı Deutschland fand. Es ist Amerikas Sache, sich zum wahren Wesen der Organi-ıtion zurückzufinden und sich auf dessen Grundlage weiterzuentwickeln, oder unsern rrweg nachzumachen, der für jeden dieselben Folgen gehabt hat und haben wird vie bei uns.

Wenn wir selbst nicht ernstlich und gründlich aufwachen und einen anderen Kurs inschlagen, nützt alles Reden von Aufbau und alles Seufzen nach Erneuerung ichts. So lange ein großer Teil unseres Volkes hilflos dasteht und nach Organisation, Führer usw. ruft — und ein anderer Teil uns von allgewaltigen, despotischen )rganisationen zu immer schlimmerer Rückenmarksschwäche des einzelnen Menschen erdammen läßt, so lange ist keine Aussicht auf Rettung und Überwindung.

Wir sollten von Grund aus anders zu unsern Parteien und Verbänden, Vereinen der Klubs kommen, oder an sie herantreten, sollten sie als Zusammenschluß lauter rbeitender, Wirkender, Schaffender sehen, zu dem jeder Einzelne nur gehört, ıdem und so lange er selber auch unmittelbar tätig ist. Jede Organisation t vom Übel, wenn sie als Polizei- und Versorgungsanstalt betrachtet wird und irkt, als das berühmte Ding, das alles für uns tut, damit wir uns beruhigt selbst uf die faule Bank legen können, das uns (die Herde, genannt Stimmvieh) nicht nserer Überzeugung nach führt, sondern uns in ein Schema preßt, das meistens ıit unsrer innersten Meinung gar nichts mehr zu tun hat.

Die Losung muß heißen: Hier stehe ich und schaffe selbst; jetzt, Organisation, verde, um als vereinte Kraftentfaltung mehr zu schaffen!

Wenn Organisation die Selbsthilfe ihrer Glieder lähmt oder abtötet, wirkt sie olkszersetzend und kann nicht anders als zerbrochen werden, um neuem Leben uft zu machen.






# Elsässische Charakterbilder

(Frühere Bilder erschienen im Januar- bis Märzheft 1921)

## 4. Johann Friedrich Oberlin

Wohl mochten manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen:
Wo aber kam dir einer gleich an Liebe?
Friedrich Otte

Lienhards Roman „Oberlin" hat weitesten Kreisen in Deutschland die verehrungswürdige Persönlichkeit des elsässischen Pfarrers menschlich nahegeführt. Es wird daher den Lesern des „Türmers" besonders wertvoll sein, ein kurzes Lebensbild Oberlins im Rahmen der bisherigen „Elsässischen Charakterbilder" kennen zu lernen.

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31. August 1740 zu Straßburg als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren. Schon der Knabe gab bezeichnende Proben warmen menschlichen Mitgefühls und herzhaften Muts: So, als auf dem Markt der Stadt einem Bauernweib ein Korb mit Eiern vom Kopfe gestoßen wurde und der junge Friedrich die bösen Buben, die das getan hatten, gründlich ausschalt und den Inhalt seiner Sparbüchse der Frau zum Geschenk machte. Dann wieder, als er einem Bettelvogt, der auf der Straße einen armen Invaliden mißhandelte, in scharfen Ausdrücken zur Rede stellte. Friedrich hatte Neigung zum Soldatenberuf, und diese frühe Vorliebe wurde von dem Vater kräftig gefördert. Es ist bedeutsam, daß in Oberlins Elternhaus — er hatte sechs Brüder und zwei Schwestern — ein frommer und zugleich frischer Geist herrschte, ob es schon in der kinderreichen Familie knapp genug herging.

Der erste Geistliche, der nachhaltig auf Fritz einwirkte, war der Lutheraner Dr. Lorentz in Straßburg, der in det Zeit des Nationalismus mit der Betonung seines Standpunktes ziemlich allein stand und infolgedessen mancherlei Anfeindungen ausgesetzt war. Für das frühe Aufleben des religiösen Bewußtseins unseres Oberlin ist das **Gelöbnis** Zeuge, das er in seinem zwanzigsten Jahr schriftlich ablegte und worin er sich Gott förmlich verbündet. Das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott und grundlosen Vertrauens zu ihm — christliche Kardinaltugenden! — kommt darin ergreifend zur Darstellung. Die Überzeugung, daß die Gottheit jeden Schritt des schwachen Menschen lenke und in jeder Lebenslage dem Einzelnen ihren Willen erkennen lasse, hat Oberlin mit **Jung-Stilling** gemein, dem er später auch in persönlicher Freundschaft nahetrat. So verband sich in seiner religiösen Grundanschauung früh mit der dogmatisch überkommenen Gesetzlichkeit das Bedürfnis der persönlichen Heilsaneignung: Grundkräfte, aus denen der Geistliche immer wieder die Motive seiner späteren Weltanschauung geschöpft hat.

Nach Vollendung der theologischen Studien trat Oberlin nicht sofort eine Pfarrstelle an, sondern brachte die Jahre 1760—67 damit hin, Privatunterricht zu erteilen: er wurde Hofmeister bei dem ausgezeichneten Chirurgen Ziegenhagen in Straßburg. In dieser Stellung mag er sich die feineren Umgangsformen der höheren Gesellschaft angeeignet haben, die er auch in den späteren dörflichen Verhältnissen sorgfältig beibehielt. Vor allem erlangte er hier jene chirur

schen und medizinischen Kenntnisse, die sich in seinem einsamen Steintal besonders nützlich wiesen.

Ein launiger Zug aus dieser Straßburger Zeit Oberlins kennzeichnet das hohe Ansehen, das hon der junge Geistliche bei seinen Mitbürgern genoß. Ein mystisch angehauchter Krämer kam nes Tages zu ihm und erzählte ihm, daß häufig ein Geist im Gewand eines alten Ritters bei m erscheine und ihm große Hoffnungen auf einen Schatz mache, der in seinem Keller begraben ege. Sei er ihm aber gefolgt, so hätte ein fürchterliches Geräusch ihn erschreckt und alle Verche, den Schatz zu heben, wären vergeblich gewesen. Als nun Oberlin um Mitternacht in des rämers Haus kam, fand er ihn in Gesellschaft seiner Verwandten, die nach einer Weile sämtlich blaßten und den Geistlichen versicherten, daß der „Graf" eben Miene mache, auf ihn zuzureiten. Oberlin, der nichts bemerkte, erhob sich gleichwohl und wies den „Herrn Grafen" in enso höflichen wie bestimmten Worten zurecht. Von da ab ward dieser Geist nicht mehr gesehen.

Oberlin wollte Feldprediger werden. Da aber erschien eines Abends der Pfarrer des Steinls, Stuber, bei ihm — unser Freund wohnte in einem Dachstübchen, wo er ungestört seinen tudien oblag und sich selbst sein in einer Brotsuppe bestehendes Abendessen bereitete — und öffnete ihm, daß er ihn als seinen Nachfolger in Waldbach, von wo Stuber nach St. Thomas Straßburg berufen sei, für besonders geeignet halte. Oberlin ging auf dieses Anerbieten ein.

Das Steintal, das seinen Namen vom alten Schloß „Stein" (La Roche) erhalten, hat seit n Tagen der Raubritter eine sehr wechselnde Geschichte gehabt. Den ursprünglichen ritterlichen esitzern wurde das Schloß durch die Herren von Schirmeck und Colleroy-la-Roche im Jahre 1099 itrissen und zerstört, später jedoch wieder aufgebaut. Im 13. Jahrhundert gehörte es dem ause Rappoltstein. 1303 erwarben es die Edlen von Rathsamhausen, die den Titel „zum Stein" nahmen. Durch die Stadt Straßburg und den dortigen Bischof im Jahre 1469 belagert und schossen, fiel das Raubnest in den Besitz der Stadt und wurde nun völlig zerstört. Die Rathsamusen behielten indessen die Herrschaft unter dem Titel eines Lehens des Straßburger Bischofs. 70 kam der Besitz an die Linie von Pfalz-Veldenz. Hierauf wechselte die Gegend verschiedentlich e Herrschaft. Sie wurde 1762 zur Grafschaft erhoben und dem Marquis d'Argenson verliehen. ies war der Herr, der Oberlin auf die Pfarrei Waldbach vorschlug. Die späteren Grundbesitzer aren die Herren v. Dietrich, deren Familie in bedeutenden Vertretern mehr als einmal an r elsässischen Geschichte hervorragenden Anteil nahm.

Früh wurde im Steintal die Reformation eingeführt. Doch blieben katholische Teile zurück. 48 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit und somit der öffentliche Gottesdienst in n Kirchen zugesprochen. Es war das Jahr des Westfälischen Friedens, in dem das Steintal it großen Teilen des Elsaß an Frankreich abgetreten werden mußte.

Südlich wird das Tal von dem fast 1200 m hohen Hochfeld (Feuerfeld) eingesäumt, das lkanischen Ursprungs ist. Granit und Porphyr bilden neben zahlreichen andern Gesteinsarten e Hauptbestandteile des Massivs. Nur der sechste Teil des Bodens ist Ackerland, das übrige ald und Bergwiesen. Die Krume ist wenig ertragreich. Immerhin gedeihen Birn- und Kirschume. Das Klima ist je nach der Höhenlage verschieden. Die Wintermonate fangen gewöhnlich September an, der Schnee schmilzt meist erst im Mai, so daß nur 4—5 Monate zur sommerhen Witterung übrigbleiben. Entsprechend ist der Charakter der Bevölkerung von Natur rauh d unwirtlich. In der Zeit vor Stubers Reformwerk machten sich Elend und Entsittlichung t in erschreckendem Maße breit.

Das also ist die Gegend, in die Oberlin, einem Ruf seines Herzens und Gewissens folgend, als Seelen- und Menschenhirt unversehens hineingestellt sah. Stuber hatte gründliche Vorbeit geleistet: er erforschte die Geschichte der Gegend, hob den Unterricht, den bisher abgediente ehhirten ohne jede Bildung erteilt hatten, indem er tüchtigen Leuten die unentbehrlichsten rkenntnisse vermittelte, gab ein Alphabet heraus „zur Erleichterung der Kunst, Französisch zu chstabieren und zu lesen" — die bisherige Sprache dieser Gebirgsgegend war ein ungefüges

romanisches Patois — und machte den Leuten die Bibel bekannt. Sogar eine kleine Bibliothek für die Pfarrgenossen gelang es ihm zu stiften. Die Kirche von Waldbach wurde in der Zeit von Stubers Wirksamkeit gebaut. Der beste Rat, den dieser tüchtige Geistliche seinem Nachfolger bezüglich seiner Tätigkeit in jenem Neuland der Kultur erteilen konnte, war der, „für die Seelen der Herde zu sorgen." Denn: „Wenn sie Christen sind, werden sie von selbst tätig, vernünftig und vorsichtig werden."

Oberlin begann mit landwirtschaftlichen Neuerungen. Er pflanzte Obstbäume an, zog eine ertragreiche Art Kartoffeln, deren Samen er aus dem Ausland bestellte, und sorgte für den Anbau von Gemüsen und Kräutern, wobei ihm die im Haus Ziegenhagen erworbenen botanischen Kenntnisse zustatten kamen. Seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf Düngerbereitung und Rodung bisheriger Weideplätze. Durch zweckmäßige Viehfütterung suchte er die Milch- und Butterwirtschaft in Gang zu bringen. Durch die Gründung eines landwirtschaftlichen Vereins ermutigte der Geistliche den Wetteifer der Gemeinde; ein aus freiwilligen Beiträgen unterstützter Geldfonds war zur Austeilung von Preisen an bewährte Viehzüchter bestimmt. Planmäßig fortschreitend begann der Pfarrer an einem bestimmten Wochentage Vorlesungen über Gegenstände des Landbaus abzuhalten. Hand in Hand damit gingen die Bemühungen um Verbreitung nützlicher Allgemeinkenntnisse, so daß Sitten und Bildung der Gemeinde von Jahr zu Jahr zunahmen.

Die nächsten Anstrengungen galten der Hebung des Schulwesens. Die fünf Dörfer, die zur Gemeinde Waldbach gehörten, hatten im Jahre 1767 nur ein Schulhaus, das zudem in baufälligem Zustand war. Dessenungeachtet scheute die Gemeinde die Kosten für den Bau eines neuen. Sie mußten anderweitig beschafft werden. Die wohltätige Unterstützung Straßburger Freunde ermöglichte in wen'gen Jahren die Errichtung von vier Schulhäusern in den verschiedenen Dörfern. Gleichzeitig konnte die Vorbereitung von Lehrern fortgeführt werden. Nun vermochte Oberlin sogar zum Plan der Errichtung einer Kleinkinderschule fortzuschreiten, deren Begründer er im eigentlichen Sinne gewesen und die wohl in allen Ländern für dieses Institut vorbildlich geworden ist. Fünf- und sechsjährige Kinder lernten stricken, spinnen und nähen. Gleichzeitig wurde ihnen der erste Anschauungsunterricht in Religion, Geographie und Naturgeschichte erteilt und ein richtiges Französisch eingeführt. Für den Privatgebrauch der Kinder richtete Oberlin eine Bibliothek her und ließ für den ausschließlichen Gebrauch der Steintäler eine Anzahl ihrem Gesichtskreis entsprechender Schulbücher drucken. Eine Sammlung einheimischer Pflanzen, eine Elektrisiermaschine, physikalische und mathematische Instrumente wurden angeschafft. Wieder hatten Straßburger Freunde ausgeholfen, teilweise auch Oberlin selbst aus seinen sehr bescheidenen Mitteln.

Zur Belehrung und Unterhaltung seiner Gemeindeglieder gab Oberlin einen Kalender heraus, der sich wieder auf die mannigfachsten Wissensgebiete erstreckte, insbesondere aber nützliche Beschäftigungen anregen sollte. Eine im Jahre 1782 gegründete „Christliche Gesellschaft" ließ Oberlin bald wieder eingehen.

Eine treue Gehilfin hatte Oberlin in seiner Gattin Magdalene Salomea, geb. Witter, die er am 6. Juli 1768 geehelicht hatte. Sie starb indessen schon am 18. Januar 1784 und hinterließ sieben Kinder, wovon vier Söhne. Frau Oberlin schied ohne jede vorhergehende Krankheit aus dem Leben. So erschütternd der Gatte den furchtbaren Schlag empfand, so rasch hatte er sich im Glauben an die göttliche Schicksalsleitung damit versöhnt. Charakteristisch für ihn ist der Umstand, daß der Geisterseher, der er im Steintal wurde, auf das bestimmteste behauptete, daß ihm der Tod die Gemahlin in gewissem Sinne nähergeführt habe und daß der Verkehr zwischen den Ehegatten durch jenen Hinübergang nicht aufgelöst sei.

Der Verlust Magdalenens wurde der Familie teilweise ersetzt durch den Umstand, daß eine fromme Waise, Luise Scheppler, fortan dem Haushalt des Pfarrers unter der Bedingung vorzustehen bereit war, daß ihr Dienst ein freiwilliger und unentgeltlicher sein sollte. Die später

erühmte Dienerin Oberlins zählte damals 23 Jahre. Sie war eine Zeitlang Unterlehrerin gewesen, nd das Institut der Kleinkinderschule verdankt ihrem organisatorischen Geschick außerordentlich viel.

Oberlins Haus glich teilweise einem Raritätenkabinett. Manche Wände waren mit Malereien, nschriften, Bibelversen und Vorschriften zu Missions- und anderen Gebeten tapeziert. Das Gesetz, on dem er sich als Gastgeber leiten ließ, war: „Constante bonté, douceur fermé, charité mâle et ıaltérable“ (Beständige Güte, unerschrockene Milde, männliche und unveränderliche Wohltätig- it). Mit großer Standhaftigkeit ertrug der Pfarrer im Jahre 1793 den Verlust seines ältesten ohnes Friedrich, der als Freiwilliger der Revolutionsarmee in seinem 24. Lebensjahr fiel.

In der Revolutionszeit wurde Oberlin gleich der übrigen Geistlichkeit sein schmales inkommen entzogen. Die Gemeinde veranstaltete indes eine Sammlung von Spenden, durch e der verehrte Pfarrer mit dem Nötigsten zum Lebensunterhalt versehen werden konnte. brigens entwickelte er gerade in diesen schlimmen Jahren eine großzügige Gastfreundschaft, e so mancher politische Flüchtling an sich erfahren durfte. Oberlin selbst blieb nicht ganz un- eläſtigt. Doch entschuldigte sich die Schreckensregierung wegen vorgängiger Inhaftierung des eistlichen, nachdem die Richter durch den Gang der Untersuchungen von Oberlins bahn- echender Wirksamkeit im Steintal Kenntnis erhalten hatten.

Ein Sendschreiben Oberlins aus dem Jahre 1794 an die jüngeren Mitglieder seiner Herde ingt übrigens eine republikanische Gesinnung des Pfarrers an den Tag. Der Geist, der einen ant, Klopstock, Schiller in jenen Tagen beseelte, erfüllte auch unsern Oberlin, dessen lebhaftes aturell für die politischen Neuwerte der Revolution Feuer und Flamme fing. Für Oberlins ationalpolitischen Standpunkt sind einige Selbstzeugnisse überraschend, die er nach dieser ichtung hin abgegeben hat. Er spricht sich „mehr politische Bildung als seinen geistlichen ollegen“ zu, gesteht aber gleichzeitig, daß er „dennoch sehr zu Fehlern geneigt sei, besonders enn er auch nur im geringsten gereizt werde“. Der Patriotismus, den wir an ihm wahrnehmen, ıtsprang großenteils einem religiösen Pflicht- und einem feinmenschlichen Taktgefühl. Oberlin elt darauf, mit den Behörden seines Landes und Frankreichs tunlichst die besten Beziehungen ı unterhalten. Seine persönlichen Freundschaftsbeziehungen zu dem Straßburger Präfekten ezai-Marnesia, einem hervorragend organisatorisch veranlagten Beamten — dessen französische berſetzung von Schillers „Don Carlos“ dem Ersten Konsul Bonaparte gewidmet war — und ıhlreiche für ihn schmeichelhafte behördliche Schreiben und Auszeichnungen erweisen dies. Das and der „Ehrenlegion“, das der alte Mann bei seinen Ausgängen trug — der Orden wurde m durch Ordonnanz des Königs am 26. März 1818 verliehen — ist bei Oberlin der sinnfällige usdruck einer stets korrekten staatsbürgerlichen Gesinnung. Sein Ausspruch: „Ich bin ein eutscher und zugleich ein Franzose“, ist uns aber gleichzeitig ein Zeichen dafür, daß diese yale politische Haltung keineswegs Oberlins nationales Glaubensbekenntnis erschöpft hat. olitisch beachtlich ist außerdem die Eigentümlichkeit, daß zu den zahlreichen hochgestellten Per- nlichkeiten unter Oberlins Verehrern auch der Kaiser von Rußland gehörte, der ihm zu Beginn er Feindseligkeiten 1813 einen kaiserlichen Schutzbrief ausstellen und seine besondere Wert- hätzung zum Ausdruck bringen ließ.

Als in der Revolution der öffentliche Gottesdienst verboten wurde, war Oberlin genial genug, e anbefohlenen Volksversammlungen „zur Bekämpfung der Tyrannei“ in der Kirche zu halten nd zu religiösen Feiern umzugestalten, wie es in Lienhards Kulturbild geschildert ist, so daß egen den Buchstaben der staatlichen Gesetze nicht verstoßen wurde. Nach Wiedereröffnung der irchen im Jahre 1794 gab er eine Erklärung ab, der zufolge er von nun an ohne Gehalt seine farramtlichen Pflichten auszuüben versprach. Freie Geldspenden der Gemeindeglieder fristeten in Leben — wie das der Steintäler Schullehrer. Wie weit die allgemeine Hebung der wirt- haftlichen Verhältnisse damals bereits gestiegen war, beweist die Tatsache, daß ungeachtet der rmut der Einwohner im Steintal selten ein Bettler gesehen wurde. Um mehr Einnahmen zu zielen, die natürlich wieder zu Wohltätigkeitszwecken zu verwenden waren, errichtete der

Pfarrer in seinem Hause eine Erziehungsanstalt für Kinder vornehmer Familien. Zur „V mehrung seines Wohlstandes“ hielt er drei Büchsen, deren Eingänge er ständig zu nützlic Zwecken verwandte.

So zog Oberlins Wirken immer größere Kreise. Wie das Vorbild seiner Kleinkinderschulen Frankreich und Deutschland Nachahmung fand, so beteiligte er sich nun an einem Unternehm großzügigerer Art in England: der Ersten Britischen Bibelgesellschaft. Persönliche B ziehungen vermittelten insofern, als einer von Oberlins Vikaren nachmals eins der tätigs und erfolgreichsten Mitglieder jener größten aller Bibelgesellschaften geworden ist. Auch die 18 begründete Pariser Bibelgesellschaft, die Oberlin nachmals in jeder Weise unterstützte, sowie in der gleichen Richtung tätiger Verein, der seit 1804 in Straßburg bestand und dem namha Elsässer (von Türkheim, Blessig, Salzmann) angehörten, unterhielt mit dem Patriarchen Steintals innige und lebhafte Beziehungen, verbunden mit fachlichem Gedankenaustausch. Londoner, Basler und Pariser Missionsgesellschaften — von denen die erste alle Weltteile u faßte — unterstützte er nach Kräften. Sogar die Bemühungen der religiösen Traktatgesellschaf fanden seine Teilnahme. Diese vielfachen Unternehmungen innerer und äußerer Mission hiel darauf, Oberlin von ihren Bestrebungen ein Bild zu vermitteln und seine Ratschläge zu erbitt

Sein Sohn Heinrich, der sich ganz der Missionstätigkeit gewidmet hatte, ein Freund Lavate zehrte sich frühzeitig in diesem freiwillig gewählten Beruf auf und starb bereits im Novem 1817. Sein Vater hat ihm selbst eine ergreifende Leichenpredigt gehalten.

Schöpferisch war Oberlins Tätigkeit auf dem Gebiet des Gewerbfleißes. Da die Bevölkerung zahl des Steintals beständig zunahm, so verlegte sich der Pfarrer auch auf dieses Gebiet, den Unbeschäftigten unter seinen Gemeindegliedern lohnende Arbeit zu verschaffen. Mechanis Industrien, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt waren (Strohflechten, Stricken, Färb dann Baumwollspinnen) kamen auf. Da die Maschinenindustrie des nahen Schirmeck mit drückender Konkurrenz drohte, betrieben die Fabrikanten Daniel und Joseph Legrand — glei gesinnte Freunde unseres Pfarrers — die Verteilung von Bandwebstühlen in den Dörfe so daß die Kinder unter den Augen ihrer Eltern notwendige Heimarbeit verrichten und Schädigungen des mechanischen Fabrikbetriebs enthoben werden konnten.

Mancherlei Auszeichnungen wurden Oberlin im Alter zuteil, die ihn bei seiner selbstlos Gemütsart wohl nicht eitel gemacht haben. Sein zuverlässiger Charakter überwand die Hunge not des Jahres 1817, in der auf einen Hilferuf des nun berühmt gewordenen Pfarrers zahlrei Spender allenthalben im Lande sich die Not der bedrängten Heimatgenossen angelegen se ließen. Oberlin war der Mann, überall selbst Hand anzulegen, wo es erfordert wurde. Wie in seiner ersten Zeit seinen mit Hacken und Spaten ausgerüsteten Pflegebefohlenen ebenso g schmückt voraufging, wenn es galt, Wege zu bauen und Brücken zu errichten in öder, unz gänglicher Gebirgslandschaft; wie er zuweilen, wenn seine noch ungesitteten, wegen seiner g planten Neuerungen töricht aufgebrachten Gemeindeglieder ihn mit groben Tätlichkeiten b drohen wollten, ihnen mutig die Stirn zeigen und sie durch sein offenes, entschiedenes Auftret in Verlegenheit und Scham setzen konnte; wie er durch sein vorbildlich bescheidenes, mensche freundliches Wirken Zufriedenheit und Vertrauen ausbreitete: so spiegelte sich in seinem ganze ungeheuer arbeitsreichen Leben der musterhafte, humane, erzieherische Charakter, der er wa

Und überall war die Religion, eine weitherzige, das Allgemein-Christliche betonende u dabei individuell ausgeprägte Weltanschauung, der oberste Leitgedanke aller seiner Best bungen. Er hat Stubers Mahnungen in dieser Richtung zeitlebens befolgt — und doch v geplant, viel Pläne durchgeführt, gerade in bezug auf die Lebensgestaltung. Sein Gottesdien war freischöpferisch in der Form wie im Geist: biblisch und persönlich bestimmt in gleicher Wei

So lebt sein Beispiel eines vorbildlichen Christen und Menschenfreundes unvergänglich u segenbringend unter uns fort und erfüllt von Geschlecht zu Geschlecht Glieder aller Nation mit dem Geist schlichter, gewissenhafter Pflichterfüllung und geduldigen Ausharrens in de was ihnen verordnet ist.

Alsaticus

# Begegnungen mit Bismarck

*Ein betagter Forstmeister, der lange Jahre in den Vogesen gewirkt hat, erzählt hier seine anspruchslosen Begegnungen mit dem großen Kanzler. Sie sind bezeichnend für das deutsche Empfinden in jenen schweren, kritischen Zeiten um das verhängnisvolle Jahr 1890. D. T.*

1. Am 21. April 1885. Ich hatte am 14. April 1885 das Liebste, was ich mein nannte, neine Jugendliebe, mein Weib, in die heimatliche Erde gebettet, hatte am 17. vom Grabe ınd den Verwandten der Heimgegangenen Abschied genommen und wollte nun meine Schritte vieder den fernen Vogesenbergen zulenken.

Vorher aber gedachte ich, nachdem ich dem einen meiner Jugendfreunde am Grabe die Hand gedrückt, den zwei anderen in Leipzig und Berlin „Guten Tag" zu sagen, bei ihnen Ablenkung on schwermütigen Gedanken zu suchen. In Berlin aber — so war mein lebhafter Wunsch — offte ich dem, der mir in erster Linie das geeinigte, machtvolle Vaterland verkörperte, dem Begründer und Baumeister des Reiches, zum erstenmal in sein schöpfertiefes Auge blicken u können.

Am 20. April traf ich in Berlin ein und besuchte tags darauf mit meinem Freund den Palmengarten und das Charlottenburger Mausoleum, nachdem wir vorher verschiedene Male or dem Reichskanzlerpalais umsonst auf und ab spaziert waren. Wir lösten uns Karten zur Reichstagssitzung, in der Hoffnung, Bismarck dort zu sehen. Aber unsere Hoffnung war eitel. Bir mußten uns damit begnügen, des Kanzlers unentwegtesten und standhaftesten Gegner Eugen Richter sprechen zu hören, der zu der Frage der Schweinezölle das Wort ergriff.

Nach der Sitzung lenkten wir unsere Schritte wieder dem Ziele meiner Wünsche zu — und iehe da, das Glück war uns hold. Einem Geheimpolizisten, der vor dem Palais auf und ab vandelte, gab ich, gestützt auf meine Bekanntschaft mit Oberförster Lange in Friedrichsruh, nein Verlangen kund. Er erwiderte: „Ihr Wunsch kann erfüllt werden. Sehen Sie den Wagen m Hofe? Darin ist vor kurzer Zeit der König von Schweden erschienen, um dem Fürsten inen Besuch abzustatten. Der Fürst wird jedenfalls seinen hohen Gast nachher zum Wagen eleiten. Gehen Sie bitte, um keine weitere Ansammlung von Menschen zu veranlassen, unauffällig hier auf und ab." Wir taten so — und nach etwa zehn Minuten ward meinem langährigen, sehnlichsten Wunsch Erfüllung. Die Palaistür öffnete sich: und der König von Schweden rschien, von Bismarck gefolgt. Der Fürst war in Kürassieruniform, ohne Kopfbedeckung. Der König drückte ihm die Hand; Bismarck stand stramm und hochaufgerichtet da, unterdes der König die Stufen hinab und in den Wagen stieg. Ich brauche nicht zu versichern, daß für meine Blicke nur Bismarck vorhanden war und daß ich seine Gestalt förmlich in mich einsog; und eshalb hat gerade seine körperliche Erscheinung bei diesem ersten Male, daß ich den großen Mann in verhältnismäßiger Nähe sah — etwa auf fünfundzwanzig Schritt —, sich tief bei nir eingeprägt. Noch steht er vor meinem inneren Blick: wuchtig, reckenhaft, hochaufgerichtet. Besonders aber ist mir der seherhafte Blick in Erinnerung, mit dem er, als der Wagen mit em König von Schweden aus dem inzwischen geöffneten Hoftor hinausrollte, über König nd Wagen hinweg — vom Sonnenlichte voll begossen — in zukunftsweite Ferne zu blicken chien. Was galten ihm Könige?

Wir, fast die einzigen Zuschauer an diesem seltenen Bilde, hatten still und ehrerbietig gegrüßt. Nun fiel — schien's — noch ein Blick aus den buschigen Brauen auf uns. Wer bildet sich bei olcher Gelegenheit nicht gerne ein, daß er ihm besonders gegolten? Und gleich darauf fiel inter der historischen Gestalt das Tor schwer ins Schloß.

So habe ich ihn zum ersten Male gesehen. —

2. Am 10. April 1888. Es war ungefähr drei Jahre später, als ich dem Kanzler zum weiten Male ins Antlitz schaute. Ich hatte — damals auf Schloß Biederthal im Kanton Pfirt

hart an der Schweizergrenze stationiert — in den ersten Tagen des April Urlaub genomme um in meiner Vaterstadt Hamburg einen Neffen und Paten mit aus der Taufe zu hebe Letzteres war am 8. April geschehen. Am Nachmittag desselben Tages stattete ich zunäch meinem einstigen ersten Lehrer und Schuldirektor, dem achtzigjährigen Dr. Bülow in Bergedor einen Besuch ab. Das Gespräch drehte sich um Bismarcks Demission wegen der Battenberg Heiratsfrage. Man sprach in wenig verehrungswürdiger Weise von der Kaiserin und war en rüstet über den Streich, den man Bismarck so bald nach des alten Kaisers Tod spiele. Ich hat bezüglich desselben Gegenstandes schon am Morgen des Tages folgenden besorgten Brief g schrieben: „Es fällt mir etwas schwer zu schreiben. Warum? Das, was in den letzten Tage von einem unglaublichen Gerüchte sich nach und nach zu ernstester Tatsache verdichtet hat: d beabsichtigte Rücktritt Bismarcks, nimmt mein Sinnen und Denken in höchstem Maße gefange Wenn er, dessen Geist uns zum Krieg und Sieg geführt, dem wir verdanken, was wir sin wenn er einem hessischen Prinzen zuliebe, der einst als Bulgarenfürst fast einen europäisch Krieg heraufbeschworen, zum Opfer fallen sollte, es ist zu traurig, es auszudenken! Wer hät gedacht, daß so bald nach Kaiser Wilhelms Heimgang seinem bewährtesten, treuen Diener e so ränkevolles Spiel bereitet werden würde, das, falls es von jener Seite gewonnen wir den Kanzler unbedingt zum Rücktritt veranlassen muß! Ein Trost bezüglich dieser beklagen werten Sache ist für mich nur, die Zeitungsstimmen zu lesen, welche beweisen, eine wie u geheure Verehrung beim Deutschen Volke Bismarck genießt. Darum ist es ein frevelhaft Spiel, das Deutsche Reich in der jetzigen, so hochernsten Zeit seines ersten Steuermannes z berauben; und die deutsche Nation hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, nachdrückli und ernst dagegen zu protestieren."

Diese Gedanken gingen damals durch viele Deutsche. Auch mir beschwerten sie Kopf u Herz, als ich einen Tag später nach Berlin fuhr, um von dort am Todestage meiner Frau Coswig i. Sa. eintreffen und das Grab besuchen zu können. Vorher aber stattete ich Bismarc bekanntem Oberförster Peter Lange in seinem waldumrauschten, gastfreien Friedrichsruh Heim (wo ich ihn 1880 kennen gelernt) einen Besuch ab, sah mir Bismarcks Wohnung a Nachmittag gründlich an, verlebte am Sonntag einen musikalischen Abend und am Mont einen fröhlichen Vormittag in der Langeschen Familie und fuhr am 9. — mit Empfehlunge an Joly, den Chef der Bismarckschen Geheimpolizei — nach Berlin.

„Schade," sagte tags darauf Jolys Vertreter, „daß Sie nicht ein paar Minuten eher g kommen sind: Sie hätten den Kanzler länger als eine Viertelstunde aus nächster Nähe beobachte können. Er ist eben lang im Park auf und ab gewandert und dabei immer bis auf wenige Schrit an unseren Wacht-Raum herangekommen." Wie schön hätte ich den Kanzler unter dem laube artigen Gange altehrwürdiger Rüstern sehen können, unter welchen er vor mancher en scheidungsschweren Stunde, Krieg und Frieden in seinem Haupte wägend, auf und ab g schritten war! „Hier kam ihm in der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1866 der Gedanke, Molt zu bewegen, das preußische Heer vierundzwanzig Stunden eher als ursprünglich beabsichti war, die Grenze und damit den Rubikon überschreiten zu lassen; und hier sah man ihn 187 in den Tagen der Kriegserklärung wiederholt, nachdenklich einen schweren Stock schwingen den immergrünen Gang auf und ab schreiten und von Zeit zu Zeit durch einen der berei stehenden Diener einen seiner Mitarbeiter zu sich zitieren, um ihm Aufträge zu Depeschen us zu erteilen." (S. Busch, Tagebuchblätter II, S. 208). Was mochte er hier in der uns alle tief erregenden Battenberger Sache erwogen haben?

Gegen Politiker in langen Kleidern — weibliche und priesterliche — hat Bismarck bekanntli immer Mißtrauen gehegt (Ged. u. Er., II, S. 156); und nun sah er eine kaiserliche Politikeri sich gegenüber, von der er in den „Gedanken und Erinnerungen" in bezug auf das Vorliegend sagt: „Der auf der Verschiedenheit der Nationalität beruhende Dissens hat in der Orientalische Frage, mit Einschluß der Battenbergischen, manche Erörterung zwischen Ihrer Kaiserliche

Hoheit und mir veranlaßt. Ihr Einfluß auf ihren Gemahl war zu allen Zeiten groß und wurde stärker mit den Jahren, um zu kulminieren in der Zeit, wo er Kaiser war. Aber auch bei ihr bestand die Überzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege" (II, S. 305).

An dem wichtigen Tage, d. h. am 10. April, an welchem ich in Berlin sein durfte, hätte Bismarck vermutlich vor ½6 Uhr nachmittags den mitangegebenen Schlußsatz nicht genau so niedergeschrieben, wie er in seinen Gedanken und Erinnerungen jetzt zu lesen ist.

Mittags war der Großherzog von Baden bei ihm gewesen. Nachmittags in der dritten Stunde war Fürst Bismarck zu längerer Besprechung beim todkranken Kaiser Friedrich in Charlottenburg. Den zurückgekehrten Fürsten hatten die alten Bäume im Park sinnend auf und ab wandeln sehen. Ernste Stunden!

Da erschien, kurz bevor ich vom Kanzlerpalais weggehen wollte, Joly selbst. Er vertraute mir an, daß Bismarck durch ein eben eingetroffenes Telegramm gegen 4 Uhr zur Kaiserin Friedrich befohlen worden, und zwar zu einer Audienz im kronprinzlichen Palais. Dort solle ich mich hinbegeben; er würde mir Platz verschaffen.

Vor dem Palais hatte sich, weil die Kaiserin Friedrich kurz vorher dort eingetroffen und weil es bekannt geworden war, daß Fürst Bismarck kommen würde, eine große Menschenmenge angesammelt. Gegen ¾4 Uhr rollte des Fürsten Wagen heran. Ich stand dicht an der Auffahrt und schaute dem Kanzler, der in seiner Kürassieruniform mit schwefelgelbem Kragen war, aus nächster Nähe in sein bronzenes, ernst dreinschauendes, um den Mund — wie mir schien — schmerzlich bewegtes Gesicht. In dem Augenblick, da der Wagen bei mir vorbeirollte, erhob ich, von einem inneren Antrieb gezwungen, meinen Hut und rief: „Hoch Fürst Bismarck!" Begeistert stimmte die Menschenmenge ein. Der Fürst dankte ernst und nickte mir zu. Ich sah seine hohe Gestalt noch dem Wagen entsteigen und verschwinden. Anderthalb Stunden dauerte die Besprechung. Was hinter den stillen Mauern des Schlosses verhandelt wurde: es wissen's genau nur zwei Personen. Jedenfalls hat es eine heiße Schlacht gegeben! Den Sieg aber hat Fürst Bismarck davongetragen. Denn am nächsten Tage verkündeten die Blätter, daß mit Verzicht auf die Battenberger Heirat die Kanzlerkrisis beigelegt sei.

Ich sah den Fürsten um ½6 Uhr — ernst wie vorher — zurückfahren. Am Abend trug mich der Schnellzug an das stille Grab meiner Gattin. — —

3. Am 20. August 1889. Das nächste Jahr (1889) sollte mir den Kanzler wiederholt zu Gesicht bringen. Meines Nervenleidens wegen wollte ich eine Kur wiederholen, diesmal in Reinbek bei Hamburg: also in unmittelbarer Nähe von Friedrichsruh.

Am 11. August traf ich in Reinbek ein. Noch derselbe Tag sah mich im Forsthause zu Friedrichsruh, das ich — wohl mit angezogen von der lieblichen dreifaltigen Mädchenblüte — natürlich oft aufsuchte. Da Bismarck sich in Berlin befand, sah ich mir verschiedentlich das Fürstenhaus an. Sonntag, den 18. August, war ich von mittags ab Gast bei Oberförster Langes und war dabei von einem der Familie befreundeten Maler zu dessen Abschiedsbowle eingeladen, die nach dem Kaffee auf der Veranda der Oberförsterei eingenommen wurde. Vor dem Abendessen durchschritt ich den Park des Reichskanzlers, nachdem ich schon vorher mit dem Maler die Stallungen und Wagen angesehen. Der Stuhl, der sich an der Quelle bei der Bille, dem Lieblingsplatz des Fürsten, befindet, war von einem Verehrer desselben mit Heidekraut und anderen Blumen umwunden. Der Kanzler wurde täglich erwartet. Am Nachmittag des nächsten Tages verbreitete sich in Reinbek das Gerücht, der Reichskanzler würde heute abend sicher nach Friedrichsruh kommen. Ich fuhr deshalb mit vielen Kurgästen dorthin. Trotz strömendem Regen war der Bahnhof voll von Menschen. Da kamen die Töchter des Oberförsters und teilten mir mit, daß der Fürst nicht käme. So ging man denn wieder auseinander.

Aber schon am 20. fuhr ich nachmittags auf eine von dort erhaltene Andeutung, die mir mit der Bitte um Geheimhaltung mitgeteilt war, wieder nach dem Fürstensitz. Diesmal war

ich nicht umsonst gekommen. Als ich eintraf, war man gerade dabei, das Silberzeug, das währe der Abwesenheit des Fürsten vom Oberförster verwahrt wurde, ins Schloß zu schaffen. D Oberförster ritt noch nach Schönau, um einen geschlossenen Wagen für den Fürsten zu bestelle Zurückgekehrt, ging er mit dem Pächter von Schönau ins Schloß voraus, weil er allerha anzuordnen hatte. Ich folgte kurz vor Ankunft des Zuges mit den drei Töchtern. Letzte meinten, heute müssen wir noch einmal durch den Park gehen — morgen dürfen wir es nic mehr. Wir taten es denn auch. Es war stockfinster. Ich zog Sanne, die jüngste, an der Ha hinter mir her, und die Zweige der überhängenden Douglastannen streiften dabei oft unse Gesichter. Auf dem Bahnhof waren viele Menschen versammelt. Der Gendarm wollte d Töchter des Oberförsters von dem Platze, den dieser ihnen angewiesen hatte, zurückdränge Der Oberförster verbat es sich aber mit den Worten: „Hier habe ich zu befehlen!“ Der Zu traf mit etwa zehn Minuten Verspätung ein. Als er hielt und der Reichskanzler mit Tocht und Enkeln ausstieg, stimmte die Menge in ein Hoch ein, das ein im Zuge befindlicher He auf Bismarck ausbrachte. Letzterer kam im Schlapphut, in Zivil, hochaufgerichtet heran; sei Augen glänzten in der Finsternis hell. Und mir schien, sie erleuchteten das Dunkel — so w sein Geist oft die politische Düsternis im deutschen Vaterlande erhellt hat. An diesen Blick d Bismarckauges werde ich immer erinnert, so oft ich das Lenbachsche Bild ansehe, das den Fürst in Zivil darstellt (das Original ist im Leipziger Museum), und zwar so, daß die Augen fast a einzige helle, ja blitzende Punkte aus dem sonst merkwürdig dunkel gehaltenen Gemäl hervorleuchten.

Als der Fürst bei mir auf zwei Schritt Entfernung auf dem Bahnsteig vorbeikam, sagte laut: „Guten Abend!“ Er und die Seinigen bestiegen dann zwei bereitstehende Wagen u fuhren ins Schloß, über welches die Nacht ihren schwarzen Schleier zog. —

4. Am 21. August 1889. Nun der Fürst wirklich da war, fanden sich täglich Kurgäste, d mich wegen meiner Bekanntschaft mit dem Oberförster baten, ihnen dazu verhelfen zu wolle den großen Kanzler zu Gesicht zu bekommen. Namentlich war da eine junge bildhübsche Ha burgerin, Frl. L., Tochter eines Großkaufmanns, die, obwohl ziemlich leidend, den Augenbl nicht erwarten konnte, Bismarck zu sehen. Sie war gelegentlich der Anwesenheit des Kaise in Friedrichsruh am 31. Juli v. Js. vom Fürsten sehr ausgezeichnet worden: indem dieser eigenhändig aus der Menschenmenge herausgeholt, ihr einen Platz ganz vorne zuerteilt un während sie dem Fürsten einen Strauß verehrt, ihre zum Dank geöffneten Lippen mit eine Kusse geschlossen hatte. Mit dieser und zwei anderen Damen (die eine war eine Pfarrersfr aus Schottland) fuhr ich am nächsten Nachmittag nach Friedrichsruh. Es regnete ein weni als wir fortfuhren — und es regnete sehr stark, als wir in Friedrichsruh ankamen. Aber d tat unserer Begeisterung für den Großen keinen Abbruch. Ich bat die Damen, in die Spechtsc Wirtschaft zu gehen und erkundigte mich unterdessen bei dem Geheimpolizisten. Es hieß, d Fürst sei noch nicht aus, es sei zweifelhaft bei dem Wetter, ob es noch geschehe, aber nic unwahrscheinlich. Nun gingen wir nach der Oberförsterei. Als wir hier am Wege nach de Turmhause standen, goß es ganz gewaltig — aber die Damen waren nicht zu bewegen, in d Forsthaus einzutreten. Ans Schloßtor zurückkommend, hörten wir, der Fürst sei fortgefahre Nun faßten wir hier Posto, weil die meiste Aussicht war, daß er auch von hier zurückkehr würde. Wir warteten geduldig, trotzdem es naßkalt war; nur Frl. L. in ungeduldiger Aufregun Es kam die Zeit heran, da unser Zug fortfuhr. Sollten wir ihn fahren lassen? Es siegte d Wunsch, unseren großen Staatsmann zu sehen.

Wer je das Glück genossen, dem Fürsten Bismarck gegenüberzutreten, dem wird dies Erlebnis unverlöschlich eingeprägt bleiben, ganz besonders aber, wenn der Rahmen zu de Bilde ein so schöner ist, wie am Saume des Sachsenwaldes, der mit seinen Zweigen bis zu Schloß hinübergreift. Ein Murmeln geht wie sanfter Wellenschlag am Meere, wie das Säuse im Blattwerk über die Lippen der mehr oder weniger geduldig wartenden Menge. „Ach, vi

…icht kommt er heute nicht mehr, vielleicht ist er schon von der anderen Seite hinein“, tönt es …n den Lippen eines Zweifelnden. „Nein, gewiß nicht“, wird ihm zur Antwort. „Ich bin nun …on acht Tage Tag für Tag hier,“ sagt eine Hamburger Dame, „um den Fürsten zu sehen, …d er tut mir nicht den Gefallen. Morgen muß ich wieder fort.“ Und so weiter! Eine zarte …emeinsamkeit stellt sich zwischen den Wartenden her. Da: Trapp trapp klingt's — und die …öpfe und Schultern namentlich der Hintenstehenden recken sich. Ach, nur ein Lohnfuhrwerk! …Und wenn ich hier auch Wurzeln schlagen sollte, ich weiche nicht!“ läßt Frl. L. sich vernehmen; …in Wunder bei einer durch einen Bismarckkuß Ausgezeichneten! Ihre Augen aber, die auch …r andere Sterbliche gefährlich werden können, leuchten vor Stolz und Freude. So geht es … und wider im Gespräch. Die Enkel des Reichskanzlers spielen draußen an der Mauer, ich …nge den einen auch mehrere Male. Da plötzlich wieder Pferdegetrappel — und gleich darauf: …r kommt!“ Das Wort fliegt von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, ein elektrischer Funke, …r hinüberspringt in den Strom der ganzen Menge. Das klingt freilich anders, das Auftreten …eser Rosse, als wüßten sie, welchen Schatz des Deutschen Reiches sie tragen dürfen! Eben …rft die untergehende Sonne durch die Wolken dem Kommenden ihre goldigroten Strahlen …tgegen. Sein Haupt ist wie mit einem verklärenden Schein bestrahlt. Schier geräuschlos rollt … geöffnete Wagen daher. Welch unvergeßlicher Anblick, als die Augen, tief wie des Bergsees …acht, auf die Versammelten blicken, als die Hand emporfährt, den Hut weitab lüftet und …das ehrwürdige Haupt des Mannes zeigt, der uns alle groß gemacht! Ja, das ist ein Augen…ck, da jeder willig oder widerwillig empfindet: Hier hast du in dem Werkzeuge der Vorsehung …rklich Großes vor dir! Keine Entweihung durch irgendwelchen Ton; feierliche Stille, der …sdruck größter, höchster Weihe über der Menge, die wie gebannt dasteht — die Herren ent…ßten Hauptes, die Damen sich still verneigend vor dem Kanzler des Reiches (damals war …es noch), der den Hut erst wieder aufsetzt, als der Vorhang sich in Gestalt des Torflügels …nter ihm schließt.

Fürwahr, von allen meinen Begegnungen mit Bismarck war dies die feierlichste und hinter…; den tiefsten Eindruck. Glücklich und stolz, so belohnt zu sein, verließen wir den Platz. Er…rocken aber war ich, als ich Frl. L. ansah; auf ihrem bleichen „Madonna-im-Grünen-Gesicht“ …r der Eindruck höchster seelischer Erregung sichtbar. Auf meine Frage, ob sie nun zufrieden … konnte sie nur durch Nicken antworten, die Sprache versagte ihr; und als wir uns zum …hen wandten, vermochte sie es kaum: mühsam schleppte sie ihr eines Bein nach — es war … eine Lähmung der Sprach- und Gehmuskeln über das schöne Mädchen gekommen. Wir …rten sie in die Wirtschaft. Hier belebte sie ein Glas Madeira glücklicherweise bald wieder, …daß Farbe in ihr bleiches, holdes Gesicht zurückkehrte. Eine nach dem denkwürdigen Erlebnis …pelt interessante Wagenfahrt durch den in nächtlicher Stille hinträumenden Sachsenwald …chte uns kurz nach zehn Uhr nach Reinbek zurück.

Man mag dies alles leicht als schwärmerisch empfinden: wir aber damals, wir ahnten in …erer Tiefe, daß wir dieses Genie nicht mehr lange an der Spitze des Reiches haben durften — … daß mit seinem Abgang des Deutschen Reiches Schicksalsstunde schlagen würde

(Schluß folgt.) B. A. Bargmann



# Lichtnot im Walde

Uns Kindern einer Zeit, die nicht einmal ihre notwendigen Bedürfnisse decken kan mag es mehr als anziehend, vielleicht sogar notwendig sein, etwas von der Ku der Bedürfnisse zu vernehmen. Und niemand kann uns darüber besser Ausku geben, als die Bäume im Wald und ihre Gefolgschaft. Sie alle sind Anhänger der Philosop des Diogenes und antworten uns, wenn wir ihnen etwas schenken wollen, mit der Bitte, a ihnen aus der Sonne zu gehen. Haben sie dazu noch etwas Wasser, dann brauchen sie u sicher nicht. Und nicht einmal Sonne ist ihnen nötig. Schon das Spiel der Schatten genü ihnen. Das ist eben eine vollendete Lösung des Daseinsproblems, wenn man es so weit brin das was man braucht, nicht einmal mehr zu brauchen.

Man gehe durch den Wald und lasse sich von ihm darüber erzählen.

Bevor wir in ihn eintreten, fesselt an seinem Rande im feuchten Graben ein lieblic Blumenbild. Eine wilde Schwertlilie blüht da in einem Trupp von Seggen und Sims Wirklich wie grüne Schwerter sind die scharfen Blätter aufgestellt; sie wachsen senkrecht der Erde empor. Da man nun näher hinsieht, erkennt man die Absicht darin, wie in al Blättern und Halmen der Wiese. Sie stellen sich so, damit sie nicht zuviel Sonnenschein hab An und für sich gibt es also zuviel davon; mehr als die Pflanze braucht. Und sie versteht das Übermaß durch geschickte Blattstellung abzuwehren.

Da treten wir in den Wald; das feierliche Tor der grünen Wölbungen über uns schli sich, und sofort umgeben uns hundert Pflanzen in Lichtnot.

Licht ist für sie so kostbar, wie das Gold für den Menschen in der zivilisierten Welt. So er dafür alles eintauschen kann, was er braucht, so kann die Pflanzenwelt aus Licht alles bereit Die Pflanzen da im kühlen Dunkel der Laubdächer sind demnach ein Volk wie das unse ein Volk in Not, eine Schar armer Teufel ohne Gold.

Und was machen sie? Da sind die Allerärmsten. Die sitzen ganz drinnen in der Erde. feuchten, wohldurchlüfteten, aber völlig lichtlosen Waldboden. Ist es nicht ein Menetekel, auch hier die Ärmsten zum Bettler und wenn es geht, zum Feind der Gesellschaft werde Man nennt das auf botanisch: die Lebensweise eines Pilzes führen; Abfall essen; das ess was andere übrig gelassen haben oder lauern auf die schwächeren unter den glücklichen Li reichen. Das eine tun die Bodenpilze, das andere die Schmarotzerpilze, die Ursache der Pflanz krankheiten, von denen es im Walde genug gibt. Wer sich nichts darunter vorstellen kann, lasse sich von einem Landwirt Getreiderost, von einem Förster Kiefernschütte oder Krebse u Hexenbesen an den Weißtannen zeigen.

Aber da unten trifft man immer noch eine andere Gesellschaft, eine kleine Schar von Asch brödeln des Lebens, die bescheiden beisammenhockt und geduldig der Stunde wartet, da a sie hinauf darf ins Licht. Das ist die Gesellschaft der Wurzelstöcke und Zwiebeln. Maiglöckch Schattenblumen, Waldanemonen und Märzblümchen, Schneeglöckchen und Szilla und Veilc sitzen da beisammen, bis zur Unkenntlichkeit vermummt in braune Häute oder wunder gekrümmte Rinden. Als bleiche Sprosse und schuppige Blättchen führen sie vom Juli bis z März ein unterirdisches Dasein, kümmerlich von Reserven lebend und wartend. Worauf war sie? Bis es Licht wird im Walde, ohne frostig zu sein.

Arme Dulder das! Den ganzen schönen Sommer über nehmen ihnen die glückliche Bäume und Sträucher das Licht weg. Deren schattendes Laubdach hat sie im Vorjahr gezwung rasch, sofort nach der Fruchtreife, die Blätter abzuwerfen. Aber sie sind nicht gestorben dar sie haben sich nur auf sich selbst zurückgezogen und warten sieben, neun Monate lang, bis a sie das Licht wieder sehen dürfen. Von Weihnachten ab vertreiben sie sich übrigens damit Zeit, daß sie Blatt und Blüte fertigstellen bis aufs letzte, so daß sie sich eigentlich nur zu strec

rauchen, um in Funktion treten zu können. Deshalb sind, wenn einige milde Tage im Jänner intreten, die Schneeglöckchen buchstäblich aus dem Boden geschossen da.

Nur wenige von diesen bescheidenen Vorfrühlingsblumen haben nicht diesen Ausweg gewählt, sondern den dauernden Kampf mit der Lichtnot aufgenommen. Manchmal auf die nerkwürdigste Art.

Da lebt in Felsspalten und am Eingang von Höhlen ein Moos, das sich die spärlich bemessenen Lichtstrahlen einfängt durch einen Lichtverstärkungsapparat nach Art der Sammellinsen.

Sammellinsen auf der Oberseite der Blätter hat auch die Waldglockenblume. Eine Oberhaut, ie so gebaut ist, daß das Licht wie durch Brennlinsen dadurch zusammengefaßt wird, besitzen ist alle „Schattenblätter" der Waldpflanzen. Man hat sie als pflanzliche Lichtsinnesorgane edeutet, weil die Blätter sich benehmen, als würden sie Licht empfinden. Man kann auch icht gut daran zweifeln. Aber noch viel weniger daran, daß das Blattgrün solcher Blätter auf iese Weise tatsächlich mehr Licht genießt, als die Umwelt ihnen zumißt.

Warum sonst sind denn gerade alle Schattenblätter so besonders reich mit Blattgrün vollestopft, wenn das nichts zu tun hätte? Man schaue sich nur um im Waldesschatten. Was da och besteht am Boden als Gekräut; der Efeu, der bescheiden den Grund überspinnt, die runden länzenden Blätter der Haselwurz, sie alle sind sattgrün, fast ins Schwarze spielend.

Aber gerade sie rühren den Beschauer durch einen Zug von gegenseitiger Hilfe, der mich nmer aufs neue erquickt, so oft ich, angewidert durch das egoistische Treiben der Menschen, ich vor ihm in den Wald flüchte. Wie lieb ist es doch, daß der Efeu, die Tollkirsche, die Ulme, ie Storchschnäbel, daß fast überall die Blätter, die im Spiel der Schatten leben müssen, entweder in ihrer Stellung zueinander oder aber in ihrer Gestalt Rücksichten auf die Bedürfnisse es Nachbars nehmen! Nicht brutal gezwungen, im steten Kampf mit einem übermächtigen chicksal, gegen das man sich immer auflehnt, sondern von vornherein, nach einem Gesetz des Mosaiks, fürsorglich den Nachbar schonend und auch ihm Daseinsglück und Lebensraum gönnend. icht durch Auslese erzwungen, sondern aufquellend aus irgendeiner dunklen göttlichen Eigenhaft des Lebens, die ich nicht verstehe, aber in ihren Wirkungen sehe.

Ich habe mich schon hingekniet vor solchen Blättern und sie lange mit einem Herzen voll iebe angeschaut. Und ich bin an solchen Tagen heimgegangen, getröstet, erhoben, mit Augen, e hinter dem Schlechten und Bösen der Welt und der Menschen den fernen Lichterglanz des öttlichen suchen — und ihn auch sehen.

Raoul H. Francé






Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

# „Freiland — Freigeld“

(Eine Gegenäußerung zu dem Artikel gleicher Überschrift im Aprilheft dies Monatsschrift)

Silvio Gesell hat allenthalben im Deutschen Reiche eine sehr zahlreiche, in allen Ständ verbreitete, rührige Anhängerschaft gefunden, die überzeugt ist, daß die Umsetzu seiner Gedanken und Bestrebungen in die Praxis es ermöglichen werde, die wi schaftlichen Nöte unserer Zeit zu überwinden und den sozialen Frieden herbeizuführen. W den Gründen der sozialen Mißstände schärfer nachgeht, wird finden, daß bislang der Verfassu des Geldwesens bezüglich seiner Wichtigkeit für die soziale Ordnung viel zu wenig, ja fast g kein Gewicht beigelegt wurde (vgl. den Marxismus) und daß deshalb Silvio Gesell insow im Recht ist, wenn er die Geldfrage als die Grundfrage für die Überwindung der sozialwi schaftlichen Übel ansieht. Der hauptsächliche Ursprung der sozialen Verderbnis liegt tatsächli in der verderbten Geldgestaltung.

Nun erhebt sich aber sofort die Frage, ob Silvio Gesell mit seinen Reformbestrebung auf dem richtigen Wege sich befindet und ob nicht doch der von ihm erdachte Weg ein Abw ist. Das von ihm ersonnene Freigeld oder Schwundgeld ist nämlich auch, wie alles sonsti bisherige Papiergeld, ein staatliches Geld, d. h. es leitet seine Geltung im Verkehr nic aus sich selbst her, sondern aus einem Befehl, aus dem Zwange der Staatsgewalt. Gese Anschauungen über das Geld sind streng auf der sogenannten staatlichen Geldtheorie aufgeba wonach das Geld ein Geschöpf des Staates ist und diesem ausschließlich das Recht der Gel schöpfung zustehen soll. Es ist aber eine geschichtlich wohl unbestreitbare Tatsache, daß d Zwangseingriffe des Staates in das Geldwesen diesem nur zum Unheil geworden sind. D Assignatenwirtschaft in der ersten französischen Revolution und der zerrüttende Niederga unseres eigenen Geldwesens in den letzten Jahren sind die am meisten einleuchtenden u lehrreichsten Beispiele. Dem Staate ist es selbst bei Anwendung strenger Strafgesetze unmöglic die Kaufkraft seines Geldes zu bestimmen, geschweige auf die Dauer festzuhalten. Silvio Gese lehnt allerdings den unbegrenzten Papiergeldunfug ab; er will ihm durch verschiedene Ma nahmen wirksam begegnen. Immerhin baut er aber trotz der eindringlichen geschichtlich Warnungen auf den Staat. Wird nicht, wenn dieser versagt, auch sein Freigeld versage Angesichts des üblen Rufes, den sich der Staat in der Geschichte des Geldes zugezogen h insofern als schon so oft aus einem Hüter des Geldes dessen Verderber geworden ist, drän sich einem die Frage auf, ob es nicht doch besser wäre, endlich einmal den bisher begangen Weg grundsätzlich zu verlassen, alle bureaukratischen zentralisierenden Zwangsmaßregeln au zugeben und sich zu den Naturgesetzen auch im Menschenbereiche hinzuwenden. Geld war vo Urbeginn der Wirtschaft her ein Geschöpf des freien Verkehrs und sollte dies auch wieder werde

e Einmischung des Staates sollte sich auf eine vermittelnde und polizeiliche Tätigkeit beränken. **Wirkliches, wahres Geld ist nur Metallgeld nach Gewicht**; Papiergeld und Scheidemünzen können nur als Geldzeichen angesehen werden.

Im Sinne dieser Gedanken bewegen sich die Bestrebungen des Bundes für Metallgeld h Gewicht. Die Leser, die sich in dem Streite der Meinungen ein eigenes, selbständiges eil bilden wollen, finden Näheres darüber in der kleinen Schrift „Wirkliches Geld" von Saar und Dr. H. Saar (Verlag von Hans Stiegeler in München 7, Preis 3 M). Die Verer haben es darin unternommen, ausgehend von dem Schotten Adam Smith, dem Benider der wissenschaftlichen Wirtschaftslehre, und von dem berühmten deutschen Juristen Karl edrich von Savigny, im Anschluß an die Metallgewichtsgeldtheorie des deutschen Denkers Wirtschaftstheoretikers Eugen Dühring, das Wesen wirklichen Geldes in volkstümlicher ise darzulegen und jedem, der in dem gegenwärtigen Valuta-Elend nach einer Rettung schaut, einen zuverlässigen Ratgeber an die Hand zu geben. Die Leitsätze versendet der terzeichnete auf Wunsch an jeden Interessenten.

Ansbach (Bayern) Landgerichtsrat Fr. Saar






# Der Arzt der Armen

Eigentlich ist für die große Menge doch nur der Name von ihm übriggeblieben. U dieser Name ist altersgrau, von gespenstischen Sagen umflochten. Die ihn heute n nennen, wissen darum auch nicht so ganz genau, ob es sich um einen Astrolog handelt, einen „Zauberer“, einen goldkochenden Alchymisten, einen berühmten und mit ersta lichem Scharfsinn begabten Arzt, oder gar einen phantastischen Wirrkopf und Betrüger, Kräfte vorspiegelte, die er nie besaß. Auf den Menschen Paracelsus vergessen sie fast imm der eigentlich mit seinem wahren Namen Theophrastus Bombast von Hohenheim h und aus dem alten und fürstlichen Geschlecht der Bombaste von Hohenheim stammte.

Selten hat die Nachwelt ein so verworrenes Bild von einem bedeutenden, vielleicht so genialen Menschen aufbewahrt. Es gibt nicht vieles, das in diesem Leben schon von sei Zeitgenossen nicht angezweifelt, umgestellt und anders wäre gedeutet worden. Seine Geb in Einsiedeln in der Schweiz am 17. Dezember 1493 wollte man nach Villach in Kärnt verlegen, wohin er mit seinem Vater, der dort Stadtarzt war, doch erst neun Jahre spä kam. Man verneinte aufs heftigste seine Hochschulbildung und sagte ihm nach, er habe ganzes Wissen von den Zigeunern, mit denen er jahrelang umhergezogen sei. Man zieh der Trunksucht, während doch die kaum glaubliche Menge seiner zurückgelassenen Schrif allein schon beweist, daß er nicht allzuviele Zeit seines Lebens dem Bacchus gewidmet hab kann. Man nannte ihn einen Landfahrer und Strauchritter, während er doch in der richtig Einsicht reiste, daß ein Arzt fremde Seuchen kennen müsse, die jeden Tag wie böse Tiere seinen eigenen Bereich einbrechen könnten, und daß die Länder nichts als Blätter eines gro Buches seien, „so man mit den Füssen umbkehret“. Daß man ihm wegen Hexerei und Ma trotz seiner Frömmigkeit und seiner zahllosen gelungenen Kuren nicht einen geistlichen Pro anhängte, lag ganz gewiß nicht in der Dankbarkeit und Gerechtigkeit der Fürsten und Pfaff die er geheilt hatte, sondern wohl nur daran, daß eben die ganze gebildete Welt jener Gold machte und in finsteren Laboratorien sich nach günstigen Sternzeichen geheimnisv Essenzen und Tränke braute. Zum Schluß ist der plötzliche Tod des Siebenundvierzigjährig in Salzburg womöglich noch ungeklärter als sein Leben. Mit zäher Unausrottbarkeit hat die Meinung bis heute erhalten, daß er keines natürlichen Todes gestorben, sondern von Dienern der eifersüchtigen und feindseligen Ärzte heimlich über den Kapuzinerberg hinunt gestürzt worden sei. Und als ob das Rätselhafte dieses Lebens gleichsam wie die Hand ei Meineidigen noch aus dem Jenseits herauswüchse, hat man wirklich an der linken Schläfens seines Schädels, der mit den übrigen Knochenresten in dem wunderlichen Grabmal zu St. bastian in Salzburg aufbewahrt wird, eine Verletzung gefunden, von der sehr berühmte A tomen meinten, sie könne nicht wohl anders als am lebenden Körper geschehen sein.

Viele und dicke Bücher wurden seit dreihundert Jahren über all das geschrieben. Alles man zu erhalten gesucht, jede Erinnerung, jede Meinung über ihn. Nur er selber, der kle schwächliche, oft zornige, schweigsame und eigenwillige Mann hat sich leise und unbeme

seinem eigenen Nachweltkult fortgestohlen. Was da drinnen in den Schriften und Disser-onen und Generalversammlungsreden von ihm weiterlebt, das ist nicht er, das ist nur jeweils Stück seines einstigen Interessenkreises.

Schließlich, was ist natürlicher, als daß die Theologen ihn zum Theologen, die Ärzte zum t, die Chemiker zum Chemiker, die Mystiker zum Mystiker gemacht haben! Jeder Kopf ist nur eine Laterne, die nicht weiter reicht als der Weltbegriff dessen, der diese Laterne trägt. Wer den wirklichen warmherzigen und pflichtgetreuen Menschen Paracelsus kennen lernen l, der muß schon zu ihm selber gehen. Das ist freilich nicht ganz leicht, aber auch lange nicht chwierig als man glaubt. Die Engländer haben ihm unrecht getan, als sie ihren Begriff des rtes „Bombast“ seinem Vatersnamen Bombast unterschoben. Denn der alte und viel-ihrene Arzt schreibt ein so gutes und vernünftiges Deutsch, wie nur einer, häufig witzig, schlagendem Scharfsinn und ausgezeichneter Beobachtung. Seine ganze Bemühung besteht t darin, Einfaches zu verwirren, sondern die Schlichtheit der Heilkunde von den heillosen ologischen Mißverständnissen des Humanismus, mit dem er zeitlebens im Kampf lag, und alle wirkliche Erkenntnis hindernden und wie lästige, längst abgetretene Eierschalen an-genden Meinungen und Dogmen der auch nur halb verstandenen Antike zu befreien.

Da gibt es — etwa in der „Großen Wundartzney“ oder in den „Büchern über die Frantzosen“ herzerquickende Bemerkungen wie jene, daß der Patient kein Ochs sei, den der Arzt nach er Feiste (d. h. nach seiner Zahlungsfähigkeit) messen möge. Oder daß die Bader, in deren iden zu jener Zeit der getrennten Medizin fast die gesamte Chirurgie lag, nicht so viel auf Pfennige, sondern mehr auf die Arzneien und ihre Verantwortlichkeit sehen möchten. Oder die wohlbestallten Leibärzte sich um nichts als ihren Lidlohn kümmerten. Oder daß der eine Mann lieber zu seinen Hausmitteln greife, als sich der unwissenden, schmerzhaften teuren Behandlung durch die Heilkundigen auszusetzen. Immer wieder spricht aus allen en Schriften eine solch große und ernste Gewissenhaftigkeit, eine so unermüdliche Hilfs-eitschaft, daß man die unerschöpfliche Nächstenliebe eines Mannes, der mehr Anfeindungen Verleumdungen als irgend einer seiner Zeitgenossen erduldet hat, geradezu bewundern ß. Denn man vergesse nicht: die soziale Hilfe war damals kein Staatsproblem, sondern eine he, an der man ebensowohl vorübergehen, als sich mit ihr beschäftigen konnte. Sie war haus dem freien Willen des einzelnen anheimgegeben, und es gab keinen anderen Zwang, den des christlich orientierten Gewissens. Vor allem war weder eine Machtstellung, noch t ein finanzieller Vorteil durch sie zu erreichen, höchstens daß man — wie der berühmte rad Geßner unfreundlich aburteilend an einen Freund über Paracelsus schrieb — einem sagte, „er habe wie ein Fuhrknecht ausgesehen und säße auch am liebsten mit Fuhrleuten anderem niedrigen Volk in den gemeinen Schenken“.

Rührend ist sein Testament, aus dem die ganze unbeholfene Nächstenliebe seiner vereinsamten le spricht und das er zwei Tage vor seinem Tode dem von Amts wegen bestellten Notar erte. Da gibt es einige Legate für geleistete Dienste und entfernte Verwandte in Einsiedeln. h ein paar kirchlich fromme Bestimmungen über Seelenmessen und Totenfeiern. Dann kommt der Hauptpunkt, das wichtigste der ganzen Verfügung, indem er all sein noch iebenes Hab und Gut den Armen und Elenden hinterläßt, jenen ganz Hilf- und Trostlosen, die sonst niemand sorgt. Und um ihretwillen folgt dann eine lächerlich traurige, pedantische stellung seines irdischen Besitzes, der geringen Habseligkeiten, die der niemals auf seinen nen Vorteil bedachte, auf langen und mühevollen Wanderungen durch halb Europa schleppte in der Medizinbüchsen und Silberbecher neben Kristallen und vertragenen Hemden und enütztem Reitzeug stehen....

Man kann natürlich sagen — und viele sagen es auch —, daß alle diese verschollenen Er-rungen nur Raritätswert haben. Daß schließlich jedes Jahrhundert sein überragendes Genie seinen genialen Betrüger besaß — manchmal beides in einer Person vereinigt —, und

daß die Geschichte eines solchen Lebenslaufes naturgemäß eine merkwürdige und abente liche sein muß. Und daß, von diesen Standpunkt aus gesehen, Paracelsus nicht interessante als andere vom Staub der Jahrhunderte übergraute Namen.

Aber so ist es nicht.

Der Kampf, den Bombast von Hohenheim allzu früh aufgeben mußte, ist jetzt noch n zu Ende gekämpft. Um ihn mit einem auch heute wohlverständlichen Schlagwort zu umreiß er heißt Wiederherstellung des Deutschtums. Nicht umsonst war er der erste Gelehrte, der se Bücher nicht lateinisch, sondern deutsch schrieb und seine Kollegs an der Universität zu B in deutscher Sprache hielt. Nicht umsonst kehrte er zu der Wurzel der alten Volksmedizin, Beobachtung am Krankenbett und zur genauen Kenntnis der einheimischen Flora zurück. ist der Erste und lange Jahre der Einzige geblieben, der die Einsicht und den Mut hatte, behaupten, daß für jede Krankheit, die in einem Lande heimisch sei, die Natur dieses Lan ein Heilmittel haben müsse! Und was bekämpft er denn an seinen großen Gegnern Hippokr und Galen und Avicenna anderes, als daß sie fremde, nicht zutreffende Begriffswelten her tragen, als daß sie mit ihrer stupiden Auswendiglernung die Erkenntnis der organischen sammenhänge der Natur im allgemeinen und jener des von ihnen ungeahnten Deutschla im besonderen hindern. Wenn man die Beengung der alten Worte abstreift, wenn man eigentlichen Sinn herausschält, dann steht nichts anderes dahinter, als das Ringen eines gan Volkes um seine angeborene Einordnung in die ihm vertraute und zugehörige Natur! He ist das alles eine schon geschehene Entdeckung, ein zum Teil schon überbrückter Abgrund, e rechtzeitig erkannte Gefahr. Damals aber hieß alles, was Bildung war, Fremdtum, und j Forschung und jede Wissenschaft stand im Zeichen Roms, das selber wieder die längst nicht m gültige Toga wiedererstandener Antike um seine Schultern warf und seine Götter und Heili mit griechischer Zunge von der Weisheit einer seit tausend Jahren versunkenen Agora schwärm ließ. Darum letzten Endes ging Paracelsus zu den Armen, denn sie waren die einzigen, angestammtes Volkstum als Glück empfanden und nichts von anderer Kultur wissen wollt Denn der Humanismus, die Weisheit der fremden Zungen, zog nur an ihnen ohne Wirk vorüber, und sie allein blieben unberührt von seiner sinnlos aufgepfropften Weltanschauu

Paracelsus war in allem nichts als ein Vorkämpfer. Ein Vorkämpfer für organische Arzn kunde, für Menschlichkeit, für Einsicht in die unzerstörbaren Gesetze natürlicher Einordnu die alle Lebewesen mit gleicher Gültigkeit umfassen und voneinander abhängig machen. Streit aber ist noch nicht ausgetragen. Der flammt heute stärker als je, und man könnte sag daß die Gegenwart die letzte Möglichkeit zu einer einsichtsvollen Umorientierung ist, so die Anfangshälfte des 16. Jahrhunderts ihr erster, verworrener und ihrer selbst unbewuß Beginn war.

Annie Harra



# Goethes Reineke Fuchs in neuem Gewande

Eine prächtige Gabe, die das Entzücken jedes Literatur- und insbesondere Goet freundes erregen wird, veröffentlicht Dr Johannes Hofmann, Bibliothekar an der Le ziger Stadtbibliothek, mit dem von ihm herausgegebenen und eingeleiteten Bu Reineke Fuchs von Johann Wolfgang von Goethe. Mit Illustrationen nach d 57 Radierungen von Allart van Everdingen (Verlagsbuchhandlung von J. J. We in Leipzig, 1921).

In seiner Einleitung, die eine Fülle kenntnisreichen Stoffes unter sorgfältigster A schöpfung des einschlägigen Quellenmaterials in sich birgt und doch allgemeinverständlich

raffen, knapp bemessenen Sätzen geschrieben ist, gibt der Herausgeber zunächst einen kurzen istorischen Überblick über die Tierdichtung und zeigt, wie das allmählich entstehende und nmer wachsende Tierepos beständig aus dem nie versiegenden Strom der lebendigen Volks-ischauung und Volksüberlieferung gespeist wird. Hier liegt der Schlüssel zum Geheimnis seiner e Jahrhunderte überdauernden, unverwüstlichen Lebenskraft. Wir sehen das Tierepos von inem nachweislich ältesten Kern an — der äsopischen Fabel von dem kranken Löwen, der uf den Rat des Fuchses durch eine frisch abgezogene Wolfshaut geheilt wird — entstehen bis n zu Gottscheds hochdeutscher Prosa-Übersetzung des Reineke Fuchs von Heinrich von Alkmar us dem Jahre 1752. Diese Arbeit Gottscheds ist die Hauptquelle für Goethes Tierepos ge-orden. Und nun teilt uns Hofmann in den folgenden Ausführungen über Goethes Verhältnis r Tierdichtung und der Entstehungsgeschichte seines „Reineke Fuchs" ein bedeutsames Er-bnis seiner Spezialforschung mit, das er soeben mit unbestreitbaren Belegen eingehend in nem Aufsatz „Allart van Everdingen und Goethes ‚Reineke Fuchs'" in der „Zeitschrift für ücherfreunde" (herausgegeben von Georg Witkowski, Neue Folge, 12. Jahrgang, Heft 9) rtreten hat. Wir lassen den Verfasser zu diesem wichtigen Punkte selber sprechen: „Wir wissen, e tiefe Wurzeln die Liebe zu den schönen Künsten in Goethes Innerem geschlagen hat, und ß sie jahrzehntelang die ideale Konkurrentin der Dichtkunst geblieben ist. Sein Bekenntnis ‚Dichtung und Wahrheit': ‚Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt ßte', erklärt nicht allein Goethe als ausübenden bildenden Künstler, von dem die etwa 00 Blätter seiner Hand so beredtes Zeugnis ablegen, und als eifrigen Kunstsammler, sondern ethes ganzes dichterisches Schaffen überhaupt. Bei Goethe berührte sich die bildende Kunst t der dichtenden so eng, daß man sagen kann, viele seiner Werke beruhen außer auf innerem lebnis auf Erlebnissen für das Auge. Sein ‚Reineke Fuchs' gehört zu den wenigen Werken, denen die bildlichen Einflüsse sich wirklich nachprüfen lassen. Neben dem allgemeinen Interesse das Tierepos überhaupt waren es zweifellos die Illustrationen Allarts van Everdingen, Goethe zu Gottscheds Übersetzung hinzogen und ihn schließlich veranlaßten, sich auch mit n Inhalte eingehender zu beschäftigen. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das alte os den 57 Radierungen Everdingens letzten Endes verdankt, auf dem Wege über Gottscheds htern prosaische Übertragung eine so schöne poetische Auferstehung durch Goethe erlebt haben."

Unter dem mehr als 160 Blätter umfassenden graphischen Werke Everdingens (geb. in maar 1620, gest. in Amsterdam 1675) befindet sich neben den reinen Landschaften auch die 1656 entstandene Abbildungsfolge zu der niederländischen Reineke-Fuchs-Dichtung. Hof-an weist aus zahlreichen Briefstellen und den Sammlerbestrebungen Goethes nach, wie sich große Weimarer ganz besonders zu jenem niederländischen Graphiker hingezogen fühlte auch schließlich die Freude hatte, seine Sammlung im Jahre 1783 mit Everdingens Reineke-hs-Radierungen bereichern zu können. Diesen Blättern widmet er folgende geistvolle Cha-eristik: „Allart von Everdingen zog als vortrefflicher Landschaftsmaler die Tierfabel in den urkreis herüber und wußte, ohne eigentlich Tiermaler zu sein, vierfüßige Tiere und Vögel estalt ans gemeine Leben heranzubringen, daß sie, wie es denn auch in der Wirklichkeit ieht, zu Reisenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl passend, einer und derselben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte auch hier mit großer Leichtigkeit, seine Tiere nach ihren Zuständen passen vortrefflich zur dschaft und komponieren mit ihr aufs anmutigste. Sie gelten ebensogut für verständige en als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüste, der Wolf Glockenseil gebunden, einer wie der andere sind am Platze. Darf man nun hinzusetzen, Everdingens landschaftliche Kompositionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und ttenmassen trefflich gedacht, dem vollkommensten Helldunkel Anlaß geben, so bleibt wohl s weiter zu wünschen übrig."

Aber noch aus einem andern Grunde wurde Goethe zu diesen Everdingenschen Radierung immer wieder hingezogen: liegt doch die Bedeutung dieser Reineke-Fuchs-Bilder gerade dari daß der Künstler „uns die Tiere in der landschaftlichen Umgebung, dem eigentlichen Leben element der Tierfabel, dargestellt hat. Der Landschaftsmaler Everdingen wußte, daß die Ei samkeit der Landschaft zum tieferen Hineinfühlen und Verstehen der Tierwelt gehört und d nur fern von aller menschlichen Kultur jene Vertrautheit zwischen Mensch und Tier entsteh kann, durch die allein das Geheimnis der Tierseele sich ablauschen und ihre große Mensche ähnlichkeit sich empfinden läßt. Diese Erkenntnis, gesammelt im jahrelangen innigen Verke mit der Natur, hat Everdingen jedenfalls überhaupt erst dazu bewogen, sich als Landschaf maler an die Illustration des Reineke Fuchs zu wagen.“ Und damit kommen wir zum Hau ergebnis der Hofmannschen Forschungen: „Da der Dichter während der Arbeit am ‚Rein Fuchs‘ die Bilder Everdingens in seiner gedruckten Quelle für die Neugestaltung, in Gottsche Übertragung, immer vor Augen hatte, mußte er da nicht unwillkürlich durch das gemalte Gedi des Holländers bei dem eigenen Schaffen beeinflußt werden? Tatsächlich finden wir in Goeth ‚Reineke Fuchs‘ das wieder, was er an Everdingens Darstellung so sehr bewunderte: ‚Ein guten Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, d das Tierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvol Beigenuß bereitet wird.‘ Die Behauptung ist also nicht ganz unberechtigt, daß die Radierung Everdingens zu Reineke Fuchs eine Art bildliche Quelle für Goethes Arbeit gewesen sin

Das praktische Ergebnis dieser Forschungen ist nun die vorliegende Ausgabe, wo zu erstenmal neben Goethes Dichtung ihre bildliche Anregung als „geschmackvoller Beigenu geboten wird. Sie wird mithelfen, gerade unserem Geschlecht diesen „Spiegel der Welt“ einm wieder vorzuhalten. Und so weist Hofmann mit Recht am Schlusse seiner trefflichen Einleitu auf die Gegenwartsbedeutung dieser unter den Erschütterungen der französischen Revoluti entstandenen Dichtung hin: „Der Fuchstypus war für Goethe die Verkörperung des morsch Zeitgeistes, der ganze Reinekestoff aber das wahre Bild der französischen Revolution, in i für ihn in erster Linie das Niedrige, Katastrophale, Fratzenhafte so stark hervortrat, daß dageg das Dämonische, Welterschütternde verblaßte.“ Wir hören die Warnung vor den falschen Vol beglückern, die Goethe mit bitterer Ironie einem ihrer eigenen Genossen, dem Fuchs, in d Mund legt (8. Gesang):

„Doch das Schlimmste find’ ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.“

Dr. Paul Bülow



# Deutsches Dichten in Amerika

Die deutschen Leser haben im allgemeinen wenig Fühlung mit unseren dichten Auslanddeutschen“, heißt es in einem kleinen Aufsatz in der Dezember-Numm des „Türmers“ gelegentlich des Todes des Dichters Konrad Nies in Ameri Vielleicht ist da eine kleine Schilderung der Mitarbeit der dortigen Deutschen an unserer de schen Literatur nicht unwillkommen.

Wenn von deutscher Dichtung in Amerika die Rede ist, so müssen wir gleich von vo herein festhalten, daß es sich hier um keine Literatur für sich handelt, nicht einmal um ei besonderen Zweig der deutschen Literatur, sondern nur um Dichtung in deutscher Spra oder besser: um deutsche Dichter in Amerika.



Gitarre spielendes Mädchen — W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Das deutsche Dichten in den Vereinigten Staaten ist so alt wie die deutsche Einwande-
ng: das deutsche Lied hat den Deutschen überallhin begleitet, ein treuer Freund in Arbeit
d Erbauung, in Freud und Leid. Zur Erhaltung und Pflege unserer Muttersprache und all
s Schönen, das darin geschrieben ist, zum Erwerb der Erbschaft unserer großen Geister, hat
s Dichten und Versemachen ein gut Teil beigetragen. Alle diese Versemacher sind ja auch
nner und Genießer der Literatur und vermitteln sie den übrigen, erfüllen also ein Stückchen
ldungsaufgabe. Denn — dieses „denn" setze ich absichtlich — das Versemachen, Dichten,
hriftstellern und damit auch das Genießen steht drüben vorzugsweise auf dem Geisteserbe
hillers und Goethes sowie auf der Entwicklung unserer Dichtung von den Klassikern
r Uhland, Mörike, Keller, Raabe, Storm, also auf der deutschen Dichtung bis etwa in die
tziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die eigentümlichen Wege, die ein Teil — ein großer
il leider — der neueren Dichtersleute des Reiches auf den Spuren des Dreigestirns Zola-
sen-Tolstoi und weiter der französischen „Dekadenten und Symbolisten" eingeschlagen hat,
weder der schaffende noch der genießende Teil des amerikanischen Deutschtums mitgegangen.
r eine kleine Gemeinde in Neuyork (Zeitschrift: „Der reine Tor") hat es sich herausgenom-
n, die nackte Gemeinheit auf den Altar der Dichtung zu stellen: man nennt das ja wohl
rotik". Die Geschichte zieht freilich nicht. Ich erwähne das auch bloß, damit man hier in
utschland erfahre, was es mit dem Geschrei dieser Neuyorker „Dichter" für eine Bewandtnis
. Künstlerisch sind die Sachen wertlos.

Halten wir daran fest, daß alles Singen und Sagen der Deutschen Amerikas eine Be-
tung für die Pflege unserer Muttersprache und Dichtung und damit für die geistige
wicklung des einzelnen wie weiterer Volkskreise hat; daß wir deshalb all dies Singen und
gen im ganzen mit freundlichen Augen ansehen wollen; daß wir aber anderseits an
s, was Anspruch auf rein künstlerische Bedeutung erhebt, einen künstlerischen Maßstab
egen müssen: so vermögen wir den richtigen Wert jener schönen Bestrebungen zu erkennen.

Eigentliche Berufsdichter in deutscher Sprache gibt es in den Vereinigten Staaten nur
wenige, ich möchte fast sagen, gar keine. Ein paar dichtende Frauen sowie ein viertel Dutzend
nner, die im Zeitungswesen tätig sind und dadurch an der Entfaltung ihrer Begabung
indert werden. Das Dichten bezahlt sich nicht, und der Mensch will doch leben. Man lebt
drüben nicht vom Erlös dichterischer Arbeit; und frei nur der Dichtung sein Dasein zu
men, dazu sind nur die paar gut verheirateten dichtenden Frauen imstande. Was sonst
tet, ist in einem anderen Lebensberufe tätig, als Lehrer, Ärzte, Geschäftsleute, Geistliche,
echnischen und handwerklichen Berufszweigen, auch als Fabrikarbeiter; einige arbeiten im
tungswesen, als Schriftleiter oder als Mitarbeiter. Es gibt einige namhafte Dichterinnen,
ildete Frauen, denen recht ansprechende feine Lieder gelungen sind. Auch sie finden sich
llen Berufszweigen. Es gibt selbst dichtende Dienstmädchen. Alle Achtung!

Rechnet man dazu die Pflege der Dichtung in literarischen und geselligen Vereinen
hillerverein, Gesellig-wissenschaftlicher Verein), des deutschen Liedes in zahlreichen Gesang-
einen, so kommt ein recht hübsches Guthaben für die geistigen Bestrebungen des Deutsch-
s drüben heraus. Und was uns am meisten freuen darf: gesund sind diese Bestrebungen.

Es ist deshalb nicht angebracht, in diesem Zusammenhange zu untersuchen, wo die un-
ngene Liebe aufhört und die bewußte Kunst anfängt. Die beiden größeren Sammlungen
utsch-Amerika" von G. A. Zimmermann und „Vom Lande des Sternenbanners" von
Neeff geben über den Wert der dichterischen Arbeit des Deutschtums drüben keinen rechten
schluß; es kommt auch gar nicht darauf an, wer unter den etwa 200 Dichtern, die Neeff
ammelt hat, ein wirklicher Dichter ist und wer nicht. Ihren Zweck für die Pflege der
rache und Volksbildung erfüllen sie alle. Und das ist für die Erhaltung des Deutsch-
s drüben die Hauptsache.

Karl Gundlach (St. Louis, z. Zt. Kassel)

# Händelfest in Halle 1922

Wenn seit einigen Jahren bei uns in Deutschland an die Seite der Bachpflege ei immer weiter um sich greifende Händelbewegung tritt, so hat das seinen tief Grund nicht in der Tatkraft einzelner Männer, ist auch nicht etwa durch wiss schaftliche Erwägungen hervorgerufen. Eine Bewegung kann wohl von einzelnen eingelei werden, geht aber immer, wenn sie lebendig sein kann und soll, von einer Gesamtheit a In England hat man längst erkannt, daß gerade das Lebenswerk Händels sich an diese Gesamth eines ganzen Volks wendet. Es hat das sogar zu einer einseitigen Bewertung Händels geführ indem man nämlich Händel bald nur noch als den Schöpfer der großen Chor-Oratorien kann die ja Schicksale des Volkes Israel in Parallele zur damaligen (und in noch stärkerem Ma heutigen) Gegenwart darstellen. Daß Händel mit dem größten Teile seines Schaffens weiter Kreisen unseres Volks noch unbekannt und fremd geblieben, ist eine Tatsache, die sich völk psychologisch kaum erklären läßt. Schuld daran ist neben allerlei äußerlichen Hemmnissen u dem in der Geschichte der Künste nur zu mächtigen Gesetze der Trägheit, die falsche Einstellun die man zu Händel hatte. Nichts ist wohl falscher, als Händel mit Bach in eine Linie zu stell und Händel als Kirchenmusiker auszuspielen. Die Unterschiede von Bach und Händel geh bis tief hinein in ihre Charaktere, in ihre Weltanschauungen, ihre Lebensart und Lebensansic kurz in die verschiedene Erfassung und Formung der künstlerischen Atome. Nur ein ungeschult Auge und Ohr, das aus gewissen formalen Ähnlichkeiten auf innere Gleichheit schloß, konn diese Fundamentalunterschiede übersehen. Dabei beobachte man schon äußerlich Händels Melod linie, die letzte Verklärung des italienischen bel canto, im Gegensatz zu Bachs krauser, fortwähre durch die Malerei der Affekte des Textes beeinflußter und gewandelter Themenbildung, u im Zusammenhang damit sein künstlerisches Prinzip, nicht Leidenschaften und Affekte um ihr selbst willen darzustellen (was Bach in gewissem Sinne tut, wenn auch natürlich aus ga anderer Grundstimmung, als die italienischen Opernkomponisten), sondern Charaktere zu g stalten. Was sich daraus ergibt, ist ohne weiteres klar, nämlich als Grundzug seines Schaffe das Ethos. Beruht Bachs künstlerisches Denken und Schaffen auf dem protestantischen Gotte glauben, so könnten als Händel geistesverwandt etwa Shakespeare und die Meister der gr chischen Tragödie genannt werden, deren Grundtendenz ja auch das Ethos ist.

Händel ist, um das alles in einem Begriffe zusammenzufassen, Dramatiker im tiefsten Sin des Wortes. Erst durch diese Erkenntnis kann dem Verständnis für sein Werk der Weg gebah werden. Indes ist auch dieser Begriff in unseren Tagen mißverstanden worden, indem m dramatisch und theatralisch miteinander verwechselte. Es handelt sich bei diesem „Erzdramatike um eine Gefühlsdramatik, die gerade in den Arien, die sonst Ruhepunkte der Handlung u Träger des kontemplativen Elementes sind, platzgreift. Das Märchen von den „Arienbündel z. B. der Händelschen Opern ist gründlich zerstört. Wer die äußeren Mittel dieser Gefühl dramatik erkennen will, ziehe Opernarien etwa Hasses zum Vergleich heran, stelle aber au die Art des Händelschen Rezitatives dem Bachs gegenüber und betrachte ferner, wie Händ Arien und Ariosi mit Accompagnato- oder Seccorezitativen zu einer Szene verknüpft.

Es ergäbe sich infolgedessen ein falsches oder zum mindesten retuschiertes Bild, wollte m Händels Werke und vor allem die Opern, um die es sich hier zuerst handelt, zusammenstreiche wie es bei den Göttinger Händelfestspielen getan worden ist, und sie damit dem sogenannt „modernen" Geschmack näherbringen. Nachdem man gelernt hat, in der Instrumentation u Besetzung Übermalungen zu vermeiden, sollte man auch hierbei ehrfurchtsvoller gegen d Original und seinen Schöpfer sein; daß Händel selbst Arien ausgelassen oder durch ande ersetzt habe, beruht auf anderen Ursachen. Die Architektonik des gesamten Aufbaus, der manchen Werken von kunstvollster Symmetrie ist, muß auf jeden Fall gewahrt bleiben. Übe haupt ist es eine recht faule Phrase, etwas dem „modernen Geschmack anpassen" zu wolle Das würde voraussetzen, daß sich das Kunstempfinden gegen früher nur immer gehoben u

erfeinert hätte, während gerade am Beispiele Händels nachzuweisen ist, wie unsere Unterscheidungsfähigkeit zwischen einfachst gebauten musikalischen Phrasen und ihrem Gehalt abestumpft ist. Das geht soweit, daß man eindeutig heitere Tonfolgen in doppelt zu langsamem Zeitmaße gibt, und umgekehrt, wie überhaupt in betreff der Zeitmaße bei Händel die schlimmste Inordnung herrscht. Voraussetzen würde das ferner einen für alle Zeiten maßgebenden und lle Zeiten von ihrem egozentrischen Standpunkte aus bewertenden und aburteilenden Kunsterstand unseres der Mode unterworfenen „modernen" Zeitalters. Daß es im Gegenteil die inzig mögliche Stellung zum Kunstwerk ist, sich in den Geist seiner Zeit zu versetzen, braucht icht erst bewiesen zu werden.

Beim Händelfest in Halle, das zur Erörterung dieser Probleme erneut Anlaß gab, hatte ıan mit der Aufführung des „Orlando" (1732) diese Fragen glücklich gelöst. Von den Arien var so gut wie nichts gestrichen, nur Ritornelle, da capos und gelegentlich den zweiten Teil er Arien hatte die Bearbeitung Dr Hans Joachim Mosers gekürzt. Man ging aber noch veiter, indem man im Kostüm den Stil der Entstehungszeit recht glücklich zu treffen wußte nd auch die Dekorationen auf einen gewissen Barockcharakter einstellte. Das Stück ist eine auberoper, und Parallelen zur „Zauberflöte" drängen sich nicht nur durch den Namensvetter oroastro des weisen Sarastro auf. Durch einen textlichen Vorwurf, dem für ein größeres ublikum die Sinnhaftigkeit und innere Notwendigkeit abgeht, steht das Werk freilich hinter nderen Opern zurück, die eine Gestalt von hoher sittlicher Prägung (Rodelinde, Ottone) in n Mittelpunkt stellen. Erstaunlich ist die durchschlagende Dramatik, mit der der beginnende ahnsinn des Orlando musikalisch geschildert wird; es gibt da Stellen, die ein Gluck nicht reicht hat. Im Anschluß an oben Gesagtes sei wiederum hervorgehoben, daß Händel alle amatische Charakteristik fast ausschließlich durch den Bau seiner Melodien erreicht, der Melodien, e in der Ästhetik seiner Zeit als alleinige Träger der Affekte galten. Bei der Neubearbeitung ußten die Rollen des Alto und Contr'alto für Tenor und Bariton übertragen werden, was ıtürlich nicht ohne Umlegungen abging. Die Aufführung wurde lediglich von Kräften des allischen Stadttheaters bestritten; wenn ihr auch das Festmäßige fehlte, so war doch der Gemteindruck recht befriedigend.

Das Händelfest gab im übrigen einen Überblick über sämtliche Seiten von Händels Schaffen. or allem hatte man Werke ausgewählt, die man andernorts kaum je antrifft. So hörte man n Oratorien die „Semele" und die „Susanna", also keine der großen Chordramen, sondern erke, in denen eine bis ins feinste seelisch gezeichnete Frauengestalt im Mittelpunkt steht. war, als sollte der oben aufgestellte Satz von dem Dramatiker Händel und der Gefühlsamatik der Arien durch beide bewiesen werden. „Semele" führt in antik-heidnisches Milieu n; für den Musiker ist hier, wie übrigens auch im Orlando, die Verwendung von Tanzformen r Charakterisierung interessant. Echt händelisch ist, wie in der „Susanna" der an sich nicht ıbedenkliche Stoff mit hohem sittlichen Ernste angefaßt wird. Der Text zur „Susanna" gibt nz die Grundlage zur Musik ab, wenn auch den Textdichtern Händels noch immer nicht Gechtigkeit widerfahren ist. Wie meisterlich ist die Einführung der bösen Richter, die hier in viel lderem Lichte erscheinen, durch Dialoge und Monologe, wie sinnig die Ausmalung des amilienglücks Susannas im ersten Akte.

Bruchstücke aus Opern Händels, nämlich Instrumentalsätze aus der „Alcina" (1735) und tarien aus „Tamerlano" (1724) und „Partenope" (1730) brachte Dr Georg Göhler in ıem Symphoniekonzert, das an größeren Werken noch die „Wassermusik" (1717), aber leider n Concerto grosso aufwies. Die Arien waren so feinsinnig ausgewählt, daß jede einen benderen Affekt illustrierte. Eine Solokantate für Baß mit Orchester schlug durch mit ihrer mentaren Tonsprache. Es war ein Abend, an dem Werk und Wiedergabe eins zu sein schienen. ie Dr Göhler sein Orchester vom Flügel aus leitete, und mit fortriß, dafür ist kein Lob zu hoch.

Eine Soprankantate aus der Jugend Händels (1707), die „Lucretia", und deutsche Arien t obligaten Instrumenten bildeten die Kostbarkeiten einer Kammermusik in der Universität.

Daß die Kammerduette, deren eins wiederholt werden mußte, fast vergessen zu sein scheinen, i
doppelt unbegreiflich, wenn man den Mangel an guter Duettliteratur für Sopran und Baß ansieh
Ein Oboentrio, die Gambensonate und Stücke für Cembalo gaben den instrumentalen Rahmen

Althallische Meister, Lehrer und Zeitgenossen Händels ließ ein Kirchenkonzert in der alte Marktkirche zu Gehör kommen. Psalmen von Scheidt und Krieger machten den Einfluß de Organistenstils auf Joh. Seb. Bach deutlich. Von Händel selbst gab es eins der Orgelkonzerte deren sich unsere Organisten endlich mehr annehmen sollten, und ein Anthem.

Die Ausführenden dieser Konzerte können nur summarisch genannt werden: Als Dirigente Alfred Rahlwes, Dr Georg Göhler, Oskar Braun; als Solisten Lotte Leonard, Ros Walter, Frieda Schmidt, Agnes Leydhecker, Marta Adam, Anna Linde, Geor A. Walter, Dr Hans Joachim Moser, Professor Albert Fischer. Den Chor zu den Oratorie stellte die Robert-Franz-Singakademie, das Orchester das Hallische Stadttheater orchester und das Leipziger Philharmonische Orchester.

Gedenken wir noch des geistvollen Festvortrags von Professor Dr Arnold Schering, de die äußere und innere Welt Händels in lebendigen Bildern zeichnete, des Festgottesdienste und der Händel-Ausstellung mit Urkunden, Drucken und Autographen, so ist damit die Reih der Veranstaltungen zu Ende.

Das Händelfest in Halle wird, hoffen wir, das erste von vielen sein. Auch der Gedanke eine neuen Händelgesellschaft, die schwebende Fragen wissenschaftlich zu untersuchen und praktisch Ausgaben zu veranstalten hätte, ist ernsthaft zu prüfen. Händel muß unserer Zeit wiederge wonnen werden, einer Zeit, die aus aller Zersplitterung heraus nach Einheit und Monumentalitä strebt, und der das Ethos eines Händel notwendig wäre.

Dr. Gotthold Frotscher

# Zu unserer Notenbeilage

Immer wachsende Bedeutung beansprucht wieder, auch vom Standpunkt einer Gesamt geschichte der deutschen Musik aus, das Lautenlied. Ist es doch der sichtbare Protes und Selbstschutz der musikdurstigen Laienwelt und der noch natürlich empfindender Künstlerschaft gegen die traurigen Irrwege des die „hohe" Tonkunst immer mehr überziehender Futurismus, Kubismus, Expressionismus, oder wie sonst sich die volksfremd gewordenen Rich tungen der Künstlinge nennen mögen. Aber selbst das Lautenlied zeigt mehrere einander seh ungleiche Äste. Vor allem das Zupfgeigen-Volkslied guter alter Art, wie es die Wandervöge liebevoll pflegen; dann das wenig erquickliche Gitarrencouplet meist parodistischer Art, das aus der Kabarets vielfach in die Salons wandert. Endlich gute neue Kunstlyrik in eigener Vertonung zur Laute, wozu der „Kleine Rosengarten" von Hermann Löns wohl den stärksten Anstoß gegeben hat (ich nenne z. B. die hübschen Lönsmelodien von Martin Frey mit Lautensatz vo Irma Reuter); viel gutes Neues dieser Art hat vor allem der Verlag von Zwißler in Wolfen büttel herausgebracht, in dessen Monatsschrift „Die Laute" man höchst erfreuliche Anregungen und Hinweise findet.

Von solcher neueren volkstümlichen Kunst bieten wir diesmal Proben aus dem Heftchen „Spielmannslieder", der singenden Jugend gewidmet von Paul Steinmüller. Laute nistisch ging dem Dichter-Komponisten Max Drieschner-Prieborn geschickt und unauffällig zu Hand. Die zwölf Stücklein sind bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen. Der Verfasse der vielverbreiteten „Rhapsodien" schlägt gesunden Volkston an, ohne manieriert zu altertümeln oder allzu individualistische Flicken aufzusetzen; und wenn vielleicht auch nicht jede Numme so völlig geraten ist wie die hier ausgewählten, so wird doch gewiß keine ganz ohne herzliche Freunde bleiben. Wir wünschen dieser anspruchslosen, gut deutschen Kunst Glück auf den Weg

Dr. Hans Joachim Moser



# [T]ürmers Tagebuch

## Alles für die Anleihe —
## [S]e. Majestät das Proletariat — „Nationale Arbeit"

Dieser Tage sind die ersten Reichsbanknoten über 10 000 Mark im Verkehr erschienen — ein Menetekel in Flammenschrift für jeden, der sich erinnert, daß auch in Österreich der jähe Absturz in grundlose Tiefen mit der Ausgabe von Zehntausend-Kronen-Noten begann. Nicht lange [m]ehr, so wird auch unser Wirtschaftsleben wie das unseres Nachbars an der Donau, [w]ie das Polens und Rußlands von Zahlen beherrscht sein, die Tschitscherin mit [k]ühlem Spott als „astronomische" kennzeichnete.

Aber die Anleihe! Sie leuchtet, wenn auch zurzeit noch in Himmelsferne, so doch [h]ellstrahlend wie ein Stern in dunkler Nacht. Sie ist das A und O offiziöser Rat[lo]sigkeit, das Eiapopeia, „mit dem man einlullt, wenn es greint, das Volk, den [g]roßen Lümmel — —" Seitdem die Genua-Konferenz, von der schon keine Men[sc]henseele mehr auf dem weiten Erdenrund spricht, auseinandergegangen, seit die [ö]stliche Fata Morgana des Rapallo-Vertrags so seltsam schnell in der Erinnerung [v]erblaßt ist, beherrscht das Thema der amerikanischen Anleihe das öffentliche Inter[es]se. Das um die vierzehn Wilsonpunkte getäuschte Vertrauen der Besiegten beginnt [w]ieder aufzuleben. Alles für die Anleihe! Wunderlieblich tönt das Zauberwort be[so]nders unsern leitenden Männern in die Ohren, über deren Bekehrung zu [„a]ktiver" Politik noch vor wenigen Wochen selbst weit rechts stehende Leute gut[gl]äubig jubelten. „Die Anleihe," so bemüht sich Graf Reventlow im „Reichswart" [de]n durch Schlagworte umnebelten Verstand der deutschen Bevölkerung aufzuklären, [u]nd gar eine amerikanische, ist das höchste aller denkbaren Gefühle. Ertönt dieses [W]ort, so schweigen alle anderen. Wer sagt: Wir verlieren die Unabhängigkeit und [S]elbständigkeit, ja wir verbriefen freiwillig ihren Verlust für alle absehbare Zeit; [w]ir erhalten andererseits damit keinerlei Garantie gegen spätere Vergewaltigungen, [er]hält die Antwort: Aber wir bekommen die Anleihe, die Anleihe, die Anleihe! [D]iese amerikanische Anleihe ist der deutschen Bevölkerung seit Jahren angepriesen [w]orden als das alleinige, aber auch sicher wirkende Mittel zu Deutschlands Rettung [un]d Wiederaufbau, als der unfehlbare ‚Weg ins Freie'. Nun steht die Anleihe tat[sä]chlich zur praktischen Erörterung und wird Tatsache werden, wenn Frankreich sich [de]n Bedingungen der amerikanischen Finanz fügt, mit anderen Worten, wenn man [de]n Franzosen von angelsächsischer Seite solche ‚Kompensationen' gibt, daß sich die [fr]anzösische Regierung mit den Bedingungen der New Yorker Bankleute einver-

standen erklärt. Eine wichtige und wirksame, wertvolle Kompensation dazu hat ebe
die deutsche Regierung mit ihrer Unterwerfung unter die Finanzkontrolle der s
genannten Reparationskommission gegeben. Damit sie sie gab, hatte vorher He
Poincaré in Bar-le-Duc seine Drohrede gehalten und waren französische Truppe
massen nach dem Rhein befördert worden. Zu demselben Zweck wirkte in Genu
Lloyd George auf die deutschen Delegierten ein, damit sie, in der üblichen Mischun
von Furcht und Hoffnung, veranlaßt würden, das Nötige zu tun und geschehen z
lassen, um Frankreich ‚Kompensationen' zu geben."

An sich wäre, darüber sind wir uns alle einig, gegen eine große auswärtige Anleih
unter entsprechenden Bedingungen nichts einzuwenden. Im Gegenteil, man brauc
sie. Aber: „Etwas ganz anderes ist, wenn die Regierenden eines Volkes bereit sin
für eine solche Anleihe jeden Preis zu zahlen. Das ist nicht nur ein Verbreche
gegen das Volk und dessen Zukunft, sondern auch ein schwerer politischer ta
tischer Fehler, und gar wenn solche Dinge pränumerando gezahlt werden, w
durch die Einräumung des Kontroll- und Aufsichtsrechts in der deutschen Regierung
note an die ‚Reparations'-Kommission. Wenn nun die amerikanische Anleihe nic
zustande kommen sollte, so hätte die deutsche Regierung die deutsche Souveränit
und den Rest deutscher Unabhängigkeit ohne das allergeringste Entgelt prei
gegeben. Kommt sie zustande, so wird die Illusion über den Wert des Erreichte
ein wenig länger dauern. Aber das ist alles!"

* * *

Ganz seltsam mutet das Verhalten der Sozialdemokraten in der Anleihefrag
an. In der Reichstagsbesprechung der Genueser Ergebnisse sagte der frühere Kanzl
und Außenminister, der Sozialist Hermann Müller: Jetzt komme es vor alle
für Deutschland darauf an, das Vertrauen des internationalen Gro
kapitals zu erwerben. — Sage und schreibe: Vor allem! „Das sagt der Führ
der Partei, welche den Kampf gegen das Kapital und den Kapitalismus auf ih
sogenannten Fahnen seit einem halben Jahrhundert schreibt. Wie viele tausend Ma
in seinem Leben mag Herr Hermann Müller in Versammlungen, in Parlamente
und in der Presse wohl geschrien haben: Nieder mit dem Großkapital, nieder m
dem Kapitalismus! Wie viele tausend Male hat er lichtvoll auseinandergesetzt, da
einzig und allein der Sieg der Sozialdemokratie den Kapitalismus besiegen könn
und ihm die Giftzähne ausreißen werde, dem verfluchten Kapitalismus, der de
Arbeiter um die Frucht seiner Arbeit bringe! Und heute verkündet Herr Müll
als Sprecher der ‚Sozialdemokratischen Partei Deutschlands', vor allem komme e
darauf an, sich des Vertrauens des internationalen Großkapitals würdig zu erzeige
damit dieses die Anleihe gewähre. Daß Herrn Müllers und seiner Genossen ta
kräftiger Haß gegen das deutsche Kapital, soweit es in der schaffenden Industri
und in der schaffenden Landwirtschaft verkörpert ist, kräftiger denn je weiterleb
ist natürlich nicht zu bezweifeln. Die Liebe der Genossen gilt nur dem internati
nalen Finanzkapital."

Ein bezeichnender Vorgang: Vor kurzem fand der Stapellauf des Stinnes
Dampfers „Karl Legien" statt; der sozialistische Allgemeine Deutsche G
werkschaftsbund aber, dessen Vorsitzender Karl Legien während dreie

ahrzehnte gewesen ist, lehnte es ab, sich an der Feier zu beteiligen! er frühere Ministerpräsident Stegerwald, der bekanntlich der Führer der christhen Gewerkschaftsbewegung ist, knüpfte an diese Tatsache in der Zeitung „Der eutsche" folgende Bemerkung:

„Jahrzehntelang kämpfte die deutsche Gewerkschaftsbewegung um die Gleicherechtigung der Arbeiter in der mächtigen syndizierten Großindustrie (Hochofenerke, Bergbau, chemische Industrie usw.). Im November 1918 sind es Vertreter eser Industrien gewesen, die den Gewerkschaften die Arbeitsgemeinschaft an- ten und um diesen Gedanken große Kämpfe im Unternehmerlager führten. Die rbeitsgemeinschaft wurde trotz der Widerstände im Unternehmerlager durchgesetzt ıd hat Deutschland vor dem völligen und restlosen Zusammenbruch gerettet. Zum ndenken an diese große Tat in schwerer Stunde erhielt ein Ozeandampfer von tinnes den Namen eines deutschen sozialistischen Arbeiterführers, den Namen eines annes, der dreißig Jahre lang an der Spitze der sozialistischen Gewerkschafts- wegung stand, für diese Gewaltiges geleistet und manche Monate für sie im Gengnis verbracht hat. Es ist dies wohl der erste moderne Dampfer, der mit dem amen eines sozialistischen Arbeiterführers die Weltmeere durchkreuzt. Und kleinhe Epigonen Legiens bringen aus purer Angst vor der Straße nicht den Mut f, aus Anlaß dieses geschichtlich bedeutsamen Aktes dieser Feier beizuwohnen. olche ‚Männer' schimpfen sich Gewerkschafts‚führer'! Mit solchen Männern ll der Wiederaufbau Deutschlands durchgeführt werden. Ist es bei cher Sachlage ein Wunder, wenn ein Stinnes der Welt mehr Achtung und espekt abnötigt, wenn die Welt zu ihm größeres Vertrauen um den wirtschaft- hen Wiederaufbau Deutschlands hat, als zu der gesamten sozialistischen Massen- wegung, die acht Millionen Mitglieder zählen soll?"

In der Tat ein merkwürdiges Schauspiel: auf der einen Seite zeigt sich die deutsche beiterschaft ohne Bedenken bereit, der internationalen Hochfinanz Hekatomben enstaatlicher Rechte darzubringen, und auf der andern Seite trägt eben diese beiterschaft, die aus Mangel an eigenen Ideen sich kläglich vom Weltkapitalismus Schlepptau nehmen läßt, einen Hochmut, eine Überheblichkeit, einen Klassenstolz r Schau, der nachgerade — wenn man das seit der Novemberrevolution Gewollte t dem seither Geleisteten in Vergleich setzt — fast ans Krankhafte grenzt.

* * *

Man braucht nur die Augen aufzutun, Umschau zu halten in den Bezirken des bens, und man wird Schritt für Schritt auf diese eigentümliche Erscheinung stoßen. e ist ja auch leicht zu erklären: Wie hat man die Arbeiterschaft, seitdem sie durch Umwälzung von 1918 zu einem beherrschenden Machtfaktor im Spiel der polihen Kräfte geworden ist, umhudelt, ihren Instinkten geschmeichelt und Weihrauchlken um sie verbreitet. Auch das „Volk" hat ja seine Höflinge, denen es nur zu llig sein Ohr leiht, und das neue Byzanz, das sich in Deutschland aufgetan hat, terscheidet sich nur in den Schattierungen von dem alten. Und der Hofstil, in dem ın heute der Eigenliebe des Proletariats huldigt, ist vielleicht noch um einige

Grade unerträglicher als der, mit dem man im alten Reiche vor Fürstenthron schweifwedelte. Wir wollen uns gar nicht, obwohl es ein lehrreiches Studium wä mit der bombastischen Sprache befassen, zu der die sozialistische Presse jedesm greift, wenn sie sich in „Aufrufen" an die Arbeiterschaft wendet. Der einfache A beiter, der das Nachdenken nicht gewohnt ist, nimmt das hohle Phrasentum sein Presse für bare Münze, er berauscht sich — und wer wollte ihm darob zürnen an der Verherrlichung des Proletariats, er glaubt schließlich ehrlich, daß er, d Arbeiter, allein es sei, der wahrhaft produktive Werte zutage schafft — und jed Gemeinschaftssinn, jeder Sinn dafür, daß schließlich auch er nur ein Teil im groß Organismus des Staatsgetriebes ist, geht ihm mit der Zeit völlig verloren.

Man beachte, um nur ein Gebiet flüchtig zu streifen, die Grundgedanken be spielsweise der neueren Arbeiterpoesie. H. v. Waldeyer-Hartz führt in den „Gren boten" eine ganze Reihe Dichtungen an, die in dem Organ der Gemeinde- un Staatsarbeiter „Die Gewerkschaft" veröffentlicht worden sind und einen tiefen Ei blick in die Vorstellungswelt gewähren, wie sie oben in wenigen Strichen angedeut ist. Der Raum verbietet leider, all die — rein dichterisch keineswegs wertlosen Poesien der Klaar, Schönlank, Toller usw. wiederzugeben. Die ganze unsinni Überheblichkeit des Arbeiterstandes und das widerwärtige Umschmeicheln d Männer von der sogenannten schwieligen Faust kommt schließlich in einer Prol wie der folgenden charakteristisch zum Ausdruck:

### Wir Arbeiter

Wir sind ein groß' gewaltig' Heer
Mit starken straffen Sehnen, mit Fäusten groß und schwer.

Und unser Blut kreist ruh'los wie's Meer
Durch alle Adern dumpf und schwer.

Gleich Zügen auf eisernen Brücken
Die schwersten Lasten auf uns drücken.

Wir haben den singenden Draht um die Erde gelegt,
Durch den sich das Wort wie der Blitz bewegt.

Wir haben den Blitz in den Draht gezwängt,
Wir haben die größten Berge durchsprengt.

Wir haben die Erde durchschürft und durchwühlt,
In Schranken das Meer gelegt, das den Damm bespült.

Wir haben die Meere miteinander verbunden,
Wir haben die Welt überwunden.

Und das Schiff und der große Vogel fliegen durch Wind und Nacht;
Wer anders als wir hat sie euch gemacht? (!)

Wenn euer Geist es zuvor auch ausgedacht,
Unsere schwieligen Hände haben es doch erst gemacht.

Wir haben euch große Paläste gebaut,
Indes saßen wir in Höhlen zusammengestaut.

Wir haben euch Straßen, Kanäle gebaut,
Indessen haben wir am Hungertuch gekaut.

Was wollt ihr, wenn unser starker Arm sich nicht mehr regt?
Das kreisende Rad sich nicht mehr bewegt?

Ja, wir Arbeiter, wir sind doch die Herren der Erde,
Durch uns steigt die Welt zu einem neuen — „Werde!"

Wirkt solcher Klassenhochmut nicht geradezu abstoßend und erinnert er nicht stark n — Cäsarenwahnsinn? Beweist diese Probe nicht, wie alle Tatsachen auf den opf gestellt werden? „Geist und Wissen," bemerkt der Kritiker hierzu, „von anchem Arbeiter so heiß begehrt, gelten nichts, sollen nichts gelten. Nur was die erktätige Faust schafft, bastelt oder zusammenflickt, ankarrt, schippt oder schaufelt, ämmert, feilt und spannt, hat Bedeutung. Nicht der Verstand des Forschers oder er Wagemut des Pioniers auf industriellen Gebieten, weder die aufreibende Arbeit n Dienste des Großkapitals noch die stille, fleißige Tätigkeit der Beamtenschaft erden anerkannt. Nein, der Arbeiter, der in Wahrheit geführte Mensch, t Führer der Menschheit. Nach ihm allein hat sich alles zu richten. Seine edürfnisse regeln das soziale Leben. Es ist der alte Trugschluß, als ob jemals er Körper den Geist beherrschen könne. Aber wir sehen, in der höchst einringlichen, knappen und sich daher leicht einprägenden Form eines kurzen Gedichtes ird dieser Wahngedanke immer wieder großgezüchtet."

Mit der Erfüllung materieller Wünsche und Begierden allein ist es nicht getan: as Proletariat will gekrönt sein.

* * *

In früheren Tagen, als an dieser Stelle der verstorbene Freiherr von Grotthuß – nicht viele aus dem bürgerlichen Lager standen ihm zur Seite — seinen temeramentvollen Kampf gegen Alt-Byzanz führte, schleuderte die „Deutsche Tageseitung" des weiland Dr Örtel den Bannfluch gegen den „Türmer", der „sich ozialistischer selbst als der ‚Vorwärts' gebärde". Heute, wo wir gezwungen sind, em neuen Byzanz den Spiegel vorzuhalten, sind wir den noch um einige Grade eftigeren Schmähungen derer ausgesetzt, die sich zum heut so mächtigen Proleriat zählen. Wir müssen es schon hinnehmen, „reaktionär", „antisozial" und „areiterfeindlich" gescholten zu werden.

Haben wir einen Frontwechsel vollzogen? Wer die nun bald fünfundzwanzig ahresbände des „Türmers" vorurteilslos durchblättert, wird finden, daß unser olitisches Ziel das gleiche geblieben ist, heute wie damals: Die nationale Volksinheit. Wer überparteilich auf dieses Ziel hinstrebt, muß sich schon darüber klar in, daß er niemals aus der „Drecklinie" herauskommen wird. Als im „Tagebuch" 23. Jahrg. Heft 4) gegenüber den Nivellierungsbestrebungen des Proletariats eutlich die Unterschiedlichkeit zwischen diesem und dem besitzlosen Bürgertum geennzeichnet wurde, schrieb ein „Mitglied der sich um Klassenversöhnung bemühen-

den christlichen Gewerkschaften“ dem „Türmer“ einen erbitterten Brief: Der Artik
sei Klassenverhetzung. „Weiß der Verfasser nicht, daß es weite Arbeiterschichten gib
die durchaus nicht Proletarier sein wollen? Die notwendige, wertschaffende geisti
Arbeit durchaus zu schätzen wissen, bei denen von maßloser Verhetzung keine Red
sein kann und die jedem daseinsberechtigten Stande seine Existenzmöglichkeit gönne
und zusammen mit diesen eine deutsche Volksgemeinschaft aufbauen möchten, i
welcher der Begriff ‚Proletarier‘ ausgelöscht sein soll.“ Dieser ehrlich Entrüstet
hatte, wie jeder Vorurteilsfreie wird bezeugen können, den Grundgedanken de
Tagebuchausführungen vollständig mißverstanden. Was aber hat ihm den Blick ve
dunkelt? Der Zorn über die gekränkte Majestät des Proletariats. Ähnliches wide
fuhr uns, als wir auf Grund des amtlichen Materials (Statistik, Ausschußberich
Plenarverhandlungen des Reichstags) an der „Reichspostmisere“ Kritik übten. D
fuhr uns ein Postaushelfer in die Parade, schalt uns Neider, geist- und gemütslos un
riet uns, erst einmal Unterbeamter bei der Post zu werden, um kennen zu lerne
was Arbeit heiße.

Zu guter Letzt hat uns ein Beamtenorgan, „Der Beamtenbund“, bei den Ohre
genommen. Wäre es ihm an einer sachlichen Auseinandersetzung gelegen gewese
so hätte schließlich für beide Teile Ersprießliches sich daraus ergeben können. Abe
der Standesdünkel scheint sich — heute von unten her — bereits tief in die Reihe
der Beamtenschaft hineingefressen zu haben. Wir hatten den Beamtenstreik als das
was er ist, nämlich einen Wahnsinnsakt, bezeichnet, und wir hatten der Beamten
schaft klarzumachen versucht, daß sie doch selbst ein Teil des Staates sei, mithi
nichts Törichteres tun könne, als den Ast abzusägen, auf dem sie sitze. Und es wa
des weiteren davor gewarnt worden, die Besoldungsfrage lediglich vom egozentri
schen Gesichtspunkt aus zu betrachten, sondern zu berücksichtigen, daß einem bank
rotten Staat auch Grenzen für die innere Erfüllungspolitik gezogen sind. Weil wi
uns diese (ach so naheliegenden) ketzerischen Gedanken zu äußern erdreisteten, trif
uns der Bannstrahl. Erstaunlich sei die „Verständnislosigkeit, mit der aus de
Handgelenk über ein volkswirtschaftlich und staatspolitisch so bedeutsames Proble
wie die wirtschaftliche Lage des Beamtentums abgeurteilt wird“. Ja, wenn wi
uns mit dem Problem befaßt hätten, ob diese oder jene Beamtenkategorie z
Klasse V oder Klasse VI gehöre — aber so! Daß wir nun gar nichts davon wisse
wollen, daß ringsumher die Beamten „verhungern“ (woher ist diese Phrase woh
entlehnt?), zeugt von „Gefühllosigkeit, um nicht zu sagen: Gefühlsroheit“. Kur
und gut: „Mit welchem Rechte will sich ein Organ als ‚Monatsschrift für Gemü
und Geist‘ bezeichnen, wenn es in entscheidenden Fragen — und das Beamten-
besoldungsproblem ist eine solche! — sowohl Verständnis und Geist als auch Gemü
vermissen läßt? Wir sind die letzten, die es der Presse verwehren wollen, von ihrem
jeweiligen Standpunkt aus die Beamtenbewegung zu glossieren, im Gegenteil: wi
begrüßen es nur, wenn die uns zunächst bewegenden Fragen in sich immer er-
weiternden Kreisen der Öffentlichkeit zur Erörterung kommen, sei es zustimmend
und befürwortend oder abwägend und zum Bedenken mahnend. Nur gegen jede
Verzerrung und voreingenommene Verächtlichmachung unserer Bestrebungen wer-
den wir uns jetzt wie künftig aufs entschiedenste wehren.“

…Da, Dummkopf, hast du's. Verkriech dich in das dunkelste Mauseloch und überlaß …s Feld denen, die im Tageskampf um ihre engen materiellen Interessen, über … dem Lärm und Staub, der dabei aufwirbelt, der Staatsnotwendigkeiten kaum …hr gedenken.

* * *

…Einer tut's kund dem andern, vielmehr, brüllt es ihm ins Ohr: daß Opfer ge…icht werden müßten. Aber niemand ist geneigt, zu opfern. Wenn mehr guter Wille …f beiden Seiten wäre, dann brauchten wir uns nicht der Losung „Anleihe" mit …ut und Haaren zu verschreiben. Es gäbe daneben noch eine andere Parole: …ationale Arbeit".

…Wohl wächst der Sinn dafür. Jedoch vorderhand erst bei den Führern. Die Ge…rten versagen noch die Gefolgschaft auf diesem freilich dornigen Pfad. Natürlich …nen wir uns nicht an dem eigenen Schopf aus dem Sumpf herausziehen; aber … etwa ein einmütiger Beschluß der deutschen Arbeiterschaft, angesichts der staat…en Notlage eine Stunde am Tage (gegen gute Bezahlung versteht sich) mehr … arbeiten, nicht auch einen heilsamen Einfluß auf den Stand der Mark ausüben …rde? Die Führer der großen Bergarbeiterverbände haben bei den Verhand…gen in Bochum in diesem Sinne auf die Bergarbeiter einzuwirken versucht. Ver…ens! Im Gegenteil: die Not des Vaterlandes, mit dem sie in engster Schicksals…meinschaft verbunden sind, ob sie nun wollen oder nicht, fand keinen Widerhall … ihren verfinsterten Seelen. Mehr Feiertage verlangte man, weniger Arbeitszeit. …d der Gewerkschaftskongreß in Leipzig verharrte auf dem selben reaktionären … ja, ja, reaktionären — Standpunkt: Hände weg vom Achtstundentag. Es sind, …r zweifeln nicht darin, viele Tausende unter den Arbeitern, die gern mehr ar…ten möchten, aber sie wagen nicht, ihre Stimme zu erheben. Denn die Wider…nstigen erweisen sich zugleich stets als die aktiveren. Theoretisch ist das Dogma …m Achtstundentag bereits unterhöhlt. Die Wirtschaftstheoretiker der Sozialdemo…tie haben ihr Votum gegen ihn abgegeben. Aber die Masse hört noch nicht auf sie.

…Und auch auf der anderen Seite sind die Geführten taub, wenn sie um der …lksgemeinschaft willen ein Stück ihres materiellen Besitzstandes drangeben sollen. …s „Hilfswerk der Landwirtschaft" will und will keine feste Gestalt annehmen. …scheinend, so bemerkt das christliche Gewerkschaftsorgan „Der Deutsche", sei es …n Führern des landwirtschaftlichen Hilfswerks trotz ehrlichen Bemühens nicht ge…gen, des individualistischen und egoistischen Geistes, der den größten …il der deutschen Landwirte beherrsche, Herr zu werden. Dem Wollen … Führer stehe das mißtrauische Nichtwollen der deutschen Landwirte gegenüber, …d deshalb drohe der ganze Plan zu scheitern.

…Internationale Anleihe und nationale Arbeit zusammen würden die Rettung …euten.

…Das eine ohne das andere würde den Erfolg auf des Messers Schneide stellen.

…Keines von beiden aber — ist sicherer Ruin.





## Das Kronprinzenbuch

Daß es lebendig und fesselnd ist, dieses Buch des Kronprinzen Wilhelm, wird niemand leugnen, der auch nur einige Proben daraus gelesen hat. Karl Rosner, der schon den „König“ geschrieben, hat sichtend und herausgebend den Verfasser beraten. Ihm ist vermutlich die Kunstform dieser Erinnerungen zu verdanken: Tagebuchblätter aus unmittelbarer Gegenwart wechseln mit erzählendem Rückblick ab, so daß Eintönigkeit vermieden wird. (Nur in der Mitte, wo Betrachtungen oder Eingaben mitgeteilt sind, wird die Einheitlichkeit unterbrochen.) Das Buch sollte in alle großen Kultursprachen übersetzt werden. Sein Stil ist von entwaffnender Offenheit und Natürlichkeit. (Kronprinz Wilhelm, Erinnerungen, aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben von Karl Rosner; Stuttgart, Cotta, 70 *M*.)

Viele hübsche Abschnitte fallen rein künstlerisch durch knappes Charakterisierungs-Vermögen angenehm auf. Eine Reihe von Gestalten zog an dem gesunden, hellen Auge des Kronprinzen vorüber; sie werden mit ein paar Worten in ihrem Verhältnis zum Verfasser gekennzeichnet: Abdul Hamid, Menzel, Bülow, Bethmann (dessen Politik er ablehnt), König Eduard (dessen welterfahrene Zurückhaltung er fein im Gegensatz zum Kaiser zeichnet), Hindenburg, Ludendorff und andere. Und schon auf den ersten Seiten, im Hinblick auf den Zwang der Hofetikette, taucht neben der warmen Liebe zur edlen Mutter etwas wie ein Gegensatz zum Kaiser auf, ohne daß man eigentlich hier oder anderwärts Mangel an Takt feststellen könnte. Der Kronprinz spricht da ebenso natürlich und zwanglos wie sonst.

Es ist etwas Lichtes, Frisches, Unverkünstel
im ganzen liebenswürdigen Werk — und zu
fast zu sehr: wir hätten uns den Vortrags
recht wohl um etliche Schattierungen schw
rer und dunkler vorstellen können.

Hier könnte der Psychologe einsetzen. Es
in diesem hellen und heitren Naturell oh
Zweifel echte Jugendlichkeit, klare, gesun
Jungmännlichkeit, harmlos, ohne jede Sp
von Hinterhältigkeit. Das gehässige Wort v
„Kriegshetzer“ oder das andre vom „Frau
jäger“ gehört in das Gebiet der Verleumdu
Der Kronprinz spricht selber unbefangen v
seinem vielbeanstandeten „Lachen“ (S. 2
In der Tat haben uns ja Photographen da
gewöhnt, ihn nur mit der Mütze auf dem
und mit lachender Miene als jovialen Leutn
oder Reiteroffizier zu schauen. Das gibt
einseitiges Bild. Und doch — und doch:
fehlen in diesem Charakter, wie schon an
deutet, die tragischen Akzente, die du
leren Töne einer besinnlichen Innensch
Etwas von dem Schatten der ungeheu
Zeiten- und Geisteswende hätte doch wohl a
dem ahnungsvollen Gemüt eines künftig
Regierenden lange voraus schon lasten u
seines Lebens Ernst und Inhalt steigern m
sen, ehe die Katastrophe eintrat, wenn er wi
lich in die Seele des Zeitalters hineingelau
hätte. Doch von dem Geisteskampf der Geg
wart um eine Erneuerung unsrer We
anschauung findet man in diesem Erinnerun
werk so gut wie nichts. Von einem Reit
general mag man dies nicht verlangen: v
einem Führenden aber, der das Ganze s
gend überschaut, auch die Innenwelt, m
man es wenigstens andeutungsweise erwart

Insofern hat dieses freundliche und a
schlußreiche Buch, das jeder gute Deutsche les
sollte, kein besondres geistiges Gewicht. Ab

gesunde politische Urteilskraft, die sich viel- in Einzelheiten darin ausspricht, und der menschliche Wert des offenherzig plau- iden Verfassers werden dadurch nicht be- rächtigt.

s mag im Interesse des Umsturzes liegen, alte System zu bemängeln; doch es geht t länger an, daß man die beiden Haupt- er des monarchischen Systems auch als nschen verächtlich macht.

nser Urteil über Kaiser und Kronprinz t sich durch diese und ähnliche Veröffent- ıngen immer mehr. Beide sind sich in einem ıptpunkt nicht unähnlich: im offenherzigen -Ausstrahlen nach außen. Auch hier wird Kaisers vieles und gutes Sprechen er- mt, dem eine gleich entwickelte Gabe eigenden Horchens, besinnlichen Lau- ns, weit und klug vorbereitender Tat leider t entsprach. Und gerade dieser Kaiser soll Weltkrieg vorbereitet haben?!

*

# litik als Kunst

Wer den politischen Tageskampf betrach- tet, der vermißt am allermeisten die ythmik dieses Kampfes. Statt dem Willen Einordnung in das allgemeine Ganze, dem Willen zur Selbstbehauptung inner- der gegebenen Grenzen, findet er allent- en nur den Willen, den Gegner aus Wege zu räumen. Betrachtet man Politik als die Kunst der Gestaltung eines endigen Gesellschaftsorganismus, n ist jeder „Gegner" eigentlich nur ein zenspieler, der ebenso wie sein Partner m beteiligt ist, das Kräftegewoge des ızen lebendig zu erhalten. Ich glaube, von Parteien und in allen Staatsgebilden in dieser Hinsicht stets die folgenschwersten ler begangen worden, am wenigsten noch leicht in England, dessen parlamentarisches üge stets vor Katastrophen gesicherter war, l es — weniger „Kitsch" ist als anderwärts: l es künstlerischer organisiert ist.

Benn „politisch Lied" wirklich so ein „garstig " geworden ist, dann dürfte das nicht zum ısten Teil daran seine Ursache haben, daß man in der Kunst der Politik unfruchtbare, mechanisch wirkende Gepflogenheiten an Stelle des Gehorsams gegen die ewigen Gesetze alles harmonischen Gestaltens setzte.

Ursprünglichkeit ist erstes Erfordernis in jeder Kunst, und auch die Kunst, die aus der ungeordneten „Masse" die „Gesellschaft" bilden will, kann ihrer nicht entraten. Wo aber findet man im Leben der Parteien noch Ursprünglichkeit?? Allüberall trat an ihre Stelle das „Parteiprogramm" als künstlich kombinierter Ersatz. Man weiß im voraus, was man sagen wird, was man sagen darf und was man sagen kann, bevor der Gegenspieler noch das erste Wort gesprochen hat. Und regt sich wirklich einmal, gegen alle harte Zucht parteiischer Gebundenheit, in der Debatte doch der unterdrückte Trieb der Urnatur, dann darf der Mann der Politik gewärtig sein, daß er aus eigener Gefolgschaft ätzende Kritik erhält. Wie aber soll bei einer solchen Mechanisierung der gestaltenden Kräfte jemals Leben in die Gestaltung überströmen?! Wie soll man jemals zum Gefüge kommen, wenn sich die Teile stets in sich allein zu runden streben und niemals willens sind, die Grenzen flüssig zu erhalten, so daß sie bei gegebener Gelegenheit sich ineinanderfügen könnten?! Wie soll das Ganze in organischer Gestaltung keimen, wachsen, blühen und zum Früchtetragen kommen, wenn die Kanäle seiner Lebenskraft sich niemals aneinanderschließen?!

Die menschliche „Gesellschaft" ist nur möglich als ein Organismus gleich dem Körper eines Menschen. Gleichwie der Menschenkörper nur gedeihen kann, wenn stetig Blut zum Herzen fließt, und sich von ihm entfernt, so kann auch der Gesellschaftsorganismus nur gedeihen, wenn zentripetale und zentrifugale Kräfte sich in einem Kreislauf zu erneuern streben. Kein Punkt dieses Kreislaufs ist zu missen. Sobald man einen Teil daraus entfernen will, muß das organische Leben des Ganzen der Vernichtung entgegengehen. In diesem Sinne betrachtet, sind alle politischen Parteien einer Zeit stets aufeinander angewiesen. Wer sie immer weiter zu trennen sucht, weiter als es sein müßte, treibt frevelhaftes Spiel.

Wir sind zu sehr gewohnt, den analytischen Prozeß des Denkens auch im Leben anzuwenden, und so zersplittern wir das Leben, statt es zu erweitern. Ich bin aber der felsenfesten Überzeugung, daß wir niemals zur „Gesundung" kommen können, bevor nicht das Bestreben zur Synthese an die Stelle analytischer Praxis tritt, im Leben der Parteien. Es ist durchaus nicht nötig, daß deshalb die einzelne Partei ihren klar umrissenen Charakter etwa verliert!

Nur so kann Politik zur Kunst der Gesellschaftsbildung werden; und nur als Kunst betrachtet, die das edelste Gebilde zu gestalten hat, kann sie die Menschen unseres notvollen Landes derart ineinanderfügen, daß alle sich zu einem krafterfüllten Ganzen formen.

Jos. Schneiderfranken

*

## Die diesjährige Tagung der Goethegesellschaft

in der Pfingstwoche zu Weimar hat wieder zu würdelosen Auftritten geführt. Es gelingt immer einer winzigen Berliner Minderheit, der eine von vornherein nervöse Stimmung der Mehrheit gegenübersteht, schärfste Erregung hervorzurufen. Das sollte doch wirklich einmal überwunden und abgetan werden. Was war diesmal der Anlaß zur aufschäumenden Erbitterung? Der alte Vorstand sollte von Berlin aus „gereinigt" werden; man wollte ihn mit Männern „auffrischen", die jener Gruppe genehm sind. Dabei geht man nicht von dem doch naheliegenden Gedanken aus, daß ein Vorstand auch arbeiten muß, mitarbeiten im Sinne der Goethegesellschaft, sondern läßt sich durch „klangvolle" — d. h. in der Öffentlichkeit vielgenannte — Namen bestechen (obenan Fürst Bülow). Das ist bezeichnend. Immer nur Wirkung nach außen! Was soll denn etwa ein überlasteter Künstler wie Hans Pfitzner im Vorstand der Goethegesellschaft? Soll er mitberaten über die Finanzierung der Dornburger Schlösser? Über die Essener Millionenerbschaft?

Männer dieser Art gehören, wie ich schon
lange vorschlug, etwa in einen „Ehrenr
nicht in den Vorstand.

Es wird im „Türmer" über den Ausbau
Goethegesellschaft, an deren Spitze nun
heimrat Roethe steht, einmal ausführlich
sprechen sein.

*

F. L

## Die Herrnhuter

feiern in diesem Sommer das zweihund
jährige Bestehen ihrer religiösen Gemeinsch
Diese „Brüdergemeine", eine Gründung
glutvoll frommen Grafen Zinzendorf, ist ü
die ganze Welt verstreut. Deutschland se
zählt in 23 Gemeinden 8800 Mitglieder; Am
rika 32000. Der Sitz der Gesamt-Unität
Herrnhut; daneben sind Niesky, Königsf
und Gnadenfrei bekannte Siedlungen di
„Stillen im Lande", von denen seinerzeit st
religiöse und erzieherische Wirkungen auf
deutsche Seelenleben ausgegangen sind.

Eine außerordentlich hübsche Buchgabe
vielen anmutigen Bildern (auch in Farb
druck) bietet hierüber der Furche-Verlag, B
lin, unter dem Titel „Die Welt der Still
im Lande". Es sind „Bilder aus zwei Ja
hunderten herrnhutischer Geschichte und brü
rischen Lebens", herausgegeben von S. B
dert und Th. Steinmann. Wie ein Idyll mu
uns diese friedliche Welt an, gerade im
frieden der Gegenwart.

Interessieren wird in diesem Zusamm
hang, daß Herm. Anders Krüger, der V
fasser des bekannten herrnhutischen Rom
„Gottfried Kämpfer", soeben seine Jugen
erinnerungen unter dem Titel „Sohn u
Vater" veröffentlicht (Braunschweig, West
mann). Da pfeift ein scharfer Wind, wie
bei Krügers Naturell nicht anders zu erwart
war; und vom Frieden der Stillen im Lan
ist in dem packend und lebhaft geschrieben
Buche wenig zu spüren.

Über Zinzendorf selbst erhalten wie soeb
aus dem obengenannten Furche-Verlag
Buch von Friedrich Adolf Voigt „Zi
zendorfs Sendung", das über die Fü
der von Herrnhut ausgehenden religiösen A
regungen Licht verbreitet. Wir könnten heu
ein gut Teil von dieser Gemütskraft wiederu
brauchen.

*

# ɔſt und Weſt

Ein wenig Statiſtik iſt manchmal eine eindringlichere Sprache als langatmige Ausıanderſetzung. So ſehr man den deutſchſſiſchen Vertrag als etwas wie eine Tat zu ıpfinden geneigt iſt, man vergißt zu leicht, ɛlcher Geiſt aus dem Oſten auf Flügeln s Vertrags einziehen kann. Im bolſcheſtiſchen Rußland iſt zwar die gerichtliche ɔdesſtrafe „abgeſchafft". Der Begriff einer rafe, die Einrichtung von Anſchuldigung, chter, Verteidigung, Zeugen, Verurteilung v. iſt erledigt. Aber an ihre Stelle iſt ein derer Begriff getreten: „Beſeitigung auf m Wege proletariſcher Diktatur". Was ißt das? Ohne Richter, ohne Beſchuldigung, ne Staatsanwalt, ohne Zeugen, ohne offille Verurteilung werden die „Feinde des oletariats" im geheimen „beſeitigt". Sie ɔen namenlos zugrunde; ohne bekannte ärtyrer zu ſchaffen, wütet der politiſche rror in den ruſſiſchen Ländern. Nur Zahlen d es, die reden. Und die Sowjetregierung zyniſch genug, dieſe Zahlen öffentlich kanntzugeben.

Laut offiziellen Liſten der Sowjetregierung d während ihrer Herrſchaft, d. h. vom 7. Nonber 1917 an, auf ihren Befehl hingerichtet rden: 1. Von der Geiſtlichkeit: Geiſtliche 15, Biſchöfe 28; 2. Profeſſoren und hrer 6775; 3. Ärzte und Aſſiſtenten 8800; Offiziere 54 650; 5. Soldaten 260 000; Gendarmerie- und Polizeioffiziere 500; 7. Gendarmen und Schutzleute 500; 8. Gutsbeſitzer 12 950; 9. Angeige der Intelligenz 355 250; 10. Arter 192 950; 11. Bauern 815 100; zuımen 1 766 118 Perſonen.

lſo: 1 766 188 Bluturteile! Das ſind chtbare Zahlen, nicht wahr? Man ſagt, der lſchewismus als Experiment ſei abgetan. r — die Führer ſind geblieben.

Das droht von Oſten her. Und im Weſten? ſteht Frankreich: bis an die Zähne beffnet. Der Berichterſtatter der franzöſin Kammer gab beim Voranſchlag des egsminiſters folgende Zuſammenſtellung heute unter den Fahnen ſtehenden franzöſiſchen Streitkräfte: Inland 398 917 Mann, Algerien, Tuneſien und China 63 533 Mann, Marokko 85 951 Mann, Beſatzungskorps von Konſtantinopel 6926 Mann, Levante 50 000 Mann, außerordentliche Miſſionen 450 Mann, Saarland 7765 Mann, Rheinland 86 959 Mann, Abſtimmungsgebiete 760 Mann, Kontrollkommiſſion 465 Mann, insgeſamt 797 679 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Dabei ſind der Rekrutenjahrgang der Feldarmee von etwa 250 000 Mann, der Rekrutenjahrgang der Kolonialtruppen mit etwa 30 000 Mann und ferner die Hilfstruppen aus Marokko, Anam und anderen Gebieten nicht eingerechnet. Frankreich unterhält demnach nach eigenen Angaben ein ſtehendes Heer von gut einer Million aktiver Soldaten, das heißt heute, im Zeichen des Völkerbundes, zweimal mehr als Deutſchland am 30. Juli 1914 unterhalten hat, und zehnmal mehr, als Deutſchland heute unterhalten darf.

Das iſt alſo der Weltfrieden!

*

# Verſailler Schmachvertrag und deutſche Gleichgültigkeit

Man ſoll Berlin nicht bedingungslos verurteilen. Es muß ihm für jetzt und ſpäter hoch angerechnet werden, daß in ſeinen Mauern große Verbände am Werke ſind, die mit der Aufrollung der Kriegsſchuldfrage als einem Problem der geſchändeten Weltmoral die undankbare und mühevolle Arbeit verbinden, dem „aufgeklärteſten" Volk der Welt (ſo nennen ſich doch manche Deutſche gern?) die Kenntnis und den Begriff der Tragweite des Verſailler Diktates einzuhämmern. Nichts ſpricht bei den fremden Völkern ſtärker gegen den Deutſchen und ſeine heutigen Staatslenker als die beſchämende Tatſache, daß er den grauſamſten, verlogenſten und höhniſchſten aller Gewaltverträge, der einem in heroiſchem Kampfe ohne Feindes volles Verdienſt tragiſch unterlegenen Volke aufgezwungen wurde, mit einer Gleichgültigkeit und Unkenntnis gegenüberſteht, die fremden Untertanen unbegreiflich und verächtlich erſcheint; die ſie in der

Überzeugung bestärkt, das deutsche Volk verdiene schließlich keinen besseren Frieden.

Berlin aber ist es, das die erste Ausstellung veranstaltet hat, in der anschaulich und erschütternd in Tabellen, symbolischen Films und vergleichenden Wandkarten dem Unkundigen zu Gemüte geführt wird, was jedem einzelnen Deutschen jetzt und für spätere Geschlechter der Friede von Versailles antut, wenn er nicht die Einsicht und Kraft findet, sich einmütig zusammenzuschließen und die gesittete Welt unaufhörlich anzurufen, an die Wiederherstellung der Ehre aller Nationen zu denken, die bewußt oder mittelbar dies Höllenpergament verschuldet haben.

Die Auswirkung dieser Ausstellung wird erst allmählich erfolgen, falls nicht eine ganze Anzahl derselben Zusammenstellungen gleichzeitig im Reiche die Pforten öffnet. Auch dann ist nur mit einer beschränkten Anzahl von Besuchern zu rechnen, die nicht durchweg Zeit und geistige Spannkraft genug aufzubringen vermögen, um ein Gesamtbild zu gewinnen, das sich im einzelnen hinterdrein erst auswirkt und nachhält. Immerhin! Es ist ein Anfang von höchst segensreicher Bedeutung gemacht. Folgen die Schulverwaltungen der einzelnen Länder dem Beispiel des mutigen Schwabenlandes, das seiner schulentlassenen Jugend in einem schmalen — ach so zentnerschweren und düsteren — Heft die Hauptabschnitte des sogenannten Friedensvertrages, der deutschen Kriegsentschädigungen, Gebiets- und Volksverluste zur Belehrung mit ins Leben gibt, dann sind wir auf gutem Wege, wenngleich von einer Hauptwirkung erst dann zu reden ist, wenn in allen Fabriksälen, Handelsbetrieben, Warenhäusern und dergleichen die Aufklärungshefte oder gerahmte Kartons mit den schlimmsten Bedingungen und beredtesten Zahlentabellen heimisch wären; heimisch vor allem in Herzen und Köpfen der in solchen Sälen, Stuben und Räumen tätigen Kopf- und Handarbeiter; also der unmittelbar betroffenen Opfer.

Von der jetzigen Staatsregierung ist dies nicht zu erwarten. Sonst hätte sie schon lange gehandelt. Auch hier muß das Volk sich selber helfen.

Die „Liga für deutsche Kultur" ist die V- anstalterin dieser Versailles-Ausstellung, de Eröffnung mehr Entente-Leute als Einh- mische sah. Die Feindbundleute wissen die B- deutung solcher Veranstaltung besser ein- schätzen, als ahnungslose Deutsche, von der nur der fünfte Erwachsene eine bescheid Ahnung hat, welches Folterinstrument Sa durch seine Unterteufel Wilson, Clemence Lloyd George ersonnen hat, um ein groß törichtes Volk dem langsamen Verderb preiszugeben, falls gute Gewalten dieses V nicht bald zur Genesung führen.

Hans Schoenfeld

*

## Prager Stimmungsbildchen

Wir lesen in den „Münchner Neuest Nachrichten" folgende tiefernste M teilung:

„Für die französischen Militärs, ihre Frau und Kinder ist nach Prag auch ein franz sischer Geistlicher berufen worden, der u ter anderen geistlichen Obliegenheiten den n französisch Sprechenden die Beichte abnimm Vor einigen Tagen kam zu ihm in den Beich stuhl in der Kirche der Kreuzherren, unt denen viele Deutsche aus dem Egerland si befinden und wo deutsche Beichtkinder deuts die Vergebung erhalten, eine deutsche Fra in dem Glauben, daß wie stets in dem Beich stuhl ein deutscher Beichtvater zu finden s Schon nach den ersten Worten ward sie v dem Franzosen angebrüllt, einer „Boch — so schrie er in gebrochenem Deutsch - werde er nicht die Beichte abnehmen. D Erschrockene verließ weinend Beichtstuhl u Kirche."

Immer und immer also der alte Haß - sogar im Beichtstuhl und im Prieste mund!

*

## Blutegel

Vom Aufdämmern der Vernunft kan nicht eher die Rede sein, ehe nicht de Wahnsinn der Besatzungsverschwendun ein Ende gemacht wird. Die Rheinlandkommis sion verfügt über 1000 Beamte und Angestellt

owie 100 Kreisdelegierte. Es ist bekannt, daß ie Ansprüche der französischen Militärs und Beamten am ausschweifendsten sind. Greifen vir also einmal als Beispiel einen britischen kreisdelegierten heraus: Die Wohnungseinichtung des Hauptmanns Williamson im leinen Landstädtchen Bergheim hat dem Deutschen Reich einen Kostenaufwand von ige und schreibe 464 116.39 Mark verursacht. Die „Frank. Ztg." ist in der Lage, mit geauen Einzelheiten aufwarten zu können. Man öre:

1 Wohnsalon, Empire-Ausführung in Maagoni mit Bronze zu 30 000 M, Ankleidemmer, Ausführung in feinem Mattlack, beehend aus Wäscheschrank, Garderobenschrank, hiffonniere, verstellbarem Ankleidespiegel, ndem Frisiertisch mit Glasplatte, Frisierssel mit Bezug 16 000 M, 1 weißlackiertes chlafzimmer 11 650 M, 1 Schlafzimmer poert Kirschbaum mit weiß Ahorn zu 55 800 M, Speisezimmer, matt Nußbaum mit weiß horn 43 000 M, 1 Schlafzimmer für Dienstersonal 6400 M.

Auf Deutschlands Kosten schläft Herr Villiamson unter blauseidenem Betthimmel, eist er von echtem Damast und wandelt er f indischen Teppichen. Von unseren Empndungen angesichts eines solchen Schmazertums wollen wir schweigen. Aber was t das französische oder englische Volk in ner Eigenschaft als Gläubigernation davon, ß eine relativ winzige Gruppe sich so maßlos der deutschen Konkursmasse bereichert?

*

## er gemordete Wald

Im Februar hat uns die Entente ihre Quittung vorgelegt über zu lieferndes lz für den Wiederaufbau der zerstörten Gete. Obwohl ja keineswegs wir die Zerstörer ein waren, obwohl schon während des Kries von der deutschen Obersten Heeresleitung mer wieder darauf hingewiesen ward, wie sinnig die Feinde, besonders die Engländer, ch das Gelände zerstörten, das weit außerb der Kampfzone lag: das spielt jetzt alles keine Rolle. Wir sind die Besiegten — und il wir besiegt sind, sind wir die Zerstörer, die für den Schaden aufzukommen haben. Unsere Unterwerfung fand im Strafsystem von Versailles weder Sühne noch Ende, sondern überschüttet uns mit immer neuen Lasten und Leiden. Dafür ist diese neue französische Forderung ein Beweis.

Unsere Forstfachleute sagen uns, daß, wenn wir die Massen von Holz abliefern, etwa zwei Drittel unserer gesamten schlagreifen Waldbestände vernichtet sind.

Wir waren so glücklich, daß der Krieg nicht auf deutschem Boden ausgefochten ward. Jetzt mordet der Friede unsern Wald. Unsere herrlichen Waldeslieder werden Grabgesänge.

Noch vor dem französischen Mordbefehl hab' ich unendlich vielen geschlagenen Wald gesehen. Die Wohnungsindustrie braucht das Holz und die Holzspekulation das Geld. Aber Aufforstungen sah ich noch nicht. Um mich herum hier im Riesengebirge, wo ich im Zillertaler Heim diese Zeilen schreibe, fällt der Wald ringsum, fallen auch all die Eichenalleen, die Rüstern, Platanenbestände. Die Hochwälder der „Herrschaft" sind geschlagen, und weil das ein glänzendes Geschäft gewesen, fangen nun auch die Bauern an, in den kleinen Waldtälern, in jenen unvergleichlich reizvollen „Büschen" ihr Raubwerk zu treiben.

Gemordeter Wald!... Was können wir tun? Hier gibt es nur eine Antwort: Baut neu! Pflanzt neu! Jede Gemeinde errichtet jetzt den Kriegsgefallenen den Denkstein. Wir wollen unsre Brüder ehren. Aber ließe sich nicht diese Ehrung, auf dem Lande ganz besonders, mit der Gabe des Waldes verbinden? Ist die Aufgabe zu groß? Nun, so weiß ich eine schlichtere: Pflanzt Bäume an den Straßen und laßt dann die lebendigen Wege in einer hainartigen Erweiterung in das Dorfbild einmünden! Nur daß wir in unserer deutschen Heimat das Bild des Baumes, sein Rauschen, sein Sonnenspiel, seinen Rastschatten nicht verlieren. Es ist ja sonst die Heimat nicht mehr!

Der gemordete Wald ging übrigens nicht von uns ohne treuen Gruß und liebe Gabe. Hier ringsum in den geschlagenen Revieren war im letzten Jahr, als die Stämme abgefahren, das Kleinholz weggeholt, reges Leben.

Man glaubte, es müsse ganz öde geworden sein, statt dessen ein reges Schaffen in aller Herrgottsfrüh, in Feierabendstunden und über Sonntag. Es geht über die Stubben her. Bei uns im Häuschen wohnt in Notquartier ein Arbeiter. Der arbeitet unten in der Fabrik seine acht Stunden, hat seine 3/4 Stunde hin und wieder zurück zu laufen, aber ist er abends um sechs daheim, geht's gleich wieder los mit Säge und Axt und Keil in den gemordeten Hochwald. Dort hat er für ein paar Mark hundert Stumpen gekauft, und die erobert, erarbeitet er sich jetzt. Das ist ein mühselig Ding, und ich könnt's nicht schaffen. Ihm ist diese Arbeit eine Lust; die Fabrikarbeit langweilt ihn mit ihren ewigen Rotationen — hier aber ist eigene Arbeit, eigenes Wollen, Erfolg und Besitz. Noch im Winter in Mondnächten hat er die letzten Schätze auf dem Schlitten heimgebracht. Während der Zeit aber ist hinter dem Hause eine Holzburg erstanden, ein mächtiger draller Kegel, fein geschichtet, wie sehr sich immer das verknorrte Wurzelwerk dagegen sträubt. Diese Holzburg ist des Arbeiters wahrhafter Schatz, sein Besitz, den ihm niemand nehmen oder bezahlen kann: es kleben vielzuviel Schweißtropfen dran. Er denkt auch gar nicht daran, etwas zu verkaufen. Hier ist **eigene Arbeit** aufgestapelt, und diese Arbeit ist in diesem Stapelholz mit dem Boden verwachsen. In dieser seiner Holzburg hat der Arbeiter ein Stück zu eigen, **das ihm Scholle, Heimat ersetzt und schenkt**, das ihm seinen Wohnsitz lieb und wert macht, weswegen er seine Fabrikarbeit trägt und erträgt und sich — außer ihr — **Lebenslust schafft in der Arbeit.**

Und wie ihm, ist es manchem andern gegangen. Wenn ich durch die Dörfer wandre und überall an den kleinen Hütten der Häusler und Arbeiter die Holzkegel sehe, dann denke ich deiner, du gemordeter Wald!

Hermann Bousset.

*

## Aus der Seele eines Sibiriers

Dieser Sibirier ist ein kernguter Deutscher: ein junger thüringischer Lehrer, der in fest und fromm zusammengehaltener Glut und Kraft vom **Herzen** aus Welt und Menschen erlebt — und mit derselben Herzenskraft auch seine 5jährige schwere sibirische Gefangenschaft verarbeitet hat. Tausende sollten diese losen Blätter des heimgekehrten **Martin Müller** lesen und sich von ihrem stillen Ernst anstecken lassen. Das Büchlein (Rudolstadt, Greifenverlag) ist gewidmet „denen, die dies Leid mit trugen"; aber es geht uns alle an. Noch dulden 5000 reichsdeutsche Gefangene in öst- lichen Gebieten! Noch viele Tausende aus dem ehemals österreichisch-ungarischen Gebiete! Ist es denn möglich?!

Wir haben schon früher im „Türmer" au einen einzelnen Abschnitt, der uns zu Gesich kam, hingewiesen und begnügen uns hier mi einer Probe:

### Herzensunruhe

Ich weiß niemand, der mein Sehnen stillen könnte. Ich finde keine Ruhe. Laufe vor meinem Erdstübchen in die Baracken und weiß, daß ich nur vergrämte Menschen finde.

Will sie heiter und frohen Sinnes machen, doch sie können keinen Frohsinn vertragen in ihren dunklen, dumpfen Behausungen. Möchte mein Sehnen mit ihnen teilen. Aber sie weisen mich heute ab.

Ich tapp' durch tiefen Schnee in meine Höhle, und mir wird's gar so weh ums Herz. Ich denk' der schlichten Leute, mit denen ich die Eismeerjahre teilte, denk' derer Kraft, wie sie das Leid gemeistert, wie Hölle, Tod und Teufel sie dort überwunden haben. Die mit heiligem Ernst draußen auf den Trümmern ihrer Winternachtarbeit die Beethovensche „Heil'ge Nacht" den Sternen des Himmels sangen.

Ihr im Arbeitskittel, die ihr nichts galtet in diesen Jahren — ihr seid allein die Helden dieser Zeit. Nie sah ich größere noch. Ihr gab Beweis, was Deutschsein heißt. In jener Nacht, da hat's sogar der Feind begriffen, die russischen Techniker und Ingenieure, die die Peitsche schwingend über uns standen.

Seht ihr sie noch, wie sie beschämt, den Hunden gleich, beiseite schlichen — und vo drei Tagen nicht wagten, uns unter die Augen zu kommen?

Aber wenn wir bebürdet zur Arbeit schritten, da schlichen sie ans Fenster und spähten verstohlen nach uns aus. Und unter sich nannten sie uns seit jener Nacht: Die stummen, steinernen Germanen.

Nur einen hatten wir unter uns, der einzige, der „gebildet“ sein wollte, Techniker und Unteroffizier war — und der war ein Verräter . .

Mein Sehnen geht nach euch. Ich bin arm geworden, seit sie uns auseinanderrissen. Der deutsche Kraft- und Siegesgeist ist diesen Stätten, die nur Intelligenz in sich bergen, fremd. Ich finde nicht zehne unter ihnen, die euch gleichen.

Wo soll mein Sehnen Ruhe finden? Ich grabe einen letzten Lichtstumpf aus und will mich in ein Buch versenken. Doch: trocken, kalt und tot. Von Greisenhand eines Wissenden geschrieben, dem Weisheit fehlte. Kein Leben, keine Glut. Ich werfe das Buch zur Ecke. Versuch's mit einem nächsten. Ich finde nur das gleiche. Weg mit den Büchern! Zum Teufel! Selber hinaus! Nichts sehen als die weiße Welt mit den Sternenbildern, die am Himmel hängen. Da stundenlang verweilen. Bis das Herz wieder ruhig wird. Dann schnell auf die Bretter. Die Augen schließen und träumend schlummern in dies andre Land.

Im dritten Mond des Jahres 1920. In Tomsk.

*

## Der Gassenton

So lange die Sozialdemokratie einen Ton zuläßt, wie er da neulich wieder gegen den Film „Fridericus Rex“ im „Vorwärts“ zu vernehmen war, hat sie kein inneres Recht auf Führerschaft. Man höre einmal diese Stilprobe!

„Die deutschen Monarchisten haben endlich ihren Film. In den Lichtspieltheatern des Berliner Westens toben fette Schieber beim Anblick des gefilmten Gamaschendrills vor Wonne, lassen den Doorner Deserteur hochleben, brüllen die Wonnegans und klatschen bei jeder Gelegenheit, die das Machwerk bietet, so lange ihre von keiner Arbeit geschwielten Handflächen, bis ihnen der Schweiß über das Gehirn läuft, auf dem sie sitzen. Diese Pöbelexzesse wiederholen sich so regelmäßig, daß die Absicht des ganzen von einem Ungarn aufgezogenen Hohenzollernrummels selbst den Lesern des ‚Lokalanzeigers‘ nicht mehr verborgen sein kann: der Film ‚Fridericus Rex‘ ist ein unverkennbarer Vorstoß gegen die Republik, eine dreiste Provokation der republikanischen Bevölkerung. Die Person des einzigen Hohenzollern, der etwas getaugt hat ... usw.“

Fein, nicht wahr?!

Und dieselben Leute, die gegen den Unfug des „Reigens“ nichts einzuwenden hatten, schreiben jetzt:

„Hier hilft nur, nachdem die sonst überempfindliche Zensur versagt hat, der Boykott! Wir fordern die Arbeiter und Arbeiterblätter auf, nicht nur dafür zu sorgen, daß die Vorführungen dieses monarchistischen Films gemieden werden, wir ermahnen sie, auf die von ihnen abhängigen Theaterbesitzer den stärksten Druck auszuüben, ihre proletarische Kundschaft nicht durch die Zumutung zu reizen, auf die Kugelaugen Fridericus Gebührs und den zum ... Überdruß bekannten Parademarsch blaublütiger Statisten hereinzufallen ...“

Recht so! Haltet die freien Männer der freien Republik fest an der Strippe!

*

## Hans Heinrich Ehrler,

dessen Werke nun in den Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, übergegangen sind — ist ein stellenweise verträumter, Mörike- und Eichendorff-durchtönter, aber doch wieder stark sinnenhafter schwäbischer Poet, in dem sich spinnende Beschaulichkeit, gespanntes Horchen auf Entwicklungstöne, die sich leise zur Melodie verketten, und ein lichtfrisches Naturgefühl zu einer reizvollen Dichterpersönlichkeit zusammenschließen.

Seine „Reise ins Pfarrhaus“ ist ein Werde-Idyll: es widerfährt einem begabten, zum katholischen Priester bestimmten Landjungen innerhalb einer geistlichen Umwelt, deren kraftvoller Mittelpunkt, der Pfarrer von

Waldbuch, jedem Leser unvergessen bleiben wird. Wie dieser erzieherisch hellsichtige, menschlich warme, tieffromme Priester seine Gemeinde in der Hand hat, wie er mit feinem Verständnis und prächtigem Humor zwischen seinen ebenfalls fesselnd geschilderten Amtsbrüdern steht, wie der junge, ihm zum Lateinlernen anvertraute Jakob Meister fast ohne Worte sein Bestes von dieser Persönlichkeit empfängt: das allein ist die Lesung des Buches wert, trotzdem manche Breiten unterlaufen, besonders wo es sich um die „Anfechtungen des Blutes“ handelt, die nun einmal leider in modernen Entwicklungsgeschichten nicht deutlich genug behandelt werden können. Höchst liebevoll ist die Umwelt und das tägliche Kleinleben, sind die Gestalten der behagenspendenden Pfarrersschwester, der „hellen, gütigen“ Frau Mirabel und ihrer Zwillinge hingemalt. Jakob wird übrigens nicht Priester. Und so entbehrt das Buch trotz einer gewissen Selbstverständlichkeit und Geschlossenheit des katholischen Hintergrundes jeder tendenziösen Zuspitzung.

Ehrlers „Briefe vom Land“ liegen in der Linie Hans Rudolf Bartsch und Helene Christaller. Es ist das beliebte Thema vom übersättigten Großstädter, der zur allereinfachsten Natur zurückstrebt, auf dem Dorfe Wurzel schlägt und ungeahnt Kostbares in sich und um sich entdeckt in der neuen Lebenslage. Darüber schreibt er an eine schöne verheiratete Frau in der Stadt, der sein Herz offen liegt und deren kluges und gutes Wort zur Sache gelegentlich angeführt wird. Es entwickelt sich eine Art Monodrama, innerhalb dessen die Seelen sich immer näher kommen und das damit endigt, daß der Briefschreiber die Freundin zu sich hinüberzieht „in das liebe kleine Haus, das überm Dorf drüben freisteht in einem großen Garten am See. Und Kränze lasse ich winden.“ Das Glück will es, daß der Gemahl, ein ganz von seinem Beruf erfüllter ehrgeiziger Rechtsanwalt, dessen Persönlichkeit in den Briefen gelegentlich durchschimmert (sehr geschickt gemacht!), die sich Abwendende mit einer großmütigen Geste in eine neue Ehe entläßt. Und so endet der letzte Brief: „Mit meinem Freund Walt aus den ‚Flegeljahren‘ (Jean Paul) will ich mich hier in diesen Morgen knien und Gott für meine Zukunft danken.“ Möge es so bleiben! sagt der „geneigte Leser“ etwas älteren Datums, den die allzu neuzeitliche Geschwindigkeit des ehelichen Übergangs von Leib und Seele in andere Hände etwas bedenklich macht.

Dann ist da ein Novellenband Ehrlers, der sich nach der ersten Geschichte „Der Hof des Patrizierhauses“ betitelt. Wie ein reifes Mädchen, das sein Schicksal hinter sich hat, die aufkeimende Liebe eines Jungmannes leise in die richtigen Bahnen zu einer Gleichaltrigen hinlenkt, wird sehr anmutig erzählt. Es folgen ein paar phantastisch-musikalische Stücke, die nirgendwo Gegenwartsrecht haben:

„Meine Schuhe müssen fort — und waren doch an Glückes Ort! — Runde Erde, ich habe kein Ziel, — mein Herz, das liegt dort, wohin es fiel — aus hohem Bogen gleich einem Stein — in einen seligen Garten hinein. — Ins Finstre trage ich dein Licht — verlorenes liebes Angesicht!“

Diese Durchwobenheit mit lyrischen Stellen liegt dem Verfasser ganz besonders und trägt den Leser wie eine Welle von einer zeitlosen und merkwürdigen Geschichte in die andre. Wir lesen im „Konzert im Vorfrühling“ einen Brief, in dem ein Ehemann seiner Frau die plötzlich aufgesprossene Liebe zu einem fremden jungen Geschöpf gesteht, die ganz, aber auch ganz von ihm Besitz genommen hat. Und die Verdrängte gesteht ihm Gleiches als längst vergangenes Erlebnis, das sie ihm seinerzeit entsagend und schonend verschwieg. „Du hast jetzt deinen Wohllaut gefunden. Wie tönt dein Brief davon! Denke darum nicht, ich sei ein Opfer ... Eine schöne Klarheit, selbst des Verzichts, in sich gefunden haben, ist auch ein Geschenk.“

Und so weiter mit sehr geschickter, inniger Erzählkunst.

Unter Ehrlers Gedichten sind lyrische Perlen und fein umrissene Bilder.

Urgroßmutter

Sie sitzt in ihrem Stuhl bereit
Im weiten lila Seidenkleid,
Den weißen Täufling auf dem Schoß,
Sie sitzt, ein dünnes Häutlein bloß,
Das leise noch zusammenhält,,
Ein schmal Geripp, das sonst zerfällt.

)och in dem alten Kopfe stehn
;wei Augen, die sich still besehn
)en schweren frischen Erdensproß;
lnd der schaut wieder stumm und groß.
r gibt die Frage ihr zurück —
Ait gleichen Augen und dem gleichen Blick.
A. M.

*

## m 60. Geburtstag Schnitzlers

15. Mai äußerten in der S. Fischerschen uen Rundschau" einige Geistesverwandte „Reigen"-Dichters nach guter alter Gegenheit ihre Glückwünsche.

erhart Hauptmann versichert, Schnitzbesitze einen „Zug, der in Deutschland n ist, Grazie", und hebt hervor: „Es deutsche Grazie, keine französische". rauf er das Wort prägt: „Den Sinn für nitzler besitzen, heißt Kultur ben."

homas Mann enthüllt sich in folgendem enntnis: „Ich bin der wiederkehrenden egenheit froh, Arthur Schnitzler meiner n und immer neuen Bewunderung ersichern. Die Stunden, ich wiederhole es, ich im Theater oder zu Hause im Lesestuhl der Anschauung seiner Werke verbrachte, en solche künstlerischer Geborgenheit, unifelhaftesten Vergnügens, glücklich erhöh-Lebensgefühls. Vollendet österreichisch, ist heute für jene seelische Sphäre in eine ich repräsentative Stellung hineinachsen, wie etwa Hauptmann für das ch. Seine Schöpfungen besitzen allen nelz, alle Geschmackskultur, alle Liebensdigkeiten des Österreichertums; aber ihr besonderes Charakteristikum erscheint eine gewisse Lebensstrenge, die weh — und die wohl eigentlich nicht österhisch ist. Hofmannsthal ist traumhaft in-v, aber er hat nicht dies, und auch Altenhat es nicht. Es mag vom Ärztlichen heren — das Unempfindliche, Unerbittliche. st außerdem erotischer Ernst." ...

ermann Bahrs gemütlich plauschender kwunsch beginnt mit der Frage: „Was nst Du, lieber Arthur, wieviel wird in dert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wieviel von uns allen?" ... Und der alte Schäker antwortet: „Nun, ich vermute: da wird in hundert Jahren wieder jenes Österreich sein, wenn auch vielleicht ein bißchen anders, ein bißchen verrückt, nämlich mehr nach Osten, vielleicht auch unter einer anderen Firma, wahrscheinlich unter einem anderen Namen." ...

Dieses neue Österreich, meint Bahr, wird das Bedürfnis haben, „sich mit Ahnen zu versehen". Und „wenn man dann die Sitten, Denkweisen, Lebensarten des sanften Abendrots, in dem das Österreich der Vorwelt verglomm, durchforscht haben wird, wird man sich an den Künstler halten, der jenes Abendrot von 1890 bis 1920 am reinsten zu spiegeln scheint. Und der, lieber Arthur, bist Du!"

*

## „Unbesiegt"

Von G. M. P. Roose, dem Dichter dieses im besetzten Gebiet verbotenen Romans des deutschen Offiziers im Weltkriege, habe ich kürzlich im „Türmer" eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Schaffens gegeben. Es bleibt mir ein unvergeßliches Erlebnis, als ich neulich in Leipzig den Dichter vor einem literarischen Kreise aus seinem neuesten Werke vortragen hörte. Vom Flüchtling und Verbannten wurde das Buch „Unbesiegt" (erschienen im Sternbücher-Verlag, Leipzig) im Heim zweier deutscher Freunde im letztvergangenen Jahre geschrieben. Das Buch ist ein heißer Dank an Deutschland, ein Dank an das deutsche Heim, an die deutsche Kultur und vor allem an das Heldentum des deutschen Frontheeres. Man muß es gehört haben, in wie tiefbewegten Worten der Dichter seinen Zuhörern dies bekannt hat. „Ein Volk, das seine Helden nicht ehrt, ist nicht wert, daß es lebt!" Das ist die große Mahnung, die dieses Buch verkündet; ihretwegen (beschämend genug für uns Deutsche!) ist es überhaupt geschrieben worden.

Wir haben zurzeit in Deutschland wahrlich genug an verneinender und zersetzender Kunst und Dichtung und wollen dankbar sein für solche Dichter, die in aufbauender und tapfer

bejahender Arbeit den Grund zu einer künftigen Wiedererstehung und Größe unseres Vaterlandes errichten helfen. Der Flügelschlag des Zeitgeistes der deutschen Erhebung rauscht durch die Seiten dieses Romans, der inmitten der Flut literarischer Neuerscheinungen infolge seines hohen begeisternden vaterländischen Gehalts und seiner aufrüttelnden Ehrlichkeit und Mahnung an das Gewissen aller noch ehrlich empfindenden Deutschen seinen Platz behaupten wird. Rooses „Unbesiegt" gehört in das Haus jedes guten Deutschen; aus diesem Buch sollen die Eltern der Jugend stille Kräfte spenden; hier soll die Jugend, der dieses hochgemute Lied zum Preise des deutschen Heldentums gewidmet ist, das echte Spiegelbild unsres Wesens und unsrer Kraft über allen Jammer und alle Niedrigkeit der Zeit hinweg erblicken.

Das Werk ist seinem Gesamtinhalt nach als ein beseeltes Bekenntnis- und Gesinnungsbuch anzusehen, in das eine Begeisterung weckende und dankglühende Seele ihr Tiefstes und Heiligstes hineinlegte. Für einen breiteren Leserkreis wäre eine straffere Führung der Handlung und Glättung des Stils erwünscht gewesen. Nicht immer glücklich treten die oft sehr breit angelegten Reflexionen hervor. Denn dies ist ein besonderes Kennzeichen des Buches: kein Roman in der üblichen Form, sondern ein Schwelgen in schwärmerischem Verehren, Philosophieren, Gestalten von Aphorismen, breit angelegten Briefen und Gesprächen und glutvollen Schilderungen der ostpreußischen Landschaft. Das mag mancher Leser störend empfinden; aber dennoch verdient es unsre Empfehlung. Wollen wir unserer reiferen Jugend die Frage beantworten: „Was war und ist deutsch?" so reichen wir ihr dieses Werk, aus dem wir folgende edle Gedankenprägungen folgen lassen:

„Das Menschenleben hat zwei Gipfel: die Freundschaft und die Liebe! Es sind auch zwei Kräfte. Es ist Lebenskraft in ihrer höchsten Ausprägung ... Sie sind geheimnisvoll wie das Leben selbst ... Und stark wie das uralte, unverwüstliche Leben ... Sie können alles glauben! ... Sie wirken das Wunder! ... Sie können Ideale finden! ... Für die Ideale das höchste Opfer bringen!"

„Ich glaube keinem Menschen, der auf m
zukommt mit den Worten von internationa
Liebe, und der die Menschen in seinem eigen
Vaterlande hassen kann! Ein Lügner ist d
Ein Betrüger!"

„Ein Volk, das seine Helden vergißt, ist ni
wert, daß es lebt! Ein Volk, das seine Held
beschimpft, soll von der Erde verschwind
Es ist ein Greuel vor Gottes Augen!"

Dr. Paul Bülow

*

# Ein Schumann-Roman

„Herzen und Masken" heißt das e
Buch eines Robert-Schumann-Roma
von Kurt Arnold Findeisen (Verlag v
Grethlein & Co., Leipzig und Zürich).

Dieser Roman nimmt in der beträchtlic
Zahl der Werke, die dem Andenken ei
großen Künstlers, sei er nun Dichter, Musi
oder Bildner, gewidmet sind, einen ho
Rang ein. Denn der Verfasser, der als Lyri
besonders von R. Schumanns „Kinderszene
einen guten Namen hat, ist als Zwickauer,
der Geburtsstadt Robert Schumanns,
wissermaßen im Geiste und der Musik die
Meisters großgezogen worden; und somit w
alles, was zu dem Helden Beziehungen h
zur Musik. Die äußere Haupthandlung
Findeisen das leidenschaftliche, erschütter
Ringen des Tondichters um Klara, seine
klavierspielendes Wunderkind erblühende
gendgeliebte, die Tochter des Leipziger K
vierpädagogen Friedrich Wieck, um ihr Gl
der Kampf der liebenden Herzen gegen
Masken und Schatten des Lebens, die sich
beiden hemmend entgegenstellen. Einige die
Maskenspiel des Lebens veranschauliche
Stellen aus Jean Pauls, des vergötter
Lieblings Robert Schumanns, „Larventa
(63. Kapitel seines Romans „Flegeljahr
führen sehr lebendig in des Verfassers eigen
Roman „voll Musik, Romantik und Lie
hinein, in „Wahrheit und Dichtung", wie
beide auch in der Nachzeichnung des Leb
unsres phantasiebeschwingten Tonkünstl
durchdringen.

Für den Kenner des Lebens, der Tonwe
der Schriften, der Briefe R. Schumanns,

Klaras ist solche Darstellung höchst reiz- und des Verfassers Belesenheit entwaff- auch die Kritik, die geschichtliche Nach- ung der Einzelheiten, regt vielmehr die welt zu eigenem Befassen mit diesen so aus fesselnden und trotz der fünf Auflagen Schriften über Musik und Musiker noch t genügend bekannten Quellen zur Er- tnis des Tondichters an. Besonders dan- wert ist der Abdruck der Stelle aus des ialen — Schumann nächst Jean Paul wohl verwandtesten Romantikers — E. T. A. ffmanns Geschichten über den Kapell- ster Kreisler, S. 207, eine Stelle, die dem ahnsinn" des Kapellmeisters Kreisler die te, vertiefende Deutung gibt, was in em hundertjährigen Todesgedenkjahre des öpfers der „Undine" († 25. Juni 1822) onders hervorgehoben zu werden verdient. Für den älteren Leipziger (in Schumanns ntastischer Ausdrucksweise „Firlenzer") Le- wird außerdem ein eigenartig fesselndes turbild entworfen, das von dem Zwickauer rfasser mit erstaunlicher Naturtreue gemalt Gleich die Schilderung einer der berühmten affeebaum"-Sitzungen der Firlenzer „Da- sbündlerschaft" mit dem „Ur-Kreisler"- pellmeister Ludwig Böhmer eröffnet hin- zend diesen mit Herzblut geschriebenen man, in dessen Ausdrucksweise freilich man- lei „moderne Wortkunst" in Kauf zu neh- n ist, die sich mit Jean Pauls Hoch-Stil hl nicht rechtfertigen läßt, dessen „Flegel- re" Robert Schumann „fünfmal zum min- ten in einem Zuge ausgefühlt hatte".

Prof. Dr. Arthur Prüfer

*

## Werfel und sein Spiegelmensch

Der Lyriker Franz Werfel, einer der vielen Überschätzten, stammt aus Prag. n darf die Energie, mit der er Ghetto- angsale zu überwinden und zu klären ht, sachlich bewundern. Mit seiner lyrischen mmlung „Weltfreund" (1911) hat er Auf- rksamkeit erregt. Es ist in ihm ein Ringen, irschen, Jauchzen, ein Wechsel von Demut, unst, Lebensangst, Übermut, eine flim- rnde Freude an der Buntheit der Welt — d aus all dem Worteschwall ringt sich oft ein schöner Grundton los: das Gelübde, gut sein zu wollen, das Verständnis für Mitleid und Güte. „O Erde, Abend, Glück, auf der Welt zu sein! ... Tausend gute Taten will ich tun!" Dieser ethische Drang verbindet sich mit sprachlicher Beweglichkeit, mit hymnischem Übermaß. (Man findet eine Auswahl seiner Lyrik im Verlag Kurt Wolff, München.) Da haben Whitman, Verhaeren, und in den dramatischen Bildern „Der Spiegelmensch" (München, Kurt Wolff, 1920) neben dem selbstverständlichen „Faust" auch Karl Spitteler Pate gestanden. In dieser Unruhe, in diesem Vielzuviel der Worte steckt schon — eben der Spiegelmensch: der Mensch des unruhig schimmernden Scheins, der die Herausgestaltung des plastischen Edelmenschen nicht gestattet.

„Unruh' des Manns,
Der ohne Gegenwart zur Ferne süchtet,
Von einem Spiegelbild zum andren flüchtet
Im Lügentanz!"

Ein Typus also!

Wohltuend berührt, wie gesagt, das Ringen um Reinheit, die Freude an Menschengüte, das Mitleid mit den Leiden niederen Volkes (z. B. im Gedicht von dem Dienstmädchen, das die Schüssel fallen ließ). Wie jubelt es von innen heraus in dem wirklich schön einsetzenden Gedicht: „Herz, frohlocke! Eine gute Tat habe ich getan. Nun bin ich nicht mehr einsam. Ein Mensch lebt, es lebt ein Mensch, dem die Augen sich feuchten, denkt er an mich. Herz, frohlocke: es lebt ein Mensch! Nicht mehr, nein, nicht mehr bin ich einsam, denn ich habe eine gute Tat getan. Frohlocke, Herz! Nun haben die seufzenden Tage ein Ende"... Man beachte die psychologisch so wahre Verbindung von Güte und Nicht-mehr-Einsamkeit: da ja reinmenschliche Güte in der Tat am innigsten die Menschen miteinander verbindet. Derartiger Drang nach Aufhebung des unerlösten Zustandes zieht sich durch das ganze Schaffen Werfels, für den sogar sein alttestamentarischer Gott einsam hinter der Mauer des Paradieses sitzt und „weinend" auf Erlösung durch den wiederkehrenden Menschen wartet.

Daneben aber ist eine Art Wollust im Ausmalen des Häßlichen oder banaler Einzelheiten der Materie festzustellen, worin sich denn doch

der unausgeglichene Zustand des begabten Dichters übel bekundet. Schon die Art der Werfelschen „Demut“ behagt uns nicht. Da ist etwa ein „dicker Herr“, der offiziell empfangend vor der Erzherzogin steht, „traurig und gebückt“: „Da wußten sie, daß sie einander müßten quälen“ —

„Und als der Empfang zu Ende, sagte ich mir: Gott sei Dank,
Daß es zu keinem Skandal kam und das Paar nicht auf die Knie sank,
Die Hände hob, abbittend Müh' und Trübsal, die eins dem andren schuf,
Da doch Einanderfreudemachen schönster Menschenberuf.“

Mit dem Freudemachen sind wir einverstanden, auch mit der echten Demut; aber sie darf denn doch nicht in staubsuchende Demut entarten, die dann wieder in händefuchtelnden Überschwang und maßlose Geschmacklosigkeit zurückschnellt. Ein Gedicht wie „Jesus und der Äserweg“, von den Literaten gelobt, ist schlechthin abscheulich, sinnwidrig, pervers. Jesus geht durch gräßlich ausgemaltes Aas, worin sich die Jünger „vor uferloser Angst erbrachen“.

„Der Heiland aber hob sich auf und schrie
Und schrie zum Himmel, rasend (!) ohne Ende“ —

und was schreit dieser angebliche Heiland?

„Ich nannt' mich Liebe, und nun packt mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichsten Gesetze.
Ach, ich bin eitler (!) als die kleinste Metze (!)
Und schnöder bin ich als der letzte Gauch (!)“...

Und was tut er? „Er neigte wild (!) sich nieder“ —.

„Er aber füllte seine Haare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen hundert Leichen,
Von seiner Schulter Ratt' und Fledermaus“ —

— durch solche Scheußlichkeiten soll uns die Liebe des Heilands veranschaulicht werden! Liebe zu den Abfallsprodukten — nicht etwa zur unsterblichen menschlichen Seele! Dieses Ungedicht schließt mit dem W „Riesenwind“ (worin sich Gottes Taube „ geistert“ wiegt). Ja, ein Riesenwind — unglaublicher Verblüffungsversuch!

Auch sprachlich findet man, bei aller Fäh keit des Dichters zu Redeschwung und R seligkeit (auch der „Spiegelmensch“ bew bedeutende Reimgewandtheit), an allen End höchst verrenkte Sätze. Man nehme folgen Bild gleich zu Beginn seines Gedichts:

„Schöpfe du, trage du, halte
Tausend Gewässer des Lächelns in dei Hand“ —

— wie geschieht das, Werfel? Und dann fort weiter:

„Lächeln, selige Feuchte ist ausgespan
All übers Antlitz.
Lächeln ist keine Falte,
Lächeln ist Wesen vom Licht.
Durch die Räume bricht Licht, doch ist noch nicht.
Nicht die Sonne ist Licht“ — —

— du lieber Himmel, soviel Wortschwall brau der Dichter, um dann den einfachen u schönen Gedanken zu äußern: „Erst i Menschengesicht wird das Licht als Läche geboren“.

Man könnte ein Bündel von Verzerrunge Scheingedanken, sprachlichen Geschmacklosi keiten oder mißglückten Bildern zusamme stellen. Der Dichter möchte sich zum Bilde fo men, zur ruhigen Plastik: aber sein äuße beweglicher Spiegelmensch, der andre i ihm, läßt ihm keine Ruhe. Das ist der Si seiner glänzend einsetzenden, später matte nicht dramatischen, doch belebten Bilderfol „Der Spiegelmensch“, worin der Held Tham um Aufnahme in die Meisterschaft ringt.

„Denn hinter dir versank die Spiegelwel
Die uns die Fratze gegenüberstellt“ —

Die Fratze! Da steht es, in ein Wort z sammengefaßt, was hier immer wieder a Gefahr droht. Es ist nicht nur der Einzelmen Werfel, der sie überwinden muß.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers“ Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlich Teil einschließlich „Türmers Tagebuch“: Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.




Romanze — A. v. Volborth

Beilage zum Türmer



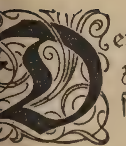

# Der Türmer

erausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
egründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. | August 1922 | Heft 11

# Im Banne der elsässischen Doppelkultur

## Von Friedrich Lienhard



Der deutschgesinnte Elsässer Adolf Stöber hat einmal, noch unter französischer Herrschaft vor 1870, ein Sonett mit den schönen Zeilen geschlossen:

> „O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
> Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
> Sei zwischen beiden du das Liebesband!“

Desgleichen hat ein anderer elsässischer Poet, Gottlieb Konrad Pfeffel, im Jahre 98 seiner Freundin Oktavie von Berckheim folgende „Poetische Gedanken“ zur ermählung gewidmet, anspielend auf den Kongreß von Rastatt:

> „Dort sitzen sie, der Franken Held
> Und Deutschlands Heer von Diplomaten,
> Bemüht, im Namen beider Staaten,
> Zum Heil der ganzen Christenwelt
> Ein Instrument für einen Frieden
> Auf Kind und Kindeskind zu schmieden.

Wer weiß, wie lang das Ding noch geht,
Bis man einander recht versteht,
Bis die Gesandten aller Mächte,
Hier über Titel, Grenzen, Rechte,
Dort über Anspruch und Ersatz
Im Reinen sind! An ihrem Platz
Wüßt' ich schon, was ich machen wollte
Und wette meinen Kopf, man sollte
In wenig Tagen einig sein..." —

— so beginnt er, sehr zeitgemäß auch heute, und gibt dann nach neckischer Fort spinnung sein Versöhnungsmittel an, von der holden Oktavie sprechend, die den Thüringer Friedrich von Stein als Gattin nach Deutschland folgte:

„An eines deutschen Ritters Hand
Zieht sie, umschwebt von Amoretten
Und Grazien mit Rosenketten
Umschlungen, in sein Vaterland.
So löset Hymens Zauberband
Der Diplomatik Zweifelsknoten.
Gesteht, ihr Herren Friedensboten,
Daß dieser Weg den Völkerzwist
Zu schlichten, ungleich kürzer ist
Als eure trägen Konferenzen.
Darum, wenn man euch raten kann,
So rat' ich euren Exzellenzen:
Traut jeden deutschen jungen Mann
Mit einem schönen Kind der Franken,
So wird euch unsre Republik
Und Deutschland bald das süße Glück
Des engsten Friedensbunds verdanken."

In derselben versöhnlichen Gesinnung ist mein elsässischer Roman „Oberlin" gehalten. Der dritte Hauptabschnitt des Buches heißt „Vom Grenzland ins Hoch land". Der Grenzmarkzwiespalt zwischen deutscher Seele und französischer Herrschaf wird in jenem Elsässer dahin gelöst, daß Oberlin den freigebliebenen Weg „nac innen und nach oben" empfiehlt. Freilich waren damals die nationalen Gegensätz noch nicht von der Schärfe des heutigen Zeitalters.

Sobald die Güte, das wechselseitige Verständnis, das Vertrauen von Herz zu Herzen, von Volk zu Volk, von Klasse zu Klasse die führenden Kräfte sind, is die Lebensgemeinschaft vornehm und harmonisch. In diesem Falle sind sich di Menschen eine gegenseitige Bereicherung. Jeder bleibt zwar seinem persönlicher und nationalen Charakter treu und läßt ihn zur edelsten Menschlichkeit ausreifen aber er achtet auch, ja fördert das Wachstum des andern, der sich neben ihm zu entfalten trachtet. Wenn jedoch diese reinen Lebensbeziehungen im Saitenspiel de Herzen gestört sind, so treten Haß und Chaos an die Stelle der fördernden Güte

Wir sind jetzt in einem Zeitalter des Hasses. Ein gewisses Maß von Kampf ode geistiger Reibung wirkt belebend und stählend; jedoch ein Übermaß löst nicht meh

:eizung, sondern geradezu Vergiftung des Organismus aus. In diesem Zustand er Vergiftung befinden wir uns heute.

In unserer wichtigen Grenzmark Elsaß haben wir diese Spannung, ja Vergiftung in noch ganz besonderer Form zu spüren bekommen. Mit meinen Freunden ehe ich auf jenem Standpunkt eines Stöber, Pfeffel, Oberlin; wir schätzen die erzenswarme Arbeit eines Tauler oder die von der Seele ausgehende Kulturelodie der heiligen Odilia, der Schutzpatronin unseres Landes. Der Schreiber eser Zeilen träumte schon in jungen Jahren von einem „Königreich Elsaß“, das mitten der haßvollen Zeit eine Kultursendung zu erfüllen habe, ein vornehmes Brückenideal“ zwischen gegensätzlichen Stimmungen und Nationen: von einem önigreich der Seele, das ein Element reiner Menschlichkeit in den Zeitgeist einezen lasse. Oft habe ich meine elsässischen Landsleute in diesem Sinne als „Edelssen“ angerufen. Und welch größere Aufgabe könnte denn heut' ein Dichter oder enker seiner Harfe zuweisen, als daß sie entgiftend auf den europäischen Zeitist einwirkte?

Selbstverständliche Voraussetzung ist jedoch bei solchem versöhnlichen Ideal die einborene Gewißheit, daß unser Elsaß im wesentlichen deutsches Land ist, wovon reits unsere alemannische Mundart, die wir von Kind an sprechen, unmittelbarste ınde in jedes Ohr ruft. Hätte sich Frankreich ehrlich auf den Boden des Frankfurter iedens vom 10. Mai 1871 gestellt, hätten seine führenden Geister das Revanchegift kämpft oder in edlen Ehrgeiz verwandelt: es wäre wahrlich ein schönes Austauschrhältnis zwischen hüben und drüben zum Heile von ganz Europa möglich gewesen.

Der altelsässische Graf Dürckheim hat am Schluß seiner „Erinnerungen“ (nach m Jahr 1871) das Wort ausgesprochen, das jedem unbefangenen Elsässer Richtnur wurde: „Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem chutz, du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwüchsigkeit ıden, welche die fremden Verhältnisse, lange Angewöhnungen nach und nach erflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem hutz gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!“ Der Graf, ssen Schloß in Fröschweiler steht, hatte unter französischer Verwaltung hohe :ellen innegehabt; aber er erkannte den Zug der Zeit und folgte nicht nur seinem efühl, sondern auch seiner Überzeugung, als er sich zu Deutschland stellte und ıchfolge empfahl. Ebenso schrieb August Schneegans am Schluß seiner „Meoiren“: „Am Tage, da ich für uns alle die Notwendigkeit erkannte, uns auf utschen Boden zu stellen, habe ich mich loyal und ohne Hintergedanken f diesen Boden gestellt“ — und zwar tat er dies nach qualvoll schwerem und ıgem Kampf, wie er ausdrücklich hervorhebt. Das Entscheidende für ihn wie für ürckheim war die Tatsache, daß sie sich „ohne Hintergedanken“ auf den deuten Boden stellten. Dadurch wurde eine sittliche Hauptgefahr vermieden: die dem sässer drohende Gefahr der Tücke, der Verlogenheit, der Doppelzüngigkeit. Nur der Luft absoluter Wahrhaftigkeit kann Gutes gedeihen, kann sich vor allen ngen das gegenseitige Vertrauen entwickeln.

Um die Jahrhundertwende kam aus dem französischen Egoismus herüber eine r bösartige Losung, die alles verdorben hat. Wir klagen Frankreich an. Jene

Welle von Westen wirkte bei uns, unterstützt von wenigen eingeborenen Franzö lingen, sittlich und national geradezu verheerend. Planmäßig wurde Heuchel gezüchtet. Man vergleiche mit Stöbers oder Pfeffels reiner Gesinnung irgen einen Satz aus einer dieser französischen Hetzzeitschriften, etwa aus den „March de l'Est“ (II, 483): „Wenn alle Ostmarken in gleicher Weise fühlen werden, d Deutschland ihr wahrer Feind ist, werden unsere Ideen einen großen Schr vorwärts gemacht haben, und der Widerstand könnte sich organisieren.“ Di war der Gesichtspunkt, unter dem man seit der Jahrhundertwende vorging: Deuts land ist der „wahre Feind“. Aber diese Feindschaft mußte sich maskieren. Und sprach ein Mitglied der französischen Akademie (Barrès im „Gaulois“) das Wo „Die Abgeordneten Elsaß-Lothringens sind Heuchler; sie stellen sich im Reichst zahm und hüten doch den heiligen Deutschenhaß im Herzen. Ehre diesen klug Männern!“ Zu den „Ostmarken“ zählte man auch Elsaß-Lothringen. Die T sache steht fest, daß der deutsche Reichstagsabgeordnete Wetterlé in Frankre Hetzreden hielt — und gleichwohl in den Reichstag zurückkehren durfte! In welche anderen Lande wäre solche politische Niedertracht — und wo ein gleich schamlo Verhalten wie das jenes Abgeordneten möglich gewesen?!

Der Rachegedanke wurde also — unter allerlei Masken und Deckworten — Elsaß neu belebt. Es kam nach und nach in der ganzen Kulturwelt die Meinung ho Elsaß-Lothringen litte unter „deutschem Joch“ und seufzte nach „Befreiung“ du das „mütterliche Frankreich“. Man arbeitete einerseits mit der Forderung d „Doppelkultur“, andrerseits mit den Schlagworten „Militarismus“, „Imperiali mus“, „Alldeutschtum“. Unter dem tyrannischen Druck einer Militärpartei wer alles freiheitliche Volksempfinden in Deutschland und im Elsaß niedergehalten; u von der Eroberungssucht der Pangermanisten sei die ganze Welt bedroht. Di waren zwar grelle Lügen; jedoch Lüge und Verleumdung, geschickt gehandha täglich wiederholt, durch Anschauungsmaterial unterstützt (Postkarten, Bilder, Ze schriften, Romane) mußten sich ja wohl endlich den Gehirnen einprägen. Zusamme stöße wie der „Fall Zabern“ oder „Grafenstaden“ wurden aufgebauscht und weidli ausgenutzt. Die politische Welt, Frankreichs Presse obenan, zitterte vor Empöru über die „Schandtaten deutscher Militaristen.“ Diese Tonart wurde von der deutsch Linkspresse unterstützt; der Hauptхetzer im Fall Zabern war ein dort hausend Winkelskribent aus — Sachsen. In den Lesebüchern der französischen Schul — wie uns das neulich Bruno Stehle in den „Süddeutschen Monatsheften“ m zahlreichen Beispielen belegt hat — wurde der nationale Haß bewußt gepfle Die Bewegung des „Nationalismus“, unter Führung von Maurice Barrès, nah einen starken Aufschwung. Diese Strömung wirkte über die Berge herüber u verdichtete sich im Elsaß zu der vorhin erwähnten Forderung der sogenannt „Doppelkultur“. Angeblich wollte man den französischen Teil elsässischer Tr dition zu gerechter Geltung bringen und empfahl bis in die Volksschule hinein au den französischen Unterricht. In Wahrheit bezweckte diese zielbewußte kleine Grupp immer unterstützt von dem deutschen Zug nach Links, die Schwächung d national-deutschen Empfindens im Elsaß.

Wir wenigen, die etlichermaßen Einblick hatten in die Wühlereien und in d

ꝛzte Ziel der Welschlinge, wurden als reaktionäre Spießbürger verächtlich gemacht. nd eingewanderte deutsche Volksgenossen haben den Franzosen und Französ-ngen geholfen, unser Elsaß zu unterminieren.

Es ist ein typisch deutsches Verhalten.

* * *

Um die Mitte der achtziger Jahre, zur Zeit der drohend anwachsenden Boulanger-rise, hatten wir unterelsässischen Studenten uns bereits rückhaltlos für Anschluß ı deutsche Kultur entschieden. Schon damals galt für uns, was ich einmal weit äter, in hochgespannter Zeit, in einem Straßburger Vortrag über deutschen dealismus wörtlich aussprach (20. Nov. 1910): „Vielleicht erwarten manche von hnen, daß ich heute abend in die Erörterung über die elsässische Frage eingreifen erde. Ich gedenke das nicht zu tun. Auch ich fühle mich bis in die Fingerspitzen nein als Sohn dieses schönen Landes. Aber mir hat sich das sogenannte ‚elsässische ulturproblem‘ längst schon allem Schwankenden entzogen und hat sich verwandelt einen festen elsässischen Kulturentschluß: in den Entschluß nämlich, in den ormen deutschen Geistes und deutscher Sprache mitzuarbeiten an den dealen der Menschheit. Das ist alles, was ich hierüber zu sagen gedenke. Im rigen gelte für unser Verhalten auch in diesem Lande und in dieser Frage das le Wort der Antigone: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!‘“ (Vgl. meine Neuen Ideale“, 3. Auflage, S. 7.)

Wir hatten das glänzende Heidelberger Jubiläum (1886) mitgefeiert. In den ichsten Jahren war die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich bedrohlich ıhe. Doch als sich der Revanche-General Boulanger auf dem Grabe seiner Ge-bten zu Brüssel eine Kugel durch den Kopf geschossen, war das durch ihn entfachte trohfeuer gänzlich verlodert. Es kam dann bis etwa 1900 ein ruhiges Jahrzehnt, s mit dem fanatischen Dreyfuß-Prozeß (Herbst 1899) ein neues Fieber Paris regte.

In jenem Jahrzehnt, als uns noch kein Westwind die deutsche Arbeit störte, gann im Elsaß eine Literatur aufzublühen. Die lange vergessene Zeitschrift Erwinia“ der Brüder Stöber wurde durch Schmitt und Renaud erneuert (1893) nd hatte eine Reihe von guten Jahrgängen. Martin Greif, Vierordt, Ruseler, enst Zahn, Hermann Hesse und andre kamen in den folgenden Jahren zu Vor-ägen ins Elsaß. Der Mundartdichter Stoskopf veröffentlichte seine ersten Verse ıd bald danach das durchschlagende Lustspiel „Dr Herr Maire“. Mit dem Maler pindler gründete er die großangelegte, geschmackvoll ausgestattete „Elsässische undschau“. Im Altelsässer Gruber hatte man schon damals einen feinsinnigen, enn auch einspännigen Kritiker (vgl. seinen „Wasgauherbst“ und sein Buch „Zeit-nössische Dichtung des Elsasses“, 1905). Dichter wie Hans Karl Abel, Marg. Wolf, äter Marie Hart, Mathis, Reinacher, die sich teils des Hochdeutschen, teils der lundart bedienten, konnten sich immerhin sehen lassen; neben ihnen wirkte noch elseitig und immer teilnehmend der junggebliebene Karl Hackenschmidt, mehr eistlicher als Künstler, der als einer der ersten Elsässer deutsche Kultur im Lied grüßt hatte. An der Universität mit ihrer bedeutenden Bibliothek hatten wir nam-

hafte Kräfte (Windelband, Sohm, Martin, Ziegler, Baumgarten, Scheffer-Boicho Holtzmann, um nur einige aus meinen eigenen Gebieten zu nennen). Ein ansel licher „Vogesen-Klub“, wesentlich das Werk der altdeutschen Eingewanderten, r seiner geschickt geleiteten Zeitschrift und seinen Wanderungen vertiefte die Kennt der Heimat und die Liebe zur Landschaft. Gewiß, dies letztere waren nur Verein dinge oder Angelegenheiten eines engeren Gaues, aber doch nicht zu unterschät für das pulsierende Leben des Ganzen. In denselben Jahren erschienen mei „Wasgaufahrten“ (1895) und „Lieder eines Elsässers“ (1895); im Straßburg Stadttheater kamen mein „Till Eulenspiegel“, „Gottfried von Straßburg“, „Odili und „König Arthur“ zur Aufführung. Die oben genannte „Elsässische Rundscha hatte noch keinerlei politischen Einschlag. Einige meiner Gedichte sind dort v Spindler illustriert worden, der später auch eine neue Auflage meiner „Wasga fahrten“ mit Buchschmuck versah. Wir hatten tüchtige Maler und Musiker, die a — ob ihre Häuslichkeit nun deutsch oder französisch eingestellt war — in gleic unpolitischer Liebe zur Kunst und zur Heimat ihrem Schaffen hingegeb waren.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich meist in Berlin oder auf Reisen war, zieml unseßhaft, und nie den Ehrgeiz hatte, im Elsaß eine führende Rolle zu spielen.

So stand es — nur in Umrissen hingezeichnet — zwischen 1890 und 19

Der Zeitpunkt läßt sich fast genau bezeichnen, in dem der pangallische Westwi über unsre alten deutschen Burgen und dichten Bergforste herüberzuwehen begar Die Bewegung des französischen Nationalismus ist aufs engste mit dem Nam Maurice Barrès verknüpft. Als um die Jahrhundertwende Dreyfuß nach d Teufelsinsel verbannt wurde, war jener Welsch-Lothringer unter seinen schärfst Gegnern. Er benutzte solche Anlässe, das Nationalgefühl aufzupeitschen. Und d Paßzwang und Diktaturparagraph im Elsaß fielen, und unsre Grenzmark nicht me gen Westen schützten (1902), strömte die nationalistische Bewegung über die Vogese Barrès' Buch „Scènes et doctrines du Nationalisme“ erschien 1902; seine beid antideutschen Hetzromane „Au service de l'Allemagne“ und „Colette Baudoch in den Jahren 1905 und 1907. Der Name Maurice Barrès bedeutet ein deuts feindliches Programm (vgl. über ihn die gründliche Schrift von Ernst Rob Curtius, Bonn 1921).

Der Leser möge sich erinnern, daß sich in denselben Jahren (1904) Frankrei und Rußland zu Kronstadt zusammenfanden, daß sich die Triple-Entente und dan die Einkreisung im Jahre 1907 verdichtete. Es war ein geschlossener Ring. Ur gleichzeitig tauchten in Paris oder Ostfrankreich, mit Front gegen Deutschlan Hetzzeitschriften auf: im Jahre 1904 der „Messager d'Alsace-Lorraine“ (Her Albert), im Jahre 1905 „L'Austrasie“, endlich die „Marches de l'Est“; und zuglei Hetzromane, obenan von Barrès und Bazin.

Man zeige uns in deutschem Geistesleben eine ähnliche Strömung bewußt Hetze gegen ein Nachbarland!

Ich habe schon in einem der sogenannten „Schützengrabenbüchlein“ des Ve lags Karl Siegismund („Weltkrieg und Elsaß-Lothringen“, Berlin 1917) auf dies Netzwerk aufmerksam gemacht. Was verstanden jene Franzosen vor dem Weltkri

nter „Ostmarken“? Der Untertitel der „Marches de l’Est“ sagt es: „Alsace, ‚orraine, Luxembourg, Ardennes, Payswallons, Suisse romane“; ebenso sagt es ie Verlagsanzeige mit dem Preis: dieser ist nämlich für das Ausland auf 20 Franken :stgesetzt, für das Inland (France, Alsace-Lorraine, Belgique) auf nur 10 Fran- :n. Und der Zweck? „Die zerstreuten Erinnerungen der nordöstlichen Marken ;alliens zu sammeln und daran zu zeigen, daß diese Grenzländer Elsaß, Loth- ingen, Luxemburg, Ardennen, wallonische Länder, auseinandergerissen durch die ;ufälle der Kriege und Verträge, dennoch eine gemeinsame ruhmvolle Geschichte aben und immer zur selben Zivilisation gehörten. Die politische und militärische ;eschichte, die Literatur und Kunstgeschichte der Provinzen zwischen dem Rhein nd der Schelde sind das Arbeitsgebiet der Marches de l’Est. Ferner bildet die ;eitschrift eine literarische Gruppe von französischen Schriftstellern, die hauptsächlich iit der Erhaltung und Ausbreitung der französischen Kultur beschäftigt sind, ı dem Wunsche, eine nationale Überlieferung fortzusetzen und den hellen Geist ırer Rasse zu verteidigen gegen das Vorrücken des Deutschtums.“

Das Schlagwort „Ostmarken“ griff in Frankreich um sich und verband sich sychologisch leicht mit dem Revanche-Gedanken. So schrieb der Universitätsprofessor Nadelin in der „République française“ (1910): „Man weiß, was wir die Ostmarken ennen, es sind die hundert Kantone von Basel bis Brüssel... Überschwemmt durch Einbrüche von Osten, jahrhundertelang den deutschen Cäsaren untertan, ist die Be- ölkerung unbestreitbar französisch geblieben... Aus den Lokalblättern von uxemburg und Pruntrut habe ich ersehen, daß der Widerstand gegen das Deutschtum, komme es von Bern, Amsterdam oder Berlin, organisiert wird.“

Das alte Haßlied... Diesmal in moderner Form: der „Widerstand“ gegen ein ar nicht vorrückendes Deutschland wird „organisiert“. Frankreich rückte vor — icht Deutschland.

Die Geschichte der französischen Propaganda im Elsaß muß einmal von einem Berufenen besonders geschrieben werden. Sie ist für die ahnungslose Dumpfheit der Gebundenheit deutscher Politik in dem unglückseligen Zwittergebilde „Reichs- and“ ebenso bezeichnend wie für die Geschicklichkeit jenes französischen Tirailleur- :iegs. Ging die deutsche Regierung kräftig vor, so fiel die eigene Linke in Presse nd Landtag über sie her; zauderte sie unsicher und ließ den verderblichen Machen- schaften ungehinderte Auswirkung, so „heulte“ — wie es in einem später zu nennen- en französischen Aufsatz heißt — „die pangermanistische Meute“. Da konnte denn ie französische Taktik einsetzen. Wir hatten französisch geschriebene Tageszeitungen: Wetterlé gab in Colmar dem „Nouvelliste“ seine Spitzen und Stiche gegen deutsche Kultur und Verwaltung; in Metz hetzte der „Messin“ eines andren Priesters; in Straßburg betätigte sich der Liberale Léon Boll im „Journal d’Alsace“. Aber die einste und wirksamste Propaganda-Arbeit sammelte sich um den Straßburger Arzt Peter Bucher (natürlich Büsché gesprochen), der sich — selber unschöpferisch, nur rganisatorisch hochbegabt — den Kampf um ein zu französierendes Elsaß und den ɔaß gegen Deutschland zur Lebensaufgabe gesetzt hatte. Daß er mit Barrès und en Direktoren all jener Zeitschriften und Zeitungen vertraut war und mit ihnen Hand in Hand arbeitete, versteht sich von selbst.

Eine kleine Gruppe blutjunger — meist altdeutscher — Literaten versuchte i denselben Jahren im Elsaß Einfluß zu gewinnen. Als Christian Schmitt die Leitun der „Erwinia“ niedergelegt hatte (1902), kränklich, auch verstimmt durch berei einsetzende Dissonanzen, kamen diese neuen Literaten von links: international, fre geistig und artistisch gestimmt, von künstlerischen Instinkten belebt gegenüber de bürgerlich konservativen „Alsabund“; sie konnten freilich ihr temperamentvolles Zei schriftchen „Der Stürmer“ über den ersten Jahrgang nicht hinausbringen (1902 Im Herausgeber René Schickele steckt ein Stück Poet („Sommernächte“, 1902 wenn er auch oft dem Boulevard-Publizismus erlag. Er war der einzige Elsäss der Gruppe; Stadler, Flake, Isemann waren Söhne eingewanderter Altdeutsche

Als sich dann gegen Buchers Treiben später in der „Elsaß-lothringischen Ve einigung“ eine vortreffliche Gegenwehr erhob (1909), waren Stadler und Fla nicht auf der deutschen Seite bei Kapp, Wolfram, Ehrhardt, Schwarz, Spah Truschel — und wie sie alle hießen, die sich dort zusammentaten —, sondern geriet in die Fänge des Französlings. Als Dritter gesellte sich zu ihnen der frisch a Schwaben zugewanderte Ulrich Rauscher, der ja dann unter der Republik als Press chef und Gesandter seinen Weg gemacht hat. Er war es ja wohl, der in Buche Blättern gegen die deutsche Abwehr, in den „Cahiers alsaciens“ (nur mit dr Sternchen unterzeichnend), die schärfsten Artikel losließ. Ernst Stadler — der einm in einem Vortrag Gottfried von Straßburg als ersten Vertreter der Doppelkultur Anspruch nahm! — war ebendort vom ersten bis zum letzten Heft Mitarbeiter, al bis zum Hochsommer 1914, wo ihn sein Geschick in die Schlacht und in den Tod ri

Der Dichter Hermann Stegemann, durch gute Romane und später durch sei Kriegsgeschichte bekannt geworden, hielt sich ebenso abseits wie der Schlettstadt Arthur Babillotte.

Neben diesem großstädtischen Literatentum, das Berliner oder Pariser Moderni mus nach Straßburg trug (Flake ist inzwischen bei S. Fischer in Berlin gelande schoß die Mundart-Bewegung munter ins Kraut. Stoskopf schuf Stück auf Stü nicht bedeutend, seinen Erstling nicht mehr erreichend, doch mit lachender Satir Auch andre bepflanzten dieses Gebiet (Greber, Bastian, Neukirch, Dinter), teils Ei gewanderte, teils Altelsässer. Die Bevölkerung ging lebhaft mit. Daß Stoskopf glei im ersten Stück einen altdeutschen Philologen als Trottel darstellte, wie er übe haupt zur groben Posse neigte, verstimmte freilich. Immerhin drangen Gastspie des „Elsässischen Theaters“ bis nach Berlin vor, was wieder jenseits der Vogese arg verübelt wurde (vgl. Gustav Köhler, „Das Elsaß und sein Theater“, Straßbu 1907).

Doch immer schwüler, schwerer wurde die Luft. Die Wetterwolken des Weltkrieg zogen sich zusammen — lange bevor auf den Höhen des Wasgenwaldes der Kanone donner scholl.

Und hier ist es nun Zeit, sich genauer mit Dr. Pierre Bucher zu beschäftige

* * *

Im Märzheft 1921 der „Revue des deux Mondes“ steht unter dem schlichten …tel „Pierre Bucher“ ein äußerst wichtiger Aufsatz. Diese Erinnerungen des Herrn …dré Hallays (Verfasser des Buches „A travers l'Alsace“) enthüllen in trium…ierender, fast höhnischer Offenheit den seit Jahrzehnten planmäßig angelegten …d durchgeführten Landesverrat seines elsässischen Freundes Bucher.

Gleich der Anfang ist für die politische Einstellung des Kreises um Maurice …rrès äußerst aufhellend. „Im Jahre 1903 überkam mich die Neugierde, einmal …s Elsaß zu besuchen. Es war damals für Franzosen schwierig, den moralischen …stand der von Deutschland annektierten Provinz kennen zu lernen. Diejenigen, … seit der Abschaffung der Diktatur die Grenze überschritten hatten, waren mit …ht verschiedenartigen Eindrücken zurückgekommen. Nach Einigen war die Ger…anisierung ungefähr vollbracht. Verstimmt durch die inneren Zwistigkeiten …d die antiklerikale Politik Frankreichs, erschöpft durch einen langen und vergeb…hen Widerstand (?), verführt durch die Wohltaten des Reiches, fanden sich die …sässer mit der Lage ab, die ihnen durch den Vertrag von Frankfurt geschaffen war. …dere versicherten im Gegenteil, Elsaß verharre dabei, nicht deutsch sein zu wollen. …ese letztere Ansicht bestätigte René Bazin in seinem Roman ‚Les Oberlé‘. Wem …uben? Man fragte sich's mit Angst, denn von der Antwort auf diese Frage hing …e ganze Zukunft Frankreichs ab.“

Wir wiederholen das gewichtige Geständnis: „Die ganze Zukunft Frank…ichs“ hing nach der Auffassung dieser französischen Propagandisten vom Elsaß …! So tief hatte sich also der Drang nach dem Rhein in diese Chauvinisten-Gruppe …on lange vor dem Weltkrieg eingefressen! Leben und Sterben der ganzen Nation …g davon ab! Hallays schildert dann seinen Eindruck von Bucher, diesem „besten … Führer“ durchs Elsaß: „er sah vor sich einen jungen Mann von flotter, eleganter …ltung und elastischer Gangart, mit der Miene eines Jägerleutnants in Zivil und …t glühenden und einschmeichelnden Augen im energischen Gesicht.“ Sie besuchten …teinander den Odilienberg, Hohkönigsburg, Zabern, und Bucher berichtete natür…) in seiner tendenziösen Form und Fassung über das Elsaß. Er erzählte, wie er …) seit seiner Kindheit (er war in Gebweiler geboren) unter den Deutschen fremd …fühlt habe: „Die Brutalitäten der Polizei, die Quälereien seiner pangermanisti…en Lehrer hatten in ihm den erblichen Haß gezüchtet; die deutsche Kaserne, der …ifenthalt in Paris, wo er die Vorzüge des französischen Geschmacks erlebt hatte, …s Schauspiel des gegen germanische Kultur sich entschieden auflehnenden El…ses (?), alles hatte in ihm den Entschluß gefestigt, für das Elsaß und gegen das …eutschtum zu kämpfen.“ Der französische Besucher war von der glänzenden …evue alsacienne illustrée“ entzückt und bewunderte „in der Vollkommenheit ihrer …ypographie und der Schönheit ihrer Gravüren die Feinheit und Originalität des …ässischen Geschmacks“. Nun kommt ein bemerkenswerter Satz: „Diese Zeitschrift …llte nach der Absicht ihres Gründers Spindler ein einfaches künstlerisches Sammel…att werden, war aber seit zwei Jahren [also seit 1901] unter Buchers Hand ein …ahrhaftes Kampfinstrument geworden; ihre Artikel, die einen französisch, die …dern deutsch, waren alle dazu bestimmt, die Tradition des Elsasses zu er…euern, indem sie zeigten, was seine Zivilisation und seine Kunst in Gegenwart

und Vergangenheit dem lateinischen Genius verdankten." Wohlgemerkt al unter „Elsaß" ist hier immer ein französisches Elsaß verstanden. Von der manischen Mundart hatten ja diese Pariser keine Ahnung; und wir deut gestimmten Elsässer waren für sie nicht vorhanden. Ich habe übrigens seiner Gelegenheit gehabt, sowohl von Spindler wie von seinem Mitbegründer Stosk ausführlich zu hören, wie listig Bucher ihre Zeitschrift in seine Hände gebracht in den Dienst seiner allfranzösischen Tendenzpolitik umgestellt hatte. Hallays bestät hier, was wir damals schon wußten. Und er schließt seine Einleitung mit den Wort „Beim Abschied wußte ich, was ich von der Germanisierung der annektierten P vinzen zu denken hatte. Ich war in die Netze des unermüdlichsten aller Mensch jäger gefallen. Viele andere sind seitdem wie ich von ihm verführt und gefang worden. Niemand konnte sich dem Charme dieser willensfesten und überredun starken Natur entziehen." So arbeitete dieser bis in den Kern seines Wesens v räterisch veranlagte Elsässer Peter Bucher in ununterbrochener engster Verbindu mit dem französischen Chauvinismus, besonders mit seinem Freunde Maur Barrès, dem er übrigens — was gleichfalls Hallays ausplaudert — den St lieferte für den Roman „Au service de l'Allemagne".

Man hat mir schon damals gelegentlich von Besuchen dieser raffiniert arbeitend Franzosen aus unmittelbarer Erfahrung einzeln und brühwarm erzählt. Doch nach der Flucht Buchers zu Beginn des Weltkrieges fand man in einem Vers seines Kellers ganze Stöße von Briefen, die dieses geborenen Diplomaten we verästelte und wohlbedachte Arbeit im Dienst der französischen Unterminierun politik deutlich darlegten. Der Artikel von Hallays enthüllt ausführlich die Ta dieses Mannes, die nicht nur für die haltlose elsässische Jugend, sondern auch charakterschwache altdeutsche Literaten wahrhaft verderblich war, indem er in ers Linie von den Reizen der Kunst und des guten Geschmacks scheinbar unv fänglich ausging. Er betrieb einen Antiquitätenhandel, wobei natürlich bis in äußerlichste Zimmereinrichtung hinein der französische Geschmack der verschieden Zeitalter bestimmend war. Jeder belanglose, westwärts gewendete Elsässer erhi in der „Revue Alsacienne" seinen Nekrolog oder wurde sogar im Bilde vorgestel die Wendung „mort à Paris" war in diesen französischen Nachrufen stehend. Sei Antiquitäten waren gefälscht (man hat Tischler-Rechnungen gefunden); und fälschte er auch und färbte das Elsaß um. Er sammelte die elsaß-lothringisch Studenten, soweit sie seiner Verführung zugänglich waren, in einem „Cercle d étudiants alsaciens"; nach seiner Auflösung schuf er sofort einen „Cercle des ancie étudiants" und lud die Jungen als Gäste ein; er berief berühmte Franzosen Vorträgen; er förderte für die Damen die „Cercles des annales politiques et litt raires"; er veranstaltete französische Kunstausstellungen; er gründete am Nikolau staden das „Musée alsacien", dessen Führer kaum Deutsch konnte (bei der B grüßung sprach man den Statthalter französisch an); er ließ französische Theat truppen im Stadttheater spielen. „Während der zehn Jahre, die dem Kriege vorau gingen, verlor er keine Gelegenheit, den Pangermanismus [?] zu bekämpfen u bis in das kleinste elsässische Städtchen hinein den französischen Geschm wieder zu wecken" (Hallays).

Der französische Geschmack war also nicht da: er mußte künstlich „wieder geweckt" erden.

Man könnte hier erstaunt fragen: Wo blieb denn, diesen bewußten Treibereien genüber, die angeblich so brutale deutsche Polizei? Es muß doch wohl mit m „Joch", unter dem wir seufzten, nicht so schlimm gewesen sein, wenn dies alles iter den Augen der deutschen Regierung geschehen konnte?! In der Tat, er windet sich der Berichterstatter Hallays mit merkwürdigen Wendungen, teils öttisch, teils dreist oder verlogen, um diese fatale Tatsache herum. Er schreibt: Nan hat sich oft gewundert, daß er einen solchen Kampf führen konnte, ohne die ärte der deutschen Polizei befürchten zu müssen; aber dieser große Kämpfer zeigte e Kaltblütigkeit und die Klugheit eines vollendeten Politikers. Er hatte Juristen r Seite, die das Gesetz kannten, und unternahm keine Kundgebung, keine Verfentlichung, ohne sich vergewissert zu haben, daß sie gesetzlich möglich sei. Wenn n Zweifel bestand, kam er der deutschen Verwaltung zuvor, indem er sie von seiner bsicht unterrichtete. Diese zauderte und zog die Sache hinaus, aber Bucher hielt st, und, des Krieges müde, auch um eine öffentliche Erregung zu vermeiden, gaben e Bureaukraten schließlich fast immer die Erlaubnis, welche dieser zähe und höfhe Elsässer verlangte. Wenn einiger Skandal daraus entstand, so heulte die ingermanistische Meute. Aber die Regierung des Reichslandes gebot ihr chweigen, wohl wissend, daß man zu Berlin am meisten davor Angst hatte, e öffentliche Aufmerksamkeit auf elsaß-lothringische Angelegenheiten i lenken. Denn da ja die vollendete Germanisation des Landes offizielle Legende ar, wäre es ärgerlich gewesen, der ganzen Welt zu enthüllen, daß es in Straßburg nen unlöschbaren Herd der Unzufriedenheit gab. Bucher kannte die Lage nd nutzte sie aus. Man hat ohne Grund von seiner Schlauheit und seinen Listen sprochen. Er machte sich über die Leute lustig, die ihm das Gebaren eines Verwörers andichteten. In Wirklichkeit bekämpfte er die Deutschen immer mit offenem esicht. Er erwartete viel von ihrer gewohnten Dummheit — und er war lten enttäuscht."

Man lasse diese Sätze auf sich wirken! Sie wirbeln wie Peitschenhiebe um die hren des deutschen Lesers. Bucher und die Seinen, das steht fest, haben nicht eine eitverbreitete, tiefwurzelnde Unzufriedenheit des Landes zum Ausdruck gebracht, ndern haben diese Unzufriedenheit erst künstlich entfacht, wie das in der Schrift Zehn Jahre Minenkrieg im Elsaß" (Bern 1918) an der Hand jener aufgefundenen okumente dargetan ist. Hallays fährt höhnisch lächelnd fort, daß ein Teil des ublikums mit Bucher ging, der größere Teil freilich ihm nur zusah, und „lachend ine Schläge zählte"! Er fand „ausgezeichnete und mutige Mitarbeiter" und ellte jeden an den Posten, wo er am besten dienen konnte: „Hätten sie ohne ihn e Partie zu spielen gewagt? Man weiß es nicht; aber ohne sie hätte er niemals wonnen." Genannt werden der bekannte, nicht minder fanatisch, doch mehr im intergrund wirkende Ferdinand Dollinger, der gehässige Zeichner Hansi (Waltz), bbé Wetterlé und der Advokat Eccard, der u. a. in der „Revue alsacienne illustrée" ne glänzende „Verteidigung" der französischen Sprache veröffentlicht hatte, als an im Jahre vor dem Weltkrieg Französisch in allen Volksschulen einführen wollte.

Unter diesen Freunden und Mitarbeitern war auch ein altdeutscher Professor d Straßburger Universität (Wittich ist gemeint), „halb Elsässer durch seinen Geschm und seine Freundschaften". Er wird von Hallays als eine der „kostbarsten Hilfskrä Buchers" genannt und war, wie wir schon andeuteten, nicht der einzige Deutsch der dem gefährlichen Französling Dienste tat. Ferner waren massenweise französisc Schriftsteller, Journalisten, Politiker, Künstler Buchers Gäste und haben mit d Überzeugung das Elsaß verlassen, daß hier alles nach Anschluß an Frankrei seufze.

So hat dieser Geistesgenosse eines d'Annunzio oder eines Lord Northcliffe a seinem begrenzten Gebiete vorgearbeitet.

Den Gipfel dieser Entwicklung bildet Buchers Verhalten im Weltkrieg. Au darüber berichtet uns die „Revue des deux mondes" mit kaltlächelnder Offenhe Von einem Polizisten rechtzeitig gewarnt, flieht er über die Schweizer Grenz kommt aber noch mehrmals verkappt nach dem Elsaß zurück und zwar — als Spio wie sein ausführlich mitgeteilter Brief erzählt. Sodann errichtet er mit einig andern verräterischen Elsässern im westlichen Frankreich ein Spionagebureau „Er hatte", schreibt Hallays, „eine leidenschaftliche Ordnungsliebe, und trotz d unversöhnlichen Hasses, den er Deutschland gelobt hatte, hörte er nic auf, seine organisatorische Fähigkeit zu betätigen"; wobei er nun wiederum d Elsässer gegen die Franzosen in Schutz nehmen mußte, als die letzteren von de kalten und reservierten Empfang im Elsaß überrascht waren. Seinem Spionag bureau verdankt das „französische Generalkommando die Kenntnis von Tag un Stunde einer großen Anzahl von Offensiven der deutschen Armee, gan besonders des Angriffs vom 15. Juli 1918".

So eng also hing das verderbliche Wirken dieses Verräters mit unserem deutsche Unglück zusammen!

Am 11. November 1918 war sein Traum erfüllt. Am 22. November paradierte Gourauds Truppen am Kaiserpalast zu Straßburg vorüber. Bucher spielte nun er recht eine große Rolle als unentbehrlicher Vermittler. Doch schon ein Jahr dana hat ihn der Tod seinen Triumphen entführt. (Schluß folgt)



# Wunsch

## Von Artur Stahn

**Nein, nicht im Winter möcht' ich sterben,**
**Wenn Schnee verhüllt das letzte Grün;**
**Auch nicht im Herbst, wenn sich entfärben**
**Die Blätter, und die Schwalben ziehn.**

**Und nicht im Lenz, wenn neues Leben**
**Aus tausend Knospen drängend bricht**
**Und neuer Hoffnung hingegeben —**
**Dann ach so schwer wird der Verzicht!**

**Doch wenn des Sommers volles Prangen**
**Die Welt in Licht und Farben taucht,**
**Dann mögen bleichen meine Wangen,**
**Mein letzter Seufzer sei verhaucht.**

**Dann hab' ich noch einmal gesehen**
**Das Leben in der Mittagsglut,**
**Noch ohne Ahnung vom Vergehen,**
**Das doch in seinem Schoße ruht...**



# Euphrosyne
## Eine Geschichte aus Goethes Tagen
## Von Grete Massé

(Schluß)

Das alte Leben mit Arbeit und Sorgen, Pflichten und Freuden begann wieder. Christiane war viel auf der Bühne beschäftigt. Das weimarische Theater war ohne sie nicht mehr zu denken. Das Publikum wollte sie in allen Stücken sehen, und Christiane gab jede Rolle, die größte wie [di]e kleinste, mit gleicher Lust, drängte sich nicht hervor, sondern füllte den Platz [m]it ganzer Seele aus, auf den Goethe sie stellte.

Im Personal der Bühne waren im Laufe der Jahre starke Veränderungen vor [si]ch gegangen. Die Kollegen, mit denen Christiane bei Eröffnung des Theaters zu[sa]mmengewirkt, mit denen sie in Lauchstedt die ersten Schlachten gewonnen, waren [zu]m großen Teil verabschiedet worden. Der Regisseur Fischer und seine Frau, die [be]iden älteren Schwestern Amalie Malcolmis, Domoratius, Einer, das Ehepaar [B]lattstedt waren nicht mehr da. Christiane sah ein fremdes Gesicht nach dem andern [au]ftauchen. Sie mußte ja selbst bekennen, daß manche der neuen Kollegen die [fr]üheren an künstlerischem Können überragten, aber das in ihr sehr stark ausgeprägte [G]efühl der Treue ließ doch die ersten, die an der Stätte ihrer Triumphe mit ihr [ge]wirkt, frisch in ihrem Gedächtnis bleiben.

Der jugendliche Held und Liebhaber, ihr Mitspieler und Gegenspieler in allen [kl]assischen Stücken, war jetzt Heinrich Voß. Er war ein schöner Jüngling mit einem [fe]urigen und mitreißenden Temperament, echt und stark in allen Phasen der Leiden[sc]haft. Im Grunde war er ein gutmütiger Mensch; seine reizbare, heftige und leicht [v]erstimmte Wesensart aber machte das tägliche Zusammenleben mit ihm schwer. [I]n merkwürdigem Gegensatz zu ihm stand seine gelassene und phlegmatische Braut, [di]e schöne Tochter des Schauspieler-Ehepaares Porth, die auch neu nach Weimar [g]ekommen waren. Sie war durch nichts, nicht einmal durch die eifersüchtigen [W]allungen und unbegründeten Zornesausbrüche ihres Verlobten aus der Ruhe [z]u bringen. Sie sah ihn gleichmütig an mit ihren wundervollen Augen und wartete [g]elassen ab, bis sich der Sturm ausgetobt. „Unser Schifflein wird schon seine Bahn [si]cher dahinziehen“, sagte sie lachend, wenn man ihr bedeutete, daß es doch ein [W]agnis sei, eine Ehe mit einem so heftigen Manne einzugehen. „Das Steuer [h]alt’ ich!“

Als Heldendarsteller war der imposante Johann Jakob Graff eingestellt, der die [U]ntugenden leisen und undeutlichen Sprechens und zahlreicher Armbewegungen [b]esaß. Trotzdem war er unter strenger Zucht ein verwendbarer Schauspieler und [au]ch in Weimar sehr beliebt. Besonders die jungen Weimaranerinnen sahen auf [d]en Gassen seiner ragenden Gestalt, wenn er langsam und gemessen daherwandelte, [m]it leuchtenden Augen nach; und in den Lese- und Malzirkeln, bei den Teegesell[sc]haften sprach man viel über ihn und sein interessantes Geschick, das ihn zum schwer[m]ütigen Manne gemacht, denn er hatte einst in einem unglücklichen Duell einen

Gegner erstochen und sich danach erst in einer Art von Reue und Verzweiflung d
Schauspielkunst in die Arme geworfen.

Und dann kamen die Glanztage, die keiner vergaß, der sie miterlebt: das ruhr
volle vierzehntägige Gastspiel des berühmten August Wilhelm Iffland aus Man
heim. Gleichmäßig edel und rund und voll sanften Schimmers, wie an einer erlesen
Schnur Perle an Perle sich reiht, schloß sich Vorstellung an Vorstellung. Und d
weimarischen Schauspieler taten ihr Bestes, um neben dem Gefeierten nicht zu se
im Schatten zu bleiben.

Man hatte sich zu diesem Gastspiel vorbereitet wie nie. Die Leseproben, d
immer in Goethes Haus, in seinem Empfangszimmer, stattfanden, wollten diesm
kein Ende nehmen. Stundenlang, bis zur Erschöpfung, aber doch in gespanntest
geistiger Klarheit saß man um den langen, mit grünem Tuch behangenen Tisc
an dessen oberem Ende Goethe und an dessen unterem Ende der Regisseur residiert
Und von dem Augenblick an, wo die Exzellenz die Namen der handelnden Persone
vorlas und durch Klopfen mit dem Schlüssel auf den Tisch das Zeichen zum Begin
gab, bis zum letzten Wort hielt die Spannung, die begeisterte Hingabe an das We
stand, die jeden in der persönlichen Nähe des Direktors beseelte.

Goethe hatte an seine kleine Schar eine Ansprache des Inhalts gerichtet, daß
diesen Meister der Schauspielkunst hauptsächlich deshalb berufen, um ihnen an eine
Beispiel darzutun, wie gut sich Natur und Kunst vereinen lassen. Er fügte noch hinzu
daß sie den Darstellungen des Gastes zwar mit Aufmerksamkeit lauschen, als Mi
wirkende aber nicht zu schüchtern und ängstlich sein sollten, sondern ihm zeigen, da
auch ihr Streben ein edles und hohes sei.

Trotzdem hatte Christiane, die in fast allen Stücken, besonders aber als „Klärchen
und „Amalie“ neben Iffland als Hauptdarstellerin stehen sollte, in sich ein Bange
davor nicht überwinden können. Sie gestand ihrem Mann, daß sie für diese Ze
am liebsten ihren Platz an eine andere abtreten oder gar ein einfaches bürgerliche
Eheweib sein möchte, das vor der Bühne eine Scheu habe wie eine Sittsame vo
dem Beelzebub. Becker mußte mit allem Ernst und gespielter Strenge ihren Klein
mut, ihre schwankende Zuversicht zurechtweisen. Schließlich sagte er: „Denk
Christianchen, du seiest ein kleiner Soldat, der seiner Fahne auch im fürchterlichste
Kugelregen treu bleiben muß. Was würde sonst deine Tochter sagen, wenn sie
merkte, daß sie eine fahnenflüchtige Mutter hat!“

Da mußte Christiane zwar lachen, aber ihre innere Zagheit schwand doch ers
als sie Iffland von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Sie hatte sich ihn vo
so ragender Gestalt wie Graff vorgestellt, mit einem stolzen, niederschmetternde
Blick großer Augen und einem arroganten, befehlshaberischen Wesen. Als sie ih
aber herantreten sah, leise und unauffällig, sah sie, daß er von kurzer, gedrungene
Figur war, ein volles Gesicht mit einem Unterkinn, eine kräftige Nase und hervo
stehende schwarze, sehr lebhafte Augen hatte.

Das alles wirkte beruhigend und durchaus nicht einschüchternd auf sie. Und al
Iffland, sich ihr als seiner Partnerin, aufmerksam zuwandte und im Gespräch rasc
den höflichen, gebildeten und unterrichteten Mann, der eine gute Kinderstube ge
nossen, erkennen ließ, schwand ihre Zaghaftigkeit noch mehr. Sie legte die Han

das Medaillon, in dem eine Locke des ſeidigen Haares ihres Kindes verwahrt
r und begann, geſtärkt durch die Berührung mit dieſem Talisman, mit friſchem
ıt ihre Probe.

Das kleine Theater faßte an dieſen Abenden ein erleſenes Publikum. Die ganze
rende geiſtige Oberſchicht Weimars ſammelte ſich hier. Wieland und Knebel,
ıſäus und Einſiedel, Bertuch, Rat Kraus, Seckendorf, Corona, die Schardts, die
ıhoffs, v. Steins, Charlotte v. Kalb — alle, alle waren ſie da. Auch auf den
ätzen der Fürſten ſah man Karl Auguſts Profil, das lichte Haupt Luiſens und den
arakterkopf Anna Amalies mit der braunſchweigiſchen großen Naſe und den
gen, die dem Antlitz des Königs Friedrich von Preußen ſo frappierend ähnlich
en.

Die Rolle, mit der Iffland ſich dem Publikum vorſtellte, war der Graf Wodmar
dem Stück „Der deutſche Hausvater“. Schon die aufmerkſame Wahl ſeines
ſtüms, eines einfachen, pfirſichblütfarbenen Atlaskleides mit weißer Tour, die
gſame, charakteriſtiſche Maske mit den eingefallenen ſchattierten Schläfen und
weißen Stirn befriedigte die kritiſchen Köpfe im Parterre.

Sein Spiel war von einer Schlichtheit und doch zugleich von einer Grazie und
inheit und Apartheit der Auffaſſung, über die zu diskutieren man nicht müde
rde. Er hatte auch auf der Bühne die Sicherheit und weltmänniſche Gelaſſenheit
Manieren, die ihn im wirklichen Leben auszeichnete. Außerdem war er ein
lendeter, geſchulter Sprecher, der mit Schärfe in den Geiſt jeder Rolle eindrang
durch ſeine Vielſeitigkeit ebenſo verblüffte, wie er durch ſeine reiche Mimik be-
ders im ſtummen Spiel entzückte.

Als Chriſtiane neben ihm ſpielte, war auch nicht die leiſeſte Spur von Bangen
hr in ihr. Sie ſpürte nur die Luſt, die den in der Kunſt beherrſcht, der fühlt,
en Ebenbürtigen als Partner zu haben. Wieder trug es ſie ſo leicht empor!
eder war ſie ſo ganz im Vollbeſitz ihrer Kräfte! Gottlob, nun brauchte ſie nie
hr ſich zu ſcheuen, da ſie ſtandgehalten neben dieſem Gefeierten, der nach Eckhof
neben dem großen Schröder in Hamburg der berühmteſte Darſteller auf deut-
n Bühnen war.

Becker ſogar, der ſonſt, ſo ſehr er auch Chriſtiane anbetete, ihr als Künſtlerin
h ſtets mit ſcharfem, ſtrengem und unparteiiſchem Urteil gegenüberſtand, meinte,
ſie als Klärchen noch an Künſtlerſchaft den Gaſt überrage, da er wohl in bürger-
en Rollen nicht ſeinesgleichen habe, in tragiſchen aber durch ſeinen grübelnden,
zenden Verſtand, durch ſeine ausgezeichnete Technik erſetzen müſſe, was ihm
Urſprünglichkeit des tragiſchen Tones abgehe. — —

Im Sommer dieſes Jahres ward Chriſtiane zum zweitenmal Mutter. Um dieſes
dchens willen litt ſie viel weniger als um das erſte. Aber doch konnte ſie ſich
h der Geburt nicht wieder ſo recht erholen. Sie kränkelte, und eine Schwäche
b in ihr zurück, eine Zartheit, die ſich nicht beheben laſſen wollte. Es war ihr oft
n zu viel, zu ſtark ermüdend für ſie, wenn die kleine Corona, die nun bereits
en und laufen konnte und die mit ihrem Lockenhaar und den großen Blauaugen
em Engelsbildchen glich, ſich an ſie hängte, auf ihren Schoß kletterte und ein
d geſungen oder die Locken gerollt haben wollte.

Auch das Kleinste gedieh und blühte heran. Es lag nun in der Wiege, in i Corona gelegen, und diese wollte wohl zwanzigmal am Tag von Vater oder Mut emporgehoben sein und durch die Vorhänge zum Schwesterchen hineinschauen. mehr aber das Kleine in der Wiege gedieh, um so mehr nahm Christiane ab, um hinfälliger wurde sie. Becker sah das mit Sorge und Betrübnis.

Oft wachte er auf in der Nacht und beugte sich über Christiane und lauschte, sie ruhig atme und schlafe.

Dann glaubte er wohl im bleichen Glanz des Mondes den Schatten ein schwarzen Fittigs auf ihrem lieblichen Antlitz zu sehen; ein Schmerz würgte ih und ungefüg faltete er die großen Hände und stammelte: „Herr über den Wolke Scheuch von ihr Tod und Gefahr! Du weißt, daß sie das Herz meines Herzens ist

Christiane selbst dachte nicht an den Tod, obwohl die Mattigkeit nicht von i weichen wollte und jetzt auch starkes Fieber und Nachtschweiß einsetzten, die ih Kräfte noch mehr aufzehrten. Nur alt kam sie sich manchmal vor, so alt! Und o gleich sie an jedem Spieltag spielte und der Beifall sie umbrauste wie immer, w es ihr doch, als hätte sie schon den Gipfel überschritten und als sei der Abend i nicht mehr ferne.

Manchmal sah sie mit einem Gefühl des Neides auf die Kolleginnen, die do an Jahren nicht jünger, zum Teil sogar erheblich älter waren als sie. Die lacht so viel und waren so munter und wurden niemals müde und strahlten das Leb an mit leuchtenden Augen und roten Lippen. Die Porth war Heinrich Vosse glückliche, heitere Frau geworden. Von der niedlichen Luise v. Rudorf, die in Lau stedt immer zehn Verehrer an jedem weißen Finger gehabt und die auch in Weim das Lieben und Äugeln keinen Tag lassen konnte, erzählte man sich, daß sie ein se ernsthaftes Verhältnis, das wahrscheinlich zur Ehe führen würde, mit dem würdig Major v. Knebel hatte. Am meisten aber staunte Christiane über Amalie Malcol Sie hatte ihr einmal, ganz versunken und verträumt zugesehen, wie sie sich u kleidete. Und dann waren ihre Blicke größer und größer geworden. Das häßli junge Entlein, dem die Knochen schier durch die Haut staken, das nicht gewußt hat wohin mit den langen, schlenkerigen Gliedern, wie hatte es sich gewandelt! Ei Schönheit war Amalie Malcolmi geworden. Ein königlicher Nacken, herrliche Sch tern stiegen weiß empor aus der Taille. Die Arme waren edel gerundet und bl wie Perlen, die ganze hohe Gestalt von wundervollem Ebenmaß.

Und als sie dieses blühende Fleisch, dieses atmende, vom jungen Blut dur pulste Leben sah, da schlich es zum erstenmal durch Christiane wie ein Schau und ihre Pupillen öffneten sich schreckhaft...

„Male,“ sagte sie leise, „Male, erinnerst du dich noch an den Tag, als ich zu erstenmal den Prinzen Arthur spielte?“

Die Malcolmi, die gerade die Bänder ihres Schuhes zusammengeknüpft, wand sich lachend um.

„Ja doch, Christelchen. Warum aber fragst du? Ich weiß ja, daß du ein Glüc kind schon immer gewesen bist und nicht so ein Pechvogel wie ich...“

„Male,“ fuhr Christiane fort, „weißt du noch, wie du mich ansahst mit heiße sengenden Augen? Wie du mich beneidetest?“

„Das tat ich wohl! Aber warum fragst du?“

„Weil du nun wahrscheinlich mich nicht mehr zu beneiden brauchst, Male. Weil ıir's ist, als kämest du bald dahin, wo ich steh'. Und als würdest du da noch stehen nd glücklich und beneidet sein, wenn ich schon lange nicht mehr bin und vielleicht iemand mehr etwas von mir weiß als mein Mann und meine Kleinen. . .“

* * *

Becker wachte auf in der Nacht.

Er hatte einen quälenden Traum gehabt. Mit Genast, dem Regisseur, war er ı Streitigkeiten geraten über eine Statistenrolle, die zu spielen er sich weigerte, bwohl jedes Mitglied der weimarischen Bühne sich verpflichtet hatte, auch die nbedeutendste Rolle zu übernehmen, wenn das künstlerische Wohl des Ganzen es ls Notwendigkeit forderte. „Was,“ hatte er im Traum Genast zugerufen, „ich, der hegatte der großen Neumann, neben der zu spielen es sich auch ein Iffland als hre angerechnet, ich, selbst ein Künstler von Ruf, soll hier an der Säule stehen nd Wache halten? Man nehme dazu einen Rekruten der Schauspielkunst und nicht inen verdienten und bewährten Mann!“

„Ja,“ hatte Genast streng gesagt, „wenn Sie das nicht wollen, Becker, dann ird eben Kranz, der Kapellmeister, Ihre Rolle übernehmen und an der Säule Jache halten, und Sie können das Konzert bei Goethe dirigieren. . .“

Da war ihm, Becker, der Angstschweiß ausgebrochen. Er sah sich schon, unmusi-lisch wie er war, mit dem Taktstock in der Hand in Goethes Musikzimmer und ein ı klägliches Fiasko machen, daß die versammelten Damen sich hinter ihren Fächern as Lachen verbeißen mußten und Goethe auf die Schwelle trat und ausrief: Welche greuliche Katzenmusik stört mich bei der Arbeit? Man entferne den Elenden, er besser Schuhputzer als Musikant geworden wäre!“

In diesem Augenblick erwachte er. Verwirrt sah er um sich, erfaßte mühsam, ıß er in seiner eigenen Kammer und nicht in Goethes Haus sei, richtete sich auf, andte sich um und sah Christiane wach und aufgerichtet in ihren Kissen sitzen.

Der Ausschnitt ihres Nachtgewandes ließ ihr kindliches, blasses, mager gewor-enes Hälschen frei. Ihre braunroten Locken rollten offen über ihre Schultern. Das eiße Gesichtchen hatte sie still zum Monde emporgewandt, der silbern und hoch ber dem Fenster schwebte.

„Christiane!“ rief er und griff nach ihrer Hand.

Erst bei seinem zweiten Ruf hörte sie, löste leise seufzend die Augen von dem länzenden Mond und wandte sich ihm zu.

Lange sah sie ihn stumm und groß und forschend an.

„Mann, etwas mußt du mir sagen. Die Wahrheit mußt du mir sagen!“ sprach e, und der vibrierende Klang ihrer geliebten Stimme schwang durch den Raum ıd fiel wie ein Klöppel nieder auf die Glocke seines Herzens.

„Was — was willst du wissen, Christiane?“

Wieder sah sie ihn stumm und forschend an. In ihren dunklen Augen glomm n heller Schein, als wäre im tiefsten Grunde etwas vom Mondenglanz darin ften geblieben.

„Sag' es mir: Muß ich sterben? Bald? So jung schon?“

Er saß wie erstarrt. Die Angst in ihm war gerade zur Ruhe gekommen. Gerad hatte er Mut und Zuversicht zurückgewonnen, die ihm selbst der trockene Huste Christianes, der sich merkbar verschlimmerte, nicht hatte erschüttern können.

Und nun saß sie da in der Nacht, mit lose ineinander gelegten bleichen Händen leicht, unkörperhaft fast wie ein Seelchen, das in einer Vollmondnacht auf seinem eigenen Grabe sitzt.

Er war unfähig, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen.

Da schrie sie auf und warf sich an seine Brust mit einem Jammerlaut un umklammerte seinen Hals mit beiden Armen in einem Zustand der Erregung, de er noch nie an ihr wahrgenommen.

„Du schweigst! Also ja! Sterben muß ich! Sterben! Die grüne Erde lassen mu ich und das schöne Leben! Die Bühne und die Kammern hier, in denen ich gewohn und die Wiege meines Kindes! Leid's nicht, bester Mann! Leid's nicht! Halt' mi fest! Laß mich nicht versinken! Einmal schon hast du ihn von mir gescheucht, den Tod!

Sie flog und bebte in seinen Armen. Ihre Tränen flossen über seinen Hal seine Brust. Und dann warf sie, die Keusche, Stille, den Kopf zurück wie ein Mänade: „Küsse mich, bis mir der Atem wegbleibt! Küsse mich, bis ich wie ei Feuer bin, das brennt und nichts davon weiß, daß es Asche wird..."

Und ihre Lippen glühten und brannten auf seinem kalten Mund, daß es ih schauderte....

* * *

Der Frühling kam ins Land.

Die Ilm rauschte höher auf und umspielte mit Jauchzen die Ufer. Die Weide und Erlen, die sie umstanden, wurden lichtgrün.

Im „Stern" begannen die weiten Rasen zu blühen. Veilchen und Himmels schlüssel standen im Gras. Die Büsche fingen an zu sprossen und Knospen anzusetzen Die Knospen sprangen, und um den Turm der Stadtkirche von St. Peter und Pau in der Herder predigte, flogen wieder die Schwalben.

Da kam es mit der neuen Sonne noch einmal wieder wie neues Leben un neue Jugend über Christiane. Becker wagte es kaum zu glauben. Sie, die seit jene unseligen Nacht bleich und kraftlos dahingeschlichen, die einer welkenden Blum geglichen, ging wieder leicht; und der Schein einer zarten Röte kehrte zurück a ihre Wangen, die bleich geworden waren wie Schnee. Die furchtbaren Husten krämpfe linderten sich, und es war, als zöge der süße Frühlingsduft wie Balsa durch ihre wunde Brust.

Auch Hufeland und Stark, die beiden Ärzte aus Jena, Berühmtheiten in ihrem Fach, die Becker nach jener Nacht, um zu tun, was im Bereich der Möglichkeit eine Menschen lag, zur Behandlung hinzugezogen, sprachen sich voll Hoffnung aus. Scho mancher verzweifelt scheinende Fall, meinten sie, habe doch noch plötzlich eine un erwartet günstige Wendung genommen. Vielleicht sei das auch bei Christiane s Man solle sie nur schonen und pflegen, sie kräftig ernähren und viel in der frischen stärkenden Luft sein lassen.

Da duldete Becker nicht, daß sie, solange es warm war und die Sonne schien sich im Hause aufhielt. Um die Wirtschaft und um die Kinder kümmerte sich jet

[...]hriſtianes Schweſter Henriette. Chriſtiane aber ſaß ſtundenlang, eine Rolle, die ſie [...]rnen wollte, im Schoße, am Ufer der Ilm und ſah die Wellen dahinziehen und [...]h ſie aufblitzen im Sonnenſtrahl wie Geſchmeide, und ſah im klaren Waſſer die [...]orellen hin- und herſchießen oder ſchaute den Wolken nach, die kamen, kein Menſch [...]eiß woher, und zogen, kein Menſch weiß wohin.

Sie ſpielte auch wieder, und es ging überraſchend gut.

„Male,“ ſagte Chriſtiane zur Malcolmi und lachte ſie an, „ein wenig mußt du [...]n ſchon doch noch warten und Kronprinzeſſin bleiben. Wir leben doch noch in [...]ter Ehe, die Bühne und ich.“

Im Sommer getraute ſie ſich ſogar wieder mit der Truppe nach Lauchſtedt zu [...]hen. Da wachten all die lieben Bilder der Erinnerung an die Tage in ihr auf, [...]e ſie mit goldenem Griffel hatte aufzeichnen wollen, damit ſie ihr unvergeſſen [...]ieben. Dort auf jenem Weg war ſie gegangen, wenn ſie mit Becker den Morgen[...]aziergang gemacht, denn ſie hatten es beide geliebt, in aller Frühe der Natur ins [...]ntlitz zu ſchauen, wenn ſie ſich ungeſcheut, behütet noch vor taſtenden Blicken und [...]ſtender Hand, auftun kann in ihrer göttlichen Reinheit.

Unter jener Kaſtanie, an der jetzt die roten Blütenkerzen ſchon welkten, war Becker [...]hen geblieben, hatte ihre Hände gefaßt, ihr in die Augen geſehen und geſagt: „Ein [...]ues, unirdiſch ſchönes Leben iſt mir mit dir aufgegangen, Chriſtiane, ich danke dir!“

In jener Bude hatten ſie im Scherz gewürfelt, und Chriſtiane hatte verloren, [...]mer verloren. Und Becker mußte immer wieder die Börſe ziehen und zahlen und [...]tte ihr zugeflüſtert ins erglühende Ohr: „Hüt' dich, Liebling! Mit Küſſen mußt [...]'s mir wiedergeben, und nicht ein Heller wird dir geſchenkt!“

Jetzt trank ſie auch von dem guten Brunnen wie die Kranken, die herangepilgert; [...]er die überfüllten Alleen, die umdrängten und umgafften und umlärmten Buden [...]ied ſie und ſuchte ſich einen ſtillen Platz. Was an Kraft noch in ihr war, konnte [...] für ſolche Dinge nicht mehr hergeben. Das mußte ſie alles aufſparen für die [...]tunden, in denen ſie auf der Bühne ſtand.

Und dann brach ſie doch zuſammen — —

Einige Male nur trat ſie auf. Dann mußte Erſatz für ſie geſchafft werden; denn [...]n Blutſturz, der ſich fünf Tage hindurch wiederholte, hatte ſie befallen.

Becker hatte es gleich Kirms, den ſtellvertretenden Direktor, wiſſen laſſen. Und [...] der es wußte, wußte man es auch raſch im Theater und im ganzen kleinen Weimar, [...]ß ihrer aller Freude, Chriſtiane Becker, von neuem und nun ſo ſchwer erkrankt ſei, [...]ß man alle Hoffnung aufgeben müſſe.

Karl Auguſt ſchickte voll Teilnahme und Fürſorge ſeinen eigenen, bequemen [...]eiſewagen, in dem man Chriſtiane nach der Stadt zurückſchaffte.

Nun lag ſie auf ihrem Lager, unfähig, es noch einmal zu verlaſſen. Geduldig [...]hte ſie da, manchmal leicht ſchlummernd, oft regungslos mit großen, offenen Augen [...]s Leere ſtarrend.

Sie hatte Henriette gebeten, die Fenſter nicht zu ſchließen. Da kam der Duft [...]s dem Garten zu ihr, und ſie meinte die Süße von Kirſchen und Birnen, die [...]unten an den Bäumen reiften und die Becker nicht mehr für ſie herunterſchütteln [...]nnte, auf der Zunge zu ſpüren.

Becker, Henriette, die Freunde, die kamen, wunderten sich, dieses junge Wese so gefaßt, so ergeben den Tod erwarten zu sehen. Becker konnte es nicht glaube daß dies dieselbe Frau sei, die sich in jener Nacht im Grauen vor dem schwarze Tod in unersättlicher Lebenslust an ihn geklammert wie ein Ertrinkender an de letzten Halt.

Christiane selbst war es unfaßbar, daß ihr der Tod einmal wie ein Gespenst, w ein Räuber, wie ein Verwesender erschienen. Ein lächelnder Knabe, der an ihre Lager saß und auf der Flöte so maienholde Töne blies, daß sie sich nichts sehnlich wünschte, als still dabei zu entschlummern, schien er ihr jetzt. Sie hatte irdische Ta des Glücks genug genossen, aber arm erschienen sie ihr gegen die, denen sie je entgegenging.

Nur einmal brach es noch wie Schmerz, wie irdischer Schmerz hervor aus ihr Brust. Das war, als das Kleinste erkrankte, das noch in der Wiege lag.

Trotz aller sorgsamen Pflege starb es. Keiner wagte es Christiane zu sage fürchtend, daß dann noch schneller der Faden reiße, der sie, die Schwache, an de Leben band.

Aber Christiane wußte es, auch ohne daß man es ihr sagte. Deutlich, deutli hörte sie die süßen Melodien, die an ihrem Lager erklungen, jetzt aus jenem Zimm zu ihr hinüberspielen, in dem ihr Kind lag. Da sammelte sie noch einmal alle Kra und erhob sich leise und unhörbar in der Nacht, als alles schlief, von ihrem Lag und tappte sich über den Flur und stieß die Türe auf.

Drinnen stand der kleine Sarg. Lichter brannten feierlich ihm zu Häupten, un in dem mit Atlas ausgeschlagenen letzten Bettlein, unter Blumen, lag das tote Kin

Christiane neigte sich und berührte mit den Lippen die wächserne Stirn.

„Schlafe! Schlafe!“ hauchte sie und wandte sich und ging zurück. Nun war d zarte Lichtgestalt ihr den Weg vorangegangen, den auch sie gehen mußte. Und no leichter ward ihr dieser Weg.

Seit jener Stunde schien sie ihr irdisches Dasein vergessen zu haben.

Sie gab nicht Liebe mehr und nahm keinen Anteil mehr an jener, die man i brachte.

Sie schien nicht mehr zu wissen, daß sie eines Mannes Weib, daß sie eine Mutt gewesen.

Ein Lächeln lag in ihren Augen, ein Glanz auf ihrer Stirn, der nicht Mann un Kind mehr galt.

Nun, da sie die Türe des Lebens hinter sich geschlossen, hinter der die ander noch an der Tafel saßen und lärmten und lachten, brach in der großen Stille, d sie umfing, jene Zeit noch einmal wie eine Traumblüte in ihr auf, die einst d seligste und unseligste ihres Lebens gewesen war.

Am Ufer stand sie wieder und sah die Pechpfannen lodern und die Rakete steigen. Und aus dem Dunst und Gewoge stieg ein herrliches Haupt und schimmert Und sie trank sich nicht satt an seiner Herrlichkeit und konnte nicht die Blicke löse davon.

Und wieder ging sie durch den tiefen Park der Einsamkeit. Auf weichem Rase schritt sie, eintauchte sie in die sonnendurchzitterte grüne Finsternis von Erlen un

annen und Birken. Und am hölzernen Gitter des Gartenhauses, das Rosen umühten, stand sie und bebte und sank daran nieder, als wollte sie sich auflösen vor ehnsucht und Traurigkeit.

Aus ihren Todesträumen schlug sie noch einmal die schweren Augen auf.

Ein Mann kniete schluchzend an ihrem Lager. Sie wußte nicht mehr, daß es ihr atte war.

„Goethe!" hauchte sie sehnsuchtsvoll. „Goethe!" Laßt ihn einmal noch kommen mir . . ."

„Das kann ich nicht, geliebtes Herz!" schluchzte Becker. „Er ist nicht hier. Er ist rreist in die Schweiz. Jetzt muß er schon mitten im Gebirge sein. . ."

Von allen Worten blieb ihr nur eines haften.

„Im Gebirge . . ." wiederholte sie. „Im — Gebirge . . ."

Da sprang die Wand vor ihr auf, an der ihres Vaters Jugendbildnis hing. Und erge standen da, schneeumhüllt, leuchtend, über sich die ewige Weite. Und einer nd einsam und ragend in ihrem heiligen Schweigen. Die Adler kreisten über ihm d die großen Winde rauschten um die Stirn, die ohnegleichen war.

Und sie klomm zu ihm empor den einsamen, harten, steinigen Weg.

Ruhig sah er ihr entgegen. Ließ sie steigen ganz allein. Sah sie unbewegt sich her kommen.

Und erst, als sie vor ihm stand, breitete er die Arme aus, und sie sank an sein erz und gewahrte nur noch durch den Spalt der selig niedersinkenden Augenlider ndurch, daß er den Mantel um sie schlug und daß sie geborgen war für Zeit und vigkeit.



# Kindlein in Sonne

## Von Wilhelm Lennemann

**Ein Bäumlein jung in Blüte,**
**Ein jedes Zweiglein Güte —**
**Und drunter mein Töchterlein.**

**Es hüllt die Kindlein beide**
**Ein Duft und Glanz wie Seide**
**Mit Mutterhänden liebreich ein.**

**Das ist ein köstlich Blühen,**
**Als müßten sie im Glühen**
**Nun selber Sonne sein!**

**Und schaun im Traum und Hoffen**
**Die hohen Himmel offen,**
**Als könne das nicht anders sein.**

**Sind doch nicht alle Tage,**
**Daß euer Wünschen sage:**
**Ach, Stunde, bleibe stehn!**

**Drum füllt euch Herz und Seele,**
**Daß euch kein Lichtlein fehle,**
**Wenn dunkle Wetter euch umwehn!**



# Sonnenflecken

## Von Prof. Dr. J. Plaßmann (Münſter i. W.)

An der Wiege der modernen Aſtrophyſik, jener kräftig aufſtrebende Wiſſenſchaft, die ihrer älteren Schweſter, der Aſtrometrie, faſt üb den Kopf gewachſen iſt, ſtehen zwei frieſiſche Liebhaber der Himmel kunde, die, ſelbſt anſcheinend noch ganz in den Vorſtellungen des Mitte alters befangen, ſich jedenfalls nichts von der Bedeutung haben träumen laſſe die die zwei von ihnen gemachten Entdeckungen heute für unſere Welterkenntn haben: der lutheriſche Dorfpfarrer David Fabricius entdeckte am 13. Auguſt 15 das Geſtirn im Bilde des Walfiſches, das ſeitdem den Namen Mira, der Wunde ſtern, trägt, und ſein Sohn Johannes Fabricius fand am 9. März 1611 d Sonnenflecken auf. Es ſcheint feſtzuſtehen, daß er und nicht einer von den zw Größeren, die nachher ihm und einander die Palme zu entreißen ſtrebten, Galile Galilei und Chriſtoph Scheiner, wirklich der erſte Entdecker iſt, wobei ma einerſeits den Chineſen ihre weit älteren, aber für die weſtliche Kultur bedeutung loſen Anſprüche laſſen, andererſeits hervorheben kann, daß der Jeſuit Scheiner d wichtigſten zuſammenhängenden Beobachtungsreihen aus jener Zeit hinterlaſſen ha

Das Verwandte zwiſchen den Entdeckungen der beiden Oſtfrieſen iſt, daß ſowo die Sonne als die Fixſterne dadurch eines gewiſſen überweltlichen Nimbus entkleid und als der Zeit unterworfene Gebilde erkannt wurden; und zwar noch ehe d Kopernikaner, die ja damals mit ihrer Meinung überhaupt noch nicht durchgedrunge waren, einerſeits die fortſchreitende Bewegung des Sonnenſyſtems im Raun andererſeits die Eigenbewegungen der Fixſterne feſtgeſtellt hatten. Denn dieſe For ſchritte gehören erſt dem neunzehnten, in ihren Anfängen dem achtzehnten Jah hundert an, wie denn die alte Vermutung, daß die Sonne den Fixſternen weſen verwandt, von derſelben Größenordnung, derſelben Temperatur und chemiſche Beſchaffenheit wie ſie iſt, erſt durch die Entdeckungen der letztvergangenen Menſche alter wirklich bewieſen worden iſt. Und da ſie der einzige Fixſtern iſt, deſſen Obe fläche wir durch das Fernrohr zerlegen können, werden die auf ihr beobachtete Erſcheinungen, darunter eben zunächſt die Fleckenbildungen, auch unſeren Anſichte über den Aufbau jener fernen Weltkörper zugrunde gelegt.

Nicht immer zeigt das Tagesgeſtirn dieſe ſeltſamen, mit unſern Abblendung mitteln ſchwarz erſcheinenden Unterbrechungen, die gleichwohl heller ſind als d kräftigſten irdiſchen Lichtquellen, ſich aber auf dem noch ſtärker leuchtenden Grund der Lichtkugel oder Photoſphäre als Verdunkelungen darſtellen. Auf den au gezeichneten Phaſen-Aufnahmen der Finſternis vom 17. April 1912, die Ern Stephani aus Caſſel in Warendorf erhalten hat, iſt die Sonne vollſtändig makello Bei anderen Finſterniſſen, und ſo auch gelegentlich bei den Vorübergängen d Planeten Merkur und Venus, zeigt ſich ſowohl im Fernrohr als nachher bei Be trachtung der Lichtbilder, daß die uns zugewandte Nachtſeite des Fremdkörper allerdings vollkommen ſchwarz iſt, während die Flecken, mit ihr verglichen, lich

rscheinen und die kühne Behauptung Galileis rechtfertigen, ein einziger von ihnen würde, aus der Sonne herausgepickt und an den Nachthimmel gesetzt, heller leuchten ls der Vollmond.

Nimmt man einen Unerfahrenen mit an das Fernrohr, um ihm die Flecken zu eigen, dann ist er gewöhnlich zunächst, wie bei so vielen andern Gegenständen, die ieses Werkzeug und das ihm verwandte Mikroskop enthüllen, etwas verdutzt und nttäuscht, weil er anderes erwartet hatte, und zwar in diesem Falle Größeres. In der Tat, ein Fleck von einem Hundertstel des Sonnendurchmessers sieht bei der hwachen Vergrößerung, die man schon wählen wird, um einen Überblick über die Sonnenscheibe im ganzen zu geben, klein genug aus, und doch könnte man die rde mit ihrem ganzen Leid und Glück in seinem Schlunde begraben; es kommen llerdings zuweilen noch größere vor, ja bis zum Zehnfachen des Erddurchmessers, och sind das nicht so sehr einzelne Flecken, als große, weitverstreute Fleckenherde. lecken so groß wie Afrika sind recht häufig. Über diese ungeheuren wahren Dimen-onen konnte man natürlich erst etwas aussagen, als man von dem Abstande der Sonne die ersten gesicherten Vermutungen hegte, etwa vom letzten Viertel des ebzehnten Jahrhunderts an. Die größten Fleckengruppen lassen sich bei tiefstehen-em Tagesgestirn unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln zuweilen mit dem freien uge oder dem Feldstecher beobachten, auch wohl, und zwar recht hübsch, wenn uch nicht sehr deutlich, durch die sogenannte Loch-Kamera, die sich manchmal ohne nser Zutun aufbaut. Scheint die Sonne durch Lücken dichten Laubes, z. B. der feublätter vor einem Südfenster, so können sich auf der gegenüberstehenden Wand hlreiche runde Sönnchen bilden, und wer seine Augen mitbringt, wird zuweilen ahrnehmen können, daß sie alle an demselben Ort denselben schwarzen Fleck haben, er also offenbar objektiv ist. So auch, wenn ein Fenster durch Zugjalousien abge-endet ist, deren Schnurlöcher dann die Rolle der Blattlücken übernehmen.

Sieht man an einem Sommertage eine schöne Fleckengruppe des Morgens im ernrohr und skizziert ihre Umrisse und ihre Lage mit ein paar Strichen, wobei die ergleichung der Sonnenscheibe mit dem Zifferblatt der Uhr manchmal Dienste tun nn, so wird man am Nachmittag beim Wiedereinstellen zunächst erstaunt sein, ein verändertes Bild zu sehen. Bei genauerer Erfassung zeigt sich aber, daß nur die nie der Schwerkraft, der bei dem Vergleich die Sechs-Zwölf-Linie des Ziffer-attes entspricht, durch die Achsendrehung der Erde ihre Lage im Raume geändert t, während das Antlitz des Tagesgestirns im wesentlichen dasselbe geblieben ist. nders, wenn wir bis zum folgenden Morgen warten. Ein Fleck, der gestern für s freie Auge am linken, für das umkehrende Rohr also am rechten Rande der onne als ein schmales, diesem Rande paralleles Streifchen zu sehen war, zeigt h heute etwas weiter entfernt vom Rande und etwas verbreitert. Wieder ein Tag eiter, und er ist noch mehr vom Rande weggerückt und noch kreisähnlicher. Sechs, chstens sieben Tage nach dem ersten Erscheinen am Rande steht er fast kreisrund der Nähe der Scheibenmitte, um in der folgenden Woche unter zunehmender erschmälerung dem rechten Rande zuzustreben und am Ende zu verschwinden. an schließt hieraus mit Recht auf eine Achsendrehung der Sonne, die sich in va vier Wochen einmal abspielt, und in der Tat wird gelegentlich eine Wieder-

kunft, sogar eine mehrmalige Wiederkunft des selben Flecks beobachtet. Diese nich so ganz seltene Erscheinung verzeichnet z. B. Epstein in Frankfurt für einen großen regelmäßigen Fleck, der sich vom Dezember 1883 bis Ende März 1884 gehalten hat; ein anderer bestand vom April bis Mitte Juli 1884, ein dritter von Anfang März bis Ende Mai 1886. Ein weiterer Fall wird nachher erwähnt werden. Da sind aber keine alltäglichen Fälle. Die meisten Flecke sind ephemere Erscheinungen und schon solche, die mehr als eine Achsendrehung überstehen, sind nicht seh häufig. Während wir es bei unserem Monde und dem Planeten Mars mit eine in der Hauptsache unveränderlichen Oberfläche zu tun haben und aus vielen Be obachtungen die Achsendrehung auf Bruchteile der Sekunde bestimmen können zeigen sich auf der Sonne und auf dem in etwa mit ihr verwandten Jupiter durchau andere Verhältnisse. Nicht nur daß beständig Flecke vergehen und neue entstehen um sich nach kurzem Dasein gleichfalls aufzulösen; man muß außerdem die Achsen drehung anders auffassen als bei jenen zwei Körpern und bei unserer Erde. Führen wir, nach Analogie mit dieser, den Begriff der Sonnenachse und des Sonnen äquators ein, so ist es leicht, auch die heliographische Breite als Gegenstück zu geographischen richtig zu verstehen. Die Flecken treten im allgemeinen fast nur in niedrigen Breiten auf, wobei jedoch der Äquator selbst weniger beliebt ist als zwe bestimmte Zonen nördlich und südlich davon. Gelegentlich kommen Flecke in allen Breiten vom Äquator bis zu 60 Grad vor; und wenn man nun aus den täglichen Verschiebungen eines Flecks die Dauer der Achsendrehung bestimmt, so findet man sie abhängig von der Breite in dem Sinne, daß ein Fleck desto langsamer herum kommt, je größer seine Breite ist. In jedem Falle hat man übrigens damit zu rechnen daß durch die Jahresbewegung der Erde die Rotationsdauer der Sonnenkugel ver längert wird. Denn diese beiden Bewegungen erfolgen in demselben Sinne, nämlich für den europäischen Beobachter gegen den Uhrzeiger, und indem wir also um di rotierende Kugel laufen, behalten wir einen Fleck länger im Auge, als wenn wi ruhten. So dauert es von dem ersten Erscheinen eines äquatorialen Flecks am linken Sonnenrande bis zu seiner Wiederkehr an dieselbe Stelle für uns knapp 27 Tage während die wirkliche, auf die Sterne bezogene Achsendrehungszeit nur 25 Tag beträgt. Gehen wir weiter nördlich oder südlich, so verlängert sich die aus den Umlauf eines Flecks erschlossene Periode, bis sie in 60 Grad Nord- oder Südbreit von 25 Tagen auf 29 gestiegen ist. Gewisse andere Beobachtungen, die sich nicht meh auf Flecken beziehen, lassen darauf schließen, daß sich in den höchsten Breiten di Periode auf einige Monate gesteigert hat. Das feurige Gestirn rotiert also nich wie die starren Körper Erde, Mars und Mond, sondern als ein flüssiges Gebilde das sein eigenes verwickeltes Bewegungsgesetz hat. Auch auf dem Jupiter, wo wi eine Schichtung der Oberfläche nach zahlreichen durch die Farbe unterschiedenen Zonen wahrnehmen, läßt sich eine Verschiedenheit der Schnelle der Achsendrehung nach der Breite feststellen, die übrigens nicht so groß ist wie bei der Sonne un sich auch noch nicht, wie bei dieser, mathematisch hat formulieren lassen.

Stellen wir uns einen Erdglobus vor, dessen Achse in der üblichen Weise etwa schräg gestellt ist, und der mitten auf einem großen runden Platz angebracht ist Wer langsam um den Platz geht und dabei den Globus, der übrigens durch ein

rwerk um seine Achse gedreht werde, beständig mit dem Fernglas im Auge behält, rd bemerken, daß an zwei bestimmten Stellen, nämlich dort, wo die Achse auf r Gesichtslinie senkrecht steht, die Parallelkreise ihm als gerade Linien erscheinen, ihrend er sie von den übrigen Stellen aus gekrümmt sieht, und zwar dort nach rden gewölbt, wo ihm das südliche, und nach Süden, wo ihm das nördliche Ende r Achse am nächsten ist. Auch die Sonnenachse ist, wenngleich nur um sieben Grad, gen die Linie geneigt, welche man sich auf der Ebene der Erdbahn senkrecht ichtet denken kann; und wenn wir mit der Erdkugel um die Sonne laufen, so ssieren wir die Stelle, wo uns die Parallelkreise auf dem Sonnenglobus als rade Linien erscheinen müßten, d. h. wo tatsächlich die Flecken für uns gerade nien beschreiben, am 6. Dezember und 5. Juni, während sich am 6. März diese nien am stärksten nach Norden wölben, ein halbes Jahr später am stärksten nach iden. Auch das hat schon Christoph Scheiner ermittelt. Die Sonne hat also ihren enen Polarstern, wie die Erde und der Mars die ihrigen haben.

Erschwert wird die Bestimmung der sogenannten Rotationselemente der Sonne, h. der Lage ihrer Achse zu den Sternen und der Geschwindigkeit der Drehung den verschiedenen Breiten dadurch, daß die Flecken keine festen Gebilde sind, ndern werden, sich verändern und vergehen und dabei noch wandern, wie denn B. ein Fleck, den Bianchi im Jahre 1866 durch nicht weniger als fünf Umehungen der Sonne verfolgen konnte, hierbei seinen Ort von 6 Grad 26′ auf Grad 57′ Breite verlegte, Zahlen, aus denen Secchi auf eine tägliche Wanderung 800 Kilometer geschlossen hat, etwa der Geschwindigkeit eines Sekundärbahnzes auf offener Strecke entsprechend.

Manchmal kann man die Entstehung eines Flecks aus den ersten kleinen Anigen beobachten, manchmal auch sein allmähliches Vergehen. Bedenken wir nun er, daß von der Sonnenkugel immer fast genau die Hälfte uns zugewandt, die dere von uns abgewandt ist, und daß uns der Wechsel von Tag und Nacht im hresdurchschnitt um die halbe Beobachtungszeit bringt, daß ferner der Witterungschsel uns von der Hälfte noch manches wegnimmt und daß endlich der Beobachter r zu bestimmten, mit seiner sonstigen Tageseinteilung in Einklang gebrachten isten nachsehen wird, so ergibt sich folgendes: Was auf der abgewandten Seite sich geht, sei es Entstehen oder Vergehen, das sieht bestimmt kein Mensch auf Erde, womit also die Hälfte aller Erscheinungen unwiderruflich verloren geht; den Rest ist eine weitere Überlegung zu machen. Die Achsendrehung der Erde, den Wechsel von Tag und Nacht hervorruft, wird, so kann man sagen, dadurch die Erde als Ganzes wettgemacht, daß sich die Beobachter über alle geographien Längen verteilen, und Ähnliches mag dann von der schlechten Witterung ten. Dabei wird aber vorausgesetzt einmal, daß alle Längen gut mit Stationen etzt sind, was man bei der bekannten Größe des Stillen Ozeans nicht behaupten n, und dann, daß dem Statistiker wirklich das gesamte Material zur Verfügung ht. Untersucht er nur die an einer bestimmten Station gemachten Notizen oder otographischen Aufnahmen, so wird sich geltend machen, daß manchmal ein Fleck, sen wirkliches Entstehen in der Nähe des linken Randes er hätte beobachten nnen, ihm erst nach einem oder zwei Tagen trüben Wetters sichtbar wird. Sind

diesen noch weitere trübe Tage vorausgegangen, so wird er den Fleck als auf d abgewandten Seite entstanden buchen, da man demselben sein Alter nicht anseh kann. Für das Vergehen eines Fleckes steht die Sache insofern bei der direkt Beobachtung etwas günstiger, als man weiß, daß er da ist, und ihn also im Au behält; für die Photographie ist dieser Unterschied kaum merklich. Als Gesam ergebnis können wir buchen, daß ein Beobachter, der nur aus seinem eigen Material die Frage untersucht, im allgemeinen finden wird, daß mehr Fleck genauer gesagt, mehr größere Fleckengruppen, auf der abgewandten Seite d Sonne entstanden seien, als auf der zugewandten. Das hat zuerst Philipp Ca im Jahre 1860 zu finden geglaubt, und in unserem Jahrhundert meinte es d vorhin erwähnte, 1914 verstorbene E. Stephani gleichfalls feststellen zu können. ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn erst an sehr vielen Stationen in allen geographisch Längen planmäßig mehrmals im Tage photographiert wird, das niemals ganz we zuschaffende statistische Plus jener Seite auf einen sehr kleinen Betrag herabgedrü werden wird, hervorgerufen einmal dadurch, daß der Wettereinfluß doch eben nic ganz wegzuschaffen ist, dann auch dadurch, daß ein sehr hart am Sonnenran stehendes Gebilde, welches dem Beobachter am Fernrohr sicherlich entgeht, si selbst dem Auge des Gelehrten zu entziehen weiß, der die photographische Plat zu vermessen hat. Kann doch eine einzige Luftwallung, wenn sie gerade mit de kurzen Augenblick der Belichtung zusammenfiel, das Zustandekommen des Fleck bildes auf der Platte vereitelt haben.

Dabei ist möglich, daß die gewaltigen Vorgänge im Innern der Lichthülle d Sonne, die sich uns als Fleckenbildung darstellen, zeitweilig bestimmte Gegend auf der Kugel vorziehen, die dann aber, eben durch die Achsendrehung, alle vi Wochen abwechselnd in der Nähe der Mitte der zugewandten und in der Mit der abgewandten Seite stehen werden.

Die fleckenbildende Tätigkeit läßt zuweilen nach, und zu andern Zeiten wird s wieder stärker. Der Apotheker Samuel Heinrich Schwabe in Dessau (1789—1875 auch als Botaniker geschätzt, hat zuerst festgestellt, daß sie an eine elfjährige Perio geknüpft ist. R. Wolf und sein Nachfolger Wolfer in Zürich konnten diese Peri dizität bis in das Zeitalter der Entdeckung der Flecken durch die Literatur zurüc verfolgen. Die Minima der Tätigkeit, also die Zeiten, wo die Sonne am häufigste fleckenfrei erschien, waren in den letzten hundert Jahren folgende:

1823,3 33,9 43,5 56,0 67,2 78,9 89,6 1901,7 13,4

Ihnen stehen folgende Maximalzeiten gegenüber:

1829,9 37,2 48,1 60,1 70,6 83,9 94,1 1906,4 17,6

Hier bedeutet z. B. 1823,3, daß drei Zehntel des Jahres 1823 abgelaufen waren womit man etwa auf den 20. April kommt, ähnlich mit 1901,7 auf den 12. Augu 1901. Man sieht nun, daß z. B. von 1823,3 bis 1913,4 im ganzen 8 Perioden ode 90,1 Jahre abgelaufen sind, womit man für die einzelne Periode auf 90,1 : 8 ode 11,26 Jahre kommt. Aus den Maximis von 1829,9 bis 1917,6 erhält man 87,7 : = 10,96. Die einzelnen Zahlen zeigen noch größere Abweichungen, wie wir den von 1870,6 bis 1883,9 über 13 Jahre zählen, von 1833,9 bis 1843,5 nur 9,6. Im Durchschnitt aus dem ganzen Material findet R. Wolf 11,12 Jahre, also ziemlic

nau $11^1/_9$, d. h. 9 Perioden auf das Jahrhundert. Auch die Zeit von einem Mini-
um zum nächstfolgenden Maximum schwankt erheblich, wie die folgende Zahlen-
he erweist, die sich aus den beiden obigen ergibt:

6,6 3,3 4,6 4,1 3,4 5,0 4,5 4,7 4,2.

Die erste Zahl ist 1829,9 weniger 1823,3 usw. Das Mittel aus diesen 9 Zwischen-
umen ist 40,4 : 9 = 4,49. Zieht man dagegen die Beobachtungen aus allen drei
Betracht kommenden Jahrhunderten heran, so erhält man 5,16. Auch das ist
erklich weniger als 5,56 oder als die Hälfte von 11,12. Der Aufstieg zum Maximum
folgt also schneller als der Abstieg zum Minimum, wofür, im Durchschnitt aus
m ganzen Material, 5,96 Jahre gebraucht werden. Diese Erscheinung findet, wie
anche andere in dieser Periodizität, ihre Gegenstücke bei dem Lichtwechsel der
ränderlichen Sterne, und gerade auch bei dem vorhin erwähnten Wunderstern
Walfisch, ohne daß man doch sagen könnte, es handle sich hier genau um die-
be Erscheinung. Man darf nicht vergessen, daß ein Stern wie dieser im hellsten
aximum an tausendmal lichtstärker ist als im Minimum, während es bei der Sonne
ter den Meteorologen noch immer strittig ist, ob sie im Maximum mehr Licht
d Wärme abgibt oder im Minimum. Da zu den Maximalzeiten die Nordlichter
ufiger werden, ebenso die mit ihnen zusammenhängenden Erdströme und die
törungen des Erdmagnetismus, so glaubt man leicht, mit so auffälligen Strah-
ngswirkungen müßten auch anderweitige Hand in Hand gehen. Für das Wetter,
s einem nicht gefällt, werden dann die Sonnenflecken mit ähnlichem Unrecht
ftbar gemacht, wie in meiner Jugend die nordatlantischen Eisberge und der liebe
olfstrom. Will man einen handgreiflichen Beweis dafür haben, daß der etwaige
usammenhang zwischen Wetter und Sonnenflecken nicht an der Oberfläche der
kenntnis liegt, so betrachte man zunächst die Jahre 1904 und 1911, beide in
itteleuropa ausgezeichnet durch einen fürchterlich trockenen und heißen Sommer,
s Verdorren der Weideflächen und das Sichtbarwerden der Hungersteine in der
be. Das erstgenannte Jahr ging dem Maximaljahr um 2 Jahre voraus, das zweite
m Minimaljahr, wie die obigen Zahlenreihen erweisen! Nun ein anderes Bei-
el. Der in Deutschland außergewöhnlich warme Februar 1884 liegt dem Maximum
83,9 so nahe, daß man den Zusammenhang zu greifen glaubt. Käme nur nicht
Jahre später ganz kurz vor einem Maximum der entsetzlich kalte Februar des
eckrübenwinters 1917, wo an einem Tage das Quecksilber auch in den Mittags-
nden nicht über minus 9 Grad stieg! Also — da ist noch nicht viel zu machen.
nmer muß man da, wo außerirdische, kosmische Einflüsse mit dem Wetter zu-
nmengebracht werden, daran erinnern, daß sich solche für die Erde als Ganzes
ltend machen werden und daß sich dann die weitere Frage erhebt, wie nach der
ographischen Breite, nach der horizontalen und vertikalen Gliederung der Erd-
erfläche, der Verteilung von Land und Wasser gerade ein bestimmtes Gebiet,
B. Mitteleuropa, sich mit ihnen abfindet.

Noch ein Wort von der Periodizität. Man denke nicht, daß vom Minimum zum
aximum die Häufigkeit der Flecken allmählich und gleichmäßig zunehme, um
nach eine etwas langsamere, aber auch gleichmäßige Abnahme zu erfahren. Viel-
ehr vollzieht sich auch das in mächtigen Sprüngen. So erschien einmal im ab-

steigenden Äste der Kurve, nämlich 1898,8, also dem Minimum 1901,7 bereits näh als dem Maximum 1894,1, ein gewaltiger Fleck, der am 9. September 1898 d schönste Nordlicht hervorrief, das ich je beobachtet habe, sogar mit der in unser Breiten seltenen Vereinigung der Strahlen zu einer buntfarbenen Krone hoch a südöstlichen Himmel. Und obwohl wir heuer von dem Maximum 1917,6 doch sch 5 Jahre entfernt sind, brachten der Februar und März 1922 noch fast fortwähre neue und schöne Fleckengruppen. Um Mitte April schien das Tagesgestirn grün lichen Osterputz gehalten zu haben. Das Reinemachen hat aber nicht lange vo gehalten, und gegenwärtig, zu Anfang Mai, ist wieder eine majestätische Grup da, größer selbst als der Planet Jupiter. Im Hochsommer ist endlich dauern Ruhe eingetreten.

Aber was sind denn die Sonnenflecken? Ja, gnädigste Leserin, das hat sch manche gefragt, der ich sie im Fernrohr zeigte, und immer mußte man erwider die Frage sei leichter als die Antwort. Hier kann nur gesagt werden, daß es si um ungeheuer heftige Bewegungen in der aus glühend-flüssigen Elementen all Art bestehenden Photosphäre handelt. Schon die gewöhnliche Körnelung (Gran lation) dieser Leuchthülle, deren Elemente voneinander etwa 1000 Kilometer, d Strecke von Köln bis Königsberg, entfernt sind, verändert sich so rasch, daß a den Photographien schon nach einer halben Stunde die alten Körner nicht me wiederzuerkennen sind. Und sollten wir nach der Ursache der Periodizität gefra werden, so müßten wir an ein geheimnisvolles Wechselspiel von Kräften denke außen die Abkühlung der im Innern viel heißeren gasigen Kugel, die sich eben i dem Zustandekommen der Photosphäre kundgibt, und in ihrem Gefolge eine äußer langsame, vielleicht nach Jahrhunderten erst durch Messungen nachweisbare Z sammenziehung, die, indem sie Arbeit leistet, den Wärmeverlust zum großen Te ersetzt; von innen her die Gegenwirkung eines unvorstellbaren Druckes, und zw nicht nur des Druckes schwerer Massen im gewöhnlichen Sinne, sondern auch de sogenannten Strahlungsdruckes. Bei Körpern, die viel größer und massenhafter a unsere Sonne sind, wird gerade dieser Druck so hoch, daß er ihren Bestand gefährde ein Stern von der fünfzigfachen Sonnenmasse würde durch ihn geradezu zersprens werden. Daß dieses Wechselspiel einen Herzschlag, eine Pulsation von elfjährig Periode hervorruft, ist eine nicht ganz verwerfliche Annahme.



# Abend

## Von Thyra Wendte

**Auf dämmergrünen Matten**
**Ein Tanz**
**Von tiefvioletten Schatten. — —**
**— — — — — — — — — — — — —**
**Schon spinnt**
**Um goldenes Laubgewind**
**Die Nacht ihre dunklen Schleier. —**
**Auf stillem Weiher**
**Zittert zerfließend der Tag.**
**Hauchleise zieht**
**Herüber vom Hag**
**Ein Schlummerlied...**






Burg Runkel a. d. Lahn

R. Biringer

# Die Ernte

## Von Heinrich Lersch

Es sommert vor den Städten. Da haben die Bauern hohe Zeit. A packt es mich heute, daß ich kein Bauer geworden bin!

Ah! Wie weht der Augustwind durchs Land! Wie schön müss heute die weißen Wolken über den dunkeln Kiefernwäldern steh Augustwind . . .

Wie ein nimmermüder Schäferhund kreist er über die Äcker! Wie saust er dahi Wer jetzt darin stände und ein wirklicher Bauer wäre! Schicksal! Schicksal! Waru machtest du einen Schmied aus mir!

Dem Landmann drücktest du einen Pflugsterz in die Hand, damit er ihn du die Erde zwinge. Gabst ihm goldig wogende Weizenfelder, gabst ihm die allmächt zeugende Sonne, brennend am Firmament, gabst ihm Wolken voll Regen üb seiner Hände Arbeit hin.

Gabst ihm Saatzeit — Zeit des feuchten Wachstums, Zeit der feurigen Reif und der aufbäumenden, unruhvollen Ernte Zeit! Schober und Scheuern, gestamp voll Getreide, Mieten, berstend von Fülle, und Speicher voll guter Dinge i mütterlich wahrenden Hause.

Schicksal, mein Schicksal! Was gabst du mir?

Mir, dem Schmied, ist nur eine schwarze Schmiede. Wolken von Rauch belage die rötlichen Fenster. Du stelltest einen Amboß mir vor die Füße, ein Schmiedefeu mir in den Rücken. In die linke Hand gabst du mir die Zange und in die rech einen Hammer.

Ich weiß von keinem Tau als vom Schweiß, der auf der Stirne perlt. Reg rieselt in schwarzen toten Ruß und Aschestäubchen in meinen Nacken, und mei Sonne ist das flammende, dörrende, glutende Schmiedefeuer! Schicksal! Me Schicksal, das gabst du mir!

Und ich säe die liebe Woche lang das Fett meiner Muskeln in die Furchen d Eisenstangen. Der Tau von meiner Stirne träufelt auf die Felder der Eisenplatte

Aber reift nicht auch mir die Saat? Schneller reifen die prasselnden Schläg auf dem Feld meines Ambosses, und mein Erntetag, das ist der Lohntag a Wochen-Ende. Die Werkstatt ist dein Feld. Auf, Schmied, heb' an!

Und ich hebe den Hammer zum Schlage hoch. Da: da schwingt die Fläche d Ambosses weit aus und wird zu weiter Erde. Und Korn und Weizen steht in schwer Sommerpracht. Felder voll Kartoffeln bräunen sich bis zum Horizont, und die Äs der Obstbäume leuchten gelb und rot, schöner Früchte schwer.

Da:

Kühe stehen, bis an den Bauch im Gras der Weiden, unter den Pappeln, d den sich sanft windenden Fluß umsäumen.

Da:

Koppeln von Schweinen stöbern durch den Eichenwald, Hühnerscharen pick sich über die Stoppelfelder hin. Vom stillen Hofe erhebt sich ein Taubenschwar

gelt den dunklen Wäldern entgegen: denn groß und rot geht die Morgensonne f. Golden webt sie ihr Licht in die silbernen Nebel der Frühe.

Auf! Bauer, auf!

Ich schwinge den Hammer und wecke dich! Auf, Bauer, auf!

Da schirren die Ackerknechte die braunen Rosse (hell schimmern die flachsblonden ähnen, ungeduldig schlagen die Schweife der schönen Tiere) vor die blanken ähmaschinen. Schon brechen sie durchs Tor auf den Weg. Der Baas geht, die npfende Pfeife im Munde, auf dem Hof einher, und da er in die Hände klatscht, rzen aus der Küchentür die Mägde, klappernd mit Eimern und Holzschuhen. Sie ndern in die Wiesen und Weiden, sie locken die Kühe mit lautem Rufen.

Schon wühlen da und dort Erntepflüge durchs Land. Die Jugend des Dorfes ft die weißgelben Früchte, Säcke straffen sich, von eilenden Körben gefüllt.

Von der Donk werden Schweine zur Stadt getrieben, und auf dem Hofe ladet Schweizer einen mächtigen Mastochsen auf den Viehwagen. Im Bongert werden Baum zu Baum weiße Tücher gespannt. Der Apfelpflücker steigt die Leiter auf.

Wo der Regenhut des Schobers sich erhebt, fängt die Lokomobile der Dresch-schine zu qualmen an. Schon wanken die hochbeladenen Erntekarren herbei. mpf zischt auf, Pfeifen tönt, und mit Rädern und Riemen bewegen sich viele me und Hände, Garben tragend, hochaufstoßend, andere schleppen Ballen von preßtem Stroh.

Aber still, still, durch Staub und Lärm, rinnt, rinnt, rinnt unaufhörlich der te, goldene Strom der Körner.

Nun Schmied, schlag zu! Schlag zu!

In der Dampfmühle, gegenüber, durchs offene Tor, da stehen schon die schweren agen. Es seilt der Kran die runden, vollen Säcke auf. Breiten Stroms ergießt der Körnerfall in die Trichter der Walzen. Die Müllerburschen gehen von Mühle Mühle, prüfen das Korn und die Feinheit.

Da tragen die Metzgerburschen, quer über den Nacken gelegt, die sauber geteilten ertel der Rinder und Schweine. Da glüht in der Nachbarstraße die Halle der nsumbäckerei: Mengmaschinen rotieren, die Gesellen stampfen mit geballten usten Teig in den Trögen, die Einschießer schießen das Brot in den schwarzen hlund des Ofens.

Holla! Schmied, nun schmiede, schmiede, Schmied!

Dein Amboß ist ein Weizenfeld, ist ein Kartoffelacker. An den Säulen der Werk-t ranken Reben, die Binder am Dach sind verzweigtes Astwerk, an dem, köstlich, st in Fülle prangt. Die Funken aus deinem Feuer steigen in den Schlot, es sind vebende Bienen, die die Blüte der Flamme umschweben und die Honig zutragen.

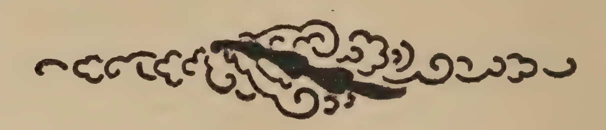
Holla, Schmied, nun ernte schmiedend ein! Dein Hammer leuchtet und funkelt, e eine Schnittersense im Morgenlicht.

Du schwingst einen Zauberstab, schwinge ihn mächtig! Er blüht dir aus dem eisch deines Armes. Schmied, Schmied, ich sehe funkelnde Goldstücke aus den valtigen Schlägen rieseln. Sie springen um den Amboß und klingen um deine ße.

Dein Weib, Schmied, kommt! Lachend sammelt sie auf. Sie geht zum Bäck zum Metzger, zum Konsum. Sie erntet ein. Nun steht sie am Herde und kocht.

Und zum Mittag kommst du. Haust die Mütze an die Wand, packst dein W um den Hals (sie wehrt sich deiner schwarzen Küsse) — da dampft auf dem Ti dein Ernte-Mahl!

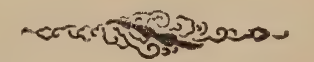
Goden Honger!



# Türen zu Gott

## Von Hedwig Forstreuter

Sind drei dunkle gewaltige Türen, durch die man zu Gott eingeht.
Krankheit die eine. Und „Sorge“ über der anderen steht.
Über der dritten und letzten hängen die Himmel fahl,
Sie birgt die gramvollen Stunden aus suchender Liebe Qual.
Sie schließt sich um alles Grauen gottferner Einsamkeit;
Der Weg von ihr zu dem Höchsten läuft dunkel und traurig und weit.
— Ich ging durch die ersten Türen und konnte sein Antlitz noch sehn;
Dann drohte die dritte Pforte, da mußte das Leuchten vergehn.
Verhangen die strahlenden Weiten, verklungen der himmlische Ton,
Nur graues, nebelndes Urlicht, aus nachtschweren Tiefen entflohn.
— Die auf Erden ihr Herz verloren, suchen hier sehnsuchtsblind;
Es bebt als ruhlos Fragen, als Flämmchen im ewigen Wind.
Hinter der dritten Türe, in Schweigen und Öde und Schmerz;
Oft verlöschen die Flammen, oftmals irrt sich ein Herz . . .
Die Luft ist erfüllt von Weinen, von der Verlassenen Schrein,
Gott sendet glühende Proben, zu prüfen, wie stark sie sei'n . . .
Vielleicht muß auch ich, verwundet, bald mit den Jammernden flehn,
Vielleicht muß ich viele Monde verwaist in der Irre gehn.
Gott weiß es! Er sieht mein Wandern wie schwirrender Mücken Rauch,
Seine Hand wiegt Freuden und Sorgen und spendet die Leiden auch.
Sie fallen brausend hernieder, schwelend und dornenrot —
Ich gehe mein Herz zu suchen, weit hinter Grauen und Tod,
Wandernd, bis ewiger Morgen am flammenden Himmel steht —
Sind drei dunkle gewaltige Türen, durch die man zu Gott eingeht.





## Deutsche Landschaften und Menschen in der Tschechoslowakei

Jede Landschaft redet ihre Sprache, sie redet aber auch die Sprache des Stammes, den sie beheimatet. Wie Völker und Stämme von ihrer Umwelt beeinflußt wurden, so haben die Hände vieler Geschlechter auch die Naturlandschaft nach und nach zur ulturlandschaft geformt und gewandelt; und als solche trägt sie die Züge ihrer Bildner.

In der Tschechoslowakei ist viel deutsche Landschaft, auch dort, wo heute kein deutsches Wort iehr geredet wird. Tschechische Könige und Herzöge beriefen die Deutschen in das Land; letztere hufen gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Städtewesen in Böhmen. „Für sie und größten-ils durch sie wurde der böhmische Bürgerstand geschaffen", schreibt Franz Palacky in seiner Geschichte Böhmens". Im 11. Jahrhundert bereits, unter König Wratislaw II. (1061—1092) edelten deutsche Kaufleute bei der Prager Burg. Herzog Sobieslaw (1173—1175) stellte ihnen en berühmten Freibrief aus, der von seinen Nachfolgern immer wieder bestätigt wurde. 1253 is 1278 fanden die Deutschen durch König Ottokar II. in großzügiger Weise Förderung. In ine Regierungszeit fällt die Gründung vieler deutscher Städte, Aussig, Kaaden, Budweis, achau u. a. entstanden, das Wort, das noch heute in einer alten Stadturkunde zu finden ist: Convocavimus viros honestos Teutonicos", hatte überall Geltung, nicht bloß in bezug auf tädtegründungen, sondern auch auf dem Gebiete der Künste. Deutsche Dichter waren gern esehene Gäste am Hofe der böhmischen Könige des 13. bis 14. Jahrhunderts. War es nur der eitblick der Könige, der die deutschen Siedler willkommen hieß? — Die beiden Volksstämme nd durch die Geschichte zu Gegnern geworden, und wie Könige und Dichter, so waren es ieder nur einzelne, die sich als Menschen zueinander gefunden und das Brückenschlagen von olk zu Volk versucht haben. — —

Die Ebene, die weite, flache Pracht von Erde, Luft und Licht, die fruchtbare Ebene, die den lick wandern und die Sehnsucht fliegen heißt, ist zum kleineren Teil nur deutsches Gebiet. roßdörfer und Kleinstädte erheben sich aus dem Reichtum des Geländes. In den Dörfern, e wie konzentrierte Städtlein aus ihren Äckern und Wiesen heraussehen, kehren die Häuser e Giebelseite der Straße zu. Breite Tore schließen die Höfe vom Dorfplatz oder von der Straße . Im Winter ist solch ein Dorf in seine Behäbigkeit verzaubert, im Sommer stehen die Tore fen, unermüdlicher Arbeitswille ist über das Land gespannt. Das Geruhsame des Sommers nur über das Stück um die Kirche gebreitet. Aus einer Bauminsel alter Linden erhebt sich r Zwiebelturm des Gotteshauses, sein Kuppelknopf leuchtet in die blaue Ferne. Tritt man is dem smaragdgrünen Dunkel der Bäume, dann tut sich, gegen die übrige Welt mit einem äuerlein abgeschlossen, des Dorfes buntestes Feld auf. Ein wonniges Duften und buntes lühen ist in jedem Gärtlein, die Bauern halten etwas auf ihre Gräber. Die schlichten Holz-euze mit den alten wunderlichen Sprüchen sind selten geworden. Monumente und Steintafeln achen sich breit und tragen fast alle das gleiche Geleitwort, deutsch oder lateinisch: „Requiescat

in pace!“ Die schönen deutschen Namen sind mit Goldbuchstaben in die Glas- oder Marmorplatte gegraben, die Helms liegen neben Funks, die Engelsrats und Hochhäusers sind hier heimisch geworden, die Wolfgangs und Walderts und wie sie alle heißen, die Erbgesessenen der Gegend, die mitgeholfen haben, die Ebene zu rhythmisieren, die Fläche mit Linien zu beziehen, die Äcker und Wiesen auszubreiten, Hopfengärten anzulegen, Straßen zu spannen. Ihre Söhne und Töchter regieren nun im Dorf weiter, halten das Herz schön kühl beim Verstande, haben es abgetan, das „Fernesuchende“ des deutschen Wesens. Das „Äckerbegehrende“ ist zum Herrschenden in ihnen geworden, der Wille nach Besitz leitet sie, der Besitz selbst macht sie sicher. Wie sich die Anlage ihrer Höfe, das massige Ausbreiten ihrer Häuser, Scheunen und Ställe, der Landschaft angepaßt, so findet sich auch in ihrer Seele etwas von der Weitläufigkeit der Ebene. Das verbindende Nebeneinander unserer Zeit hat Mischungen entstehen lassen, welchen wir einen wertvollen Besitz unseres Deutschtums verdanken. Alle Berufe sind aus ihnen hervorgegangen: Lehrer, Ärzte, Techniker, Organisatoren, industrielle Unternehmer und politische Führer. Die deutsche Kleinstadt hat sich gewandelt, an die Ringplätze und Gäßchen alter Zeit schließen sich die Neuanlagen, Industrieviertel, Gartenstädte. Die Menschen haben an Interessen gewonnen, sie haben etwas von der Weltläufigkeit des Großstädters. Die deutschböhmischen Badestädte waren aus dem Kleinstadtmilieu ohnedies heraus, ohne ihre Bewohner die Sonderzüge des Stammhaften aufgeben zu heißen. — —

Das eigentliche deutsche Gebiet ist der Siedlungsgürtel, der als Randgebirge im Osten, Norden und Westen um das tschechische Land gelegt ist. Der deutsche Bauer bebaut den kargen Boden des Riesen- und Erzgebirges und des Böhmerwaldes. Wohl hat die gebirgbildende Kraft die Linien bestimmt, die Form gegeben, aber die Menschenhand hat auch hier geordnet, der Pflug modelliert. Siedlungen sind entstanden, die Landschaft ist stilisiert worden. In der Stilisierung der Landschaft zeigt sich die Eigenart ihrer Siedler, sie scheidet sich nach Überlieferung und Gewohnheit; dem Gebiet nach, das sie bewohnen, zerfallen sie in Riesengebirgler, Erzgebirgler und Böhmerwäldler. — —

Bergwelt ist's, die sich uns im Riesengebirge auftut. Sie zieht sich von der Senke von Schatzlar bis zum Sattel von Neuwelt. Die geologische Architektur des Mittelgebirges ist in den beiden parallelen Hauptkämmen zu seltener Kühnheit erhoben. Das Riesengebirge hat etwas von der klaren Romantik des Hochgebirges, etwas von dessen Ernst in der Landschaft. Felsen klüften sich empor, Kiefern haben das Wachsen versucht, Gräser und Buschwerk sind an den Kamm herangekommen, Wege sind dem Riesenkamm entlang zur Koppe gezogen. Die 1605 Meter hohe Schneekoppe bietet einen einzigartigen Ausblick. Von der Kesselkoppe an der Südseite des Riesengebirges sieht man weit hinaus in das reichbevölkerte Hügelgelände Böhmens. Im fernen Blau liegen die Kegelberge des böhmischen Mittelgebirges, hinter den waldreichen Kämmen des Isergebirges erhebt sich die Pyramide des Jeschken. Andererseits ist der Ausblick über die „Sieben Gründe“ und die Ostseite des Riesengebirges mit der ragenden Kuppe überwältigend schön. Wie Silber schimmert stellenweise das Granitgrau der Felsen, gelbe Flechten sind als zartes Geschmeide darüber gebreitet. Noch ist etwas mystisch Elementares in der Landschaft, so vielbegangen sie auch sein mag. — —

Vieldeutig ist auch die Sprache des Wassers. Als Rinnsel oder Bach plaudert es sich durch die Stille, rieselt und plaudert sich durchs Gestein, findet sich zusammen, um als tosender, rauschender Elbfall talwärts zu stürzen.

Die Täler des Riesengebirges sind bis weit hinauf mit Lebendigkeit erfüllt. Städte und Dörfer breiten sich aus. An die mittelalterlichen Stadtanlagen mit dem laubenumgebenen Ringplatz schließen sich neuere Bauten, unweit der altertümlichen Stadt- und Kirchtürme erheben sich Fabrikschlote. Neben großzügiger Betriebsamkeit führt in engen Stuben noch allerlei Hausindustrie ihr Dasein. Weber und Glasmacher sind im Riesengebirge zu Hause. Mit der Zähigkeit, mit der die Riesengebirgler ihre karge Scholle bebauen, werfen sie sich betriebsam und erfinderisch

…f verschiedene Erzeugung. Die meisten Ortschaften haben sich auf Touristenverkehr eingerichtet. …nterspotler beleben die Unendlichkeit der weißen Abhänge, Sommerfrischler verbringen ihre …laubs- oder Ferienwochen im Riesengebirge. In den komfortablen Touristenhotels der Rübe…lberge gibt es Sommer und Winter regen Verkehr.

Die herbe Mundart der Riesengebirgler mit der schnellen Sprechweise ringt sich zum Schrift…utsch durch. Der Kammweg ist zur Verkehrsstraße moderner Touristik geworden. Der Ge…gler ist aus seiner Festung herausgezwungen, die Sprödigkeit seines Wesens ist im Ver…nelzen. — —

Nicht eines unserer Randgebirge steigt so unmittelbar aus der Ebene empor wie das Erz…birge. Einer mächtigen Mauer gleich erhebt es sich ohne Vorgebirge, von Süden aus gesehen, …scheinbarer Geschlossenheit vor unserem Blick. In westsüdwestlicher Richtung streicht es vom …llendorfer Paß bis zum Fichtelgebirge, mit dem es verschmilzt. In der Höhe bleibt es wohl …ter Riesengebirge und Böhmerwald zurück, nicht aber in Mannigfaltigkeit der Landschaft. …ler und Gründe drängen sich tief in den Gebirgskörper hinein. Neben den natürlichen Höhen …eben sich die künstlichen, die häßlichen Halden der Schächte, Kamine ragen empor, erfüllen … Luft mit Rauch. Die Erde wird ausgehöhlt, sie scheint zu keuchen und zu dröhnen, erfüllt …n Atem menschlicher Arbeit.

In den engeren Tälern gibt es aber auch Städtlein von friedsamerem Ansehen, in den stillen …ünden liegen einschichtige Sägewerke, einsame Mühlen. Weiter bergwärts wechselt das ernste …ün der Waldbestände mit hellerem Wiesen- und Weideland. Bis weit auf die Hochfläche des …mmes haben sich die Musikantenstädtlein verstiegen, die Klöppeldörfer verirrt. Der karge …rgboden kann seine dichte Bevölkerung nicht ernähren. Hausindustrie hat Wege in die Welt …hlossen, Klöppelei, Spitzennäherei, Handschuhverfertigung, Holzindustrie und Instrumenten…rikation halten unzählige Hände in Bewegung. Wie schrecklich hart wird die Not, wenn die …eit den Atem einmal anhält. Hungerjahre sind letzte Vergangenheit, ein großes Sterben war …r das Erzgebirge gekommen. Die kargen Kartoffeläcker und dürftigen Haferfelder vermochten … Hunger nicht zu stillen. In jedem Haus kehrte der böse Gast ein. Reichtum und Überfluß …en einmal im Erzgebirge gewesen sein, vorzeiten, als die Berge noch ihre blinkenden Schätze …gaben. Das ist heute fast sagenhafte Vergangenheit. Das Erzgebirge hat immer Überzählige …ugeben gehabt, die heimatsuchend in die Weite zogen. Ein Handelsvolk, ein Musikantenvolk, …en sich viele von den Erzgebirglern an die Welt verloren, und die Zurückkehrenden haben …as von der Weltläufigkeit, die sonst Bergvölkern nicht eignet. Weitblick ist ihnen geworden. … der Anlage ihrer Dörfer offenbart sich etwas von ihrem Wesen. Ihre Häuser stehen weit …einander, oft nicht einmal in Rufweite. Die Erzgebirgler mögen einander nicht in die Fenster …n. Am Abend, wenn die friedlichen Lichter von Fenster zu Fenster grüßen, hat das Dorf …as Anheimelndes. Bei Tag scheint jedes der weißen Häuser mit dem dunklen Gebälk an der …belseite, dem hohen, silbergrauen Schindeldach, eine Welt für sich, und doch tragen die Be…mer nicht die enge Fassung anderer Gebirgler um Geist und Herz, sie sind der abenteuerlichste …er unseren Gebirgsstämmen. Nichts Behäbiges in der Gestalt, nichts Bedächtiges im Wesen, …en sie in Verlangen und Bescheidung keine Grenzen. Den sehnigen Leibern hat der Kampf … dem Kammwind die Schlankheit erhalten, in die schmalen Gesichter mit der kühnen Bogen…ung der Brauen hat er die frühen Linien um den Mund gezeichnet, die jungen Gesichtern … herbe Aussehen geben. — Die Fröhlichkeit des Erzgebirglers, die in vielen Liedern jubelt, …t oft mit einem spröden Ton ab, aus stillen Augen grüßt uns seltsamer Ernst. — In anderer …gebung, mit anderen Elementen vermischt und doch eigenes Wesen bewahrend, begegnen … auch dem Erzgebirgler in verschiedenen Berufen. Ertüchtigt zwar und doch immer einer … jenen, die Sehnsucht und Wirklichkeit nicht zu vereinen wissen. — —

Der böhmische Wald reichte von Pilsen bis vor die Tore von Regensburg; er galt als Schutz…er des Landes, Staaten und Wasser trennend. Aus Urgestein, Gneis, Glimmerschiefer und

Granit zusammengesetzt, bildete er vorzeiten die Mitte einer Waldwildnis. Seine Besiedlu kam von den Flüssen aufwärts zur Waldmitte, sie ging von Städten, Klöstern und Burgen a und war auf die Gewinnung von Acker-, Wiesen- und Weideland bedacht. Der Holzüberfl nötigte zur Verwertung, Waldgewerbe und Holzindustrie vollziehen die Wandlung zum Kultu wald. Glashütten und Hochöfen wurden aufgerichtet. Industrielandschaft, wenn auch in b scheidenem Maße, behauptet sich neben der Idylle, das Gegensätzliche ist aneinandergerüc Die Landschaft zeigt in reichem Wechsel die Reize von Berg und Tal. Dunkles Waldgebiet m tiefgründigen Seen weicht der weichen und reichen Farbigkeit eines Wiesengeländes. Walddörf liegen in stiller Abseitigkeit, größere Siedlungen breiten sich in offenen Tälern aus, hellgekalk Bauernhäuser grüßen aus dem Grün ihrer Gärten. Betriebsamkeit und altererbter Gewerbefle kennzeichnen den Böhmerwäldler. Er hat neben schwerer Bauernarbeit noch eine reiche Hau industrie zur Blüte gebracht, ja zur Kunst veredelt. Der Böhmerwäldler blieb den Äckern tre nicht er ist der Welt nachgelaufen, sie ist zu ihm gekommen. Sein Geist hat sich erhoben, se Herz zu schlagen begonnen in den Werken seiner Dichter. Die Böhmerwäldler sind die erfol reichsten unter den Deutschböhmen. Sie verstanden das Wurzelschlagen, Wachsen und Gedeihe ihre Dichter versuchten Heimatkunst in Weltkunst zu wandeln. Es fehlt dem Böhmerwäldl nicht an Gelassenheit, die enge Heimat zur Welt zu erweitern.

So sehr sich die deutschen Siedler in der Tschechoslowakei voneinander unterscheiden, spiegelt sich doch in der Art der einen wie der andern das deutsche Wesen. Ein geheimnisvoll Einklang ist in ihnen, er verbindet sie mit den Millionen jenseits des Riesengebirges, Erzgebirg und Böhmerwaldes. Berge können Staaten begrenzen, nicht aber Völker trennen.

M. R. Dreyhan



# Begegnungen mit Bismarck

(Schluß)

Im Jahre 1893. Ich übergehe zwei weitere Begegnungen in jenen August-Tag des Jahres 1889 (einmal war er zu Pferd, vor ihm die Dogge, hinter ihm der Rei knecht) und desgleichen meine Besuche beim Fürsten nach der Entlassung. Ich w wohl der erste Beamte, der nach diesem uns alle tief erregenden Ereignis in Friedrichsruh Gaste war. Dieser Besuch vom 14. Mai 1890 wiederholte sich zu Varzin am 28. August 189 Ich habe an andrer Stelle über beide Begegnungen berichtet (Bismarckbund, X. Jahrg., Nr. 1 „Straßb. Post", 28. August 1898). Man wird begreifen, daß es an Gesprächsstoff zwischen de Gutsherrn im Sachsenwalde und einem Forstmann nicht fehlen konnte. Der Fürst schrieb m einmal: „Ich würde mich freuen, wenn ich hier oder im Süden bei Ihnen nochmals in diese Leben Gelegenheit fände, Ihnen wieder zu begegnen, wäre es auch nur, um von den Wälder zu reden, die wir beide pflegen" (24. Mai 1891).

Die Entlassung war erfolgt; Deutschland war in Erregung. Das ganze Volk jauchzte de Fürsten zu, wo er sich nur blicken ließ. Schon längst war es mein Wunsch gewesen, einer vo diesen dem Fürsten dargebrachten Kundgebungen — und zwar in Kissingen — beizuwohne Ich hatte mich deshalb an Dr. Chrysander mit der Bitte gewendet, mir den Termin einer solche rechtzeitig mitteilen zu wollen. Darauf erhielt ich von ihm unterm 12. August 1893 folgen Antwort: „Auf Ihr freundliches Schreiben teile ich gern mit, daß voraussichtlich am Sonnta den 20. August, hier eine Ovation (der Meininger) stattfinden wird. Wahrscheinlich wird noch später zu derartigen größeren Huldigungen kommen, und mit der Bitte um private B

…ndlung meiner Mitteilungen bin ich sehr gern bereit, Ihnen den Termin vorher anzugeben."
… mir der 20. August sehr gut in meinen Urlaubsplan behufs Besuch der deutschen Forst-…sammlung in Metz vom 23. August paßte, reiste ich — nachdem ich am 17. August noch ein …legramm von Chrysander des Inhalts bekommen: „Nur nächsten Sonntag Ovation, Abreise …d" — am 19. nach Kissingen ab. Dort traf ich in der Nacht zum 20. ein.

Am Sonntagmorgen lustwandelte ich zur oberen Saline. Das Glück war mir gewogen. …gen 10 Uhr fuhren Graf und Gräfin Herbert Bismarck fort. Der Fürst grüßte die Fort-…renden vom Fenster des ersten Stocks herab. Dabei brachte ich ein Hoch auf ihn aus und …g dann zu Dr Chrysander, der mir Näheres mitteilte.

Zunächst wandte ich meine Schritte zum Altenburger Haus, an welchem vorbei der Fürst …wöhnlich seine Badepromenaden ausführte. Es war ergreifend, immer wieder festzustellen, … sich die Deutschen, gleichsam magnetisch angezogen, um den Fürsten sammelten. Der Garten …r voll von Menschen, die der gleiche Wunsch hergeführt wie mich. Und schon erklang der Ruf … Damenmund: „Da kommt er ja zu Fuß!" Alles springt auf, eilt auf die Straße und bildet …alier. Richtig: da kommt er am Wald- und Wiesensaum mit Professor Schweninger daher, … beiden Ulmer Doggen getreulich zur Seite. Der königliche Wagen (Bismarck war vor einer …ben Stunde in der unteren Saline fortgefahren) leer, im Schritt, gleich hinterher. Ein Herr … Anfang der Spalierreihe (ich stand ziemlich am Ende) brachte ein Hoch aus. Bismarck zog …nen Schlapphut und schritt die Front ab. Als er zu mir kam (er hatte keine Person angeredet), …eb er stehen und fragte mich (ich war in Walduniform): „In welchem Walde sind Sie zu …use?" Ich erwiderte: „Ich komme aus dem Reichsland, Durchlaucht" — und erinnerte an …ine Besuche in Friedrichsruh und Varzin, worauf er bestätigte: „Ja, ich erinnere mich" und …h fragte: „Sind Sie als Badegast hier?" Auf meine Antwort: „Nein, Durchlaucht!" grüßte … und empfahl sich. Mir schien es, als ob Professor Schweninger, der ihm zur Seite stand, ein …chen gegeben, als ob es wünschenswert sei, daß er nicht länger stehen bleibe.

Nachmittags um 2 Uhr fand im Hofraum der oberen Saline die Begrüßung durch die …üringer statt. Es waren ihrer gegen tausend. Sie begrüßten Bismarck, der zunächst oben vom …nster herab zusah, mit dem wehmütig-innigen alten Volkslied ihres Gaues: „Ach, wie ist's …glich dann?" Als der Fürst dann herabkam, wurde ihm stürmisch zugejubelt. Damen über-…hten ihm Blumensträuße. Auf eine Begrüßungsrede des Baurats Fritze aus Meiningen …iderte der Fürst in halbstündiger Rede, entblößten Hauptes in der Sonnenglut stehend.

Über Bismarck als Redner ist schon viel geschrieben worden; er selbst hat sich nie als großen …dner bezeichnet und ist stolz darauf gewesen, es nicht zu sein. Er wird bereit gewesen sein, … Immanuel Kant die Beredsamkeit eine Betrügerin zu schelten oder sich mit Goethe einen …feind von Wortschwällen zu nennen. In einer Rede vom 4. Februar 1866 sagte Bismarck: …h vermag nicht, mit Worten spielend, auf Ihr Gefühl damit zu wirken, um dadurch Tatsachen … verdunkeln. Meine Rede ist einfach und klar."

So redete er auch heute. Namentlich am Anfang stockend, aber auch öfters, wenn die Ge-…ken und Bilder allzu reichlich auf ihn einströmten; dann wieder ergoß sich sein Redestrom … ein Gebirgsbach in lebendigem Fluß, nach und nach feuriger, hinreißender und die Hinder-…e leichter nehmend, z. B. als er gegen den Schluß hin sagte: „Wenn ich die Regierung um der …cht willen bekämpfen wollte, dann würde ich eine Rundreise durch Deutschland machen, …rall Volksversammlungen veranstalten und was ich gegen die Regierung auf dem Herzen …e, klein zerpflücken. Nachdem ich ein Menschenalter hindurch fähig war, die Staatsgeschäfte …leiten, habe ich jetzt wohl das staatsbürgerliche Recht, meine Meinung zu haben. Ich mache … meinem Herzen keine Mördergrube." Der Schluß aber: „Das Lügen habe ich auch als …plomat nicht gelernt", rief langen, stürmischen Beifall hervor, der immer wieder aufs neue …auste. Fürst Bismarck würde wohl noch länger gesprochen haben, wenn Professor Schwe-…ger ihm nicht durch Zeichen sein Bedenken kundgegeben hätte, länger in dieser großen Hitze

zu stehen. Nachdem der Oberbürgermeister Schüler von Meiningen gedankt und auf die Fürstin die oben vom Fenster aus der Huldigung zusah, ein Hoch ausgebracht, zog sich der Fürst, mi dem und jenem einige Worte wechselnd, unter begeisterten Zurufen allmählich in das Haus zurück

Es war ein überaus wehmütiges Gefühl, wenn man aus diesen vielen Kundgebungen de Willen des deutschen Volkes so stark ausgeprägt sah, von diesem Kanzler geführt zu werden – während er und wir mit ihm zusehen mußten, wie unsre auswärtige Politik andre Wege ging

Mittags sah ich den Fürsten von der oberen Saline zum Bade fahren und hernach vom Kurhaus über die Saalebrücke und die Wiesen weg dem Altenburger Hause zuwandeln — imme in Begleitung von Professor Schweninger. Beide Male wurden ihm von der großen Menschen menge die lebhaftesten Huldigungen bereitet. Sträuße wurden ihm überreicht, und Bismarc küßte unter dem Jubel der Menge eine junge Dame, die ihm jenseits der Saale auf der Wies Blumen darbot.

Ich — ganz allein — sah den Fürsten mit Professor Schweninger später auf dem Ver bindungswege über die Saale im Wagen zur oberen Saline zurückkehren. Ich sagte, als de Wagen bei mir vorbeifuhr: „Einen Gruß aus Erstein im Elsaß, Durchlaucht!“ Er zog den Hu und erwiderte: „Ich danke sehr.“ Nachmittags schließlich sah ich den Fürsten nochmals im Hof der Saline, wo von 1 bis ½3 Uhr ihm die Kapelle des in Bamberg garnisonierenden Infanterie regiments während der Frühstückstafel ein Ständchen brachte. Nach Beendigung der Tafe stattete der Fürst dem Kapellmeister persönlich seinen Dank ab und ging dann wieder hinauf um vom Fenster dem Treiben unten im Hofe zuzusehen. Als ich fortgehen wollte, kam de Kammerdiener Pinnow auf mich zu und erzählte mir, er habe den Fürsten auf mich aufmerksam gemacht, hinzufügend, ich sei der Oberförster, der vergangenes Jahr in Varzin bei ihm zu Tisch gewesen. Bismarck hätte darauf gesagt: „So? Ja, ich bin ihm auch schon begegnet, wußte e aber nicht. Holen Sie mal die Brille!“ Der Fürst hat mich dann von oben durch die Brille betrachtet und gesagt: „Ja, das ist er.“ Wieder hat er gefragt: „Ist er denn als Kurgast hier?“ worauf Pinnow erwiderte, er glaube, ich sei nur zur heutigen Huldigung gekommen.

Pinnow schimpfte wieder wie 1892 in Varzin auf den immer den Spaß verderbenden Chrysander. Wenn man aber bedenkt, welche Unverfrorenheiten es von dessen Seite bisweilen abzuwehren galt, um den Fürsten vor allzu auf- und zudringlichen Besuchern zu schützen, ist man ihm wohl eher zu Dank verpflichtet. Dann bot Pinnow mir an, er wolle mir die Zimmer des Fürsten zeigen, da dieser eben mit der Fürstin ausgefahren war. Einer englischen Familie, die auch darum bat, lehnte er kurzweg die Bitte ab. Und so sah ich, zum Abschied gleichsam, das Arbeits- und Schlafzimmer des Fürsten, ersteres ein großer Saal, auf dem Schreibtisch Feder und Papier. Der Fürst hatte heute an den Grafen Wilhelm geschrieben; er schrieb sonst sehr ungern. Im Schlafzimmer waren die Doggen Tyras und Rebekka; ersterer — wie mir Pinnow sagte — ein böser Gesell, knurrte mich an, beruhigte sich aber bald. Ehe ich von der Saline schied, leerte ich mit Pinnow noch eine Flasche edlen Rheinweines auf des Fürsten Wohl.

Bismarck erkrankte bekanntlich zehn Tage später lebensgefährlich. Diese Erkrankung ward durch das Günsertelegramm die Einleitung zur Wiederannäherung zwischen Kaiser und Kanzler.

Ich sah Bismarck nach diesen Kissinger Tagen nie wieder. Am Abend des 21. noch fuhr ich nach Elsaß-Lothringen zurück, das wir inzwischen an den Feind verloren haben, — weil kein Bismarckches Genie unsere Außenpolitik geleitet hat.

B. A. Bargmann



# Die amtlichen Veröffentlichungen in der Kriegsschuldfrage

Wir haben uns über unsere Auffassung zur Kriegsschuldfrage schon gelegentlich der Veröffentlichung der kaiserlichen Geschichtstabellen geäußert. Die Politik der Staaten und ihrer Leiter richtet sich nicht nach den Grundsätzen der individuellen loral. Unfähigkeit und Schwäche sind die größten politischen Laster, während ein mit solchen igenschaften ausgestattetes Individuum immer noch eine moralische Perle sein kann. Die eitung der deutschen Politik trifft eine historische Schuld am Kriegsausbruch, in dieser Hinsicht it das deutsche Volk allein mit den früheren Leitern seiner Geschicke abzurechnen, das geht inen Dritten etwas an. Eine ganz andere Frage ist es, ob die deutsche Politik bewußt auf den rieg losgesteuert hat, worauf das feindliche Ausland eine Kriegsschuld und wiederum aus der riegsschuld die ungeheuerlichen Entschädigungsforderungen des Versailler Friedens heriten will.

Hätte Deutschland gesiegt, so hätte niemand die Frage seiner Kriegsschuld aufgeworfen. ann stand das Ergebnis geschichtlich fest, von dem im August 1914 jeder Deutsche überzeugt ar, daß die Einkreisungspolitik König Eduards, noch nach seinem Tode erfolgreich, den rieg freventlich vom Zaune gebrochen hatte. Dem unterlegenen Deutschland wird auch die oralische Schuld des Krieges aufgebürdet, um damit die Rechtfertigung zu gewinnen für eine s dahin in der neueren Geschichte beispiellose Ausbeutung des unterlegenen Teiles. eshalb muß entgegen dem uns in dem Versailler Vertrage aufgezwungenen Schuldbekenntnis nmer wieder der entrüstete Aufschrei eines schamlos unterdrückten und ausgebeuteten Volkes tönen: „Wir tragen keine Schuld an Kriege.“ Wenn die Weltlage sich für uns immer mehr rschlechterte und wir schließlich unter den ungünstigsten Verhältnissen in den Krieg eintreten ußten, so lag der Grund in dem Gegenteile dessen, das man uns Schuld gab, daß wir nämlich cht früher bewußterweise unter günstigeren Verhältnissen in den Krieg eingetreten waren. ie geschichtliche Schuld schließt die moralische und rechtliche Schuld geradezu aus.

Zum Beweise von Deutschlands Schuldlosigkeit hat sich die deutsche Regierung zu einer bis hin beispiellosen Offenlegung der Akten des Auswärtigen Amtes vom Frankfurter rieden bis zum Ausbruche des Weltkrieges entschlossen. Die ersten sechs Bände, die Bismarcksche eit umfassend, liegen jetzt vor. (Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 s 1914, Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Herausgegeben von himme, Lepsius und Mendelssohn-Bartholdy, Band 1—6. Deutsche Verlags-Gesellschaft für olitik und Geschichte. Berlin 1922.) Angesichts der notwendigen Einheitsfront nach außen ollen wir der Erörterung der Frage nicht nähertreten, ob die Veröffentlichung vom Standinkte der Regierung nicht eine Riesen-Dummheit war. Denn Revolution und Republik ruhen enso auf der Schuldlüge gegenüber dem alten Regimente wie der Versailler Vertrag. Von Eisner d Kautsky an bis zum Beginne der vorliegenden Veröffentlichung wollte man daher das alte egiment belasten und demgegenüber die friedliebende Demokratie bei der Entente in empfehlende innerung bringen. Doch die Wahrheit bricht sich Bahn. Die Schuldlüge konnte nicht glänzenr widerlegt werden als durch die Veröffentlichung. Deshalb gebührt der Regierung Dank.

Vom Standpunkte der zünftigen Historiker ist bedauert worden, daß sich keiner von ihnen ter den mit der Veröffentlichung betrauten Personen befand, und daß deshalb die Art der eröffentlichung von der sonst üblichen Art der Herausgabe der Archivakten abweicht. Das gilt mentlich von der unterlassenen Wiedergabe der Konzepte, von der Weglassung mancher Randmerkungen und von Auslassungen, die als unwesentlich bezeichnet werden. Dagegen herrscht er die unbedingte Unparteilichkeit, Treue und Zuverlässigkeit der Veröffentlichung nur eine

Stimme, und es wäre nur zu wünschen, daß die Regierungen der im Kriege feindlichen Staate dem deutschen Beispiele möglichst bald folgen möchten.

Aus Anlaß des Erscheinens der ersten sechs Bände des Aktenwerkes hatte die Deutsche Gesell-schaft von 1914 in ihren Räumen am 13. Juni 1922 eine Versammlung veranstaltet. In ih sprach zunächst der Vertreter des Arbeitsausschusses deutscher Verbände, Geheimer Regierungsra Dr von Vietsch, über die Bedeutung der Veröffentlichung, die dazu dienen solle, alle Kreise de Volkes von der Bedeutung der Schuldfrage und des auf ihr gegründeten Versailler Vertrage zu überzeugen. Dann äußerte sich der Reichsminister Dr Rathenau ziemlich farblos über da Werk, das im Dienste der Wahrheit stehe. Es sprachen darauf noch Prof. Dr Hoetzsch, Prof Dr Schreiber und Prof. Dr Veit Valentin sowie der Sozialdemokrat Dr Quarck. Alle betonten die *notwendige Einheitsfront in der Schuldfrage*, wobei nur Dr Quarck sich einig besondere sozialdemokratische Mätzchen nicht verkneifen konnte. Längere Ausführungen de Mitherausgebers Dr Friedrich Thimme über die methodischen Gesichtspunkte, von denen di Herausgeber sich hätten leiten lassen, schlossen die Verhandlungen. Die Reden waren alle woh erwogen, schriftlich abgefaßt. Jeder Teilnehmer wird von der Versammlung einen befriedigenden Eindruck mit nach Hause genommen haben, ahnungslos, daß ein Verbrechen an einem der Redne so bald eine neue schwere Krisis über das Reich heraufbeschwören werde.

Allerdings erstreckt sich die Veröffentlichung zunächst nur über die Bismarcksche Zeit, un man kann sich nur der Hoffnung hingeben, daß das Reich wenigstens die erforderlichen Mitte haben wird, das kostspielige Werk weiter fortzuführen. Doch obgleich wir bisher nur mit einen Torso zu tun haben, ist doch schon ein Urteil über das Gesamtwerk und über seinen Inhalt, di deutsche auswärtige Politik seit dem Frankfurter Frieden, möglich.

Denn einmal ragt die Bismarcksche Zeit doch schon in die Regierung Kaiser Wilhelms II hinein, der nach Ansichten und Wünschen der Entente der Hauptschuldige am Kriege sein sollte Und dann galt Bismarck doch immer für Mit- und Nachwelt als der gewaltige Übermensch, de seine Politik mit Blut und Eisen betrieb. Wenn selbst Bismarck nach dem Frankfurter Friede eine stetige Friedenspolitik verfolgt hat, um wieviel mehr muß das von seinen schwächlichen Epigonen gelten, die mit großen Worten sich selbst Mut machten, aber nie den Entschluß zu Taten fanden.

Wenn man die Aktenstücke liest, so gewinnt man den Eindruck eines spannenden Romans, den man schon öfter gelesen hat, aber immer gern wieder liest, weil man ihm immer neue Seiten abgewinnen kann. Läßt sich doch auch das Kind schon gern immer dasselbe Märchen wieder erzählen, selbst wenn es dem Erzähler schon einhelfen kann. Und in gewissem Sinne bleiben wir doch alle Kinder.

Doch verkehrt wäre die Anschauung, daß wir nun die volle Wirklichkeit, wenigstens wie solche nach den deutschen Akten sich darstellt, vor uns hätten. Wie kein Bild die Dinge wiedergibt, so wie sie wirklich sind, sondern nur, wie der Maler sie sieht, und deshalb seitens jedes Malers anders, so wird man auch aus den veröffentlichten Akten die verschiedensten Anschauungen herauszulesen und zu rechtfertigen versuchen.

Weit verbreitet ist heute nach unserem Zusammenbruche ein ergebener Fatalismus: Auch der größte Staatsmann hätte unser Schicksal nicht abwenden können, es hätte sich auch unter ihm vollendet, es hat so kommen müssen. Dann trifft nicht Bismarcks unfähige Epigonen die Schuld, sie sind dem übermächtigen Schicksal unterlegen. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre war dann nichts anderes als eine große Grillparzersche Schicksalstragödie, deren fünfter Akt der Weltkrieg mit dem Frieden von Versailles als letzter Szene war.

Diese Auffassung klingt namentlich durch in der kurzen Inhaltsangabe der sechs Bände von dem bekannten Professor Veit Valentin.

Der leitende Gedanke ist dabei: Kaiser Wilhelm II. hat keine neue Politik gemacht, sondern Bismarcks Politik in Bismarcks Geist fortgesetzt, und doch ist es so gekommen. So deuten gegen-

er dem „Krieg-in-Sicht-Aufsatz“ Konstantin Rößlers von 1875 in der „Post“ die Vorstellungen glands und Rußlands in Berlin den kommenden Dreibund an. Aus dem Briefe Bismarcks Lord Salisbury vom 22. November 1887 über ein deutsch-englisches Bündnis soll man entmen können, daß Bismarck selbst den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag fallen lassen llte. Andererseits tritt Bismarck in einem Briefe an den deutschen Botschafter General ı Schweinitz in St. Petersburg vom 13. Juni 1887 schon dem Gedanken nahe, ob man der Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen die Beziehungen Deutschlands andern Mächten, die Pforte nicht ausgeschlossen — über die Bismarck sich im übrigen nlich wegwerfend äußert —, nicht fester und enger gestalten solle. Ist da nicht bereits Türkenpolitik Kaiser Wilhelms seit 1898 vorgezeichnet? Diese wenigen Beispiele mögen nügen.

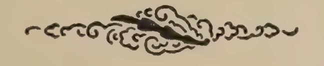
Nun, wenn zwei dasselbe tun, ist es bekanntlich noch immer nicht dasselbe. Schon die erhnten Beispiele bedeuten ein Haften an Äußerlichkeiten. Die Vorstellungen Englands und ßlands von 1875 bilden eine reine Zufallsverbindung bei schärfstem Gegensatze beider Staaten, es damals niemals zu einem Bündnisse hätte kommen lassen. Gewiß hätte auch Bismarck ı deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag aufgegeben, aber gegen ein festes Bündnis mit gland, nicht um der schönen Augen Austrias willen, um dann hinterher Deutschland in das lepptau der österreichischen Balkanpolitik nehmen zu lassen. Und daß, wenn alle Beziehungen Rußland rissen, man schließlich auch versuchen mußte, selbst die Türken gegen sie zu hetzen, ein Gedanke, dem schon Friedrich der Große nähergetreten war. Aber man durfte nicht daran iken, in einer umfassenden Türkenpolitik gewissermaßen die ganze Türkei unter deutsches otektorat zu nehmen und gleichzeitig mit Rußland auf einem so freundschaftlichen Fuße iben zu wollen, daß man unter russischer Rückendeckung Flotten- und Weltpolitik gegen gland treiben konnte, ohne französische Revanchegelüste fürchten zu müssen. An eine solche tige Kartenhauspolitik hat der Realpolitiker Bismarck nie gedacht.

Es ist also nichts damit, daß Kaiser Wilhelm II. die Politik Bismarcks fortgeführt hätte und einem unabwendbaren Schicksal unterlegen wären. Wir sind unterlegen, das ist wahr, aber olge falscher Führung, die eine ganze Welt von Feinden gegen uns zusammengetrieben hatte, in kecker Selbstüberhebung und Zuversicht gerade das bewirkte, was Bismarck immer vereden hatte. Aber gerade weil es nicht blindes Schicksal war, das uns niederwarf, deshalb rden wir uns auch wieder erheben.

Nur in einem hat allerdings die Politik der letzten dreißig Jahre die Politik Bismarcks fortetzt: in der Friedfertigkeit der deutschen Politik, die jeden Krieg zu vermeiden suchte. War bei Bismarck das Gefühl des Starken, der durch einen neuen Krieg nichts zu gewinnen hatte, nn er ihn auch nicht zu scheuen brauchte, so war es bei den Epigonen trotz aller großen Worte Gefühl der Schwäche, nachdem man einmal die Reichspolitik in falsche Bahnen gelenkt hatte, em daraus erwachsenen Weltkriege doch nicht gewachsen zu sein. Allenfalls konnte man noch ige Zeit in der bisherigen Weise fortwursteln, wenn das Gebet Erhörung fand: „Gib Friede, r, in unsern Tagen.“

Es gibt in der Tat keine furchtbarere Entstellung der Weltgeschichte, als dieses Deutschland, Bismarcksche nach 1871 und das nachbismarckische Kaiser Wilhelms II., der Kriegsschuld zu ichtigen. Deshalb: Fort mit der Kriegslüge!

Prof. Dr. Conrad Bornhak



# Die Philosophie eines Deutschen als französischen Geistesführers

Im Jahre 1811 geboren, hat der Thüringer Ferdinand Höfer die Ungewöhnlichkeit seiner geistigen Begabung nicht nur durch das Erlernen klassischer und moderner Sprachen, sondern auch durch den Verzicht auf die gewöhnliche Gelehrtenlaufbahn und durch Wanderung in die weite Welt hinaus bekundet. Mißgeschick und Mangel an Mitteln ließen ihn Fremdenlegionär, dann Privatlehrer, dann Privatsekretär des französischen Philosophen Cousin, weiterhin Arzt und gelesensten französischen Schriftsteller, Leiter der vielbändigen französischen „Allgemeinen Biographie“ und schließlich weltabgeschiedenen Philosophen werden, dem sich ein so in die Breite wirkender populär-astronomischer Schriftsteller wie Flammarion zu Dank verpflichtet bekennt.

Höfer hat, immer in französischer Sprache, eine seinerzeit berühmte Geschichte der Chemie, dann eine Geschichte der Mathematik und so viele andere Werke geschrieben, daß sein Ansehen im französischen Geistesleben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den großen Verlag Firmin Didot bestimmte, gerade dem Deutschen die Leitung des großen Unternehmens der „Biographie générale“ zu übertragen, obwohl doch Ungeheures von der Leiterschaft eines solchen biographischen Nachschlagewerks abhängt. Sicher ist es jedem Benützer dieses Werkes schon aufgefallen, daß man oft gerade über — selbst von den Deutschen vergessene — große Deutsche recht gut unterrichtet wird. Wäre jenes Unternehmen von einem Nationalfranzosen geleitet worden, der das Deutsche bestenfalls notdürftig verstanden hätte, so wären die deutschen Lebensläufe stiefmütterlicher weggekommen als unter Höfers Leitung. Höfer konnte es sich sogar erlauben, in seinem Artikel über Descartes in der genannten Biographie générale diese französische Stolzquelle sehr kritisch zu beleuchten!

Wenn Höfer 1848 auch Franzose geworden ist, so dürfen wir ihn doch als Verbreiter deutschen Geistes und als deutschen Philosophen betrachten. Vergessen wir nicht, daß eine große Zahl berühmtester Deutscher längere oder kürzere Zeit in Paris studiert und engsten Verkehr mit Franzosen gepflegt hat: Alexander v. Humboldt, Mesmer, Hahnemann, Liebig, Max Müller, Franz Bopp, Chladni, Gall, Wagner, Liszt und viele andre. Der deutsche Geist, den Höfer in seinen philosophischen Werken niedergelegt hat, scheint aber ein Sauerteig im französischen Denken geworden zu sein. Denn nach den kurzen Charakteristiken zu urteilen, die man in philosophiegeschichtlichen Werken über die vielgenannten französischen „Philosophen“ Boutroux, Fouillé, Bergson findet, scheinen diese Herren in den entscheidenden Punkten von Höfer beeinflußt zu sein. Die genannten philosophischen Schriftsteller betonen im Gegensatz zum materialistischen Standpunkt die Unvergleichbarkeit alles Seelischen mit Stofflichem. Sie lehnen die leiblich-seelische Gleichläufigkeit (den psychophysischen Parallelismus) ab. Die Seele ist das Reich der Freiheit, der Stoff das Gebiet des Zwangs von Ursache und Wirkung. „Das wahre Sein ist freischöpferisches Wirken.“ „Die reine Erinnerung hat keine leibliche Entsprechung.“ „Die Ideen sind Kräfte.“ Das ist's, was auch lange zuvor der französisch schreibende deutsche Denker gelehrt hatte: Jedes Bewußtsein, jede Seele ist ein Kraftmittelpunkt, ein Kraftatom in der Menschenwelt. Mit dem bewußten Wollen, das unser eigenstes Ich ist, beginnt etwas Neues und Überlegenes über die Welt des Stoffes mit Druck und Stoß. Der Geist ist mit dem Stoff schlechthin unvergleichbar. Gerade wenn der Körper altert, schrumpft und zurückgeht, wächst oft der Geist zur höchsten Stärke und Klarheit. Die Einheitlichkeit des Planes aber, die sich in der ganzen Welt offenbart, bekundet sich auch darin, daß, wie die Stoffwelt, so auch die Geisteswelt ihr Gravitationszentrum hat: dieser Schwerkraftsmittelpunkt ist das Gewissen, oder was dasselbe besagt, die Güte, die Wahrheit, die Gerechtigkeit. In der stoff-

hen Welt kreisen die Sonnen, umkreist von ihren Wandelsternen mit deren Begleitern; jedes assenteilchen selber aber ist im kleinsten, was ein Sonnensystem im großen ist. Chemie ist die tronomie des Kleinen. Den Kreisungen von Atomen und Wandelsternen um ihre Schwer- aftsmittelpunkte entsprechen, kraft Einheit des Weltplans, in der Welt des Lebendigen die andelbarkeiten der Einzelwesen um das Musterbild der Gattung (die Variation des Typus), der Welt der Seelen aber die Kreisungen um das Gewissen.

Während aber in der Stoffwelt das Durcheinander immer weiter durch den Bestand der rdnung (vom System) verdrängt worden ist, wie dort das Chaos dem Kosmos schon längst atz gemacht hat, so weit ist die Welt des Geistes noch nicht geordnet, hier herrscht noch viel aos und Durcheinander, hier müssen wir erst noch Ordnung und Bestand, d. h. System schaffen. e Menschheit als Ganzes steckt, von einer winzigen Zahl Fortgeschrittener abgesehen, noch den Kinderschuhen. Was ist das große politische Treiben anders, als ein Tummelfeld kindischer andenführer? Der Massenmensch ist noch ein großes Kind. Wie in der Kinderwelt die schlechten, r auf sich bedachten, rohen und gewalttätigen Elemente es sind, die sich zusammenschließen d unter Führung des größten Lümmels die andern, sinnigeren, mit sich auskommenden, be- eidenen Kinder drangsalieren und verletzen, so sind in der Welt der Erwachsenen es die geistig nsten, rohesten und gewinnsüchtigsten Elemente, die nach Macht, nach Führerstellen, nach leinherrschaft streben und den kindischen Massenmenschen als Sprungbrett und Sturmbock für e unlauteren Ziele benutzen. Diese Machtstreber finden für ihre lügnerischen Verheißungen d ihre nie ernstlich gemeinten Schlagworte von Freiheit und Gerechtigkeit immer wieder die dischen Massenmenschen als Anhang. Geflissentlich halten sie die an Zahl ungleich geringeren enschen der größeren Gewissenhaftigkeit und Einsicht durch Verleumdungen und sozusagen rch Verschmutzung und Verstänkerung des ganzen öffentlichen Lebens von der Führung der entlichen Geschäfte fern. Die Verknechtung des Menschen durch den Menschen war ein Un- ht. Aber auch Gewährung des gleichen Stimmrechts, die Gleichstellung des Gewissenhaften t dem Gewissenlosen, des Gebildeten mit dem Ungebildeten ist ein Unrecht von furchtbarster efahr. Der kindische Massenmensch wird unter Führung der Massenbyzantiner alle höhere, her erlangte Seelenkultur vernichten, wenn dieser ungeheuren Gefahr nicht rechtzeitig be- gnet wird. Es nutzt nichts, sich der Tatsache zu verschließen, daß der Wille zum Bösen in der rhand ist. Nur vergesse man nicht, daß darum doch der Wille zum Guten ebenfalls, wenn ar auch nicht in der Vorhand, so doch immerhin vorhanden ist! Die Welt wird nicht ser durch große Worte, sondern durch kleine Taten. Es gilt unermüdlich Kleinarbeit im Guten verrichten. Der kindische Ehrgeiz, der bisher die Geschichte gemacht und zu einem ununter- chenen Räuberstück mit wechselnden Behängen gemacht hat, der Ehrgeiz, von sich reden zu chen, muß dem Willen zur stetigen Selbsterziehung und Selbstberichtigung weichen. In der rperwelt, oder was dasselbe ist, im Reich der stofflichen Kraftzentren, haben wir jene großen rtschritte der Wissenschaft, vermöge deren wir die Beherrschung der Naturkräfte oder physi- ischen Kraftzentren in so ungeahntem Maße erlangten, nur dadurch zuwege gebracht, daß wir n Kleinen, Unscheinbaren, Alltäglichen, Mißachteten, Selbstverständlichen, aber gar nicht rstandenen die dauerndste Aufmerksamkeit schenkten. Die Stoßkraft des Wasserdampfes, die ziehungskraft geriebenen Bernsteins für leichte Körperchen, die gleichförmige und ungleich- mige Bewegung, all das war schon dem Altertum bekannt. Aber die Sammlung kleinster tsachen, die Anstellung von Versuchen, die Untersuchung des freien Falls, das wurde sicher enfalls schon im Altertum in Angriff genommen, aber erst in der Neuzeit zur Hauptsache und mit zur Grundlage großer, weltumgestaltender, naturbeherrschender Erfindungen gemacht. cht vergebens hat Höfer die Geschichte der Chemie, der Mathematik, der Zoologie geschrieben. er in diesen Wissenschaften reihte sich Beobachtung an Beobachtung, Entdeckung an Entdeckung; le Kleinarbeit weltabgewandter Geister hob allmählich die Macht der Großtuer aus den Angeln. d diese Kleinarbeit der Selbstberichtigung, Selbstvervollkommnung ist auch die Bedingung

dafür, daß in der Welt der Geister oder im Reich des Willens oder der sittlichen Kraftzentren die Herrschaft der kindischen, unreifen Menschen gebrochen wird. Man muß mit der allmählichen Häufung der Wirkungen kleinster Mengen auch im Reich des Sittlichen, das jetzt freilich meist nur das Reich des Unsittlichen ist, rechnen. Welche gewaltigen Veränderungen können allerkleinste Stoffmengen als Gärmittel, als Pulver bewirken! Ein kleiner Druck kann die ungeheuerste Entladung auslösen und die Bewegung ungefüger roher Massen veranlassen. Eine kleine Tat ist oft mehr wert als eine „große Philosophie". Nicht wer größten Rummel in der Welt macht, ist größten Ruhms würdig, sondern wer sein Gewissen auch im Kleinsten, Nebensächlichsten wahrt. Wie im Reich der Körper nichts verloren geht, wie dort Bewegung nur scheinbar verschwindet, in Wirklichkeit sich in Wärme umsetzt, so geht auch das unscheinbarste Tun im Dienste des Gewissens nicht spurlos verloren, sondern übt seine Wirkung. So geht aber auch die Seele selbst nicht verloren, sie wächst, wird endlos und unvergänglich.

Das ist die Philosophie Höfers, wie er sie in seinem Buch „L'homme devant ses œuvres" darlegt. Natürlich wird man sie nur als Ausdruck der Persönlichkeit und in ihrem Einfluß auf Boutroux, Bergson und Fouillé werten. Bezeichnend ist die tiefe Verachtung, die dieser umspannende Geist für die politischen Schieber hegte, für die liberalistelnden Politiker des Frankreichs, in welchem er lebte. Höfer war unbemittelter Leute Kind, aber er machte sich nicht zum Vorspann der Lügen, daß nur die Besitzlosen gut und die Besitzenden schlecht sind. Seine schriftstellerische Tätigkeit diente zum großen Teil volkstümlicher Verbreitung des Wissens. Aber trotz dieser Tätigkeit im Dienste lernbegierigen Volkes war Höfer so wenig Massenknecht, daß er vielmehr die ungeheure Gefahr erkannte, die aus dem Byzantinertum gegen die Massen entsprang. Mehrheitsentscheidungen im Bunde mit Materialismus, wie ihn die Massen verstehen, führen zum Untergang. Deshalb predigte Höfer die Kleinarbeit am eigenen Innern, die Abkehr vom Eigenwillen, die Einkehr zum Weltwillen — ganz wie es gleichzeitig in Deutschland jener Bruno Bauer tat, den darob der Massenschmeichler Marx mit seinem geifernden Hohn überschüttete. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch Höfers Philosophie heute noch „aktuell".

Dr. Georg Biedenkapp






Reichenbachtal mit Ruine Falkenstein R. Biringer




Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

# Nochmals Sadhu Sundar Singh

I.

Im Juniheft des „Türmer" (Seite 206) schreibt Martin Loesche über den indischen Pilger Sundar Singh einige Worte, die zwar gut gemeint sind, sofern sie vor einer kritiklosen Bewunderung Indiens warnen wollen, aber auf so unzulänglicher Sachkunde beruhen, daß sie nicht unberichtigt bleiben dürfen. Es ist immer gefährlich, sich auf Grund der Eindrücke eines einzigen Abends über einen völlig Fremden ein Urteil zu bilden. Wie voreingenommen der Kritiker in diesem Fall ans Werk geht, zeigt sich schon daran, daß er den Sadhu ethnologisch und religionsgeschichtlich offenbar falsch einreiht. Das Pendschab, die Heimat Sundar Singhs, ist durch sein Klima und seine Natur von allen Teilen Indiens vielleicht am wenigsten geeignet, lächelnde Träumer zu erzeugen. Seine Bewohner, hochgewachsene Gestalten aus verhältnismäßig reinem arischen Blut, halten seit Jahrtausenden die Grenzwacht an der nordwestlichen Einfallpforte, durch die von jeher die festländischen Invasionen nach Indien eingedrungen sind (z. B. Alexander der Große). Speziell die Sikhs (nicht Sicks, wie L. schreibt) sind die Kriegerkaste Indiens. Ursprünglich waren sie eine Religionsgemeinschaft, die Hinduismus und Islam zu versöhnen suchte. Später entwickelten sie sich, zwischen Hindus und Muslims eingekeilt, zu einem tapferen Kriegerstamm. Daher führt jedes Glied des Stammes den Namen Singh (Löwe). Die Sikhs stellen die Kerntruppen der englischen Armee in Indien und haben unsern Kämpfern im Weltkriege nicht wenig zu schaffen gemacht. Ob aus solcher Umgebung gerade „Lächler mit Mona-Lisa-Augen" hervorzugehen pflegen, lasse ich dahingestellt.

Sundar Singh ist jedenfalls keiner. Hätte L. einmal in eine Biographie des Mannes Einblick genommen — die von Max Schaerer lag an jenem Abend in Leipzig zum Verkauf aus (Verlag Bertelsmann, Gütersloh) —, so hätte er mancherlei lesen können von den mühevollen und gefährlichen Missionsreisen, die der Sadhu wiederholt in die verschlossenen Länder Tibet und Afghanistan unternommen hat. Wer solche Strapazen auf sich nimmt und sein Leben unter Räubern und wilden Tieren im Dienst einer großen Sache so rücksichtslos aufs Spiel setzt, verdient nicht als müder Lächler abgelehnt zu werden. Im Leben dieses Kämpfers steht von „Kraft", von „Bekennertum" gar viel zu lesen; und das ist wohl wichtiger, als was der flüchtige europäische Beobachter in seinen Gesichtszügen liest oder nicht liest. Als einer, der die Freude gehabt hat, den Sadhu in mehrtägigem Verkehr persönlich näher kennen zu lernen, kann ich bezeugen, daß er bei aller Höhenlage seines Innenlebens sich unter Menschen schlicht und natürlich gibt und der Bestimmtheit des Wollens durchaus nicht entbehrt. Davon hat er während seines kurzen Aufenthalts in Leipzig mehrfache Proben abgelegt.

Loesche meint gewissermaßen den echten Luthergeist gegen den Sadhu schützen zu müssen. Nun, es ist niemand eingefallen, den Sadhu, der seine Kenntnis des Christentums einer kal-

iſtiſchen Miſſion verdankt, als Kronzeuge für Luther nach Leipzig zu rufen. Daß ſeine ömmigkeit bis zu einem gewiſſen Grad immer noch indiſche Züge und indiſche Schranken ſich trägt, würde ich keinen Augenblick beſtreiten. Aber es handelt ſich doch jetzt um etwas nz anderes. Weite Kreiſe in Deutſchland ſind, wie auch L. weiß, in Gefahr, den Luthergeiſt d noch einiges mehr einzutauſchen gegen eine unperſönliche tatenloſe Myſtik, die durch den iz des Neuen und Fremdartigen beſticht, wenn nicht gegen einen öden Materialismus, der n echten Luthergeiſt noch ferner ſteht. Die Ausführungen des Sadhu waren eine deutliche ſage an die myſtiſche Verneinung der Perſönlichkeit, das hat auch L. empfunden, ebenſo ein nnhaftes Zeugnis gegen den Materialismus in jeder Form. Einen Inder ſo reden zu hören, vielen wertvoll geweſen. Vielleicht geſchähe dem Luthergeiſt doch ein beſſerer Dienſt, wenn n dieſes Zeugnis ſich zunächſt einmal auswirken ließe, anſtatt gleich mit ſchnellen Bedenken wiſchenzufahren und jede Wirkung im Keime zu töten. Daß das Bekenntnis zur Perſönlichkeit dem Inder nicht wurzelecht war, iſt eine bloße Behauptung. Von einem Schildknappen des thergeiſtes verlangen wir etwas mehr Ehrfurcht vor dem Heiligtum eines anderen, auch nn es ſich um einen Inder handelt.

Albrecht Oepke

## II.

Mit dem Leſen einer ſchlichten Lebensbeſchreibung des indiſchen Pilgers beſchäftigt, finde im „Türmer“ (Heft 9, Juni 1922) den Aufſatz von Martin Loeſche, in dem er ſeine Eindrücke Gedanken über Sundar Singh wiedergibt. Nicht aus Streitſucht, ſondern damit dem nden Manne Gerechtigkeit widerfahre, muß ich ein kurzes Wort erwidern, da ich ſelbſt von er eigenartigen chriſtlichen Perſönlichkeit tief bewegt bin. Über den Wert ſolcher Schau-lungen indiſcher Weiſer in unſerem Land kann man verſchiedener Meinung ſein. Ich glaube, ſie eher dazu beitragen, dieſe Leute mißzuverſtehen. Loeſches Aufſatz iſt mir ein Beweis ür. Ein ſchlichter frommer Pilger, aus ſeiner indiſchen Lebensumwelt geriſſen, und in ein litorium maximum Wilhelm Wundts verſetzt, ein tief begeiſterter Prediger und Miſſionar Evangeliums zu einem Vortrag über Hinduismus und Chriſtentum und „Perſönlichkeit“ deutſch-akademiſcher Luft gezwungen — das muß ja falſche Bilder und Eindrücke wecken. er gerade weil dies nahezu ſelbſtverſtändlich iſt, dürfte man den ungünſtigen Eindruck einer hen Stunde nicht allein gelten laſſen, wenn man über dieſen eigentümlichen Mann etwas eibt, was doch mehr als einen nur feuilletoniſtiſchen Anſpruch erheben will.

Beim Leſen von Sundar Singhs Lebensbeſchreibung fand ich Seite um Seite gerade das, s Loeſche ihm abſprechen will: einen Mann mit ganz bezeichnenden Merkmalen einer ſcharf-riſſenen eigenartigen Perſönlichkeit; einen Mann, deſſen ganzes Leben — von den npfen ſeiner früheſten Jugend um Durchſetzung ſeines chriſtlichen Glaubens gegen ſeine niſche Familie bis zu dem mutvollen Ringen des chriſtlichen Apoſtels mit unendlichen wierigkeiten, Verfolgungen, Todesgefahren durch Natur und Menſchen — nichts anderes ls gerade ein Leben kraftvollſten Bekennertums, ein Chriſtentum von ſo un-ingter Tat und Geſinnung, wie wir es zurzeit im Abendland nicht gar häufig finden ften. Mag ihm Loeſche das „Talent der Überredung“ abſprechen, aus ſeinem Lebensbild t zweifellos hervor, daß ihm die Kraft der Überzeugung durch Wort und Tat in ſeltenem ße zur Verfügung ſteht.

Dabei gebe ich gern zu, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen deutſchem Perſönlichkeitsideal Sundar Singhs Perſönlichkeitsſtreben, wie es in ſeinem Vortrag zum Ausdruck gekommen mag, und gebe weiter zu, daß ſich das Chriſtentum nach Raſſe, Klima und Kultur in Indien ers ausprägt als in Deutſchland. Aber ſo weitgehend iſt dieſe andere Ausprägung nicht, daß i im Weſen anderes Chriſtentum entſtände. Gerade dafür iſt uns Sundar Singhs chriſtliche ſönlichkeit ein Beweis, daß da, wo echtes und weſenhaftes Chriſtentum in Erſcheinung tritt, bei aller Verſchiedenheit der Ausprägung doch immer ein gleiches Kennzeichen findet: eine

innigste Vereinigung von Glaube, Gebet, kraftvoller Tat und selbstloser Aufopferung, wie uns nicht anders beim Morgenländer Paulus als beim Abendländer Luther entgegentritt. (Die Frage der „Kongenialität“ soll damit keineswegs berührt werden, sie ist müßig.)

So fesselt Sundar Singh weniger unsre Aufmerksamkeit, weil er aus dem unpersönlich Sehnsuchtsparadies persönlichkeits- und christentumsmüder Deutscher zu uns kommt als Ch und mit Sehnsucht nach Persönlichkeit. (Obwohl es immerhin den Indiensehnsüchtigen z Beachtung empfohlen sei, daß einer, der besser mit indischer Weisheit und Religion vertr ist, als es uns überhaupt möglich ist, Befriedigung seiner Sehnsucht und Ruhe seiner Se doch nur im Christentum des Neuen Testaments und in der Berührung mit Christus gefund hat.) Auch läßt sich an ihm nicht der Gegensatz aufzeigen zwischen einer östlichen religiös Haltung der Passivität und des Nur-Glaubens und einer westlichen der Tat und Gesinnu unter Zurücktreten von Wort und (Nur-) Glauben. Aber ein anderes kann der christliche indis Pilger vielleicht einigen von uns sagen. Aus aller Sehnsucht nach den Religionen des Oste aus Theosophie und andren Bewegungen spricht meines Erachtens stärker als das Verlang nach Auflösung der Persönlichkeit das Bedürfnis, wieder mit dem übersinnlichen und üb zeitlichen Weltgrund, mit der tiefsten Quelle des Lebens in unmittelbare Verbindu zu treten. Sundar Singh hat diese Verbindung durch das Christentum und im christlichen Geb Das Gebet ist das Geheimnis seines Lebens, seiner Tat und seiner Persönlichkeit. Es ist f ihn sowohl tiefstes Versenken in die Gottheit als auch herrlichstes Kraftschöpfen für Leben u Wirken, zur Überwindung des niederen Ich und der Welt, wie es auch für den europäisch Beter nicht anders der Fall ist.

Hans Stempel






# Hans Karl Abel

## Ein elsässischer Volksdichter

Umrahmt von einer wahrhaft romantischen Berglandschaft, die den Frankfurter Maler Rudolf Gudden aus den glutvollen Gefilden Spaniens nach den vom Sturm umbrausten, alpinen Höhen der Hochvogesen zog, liegt im hinteren Münstertal 1s Dorf Metzeral, das der Weltkrieg in einen Trümmerhaufen umgewandelt hat. Von der rigen Welt abgeschlossen, bewohnt diesen äußersten Winkel des an herrlichen Naturschönheiten segneten, der Ebene zu fruchtbaren und industriereichen Tals ein eckiger Bauernschlag, dessen igenart sich in vergangenen Jahrhunderten durch hartnäckige Kämpfe mit dem welschen achbar um altererbte deutsche Weidrechte und um seinen lutherischen Glauben verstärkt hat. nter dieser urwüchsigen und gesunden Bevölkerung, die den Sommer über zum größten eil mit ihrem Vieh auf den Bergen wohnt, und der dann an langen Winterabenden in der efangenschaft der Niederung wenig mehr zu tun übrig bleibt, als sich nach dem kommenden enz und den Bergen zu sehnen, lebte der in den vierziger Jahren stehende, nun auf Deger-ch bei Stuttgart beheimatete Dichter **Hans Karl Abel** Jahrzehnte als **Volksschriftsteller** 1 wahrsten Sinn des Worts, als praktischer Berater und geistiger Seelsorger, bis ihn das achtwort der Franzosen aus seiner elsässischen Heimat jagte.

Das Elsaß ist, von der künstlerischen Perspektive geschaut, mehr reproduktiv als produktiv. eit Jahrzehnten hat es, außer Friedrich Lienhard, keinen Künstler größeren Formats hervor-bracht, weder in der Dichtung, noch in einer andern Kunstgattung. Ausgesprochene lokal-triotische Neigungen lenken die dichterischen Talente von jeher auf das Gebiet der **Heimat**-1nst, und hier hat Abel neben seinen Landsleuten Marie Hart und Christian Schmitt Er-rießliches geleistet. Abel wurzelt als Dichter ganz in seiner engeren Heimat und seinen Münster-ler Bauern, in deren Herzen und Wesen er tief hineingeblickt. Er schrieb vor vielen Jahren 900—1904) drei der ersten elsässischen Volksstücke; und die in ihrer Einfachheit und Boden-indigkeit wahrhaft vorbildliche Bauerntragödie „**Die silbernen Glocken vom Ilienkopf**“ 913 erschienen bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) hat nicht nur auf der Freilichtbühne Metzeral starke Eindrücke hinterlassen, sondern ist auch im Stuttgarter Hoftheater unter r Leitung des Dichters von seinen elsässischen Bauern mit Erfolg aufgeführt worden. Aus esem innigen Verwachsensein mit dem elsässischen Volkstum sind Abels Dichtungen insgesamt tstanden: der 1912 auch in französischer Übertragung erschienene Roman „Die elsässische ragödie“, in der zweiten Auflage mit dem umgeänderten Titel „**Der Ruf in der Nacht**“ reiner & Pfeiffer) erschienen, und jene geklärten und formschönen Naturmalereien der Hoch-gesen „**Was mein einst war**“ (1916, Greiner & Pfeiffer). Aber Abels dichterische Stärke gt weder auf dramatischem noch auf epischem Gebiet; eine besondere Zartheit des Gemüts eist ihn ins Lyrische. Seine Lyrik trägt echt volkstümliches Gepräge, singt und klingt wie lichte Volkspoesie und versenkt sich mit Innigkeit in die verborgenen Reize ländlicher Ab-

geschiedenheit. Dafür als Beispiel nur ein Gedicht, dem Dorfbrunnen seines im Krieg verödete Heimatortes gewidmet:

Der Dorfbrunnen in Metzeral 1916.

Was tu' ich noch rauschen?
Ist keiner mehr da zum Lauschen!
Kein Bursch, kein Mädchen,
Kein Huf, kein Pfötchen,
Kommt niemand zu mir?
Ist niemand mehr hier?
Das Dorf ist tot —
Vom vielen Blut,
O weh, wie rot
Fließt meine Flut! —
Hab' einen gekannt,
Der droben im Zimmer
Sein Licht gebrannt,
Und schrieb bei dem freundlichen Schimmer.

Dahin ist nun die selige Zeit,
Da der Vater sein Mägdlein mit Märlein erfreut.
Zerschossen der Ofen mitsamt der Bank,
Zermalmt die Teller und Schüsseln so blank;
Verbrannt die Truhen, der Hausfrau ihr Glück,
Blieb nichts als verkohltes Getüch zurück!
Verdorrt die Rose am Erker drüben.
Kein Baum im Garten verschont geblieben.
Von schweren Geschossen Loch an Loch.
So hier, wie dort,
Im ganzen Ort.
Mußt' alles vergehn!
Was rausche ich einsamer Brunnen noch?
Und für wen? —

In der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) ist soeben Abels neuestes Buch erschienen unter dem etwas langatmigen Titel „Briefe eines elsässischen Bauernburschen aus dem Weltkrieg 1914—1918 an seinen Freund", herausgegeben von Hans Karl Abel. Wer weder Sinn noch Verständnis für die Regungen und Äußerungen einer schlichten Volksseele hat, dem erscheinen diese Briefe zunächst belanglos. Ihr Wert ist kein literarischer oder gar poetischer; ihre Bedeutung ist, unbeabsichtigt, eine kulturelle und politische. Die Seele dieses elsässischen Briefschreibers fühlt sich eins mit der Seele jedes deutschen Mitkämpfers. Hier tritt aus einem Bauernschlag von echtestem Korn und Schrot ein Zeuge auf für sein deutsches Elsaß. Ein tapfrer, unerschrockener elsässischer Soldat bangt und kämpft im Schützengrabenschlamm der Westfront für das Schicksal seiner deutschen Heimat und muß zum Schluß im deutschen Unteroffiziersrock heimkehren in das welsch gewordene Elsaß und darauf gefaßt sein, bei der nächsten, seinem Jahrgang bevorstehenden Übung in den französischen Waffenrock schlüpfen zu müssen. Hier lernen wir einen Vertreter jenes großen Teils der elsässischen Bevölkerung kennen, der sich auch heute noch französischer Art als etwas Wesensfremdes verschließt und der sich zu August Stöbers stolzem Bekenntnis aus dem Jahre 1838 hält: „Wir wollen als Elsässer unseren deutschen Charakter behalten und sollten die Welschen

arüber des Teufels werden!“ Und so erzählen diese Feldbriefe vom verlorenen, verborgenen nd verlassenen Deutschtum des Elsasses. Dazu kommt die schlicht natürliche Ausdrucksweise ines tief empfindenden, oft von naiver Unmittelbarkeit und von gläubigem Gottvertrauen rfüllten Natursohnes, der einen ihm an der Westfront zugelaufenen Hund zu seinem Seelen-efährten erwählen und ihm sein ganzes Heimweh erzählen kann. „Seinem Schnüff erzählte er Klaus von den einsamen Melkerhütten der Hochvogesen, wo Hund und Alphorn den Sommer ng die beiden einzigen Gesellschafter des jungen Kühers sind. Wie der auf jenen wilden Höhen inen treuen Freund gebrauche, und wie schön es sei, wenn man dort in stiller Mondnacht eisammen auf der kleinen Bank vor der Hütte säße, und beide, Melker und Hund, die Ohren pitzten auf die Stimmen der Nacht. Da dringt aus dem blauen Schoße der ruhenden Wälder, o die Riesentannen Arm in Arm schlafen und selig träumen, leis aus dem Tal herauf des Bildbaches ewig schöne und ewig wiederkehrende Melodie; da braust irgendwo zwischen nackten Felsenzacken ein Wasserfall; aber sein nächtliches Rauschen erklingt gedämpft, wie Brunnen-emurmel unter dem Eise; da schreit, wo die kahlen Wipfel der gebleichten Wettertannen aus er nahen Schlucht über die Weidefläche emporragen, ein Uhu, dort jagt bellend ein Füchslein urch die Wildnis, und auf dem Weidgang pfeift ein Igel. Ja, auf den Bergen daheim, da hmettern in heller Nacht die Höhenlerchen ihr Lied zum sternenbesäten Himmel empor!“ bel, der dem Buch ein schlichtes, fein abgetöntes Vor- und Nachwort beigesteuert hat und dem wir den Empfänger dieser Briefe erblicken dürften, hat seiner elsässischen Heimat mit ieser Briefsammlung, die allen Menschenfreunden hüben und drüben gewidmet ist, einen großen ienst erwiesen. Möge der Gruß seines Landsmanns und Sangesbruders, Christian Schmitt, nsern Dichter zu neuem Schaffen begeistern:

„Der Frieden ist im Lärm des Kriegs entflohn.
Ich gab zum heißen Kampf hinaus den Sohn;
Dir hat der Sturm entrissen Haus und Habe.
Doch stark blieb unser Mut. Aus Blut und Brand
Ein kraftverjüngtes deutsches Vaterland
Erhoffen wir als schönste Siegesgabe.

Dann baust du wieder auf im grünen Tal,
Was du verlorst, und ich auch darf einmal
Vielleicht das voll geklärte Licht noch grüßen.
Und daß nicht freudlos wir und einsam gehn:
Daß in uns lebt ein brüderlich Verstehn,
Soll beiden uns der Wegfahrt Rest versüßen.“

Karl Walter



# Der Tonkünstler E. T. A. Hoffmann

## Zur Wiedererweckung seiner Oper „Undine“

Der 30. Juni 1922 versprach ein großer Tag für das Stadttheater in Aachen zu werden. War doch für diesen Tag — im Rahmen einer „Deutschen Festwoche“ — zum Gedächtnis E. T. A. Hoffmanns dessen Oper „Undine“ angesagt! Hundertundfünf ahre hatte das Werk geruht; trotz aller gelegentlichen Versuche, es wieder ans Licht zu ziehen, ar der Wille dazu bisher nicht in die Tat umgesetzt worden. Als bedeutendster Fürsprech der per trat in unseren Tagen Hans Pfitzner auf den Plan; er fertigte einen Klavierauszug

von ihr an, den er 1906 bei Peters erscheinen ließ. In einem trefflichen Aufsatze aus demselben Jahre befaßte er sich eingehend mit der Entstehung und dem Wesen Undinens, und noch 1920 bezeugte er in einem Nachworte zu diesem Aufsatze seine durch all die Jahre hindurch gleich gebliebene Anteilnahme an dem Geschicke der Schöpfung Hoffmanns.

Weder der Klavierauszug noch das vielfache Lob Undinens aus hundert mehr oder weniger berufenen Federn ließ allerdings das Ergebnis voraussehen, von welchem ich in folgendem berichten muß. Ein klein wenig hätte einen stutzig machen können, daß „Undine" schon in ihrem ersten Leben (1816—1817) eine recht geteilte Aufnahme gefunden hatte. K. M. v. Weber deutet das in seiner Besprechung des Werkes (vom Jahre 1817) mit folgendem Satze an: „Urteile, in aller Art sich widersprechend . . . hatte ich über die Oper Undine hören müssen. Ich suchte so viel als möglich einer gänzlichen Unbefangenheit teilhaft zu werden". . . . Aber Weber selbst beruhigte einen ja wieder, wenn er in folgendem so viel des zu Rühmenden vorbrachte und so wenig des zu Tadelnden.

Mit hochgespannten Erwartungen harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Kapellmeister Erich Orthmann hatte sie uns zugedacht; er war der geistige Vater der Aufführung und leitete sie auch am Pulte. Es ziemt sich, seinen Namen hier so voranzustellen, da er die gewaltigste Arbeit für den Abend zu leisten hatte. Die Gerechtigkeit gebietet indes auch zu sagen, daß es ihm während der Proben hätte offenbar werden müssen, daß der Undine in Hoffmann-Fouqués Bühnengestaltung kein neues Leben mehr eingehaucht werden könne. Und endlich hätte er, wenn die Aufführung dennoch versucht werden sollte bzw. mußte, aus dem Geiste der Schöpfer des Werkes heraus seine Stimme dagegen erheben müssen, daß einem romantischen Stoffe allerschreiendste expressionistische Bühnenbilder aufgezwungen werden sollten. Nun bildeten Dichtung und Musik eine Einheit, während der Rahmen, in welchem beide erschienen, sie als etwas völlig Fremdes umgab. Das Bestreben, dem Werke mit den Mitteln der Stilbühne beizukommen, führte so zu krasser und störender Stillosigkeit.

Ausschlaggebend war dieses Äußere indes schließlich ebensowenig wie die Größe der Bühne, sondern ausschlaggebend war — ich wiederhole es — das Werk selber. Die Einheit von Wort und Ton darin ward ihm zum Verhängnis. Denn so — „ungeschickt" sagt Pfitzner — mangelhaft das Textbuch ist, so anfechtbar ist auch Hoffmanns Vertonung.

Den Gang der Handlung setze ich als bekannt voraus. Er ist nicht nur an sich sehr undramatisch, sondern er ertötet die Teilnahme an ihm noch ganz besonders durch den so häufig notwendigen Szenenwechsel. Dadurch entstehen leere Stellen, die unausweichlich als Leere wirken müssen, weil das Vorangegangene selten so fesselt, daß man während der Pausen dem Gesehenen und Gehörten nachzuhangen sich gedrängt fühlte. Kommt nun noch, wie in unserem Falle, hinzu, daß die Spielleitung für kein rechtes Leben des sich auf der Bühne Abspielenden sorgt — wozu der tiefere Grund gewiß in der Dichtung selber zu suchen ist —, so ist der Eindruck des Bühnenunwirksamen da — und durch nichts mehr zu beseitigen.

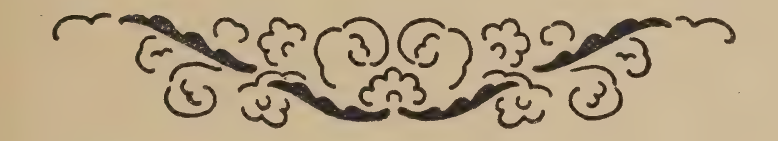
Auch durch die Musik nicht. Ohne Frage gelingt Hoffmann manches schön und treffend, d. h. herrscht hier und da echter Märchenton. Ohne Frage sind ihm auch Themen eingefallen, die einprägsam wirken und bleiben, so z. B. das der Undine selber, dann alles, was auf Kühleborn Bezug hat. Die Tonmalerei gelingt ebenfalls nicht selten wunderbar, immer an den Stellen, wo das Wasser eine Rolle spielt. Aber wahr ist auch, daß, wie Weber schon schrieb, die kurzen Motive vorherrschen und dadurch dem rein Gesanglichen das Hervortreten erschwert wird; wahr ist zum anderen, daß die Harmonien sich in ziemlich engem Kreise bewegen und nicht — wie das bei Mozart z. B. so auffällig der Fall ist — in wirklich genialer Weise verwendet werden. Mit wie wenig Akkorden kommt Mozart in „Cosi fan tutte" aus — und doch: welche Fülle von Harmonie und Wohllaut tönt einem aus diesem Werke entgegen! Weber empfand die gehäuften raschen Schlüsse als „störend"; auf uns Heutige wirken sie geradezu peinlich. Denn sie bekunden eine musikalisch-schöpferische Kurzatmigkeit beklemmender Art. Und endlich die Instrumentation!

Auch hier manches Gelungene; im ganzen aber fehlen ihr die Farben, fehlt ihr einfach der Reichtum der Romantik, wie wir ihn von einem Weber her gewohnt sind. Oft mutet die Instrumentation geradezu unbeholfen an, ist hier zu gleichmäßig dick, dort zu dünn und verrät nicht den Meister, der über dem Technischen steht. Das muß uns Nachfahren Webers und Wagners natürlich viel mehr auffallen, als Weber selber und erst recht seinen Zeitgenossen.

Wie also die Dichtung der Undine den großen Zug vermissen läßt, suchen wir ihn auch in der Musik und ihrer Formung vergebens. Diese Feststellung — aus leidvollem, weil tief enttäuschendem Erleben geboren — läßt es aussichtslos erscheinen, Hoffmanns Undine je wieder in die Reihe der lebendigen Bühnenwerke einzufügen. Hoffmann war als Musiker nicht groß genug, um seinem Geschöpfe ein zeitloses Dasein einzuhauchen. Seine Größe als Musiker erschöpfte sich offenbar darin, wirkliche Große im Reiche der Töne — Mozart, Beethoven — in ihrem Innersten zu erfassen und durch die Kraft seines Dichtertums seinen Zeitgenossen sowohl als auch jedem nachfolgenden Geschlechte nahezubringen.

So wäre also die Aachener Wiederaufführung der „Undine" nutzlos gewesen? Bewahre! Sie hat uns endgültig gezeigt, wo Hoffmann als Tonkünstler steht und wie es um den Tonkünstler Hoffmann steht. Er war ein Vorläufer, aber kein Erfüller. Er war ein Anreger, aber kein Vollender. In ihm ist der Anfang des Weges gegeben, den Weber und Wagner zu Ende gingen. Das ist seine Bedeutung; das ist auch die bleibende Bedeutung der Undine, deren kunstgeschichtliche Stellung — Anstreben der Romantik, deutliche Verwendung von Leitmotiven — jetzt nur um so sicherer dasteht. Uns diese Erkenntnis verschafft zu haben, ist die Tat und das Verdienst des Aachener Stadttheaters.

Reinhold Zimmermann



# Türmers Tagebuch

## Die Politik der Wut — Also sprach Bebel
## Mehr Staatsgesinnung — Zeitgemäße Rechtspolitik

In der „Frankf. Ztg." veröffentlicht der rheinische Dichter Wilhelm Schäfer ein Tagebuchblatt, in dem er schreibt:

„... Nur der Zorn über die Dummheit, in der sich das deutsche Volk auseinanderstreitet, über das rettungslose Hinabziehen in den Pöbel, läßt mich sprechen. Niemand, weder Rathenau noch einer von denen, die an ihm zum Verbrecher wurden, hat ein Rezept in der Tasche, wie uns aus unserer Not geholfen werden könnte. Wer es zu haben vorgibt, den heiße ich einen Lügner. Weder mit einem Nein noch mit einem Ja ist dem zu helfen, der unter die Strauchdiebe gefallen ist. Gegen Übergewalt gibt es nur einen Schwur, sich nicht verloren zu geben; und wer je in schweren Lagen stand, weiß, daß eine Mücke dann wichtiger sein kann als ein Löwe.

Warum also brüllen wir so? Warum glauben wir, eine Fahne so oder so könnte uns helfen? Warum lassen wir die Dummheit gewähren, wo nur Klugheit uns retten kann? Ob wir als Republik oder als Monarchie zum Teufel gehen, ist doch wohl gleichgültig, und so, wie wir sind, gehen wir sicher zum Teufel. Die Revolution war keine Ruhmestat, sondern der Wutanfall eines Niederbrechenden; und was jetzt geschieht, ist der Wutanfall eines, der aus seinen Wunden noch nicht aufstehen kann. Ob er sich Heldendinge ausmalt, er kann doch nicht gehen, ehe seine Kraft wiederkehrt. Wie aber soll sie kommen, solange er sie stets wieder in neuen Wutanfällen verzehrt?"

Das ist eine Mahnung, die auf allen Seiten die Ohren öffnen sollte. Dummheit, Verpöbelung, Wut — daß in einer solchen Geistesverfassung keine nationalen und menschlichen Ruhmestaten zu leisten sind, ist so einleuchtend, und doch wird es nicht eingesehen. Es ist gleichermaßen gesündigt worden, hüben und drüben, zur Rechten wie zur Linken. Hier: Münchener Räteherrschaft, mitteldeutscher Aufstand, Eisenbahnerstreik; dort: Kapp-Putsch, Erzbergerattentat, Rathenaumord. Und was alles liegt zwischen diesen Meilensteinen, die Deutschlands Weg seit dem Zusammenbruch als gespenstisch bleiche Male bezeichnen. Wieviel Dummheit, Wut und Verpöbelung — — —

Die neueste Sturzwelle, die ungestüm über unser geplagtes Vaterland dahinrollte, läßt sich jetzt in ihrer Kurve genau verfolgen. Die Bewegung setzte ein mit dem

age der Ermordung Rathenaus, sie endet mit dem ruhigen Auseinandergehen des eichstags am 18. Juli. Wenn diese Krise, eine der schwersten und gefahrvollsten, ȝerwunden und dem sinnlosen Walten roher Kräfte Einhalt geboten werden nnte — darf man da wohl annehmen, daß die Zahl der Vernünftigen wieder zu achsen beginnt? Am Ende der Bewegung steht ein verheißungsvolles Wort: rbeitsgemeinschaft. Vorläufig soll diese Parole, die sich nur erst schüchtern ıd ein wenig verlegen hervorwagt, nur Geltung haben innerhalb der beiden oßen Heerlager, die sich — darüber wollen wir uns nicht täuschen — mit wachmer Feindseligkeit gegenüberstehen: Dem Bürgertum und der Arbeiterȝaft. Der Riß, der mitten durch unser Volk geht, ist tief und breit und noch niemals deutlich wie in diesen Tagen in die Erscheinung getreten. Aber vielleicht zeigt h hier zum erstenmal die Möglichkeit der inneren Gesundung: indem jeder Teil r sich, in den eigenen Reihen, einmal erst den Ausgleich schafft, die unruhvollen, e rein negativen, die radikalen Elemente aufzusaugen sucht und abstößt, was esem Prozeß sich nicht fügen will. Ein fernes Ziel, aber des Schweißes der Edlen ert: über Arbeitsgemeinschaft zur Volksgemeinschaft.

* * *

Ein fernes Ziel! Denn vorerst müssen die Sozialisten noch alle Anfangsgründe s staatspolitischen Anschauungsunterrichts nachholen, von dem man sie leider ichter- und engherzigerweise ausgeschlossen hat. Für diese Unduldsamkeit des ten Regimes hat das Bürgertum heute zu büßen und, da gewaltsamer Widernd sich nun wohl endgültig als politische Torheit ohnegleichen erwiesen hat, bleibt für die Zukunft nur übrig, das Panzerhemd der Geduld anzulegen und rch Kritik der Einsicht auf die Beine zu helfen.

Wir sind jetzt bei der Lektion „Ausnahmegesetze“ angelangt. Mit Ausnahmeetzen glaubt man vorgehen zu müssen gegen die, die sich nicht schnell genug zur publik bekehren können. Denn in dem Gesetzeswerk, das da in wilder Hast unter : Aufschrift „Zum Schutz der Republik“ ersonnen, beraten und verabschiedet ırde, sind nur einige wenige Paragraphen gegen die politischen Mörder und Verwörer gerichtet. Alle anderen Bestimmungen greifen tief in das staatsbürgerliche ben ein. Und der Geist Metternichs hat dabei Pate gestanden.

Wir haben früher die Majestätsbeleidigungen gehabt, und sie sind — wie im ürmer“ freimütig gerügt wurde — oft viel zu schwer und viel zu hart bestraft rden. Wenn sich die Spitzen der Republik auf die gleiche Art gegen „Beschimpıg und Verleumdung“ sichern wollen, so wird man ihnen also daraus keinen rwurf machen können. Allein diese Begriffe sind von gefährlicher Dehnbarkeit. kann unter ihnen jede abfällige Kritik an der Republik, an ihren Führn und an den republikanischen Parteien gemeint sein.

Wer den ermordeten Minister Rathenau nicht als staatsmännisches Genie geschätzt, wer sein politisches Wirken als schädlich bekämpft und seiner Schwächen d Fehler Erwähnung getan hat, wird heute in linksgerichteten Kreisen kurzerıd den „geistigen Mördern“ Rathenaus zugezählt. Und wer sich morgen unter-

fangen wird, in gleicher Weise an einem Minister der Republik Kritik zu üben, läuft Gefahr, sich hoher Geld- und Freiheitsstrafe auszusetzen. Der amtlichen Willkür ist Tür und Tor geöffnet. Was soll man in Zukunft unter Kritik in politischem Sinne verstehen? Wird man künftig auch weiterhin zum Beispiel Hindenburg einen „Massenmörder“ nennen, nicht aber diese oder jene Note des Kabinetts Wirth als „würdelos und schwächlich“ bezeichnen dürfen?

Die „Majestäts“beleidigungsprozesse werden also wieder Auferstehung feiern. Nur daß die beleidigte Majestät von nun ab das Proletariat ist, das diese Gesetze erzwungen hat. Denn gerade die Sozialisten sind es gewesen, die am ärgsten nach Ausnahmegesetzen geschrien haben. Heilige Konsequenz! „Das“, registriert „Der Deutsche“, „sind just dieselben Leute, die ehedem grundsätzlich jedes Ausnahmerecht ablehnten, die grundsätzlich für das Recht der freien Meinungsäußerung eintraten, die grundsätzlich jeder Zensur entgegen waren. Vorbei ist's mit solchen Grundsätzen, da man die ehemalige Rolle des Verachteten, des Verfemten und des Verfolgten mit der Rolle des Herrschenden vertauscht hat. Keine Erinnerung mehr ist vorhanden an die Grundsätze von Anno dazumal. Heute glaubt gerade die Sozialdemokratie mit denselben Mitteln regieren zu müssen, die sie dem kaiserlichen Deutschland als Verbrechen anrechnete.“

* * *

Wie war's doch gleich?

Am 11. Mai 1878 schoß Hödel auf Kaiser Wilhelm I., ohne ihn zu verwunden. Bereits am 20. Mai erschien der sogenannte Hödel-Entwurf des Sozialistengesetzes, der, aus Friedrichsruh datiert, die Unterschrift des Fürsten Bismarck trug. Nach diesem Entwurf konnten Druckschriften und Vereine, „welche die Ziele der Sozialdemokratie verfolgen“, und Versammlungen verboten oder aufgelöst werden, „wenn Tatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß sie Zielen der Sozialdemokratie dienen sollen“.

Schon am 23. Mai trat der Reichstag in die Beratung des Entwurfs ein, der zwei Tage später abgelehnt wurde. Im Namen der Sozialdemokraten gab damals Wilhelm Liebknecht folgende Erklärung ab:

„Der Versuch, die Tat eines Wahnwitzigen, noch ehe die gerichtliche Untersuchung geschlossen ist, zur Ausführung eines lange vorbereiteten Reaktionsstreiches zu benutzen und die ‚moralische Urheberschaft‘ des noch unerwiesenen Mordattentats auf den Deutschen Kaiser einer Partei aufzuwälzen, welche den Mord in jeder Form verurteilt und die wirtschaftliche und politische Entwicklung als von dem Willen einzelner Personen ganz unabhängig auffaßt, richtet sich selbst so vollständig in den Augen jedes vorurteilslosen Menschen, daß wir, die Vertreter der sozialdemokratischen Wähler Deutschlands, uns zu der Erklärung gedrungen fühlen:

Wir erachten es mit unserer Würde nicht vereinbar, an der Debatte des dem Reichstag heute vorliegenden Ausnahmegesetzes teilzunehmen, und werden uns durch keinerlei Provokationen, von welcher Seite sie kommen mögen, in diesem Entschluß erschüttern lassen. Wohl aber werden wir uns an der Abstimmung be-

iligen, weil wir es für unsere Pflicht halten, zur Verhütung eines beispiel-
sen Attentates auf die Volksfreiheit das unserige beizutragen, indem wir
ısere Stimmen in die Wagschale werfen.'"

Eine Woche nach Ablehnung der Vorlage, am 2. Juni, erfolgte das Nobilingsche ttentat gegen den Kaiser, der dabei verwundet wurde. Am 11. Juni wurde der eichstag aufgelöst, am 30. Juli war Neuwahl. Am 18. August wurde der zweite ntwurf des Sozialistengesetzes veröffentlicht. Das neue Gesetz verbot Vereine, velche durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen en Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezweckten" wie Versammlungen, von denen durch Tatsachen die Annahme gerechtfertigt äre, daß sie zur Förderung der vorgenannten Bestrebungen bestimmt wären. s befahl die Auflösung von Versammlungen und das Verbot von Druckschriften, welchen solche Bestrebungen zutage treten würden. An Strafen waren Geld- :afen bis zu 500 M oder Gefängnis bis zu drei Monaten, für Vorsteher, Leiter, rdner usw. von Vereinen oder Versammlungen Gefängnis von einem Monat s zu einem Jahre vorgesehen.

Das Gesetz wurde angenommen. Vielleicht dient es da und dort innerhalb der ozialdemokratie der Selbstbesinnung, wenn an folgende Stelle aus der Rede ebels erinnert wird:

„Meine Herren, wenn ich als Staatsbürger zu den Wahlen gerufen werde, nn soll ich doch nach meiner Überzeugung stimmen; wenn es mir aber unmöglich macht wird, für meine Überzeugung Propaganda zu machen und meine berzeugung auszusprechen, dann bin ich rechtlos. Nehmen Sie also dieses esetz an, so haben wir ein Ausnahmegesetz, ein Klassengesetz, das allerdings ehr als alles, was bisher dagewesen ist, gegen Ihren Willen Propaganda ir uns machen wird. Es wird in einer Weise gegen Sie wirken, wie Sie es nicht warten, und wird das herbeizuführen geeignet sein, was Sie verhüten wollen ıd sollen: einen gewaltsamen Umsturz."

* * *

Also sprach Bebel Anno 1878.

Wenn man heute Anno 1922 die Reichstagsverhandlungen über die Gesetze ım Schutz der Republik — das Gesetz gegen die Monarchisten — durchliest, dann uß man jenem volksparteilichen Sprecher recht geben, der mit leichtem Sarkasmus merkte: „Linker Hand, rechter Hand alles vertauscht."

In der Tat, nichts weiter ist geschehen, als daß man die Rollen gewechselt hat. ie Rechte tritt für freie Meinungsäußerung ein, die Linke kämpft mit wütendem ifer für alle jene Prinzipien des alten Obrigkeitsstaates, die sie einst aus tiefstem ıd erbittertstem Herzen verdammt hat. Wenn die Sozialisten ein wenig mehr auf radition gäben, wenn sie der Lehrmeisterin Geschichte nicht mit so erhabener ichtachtung begegneten, so würden sie dessen eingedenk sein, daß Ausnahmegesetze h bisher noch stets gegen ihre Urheber gekehrt haben. Bebels Prophezeiung ist ngetroffen: das Sozialistengesetz hat den sozialistischen Gedanken nicht ertötet, hat ihn im Gegenteil derart gestärkt, daß die Sozialdemokratie mit den Jahren

zur stärksten Partei des Reiches wurde. Und nicht anders ist es mit dem Ausnahmegesetz gegen den katholischen Bevölkerungsteil gewesen. Unter ihm hat sich die politische Vertretung der Entrechteten, das Zentrum, zu ungeahnter Macht entfaltet und ist zum „Trumpf“ gegen die Regierung geworden.

Die erschreckende Geistesarmut, die Ideenlosigkeit der Sozialdemokratie, jetzt, da sie selbst am Ruder sitzt, offenbart sich in der rein mechanischen, nur noch plumperen Art, wie sie alles kopiert, was ihre Gegner von einst ihr vormachten. Einst ballte der Arbeiter verstohlen und voll Ingrimm die Faust, wenn die rote Fahne seiner Partei beschlagnahmt wurde, wenn die Polizei auf den sozialdemokratischen Versammlungen die Entfernung der Büsten von Marx und Lassalle verlangte und zur Auflösung schritt, sobald die Internationale angestimmt wurde. Und heute? Die Sozialisten bestimmen, daß die Hoheitszeichen vom Reichstag beseitigt werden. In Magdeburg will man acht Straßen, Plätze usw., die an das deutsche Kaiser- und Königtum erinnern, umbenennen. In Halle beschlossen die Stadtverordneten, die Hohenzollerndenkmäler aus den Straßen zu entfernen. In Dessau stimmte der Gemeinderat für die Entfernung der Herzogsbüste aus dem Sitzungssaal. Und so weiter. Und so weiter.

„Die deutsche Geschichte“, fühlt sich die „Magdeburgische Zeitung“ veranlaßt, dazu zu bemerken, „meldet von weit über tausend Jahren deutschen Kaiser- und Königtums. Die deutsche Republik besteht seit vier Jahren. Objektive Geschichtsbetrachtung verpflichtet darüber hinaus zu der Feststellung, daß es deutsche Fürsten und Herzöge gegeben hat, solange von einer politischen Geschichte der Deutschen gesprochen werden kann. Und das sind nun annähernd zweitausend Jahre. Selbst der gewissenhafteste Betrachter kann demgegenüber zugunsten des republikanischen Gedankens in Deutschland allenfalls noch feststellen, daß er in kleinen Kreisen seit etwa 50 Jahren, in der ‚Masse‘ aber erst viel später Boden gefaßt hat. So also stehen der monarchische und der republikanische Gedanke in Deutschland: Jahrtausende gegen wenige Jahre. Rein zahlenmäßig betrachtet mag heute eine kleine republikanische Mehrheit im Volke bestehen, wenn man zu den Sozialisten einen Teil der Demokraten hinzurechnen will. Alle anderen Bürger — und das Bürgertum bildet an sich immer noch die Mehrheit aller Deutschen — stehen, soweit sie nicht einen scharf ablehnenden Standpunkt vertreten, der Republik nur deshalb nicht ablehnend gegenüber, weil sie das Vaterland über die Weltanschauung stellen, weil sie erkannt haben, daß vor der drängenden Notwendigkeit, Volk und Reich vor dem Untergang zu bewahren, die Frage nach der Staatsform vollständig zurücktreten muß.

Kluge Träger des republikanischen Gedankens würden dieser Sachlage Rechnung tragen. Sie würden Achtung vor der Überzeugung der ‚anderen‘ haben, die ihnen in der Ausführung ihres Willens keinen Widerstand entgegensetzen. Es müßte sie dabei die Spekulation leiten, daß vielleicht in Jahren und Jahrzehnten das nun einmal Gewordene — wenn überhaupt — in die Herzen des Volkes wachsen könne. Kenner der Stimmung des deutschen Bürgers müßten sich sagen, daß eine Überlieferung von Jahrhunderten, mit der sich Sehnsucht und Hoffnung nicht nur, sondern auch Aufstieg und Erfolg verbanden, sich nicht ausreißen lasse wie

…tiges Unkraut. Das deutsche Kaisertum war zu den Zeiten, da ein bitteres …lksgeschick ihm die Krone vorübergehend genommen hatte, der Traum auch … Väter derer, die heute nur von einer deutschen Republik alles Heil erwarten. …e Erinnerung an die großen gekrönten Führer ist zu tief und zu unverlierbar in … Seele aller Deutschen gesenkt."

Die Republik ist auf den pädagogischen Irrtum vieler Eltern verfallen, die da …inen, sie könnten sich die Liebe der Kinder mit dem Rohrstock erprügeln.

* * *

„Was Staatsgesinnung angeht, so stehen die sozialistischen Massen vor einem …lkommenen Nichts! Sie glauben, daß der Staat eines Sechzigmillionenvolkes …iglich mit einigen brutalen Gesetzesparagraphen in Ordnung gebracht werden …n. Hätte man im sozialistischen Lager etwas mehr Staatsgesinnung, …hr wirtschaftliche Einsicht, mehr Verständnis für die Mentalität …derer nicht sozialistisch denkender Bevölkerungsschichten auf…bracht, dann stände es besser um die Erhaltung der gegenwärtigen …aatsform, als selbst nach der Annahme eines halben Dutzend neuer, der Siche…g der Republik dienender Gesetze." Das schreibt der Staatsminister a. D. …egerwald, der bekannte Führer der christlichen Gewerkschaften. Und noch schärfer, …h vernichtender geht er mit den Freien Gewerkschaften ins Gericht, die, gestützt … ihren zahlenmäßig bedeutenden Anhang, bei jeder Gelegenheit eine aus…aggebende Rolle im Staate beanspruchen:

„Für sie ist im Grunde der Staat da, um ihre Unentbehrlichkeit anzuerkennen … um ihre Forderungen zu erfüllen; von der Erkenntnis und dem Pflichtbewußt…, den Staat stärken zu müssen, fehlt jede Spur. Die sozialdemokratische Ge…kschaftsbewegung läßt sich ausschließlich leiten von agitatorischen Erwägungen, … da ergibt sich eben: Fordern, und zwar unter ständigem Hinblick auf … letzten Radikalen.

So ist es zu verstehen, wenn die freien Gewerkschaften heute noch die Soziali…rung als das große Ziel vertreten, an das innerlich kein Mensch von Einblick …hr glaubt, so, wenn sie für die Beamten das Streikrecht fordern, während … aus ihren eigenen Reihen hervorgegangene Reichspräsident den Beamten…ik als verfassungswidrig und staatsunmöglich verbietet; so, wenn den unteren … mittleren Beamten überhaupt die Aufrechterhaltung aller ihrer Beamtenrechte …esichert und zugleich die Vorteile des freien Arbeitsvertrages hinzuversprochen …den; so, wenn den Arbeitnehmern in lebenswichtigen Betrieben auf Kosten … Versorgung von Millionen von Staatsbürgern, sogar von Klassengenossen, …attet wird, die Betriebe stillzulegen; so, wenn bei Zusammenstößen zwischen …sse und Polizei ein Schuldbekenntnis der letzteren und die Maßregelung von …izeibeamten gefordert wird, wie das kürzlich gelegentlich einer sehr vernunft…rig arrangierten Demonstration vor dem Berliner Rathaus geschehen ist; so …, wenn in krisenhaften Zeiten wie 1920 und jetzt wieder versucht wird, dem …ediktaturgedanken zuliebe und ohne irgendwelche Rücksicht auf staatspolitische …wendigkeiten die Entscheidungen des politischen Parlaments unter den Druck

der Drohung mit dem Generalstreik zu stellen. Das ‚agitatorische Bedürfni hat eben die Tendenz, nichts anderes zur Geltung kommen zu lassen, als de Klassenegoismus und die Demagogie. Deshalb ist bei den Sozialisten au gar kein Verständnis für die Lage anderer Schichten zu finde Selbst die Not der benachbarten Schicht des Mittelstandes rührt sie nicht, aber s glauben es ihm sehr übelnehmen zu müssen, wenn er die gegenwärtigen Verhäl nisse widerwärtig findet, der alten Zeit nachtrauert und sich zu denen hingezoge fühlt, die die Restaurierung erstreben. Was kümmert den ‚Klassenbewußten‘ de gegenwärtige Staat? Was kümmert ihn der nicht klassenzugehörige Volksgenosse Und was kümmert ihn schließlich die äußere Lage des Volkes? Er vertraut na außen auf die Internationale. Für wann? Für ferne Zukunft. Für die Gege wart traut er auf Verhandeln, doch vermag er selbst nicht einmal geeignete Unte händler zu stellen. Sein äußerstes und stärkstes Mittel im Innern und nach auße ist ihm der Demonstrationsstreik. Doch er streikt hinter den Ereignissen he Er fordert Amnestie für Schädiger der Republik aus seinen eigenen Reihen in de Augenblick, wo gegen andere Feinde der Republik besondere Maßnahmen getroffe werden müssen, und schwächt dadurch die Republikaner."

* * *

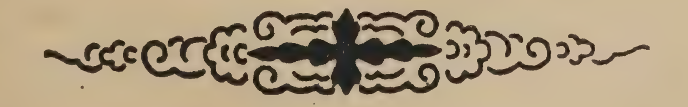
Die Bedeutung des staatlichen Umbildungsprozesses, in dem wir uns befinde ist aber leider einem großen Teil des Bürgertums noch nicht aufgegangen. Scho vor mehr als Jahresfrist ist an dieser Stelle betont worden, wie ungemein no wendig der deutschnationalen Partei eine Mauserung nottut. Wir brachten dies Forderung, die damals vielen noch nicht recht eingehen mochte, auf eine kurz Formel: mehr Posadowsky, weniger Helfferich.

Darin war, wenn man die Gestalten beider Männer vergleicht, ungefähr alle ausgedrückt. Leider hat die Gruppe Helfferich sich immer mehr durchgesetzt und ha die andere, der ihre Politik auch eine Sache der Weltanschauung ist, nicht nur ein Frage praktischer Interessenausnutzung, immer mehr an die Wand gedrückt. Jetz da wir wieder einmal vor Scherben stehen, ist es vielleicht an der Zeit, erneut a die Tore der Einsicht auch auf dieser Seite zu klopfen. Im „roten Tag“ knüpf H. Klöres an die Gedanken an, die im „Türmer“ mehrfach dargelegt wurde In einem klugen und weitsichtigen Aufsatz redet er den Parteien ins Gewisse die ihr Ideal fast ausschließlich in der Vergangenheit suchen. „Hätte die Revolutio in Wahrheit nur den Charakter einer, zeitlich überdies anfechtbaren, Arbeite bewegung, so wäre sie längst am Ende ihrer Kraft angelangt. Die instinktive Anteil nahme breiter Schichten des Bürgertums sollte jedoch zu verstehen geben, da offenbar hier ein weit größeres Problem der Lösung entgegenreift, das nu aus der Entwicklung heraus begriffen werden kann, in seinen letzten Folgerunge den Aufbau eines modernen Staates anstrebt, der dem Zeitalter der Groß wirtschaft, der Weltindustrie, des Welthandels entspricht und gerade dem deutsche Volke, als dem geistig regsamsten und gestaltungsfähigsten, vorbehalten zu sei scheint. Nicht in der Vergangenheit liegt die Möglichkeit, diese Form zu finde unter der sich der innere Ausgleich der Schichten eines gewaltigen Wirtschafts

…ates vollziehen soll, sondern in der Zukunft, und darum führt die ablehnende …altung und das geistige Verharren der rechtsbürgerlichen Parteien tatsächlich …u ihrer praktischen Selbstausschaltung aus der Politik des Reiches.“

Wie sehr das politische Leben in Deutschland infolge des Ausfalls der Rechten …n seinen wirklichen Zielen entfernt ist, beweist der Umstand, daß in einer Zeit …werster äußerer Bedrängnis, die klarste und kühlste Überlegung erfordert, noch …mer gefühlsmäßig Politik getrieben wird, und daß die heute überflüssige …age, ob Monarchie oder Republik, in jedem Augenblick die Leidenschaften ent…seln kann. „Man geht nicht fehl, wenn man einen wesentlichen Teil der Schuld …ran dem nicht zeitgemäß genug formulierten Bekenntnis der Rech…n zur Monarchie zuweist, die sich in ihrer ehemaligen Gestalt von selbst ver…etet. Die sehr verletzenden Angriffe auf die entthronten Fürsten, die Beschimp…ngen der Taten und Helden des Krieges sind sicherlich nicht dazu angetan, für … Republik und ihre Anhänger Stimmung zu machen. Aber derlei Taktlosigkeiten, … denen auch die Herabwürdigung der alten Reichsflagge gehört, dürfen von der …chten, sofern sie politisch denken will, nicht höher eingeschätzt werden als vor…ergehende Erscheinungen seelischer Gleichgewichtsstörungen, die die Zeit be…htigen wird.“

Die Linke ist ideell und praktisch über die ersten Erfolge der Revolution nicht …nausgekommen, die der Hauptsache nach das zerstörte, was nicht mehr lebens…rechtigt war. „Um den neuen Staat aus den Trümmern des alten heraus zu …twickeln, fehlen ihr die Kräfte. Hierfür bedarf es des Hinzutritts des Rechts…irgertums. Aber dieses wird erst nach seiner geistigen Umstellung dazu …langen, die Linke zu überzeugen, daß zum Aufbau des Staates die Fähigkeiten …r hochgezüchteten Elemente des Volkstums einfach nicht entbehrt werden können. …e Parteien der Rechten werden sich darüber klar werden müssen, ob sie es sich …auben dürfen, auch weiterhin den Dingen passiv zuzuschauen. Ihnen fehlt …ute die wirksame Plattform eines großen, Wege in die Zukunft …eisenden Programms und damit die Stoßkraft gegenüber der Linken, die sie … Zwischenfällen von der Art des Mordes an Rathenau völlig mattsetzt. Nicht …lbe Zugeständnisse an die Zeit, nicht die sogenannte ‚sachliche Opposition‘, auch …ht die Erklärung einer bereitwilligen Mitarbeit genügen, um dem rechtsstehenden …irgertum die ihm gebührende Stellung zurückzugewinnen und sein Können … die Gesamtheit nutzbar zu machen, sondern eine klare und zielbewußte Ein…llung auf den sozialen Staat als die unumgängliche Forderung der Gegenwart, …d die tätige geistige Inangriffnahme des ganzen sozialen Problems ist …orderlich.“



# Auf der Warte

## Meuchelmord

Es ist nicht nur die ruchlose Tat als solche, die uns in dieser Woche so erregt und erschüttert: es sind auch die Begleitumstände und die Wirkungen, die uns erblassen machen. Welch sittliche Verrohung! Planmäßige Mordorganisation in einem so zerrütteten Volkskörper, der vor allen Dingen Entgiftung braucht! Wenn doch die Besonnenen und Edlen in *allen* Parteien den Kernpunkt erfassen möchten, worauf es jetzt ankommt! Nitti hat in seinem Buch vom „Friedlosen Europa“ (Frankfurt 1920) nur zu sehr recht, wenn er schon in der Einleitung sagt: „Das europäische Problem ist ein *sittliches Problem*“.

Überzeugungen, maßvoll vertreten, sind etwas Heiliges; aber, in Leidenschaft verzerrt, weckt politischer Fanatismus überall das *Gemeine*, und das Gemeine ist schlechthin unser *Feind*, ob wir links oder rechts stehen. Meuchelmord ist eine Giftsaat. Wo sich aber das Edle, das Besonnene, der Wille zum Aufbau und zur Versöhnung sammelt, da wird sich auch die *bleibende Staatsform* entwickeln, denn da ist Lebensgemeinschaft möglich. Meuchelmord bedeutet Chaos.

Unreife Menschen und Massen sind in solchen Fällen aus Verstörtheit und Haltlosigkeit sofort bei der Hand, überall *Mitschuldige* zu wittern. Und so werden nun von der Linken die heftigsten Anklagen gegen die Rechte geschleudert. Insofern ist jetzt die Ermordung Rathenaus Prüfstein, wie weit die führenden Gruppen der Linken *bereits reif* sind. Denn Reife ist *Selbstbeherrschung*. Es ist teils törichte, teils bewußte Hetze, wenn man die politischen Gegner des so gemein und sinnlos Ermordeten zu Mitschuldigen macht. Ist denn dann noch *überhaupt politisch* *Aussprache möglich?* Wenn die rohe Fau mörderisch dazwischen fährt, ist ja für beid Teile der Kampf zwischen Geist und Geist i wüstester Weise abgeschnitten. Dann ist ab auch kein Austrag des Geisteskampfes, kein Zu Ende-Denken möglich. Somit hat der Meuche mörder *beiden* Teilen und der zwische ihnen verhandelten Sache schwersten Schade getan. Und was leidenschaftliche Hetze b trifft, so ist der Ton auf der Linken doch wah haftig nicht zu übertreffen! Herrschen we den in Zukunft diejenigen, die ihre Leiden schaften beherrschen, nicht die Tobenden, d von ihr besessen sind. Das sind in Wahrhe Schwächlinge. Und Schwächlinge sind au die Meuchelmörder, die einen geistigen Kamp nicht mit geistigen Waffen durchzuführe wissen.

Die Mörder Rathenaus haben nicht nu das Reinmenschliche in uns allen aufs tiefst verletzt, sondern auch den *nationalen* un den *heroischen Gedanken* schmählich ge schädigt. Wie soll sich eine nationale Lebens gemeinschaft aufbauen, wenn die Tücke de Meuchelmörders alles Vertrauen zerbricht Und heroisch ist eine solche Untat auch nich zu nennen. Ein Held, selbst als verzerrte Fanatiker, reißt nicht aus, leugnet und lüg nicht, sondern stellt sich, bekennt seine Tat – und erleidet nach uraltem Blutrecht für sei Töten den Tod. Diese Mörder sind nicht ein mal verzerrte Helden; und daß gar hinte ihnen eine Organisation planmäßigen Mor dens steht, wie man es bisher in romanische Ländern oder in dumpfen russischen Bezirke gewohnt war, das ist eine ungeheure Schand für diesen Teil des neuen Deutschlands.

Noch einmal: Meuchelmord ist Kramp *der Schwäche*. Geist und Herz haben

...inere Mittel, ihre Überzeugung auszu-...irken. Diese Mörder und ihre Gruppen sind ... vollsten Sinne Materialisten; und just den ...aterialismus, ob er sich rechts oder links ...rkapselt, wollen wir überwinden. Schließt ...e Reihen! Dieser Ruf gilt nicht einer ...artei, sondern dem Edlen, Guten und ...roßen in allen Parteien. Denn dies ist ...droht. L.

*

## ...er große Abbau

Die Welt erlebt einen großen Preisabbau und hiermit in Verbindung ...en Abbau der Löhne. Es gibt unter den ...ndern mit hoher oder zum wenigsten noch ...under Valuta weder in Europa noch in ...ersee nicht ein einziges, das nicht eine ...nkung seiner Preise und Löhne zu ver-...chnen hätte. Demgegenüber steht Deutsch-...d mit seiner in das Uferlose wachsenden ...uerung und seiner maßlosen Preis-...iberei.

In Schweden bringen die neuen Tarife ... die Arbeiter einen Lohnrückgang von ...–55 % gegenüber dem Beginne des Jah-... 1921. In Norwegen sind Lohnkürzungen ... 20—30 % eingetreten, und hierbei wird ... nicht bleiben. In England sind für 1920 ...in bei der Maschinenindustrie, im Bergbau, ...der Textilindustrie, im Schiffsbau und im ...kehrsgewerbe zusammen 54 Millionen £ ...ne weniger gezahlt als im Jahre zuvor. ... durchschnittliche Mindestlohn ist von ... Schilling auf 36 Schilling herabgesunken. ... Italien treten Lohnherabsetzungen bis zu ...% ein. Allen voran gingen die Vereinigten ...aten von Amerika. Im abgelaufenen ...re setzte der Stahltrust seine Löhne auf ... Stand von 1914; im übrigen gingen die ... dienste der Arbeiter um 30—50 % dem ...nde von 1921 gegenüber zurück. In der ...weiz haben die Schweizer Arbeiter der ...ortindustrie sowie der Uhrenidustrie, der ...tilindustrie, der Maschinenindustrie Lohn-...ungen erfahren, die auf die Kaufkraft der ...der schwer einwirken. In Japan haben ... die jetzigen Löhne um 10—15 % im ...chschnitte gesenkt

...ie Abstriche an den Verdiensten der Arbeiter konnten vorgenommen werden, weil die Lebensmittelpreise, sowie die gesamten Lebensunterhaltungskosten sich bedeutend in den einzelnen Ländern gesenkt haben. Allen Gebieten voran ist hier Amerika gegangen, das im vergangenen Jahre einen ungeheuren Preissturz seiner Waren und Fabrikate wie Lebensmittel erlitt. Vorläufer Amerikas war allerdings Japan gewesen. Japan hatte Preise erlebt und kennt sie noch, die zum Teile weit unter jenen der Friedenszeit liegen. Allerdings blieben in Japan die Lebensmittel zum Teile von der Preissenkung unberührt. In Europa setzte die Herabdrückung der Preise mit dem Frühjahr 1921 ein, und bisher ist die Preissenkung noch nicht wieder auf den europäischen Markten zum Stillstand gekommen. Alle Hoffnungen des Handels, die Preise wieder emportreiben zu können, haben sich nicht erfüllt. Ende 1921 waren in England die Lebensmittelpreise dem Jahre 1920 gegenüber um 36,5 % gesunken, die gesamten Lebensunterhaltungskosten um 54 %; bis zum April 1922 senkten sich die britischen Lebensunterhaltungskosten um weitere 15 %. Gegenüber dem Jahre 1920 senkten sich in Schweden die Lebensunterhaltungskosten um 22,5 % bis zum Jahresbeginne 1922. Ein weiteres Zurückgehen der Preise findet statt. In der Schweiz senkten sich die Großhandelskosten von 176 im Januar dieses Jahres auf 171 im März. Gegenüber dem Frieden standen in der Schweiz folgende Lebensmittel höher als im Frieden: Schmalz um 3 %, Butter um 69 %, Fleisch um 70 %, Zucker um 67 %, Kartoffeln um 63 %, Weizen um 78 %. Die Lebensmittelindexziffer Italiens betrug, wenn man den Friedensstand auf 100 ansetzt, 88,63 im Dezember 1921, die Ziffer war im Sommer 1921 bereits auf 76,64 herabgesunken. In Spanien und in Frankreich zeigen sich die gleichen Erscheinungen der Preisherabsetzung.

Und nun in Deutschland? Da glaubt man sich über diese Tendenz des Weltmarktes hinwegsetzen zu können, weil der traurige Stand der deutschen Valuta die höchsten Preisaufschläge gestattet. Die Preise in Deutschland sind nun aber bereits in solchem

Umfange in die Höhe gegangen, daß trotz der deutschen Geldentwertung die Weltmarktspreise zum Teile erreicht sind, zum Teile schon die Weltmarktspreise übersteigen, wie dies zum Beispiele den Textilrohstoffen gegenüber heute der Fall ist. Die Textilrohstoffe haben das Weltmarktsniveau um 1,6 % überschritten. Über dem Goldniveau stehen heute schon Häute und Leder, Kohle, Eisen, die Kolonialwaren und Textilwaren. Mit der vorgesehenen ungeheuren Erhöhung der Brotpreise mit der neuen Ernte ist für Deutschland eine weitere Preissteigerung zu erwarten, deren Umfang gar nicht abzusehen ist. Auf dem Weltmarkte stehen alle Zeichen dahin, daß ein weiteres Abwärtsgleiten der Preise mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist; demnach werden in Kürze die meisten deutschen Exportartikel das Weltmarktniveau erreicht oder überschritten haben, vor allem werden alle Rohstoffe über dem Weltmarktpreise liegen. Das Ergebnis ist die Einengung des Exportes. Die Ausfuhr hat sich jetzt schon bedauerlich über den Stand der Einfuhr gesenkt. Deutschland hat sich bisher lediglich von dem Exportgewinn erhalten. Man verschließe sich diesen schwerwiegenden Tatsachen nicht!

Man mache sich auch endlich von dem Wahne frei, die deutsche Industrie arbeite glänzend! In Wirklichkeit gibt es heute schon eine ganze Rubrik notleidender Industriezweige in Deutschland. Oder ist es etwa ein Zeichen wirtschaftlicher Gesundheit, wenn die Roheisenproduktion heute auf 39 % des Friedensstandes angelangt ist, wenn die Textilindustrie 25—30 % weniger produziert als 1913, wenn die Ziegeleien 1921 noch nicht 5 Millionen Stück Ziegel herstellen, gegen 23—27 Millionen vor dem Kriege, wenn die Kalkindustrie heute den vierten Teil der Friedenserzeugung erreicht, wenn die Zementindustrie 1921 rund 4 Millionen Tonnen erzeugte, gegenüber rund 12 Millionen Tonnen vor dem Kriege? In Deutschland aber glaubt man sich mit Leichtigkeit mit den erschreckendsten Preissteigerungen abfinden zu können. Warum sich erregen? Es gibt doch das Allheilmittel: Lohnzuschläge, Gehaltsaufbesserung, Aufschlag auf die Ware! Man lächelt ironis über die Binsenwahrheit des Satzes, daß d Krug so lange zu Wasser geht, bis er brich

G. Buetz

*

## Spenglers „Untergang des Abendlandes

Der zweite Band — „Welthistorisch Perspektiven" — ist erschienen (Mün chen, Beck) und wird wohl manchen spekul tiven Geist in manchem Abschnitt fesseln od zu Widerspruch reizen. Das großzügige We gehört zu jenen vielseitig schillernden Büchern die man nicht besprechen kann. Schlägt ma einen religionsphilosophischen Abschnitt au etwa über die „magische Seele", so wird d Theologe überrascht sein von den Betrac tungen über Jesus, Paulus, Marcion, üb die Juden insgesamt, über Tolstoi und Dost jewski; nicht weniger aber werden den volk wirtschaftlich und politisch interessierten G bildeten Kapitel wie das Problem der Ständ Adel und Priestertum, vom Cäsarismus, Ge und Geld sowie von der zeitgemäßen „Dem kratie" in des Verfassers Gedankengan zwingen. Nach einem Endkampf zwischen Ge und Politik — meint Spengler — wird d „Blut" siegen. „Die Diktatur des Geld schreitet vor und nähert sich einem natürliche Höhepunkt... Und nun geschieht etwas, d nur begreifen kann, wer in das Wesen d Geldes eingedrungen ist. Wäre es etw Greifbares, so wäre sein Dasein ewig; da eine Form des Denkens ist, so erlischt es, s bald es die Wirtschaftswelt zu Ende gedac hat, und zwar aus Mangel an Stoff" — un so weiter. Hier wird vermutlich einer d Punkte sein, an dem die Erörterung zume einsetzen wird. Denn hier ist ein Brennpun des jetzigen Ringens: „ein Ringen zwisch Geld und Recht". Siegen wird „das Leben die Rasse, der Wille zur Macht" — schmeckt ein wenig nach dem „Lebens-Elan eines Bergson, ohne daß man dieses Fina des Bandes von 635 Seiten eigentlich rec ergreifen kann. Doch es ist jetzt nicht unsre Sach eine „Kritik" zu bringen; wir geben hier n einen Hinweis. Der Band kostet 240 *M.*

## Zur elsässischen Tragödie

Naumanns Angriff hat im Kreise genauer Kenner der elsässischen Verhältnisse ntrüstung hervorgerufen. Einer von ihnen hreibt uns:

„... Es gab in der Tat auch einen Minenrieg altdeutscher Literaten und Dozenten im lsaß vor dem Weltkrieg. Diese haben die egende mitgeschaffen, die es den Franzosen möglichte, das Land ohne weiteres an sich nehmen (ohne nach dem Willen der Bevölkerung zu fragen) und jene grausige Koödie des ‚pain blanc' und ‚vin rouge' beim inzug der Franzosen zu arrangieren, wobei elsässische Schlupfkappen verkleidete Dirn den Volkswillen darstellten. Bucher, der rzt, dessen Nachlaß jetzt zu Prof. Naumann richt, und Wetterlé, der sich seines Anteils dem Kriege rühmte, und Blumenthal, der ssische Eingewanderte: sie waren in den ugen dieser Deutschen Märtyrer.

Schon Bismarck hat in dieser Beziehung e Rolle solcher Literaten und Dozenten annagelt. Nicht in bewußter Absicht oder in eit ausladenden Gedankengängen — das ar hier nicht nötig, so etwas brauchte er ingender in dem Kampf gegen die demotische Ideologie, der sein Leben erfüllte d seinen Taten Schwungkraft gab —, sonrn in einem jener Einfälle des Genies, die e ein Blitz die Dinge in dunkler Nacht erlen. ‚Unser Fehler war,' so sagte er etwa, ß wir uns an die Pariser im Elsaß ndten, nicht an die alten Franzosen.' s ist es. Nach so langer Zeit bestätigt es of. Naumann wieder einmal: ‚Mangel an ltbildung oder Einfluß, oder Mangel an sönlicher und geistiger Kultur, äußerer und erer Urbanität' ließen Lienhard und die ch kleineren Geister' scheitern! Einem nen Weltkinde aufgeschlossenen Sinnes und hster persönlicher Kultur, das auch fransschen Geist völlig beherrschte', konnte es r ‚sehr wohl gelingen': — das heißt doch hl, dem Elsaß Deutschland zu einem terlande zu machen? Oder soll es heißen, ankreich von dem deutschen Charakter Landes zu überzeugen und zu dem Verzicht auf seinen Anspruch zu überreden? Armer Professor! Eine pariserische, ob so oder so verstanden, im Sinne Bismarcks eine ganz pariserisch blasierte und unendlich hochfahrende Auffassung! Nur vom Elsaß selbst, dem ehrenfesten Bauern- und Bürgerlande, weiß sie nichts. Auf dessen Denken sollte der akademisch gebildete und vielgereiste, gleichwohl im Lande verwurzelte Sohn des Landschulmeisters aus altem alsatischen Geschlecht weniger wirken als der Sohn des eingewanderten, in der Großstadt amtierenden Geheimrats?! Blasiert wie sie ist, ist die Auffassung auch ebenso blamabel; nur der Gelehrte, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, kann sich nicht sagen: hier hätte auch das ‚Weltkind' nichts nützen können. Frankreich hat doch, wie Bismarck es immer sagte, den Streit ums Elsaß nicht als eine Kulturfrage, sondern als einen politischen Kampf geführt. Und führte ihn als solchen, mit allen Mitteln seiner Politik. Der Hinterlassenschaft Buchers hätte es zu der Erkenntnis nicht bedurft; es genügten offene Augen, etwas Vertrauen in die Klarheit Bismarckscher Staatsmannskunst und allerdings noch ein Drittes, und das kann der bloße Intellektuelle — hier geistreich übersetzt ‚Weltkind' — nicht aufbringen: eine einfache, durch kein Spintisieren und Vernünfteln gestörte Liebe zu Deutschland, zu deutschem Wesen und Volk." ...

*

## Gerhart Hauptmann und kein Ende

Mit dem nun bald sechzigjährigen Gerhart Hauptmann wird leider von der ihm ergebenen Presse nebst Theaterwelt ein Kultus getrieben, der nachgerade zum Widerspruch herausfordert. Es ist ein nervöses Übermaß, wie es für dieses fiebernde Zeitalter nur allzu bezeichnend ist. Reise nach Wien, wobei ihm von dortiger Behörde während seines Aufenthalts ein besonderer Wagen gestellt wird, Festessen, Festaufführung, Festreden; Reise nach Prag mit Doktor-Promotion; Reise nach Frankfurt, wo er mit dem

Reichspräsidenten Schulter an Schulter im Kurfürsten-Zimmer photographiert wird — und jetzt zehntägige Festspiele in Breslau! Wonach im November der Hauptrummel erfolgen wird. Es ist reichlich viel auf einmal. Wenn dies der Weg zu neudeutscher Innerlichkeit und Selbstbesinnung sein soll, so danken wir dafür. Worin unterscheidet sich denn dieses laute Gebaren vom viel beanstandeten Festefeiern des früheren Deutschlands? Damals ging es um Paraden und Denkmals- oder Schiffs-Weihen — jetzt fährt man einen Dichter im Land herum. Was ist denn wohl geschmackloser?

Ferner: man hat bei alledem den fatalen Beigeschmack, daß Berliner theaterkapitalistische Kreise hinter diesen Aufmachungen stecken. Was soll denn jetzt dieses Trara der „Festspiele“, wo doch Hauptmann vom ersten Drama an stets von besten Kräften aufgeführt wurde und wahrhaftig nie die leiseste Schwierigkeit zu überwinden hatte, seit ihm Otto Brahm mit zahllosen erstklassigen Aufführungen den Weg geebnet hat?! Diese Geschichte wird aufdringlich, übermäßig aufdringlich, wenn man bedenkt, daß für den andren Schlesier, Eberhard König, zum 50. Geburtstag vom schlesischen Landtag nicht ein Pfennig gegeben wurde, obwohl für diesen darbenden Dichter damals öffentlich gesammelt wurde, während Hauptmann schwer reich ist. Mag dies zunächst nur das Wirtschaftliche betreffen: es spielt aber andres mit hinein. König ist national, Hauptmann aber ist als Dichter der „Weber“ der Linken genehm. Konrad Haenisch mag es im „Berl. Tagebl.“ — das als Hauptmanns Leib-Blatt den Dichter stets gefördert hat — beklagen, daß die Rechtsparteien nebst Zentrum nichts für Hauptmann bewilligten und daß sich um den Dichter keine „nationale Einheitsfront“ bildete. Die Tatsache stimmt. Aber woran liegt es? Bewirkt die Aufdringlichkeit der Linken und ihrer überschwenglichen Presse vielleicht das grade Gegenteil von Einheitsfront?

Der wahrhaftig nicht rechtsparteilich gestimmte Franz Kaibel schrieb neulich (in der Zeitung „Deutschland“): „Ich wünschte nur, seine Anhängerschaft bliebe mit ihrem Enthusiasmus in solch vornehmen Grenzen, daß wir, die wir kritischer auf sein Lebenswerk sehen, uns mit herzlichem Dankgefühl anschließen könnten. Allein da das kritiklose, sensationslüsterne Berlin die Führung haben wird, erleben wir sicher das unwürdige Gegenteil. Schon heute setzt die Reklametrommel in zu verurteilender Weise ein, wie die alberne Notiz über die Reichspräsidentenkandidatur des Dichters bewies. Daß er sie selbst dementierte, läßt Schlimmes fürchten. Gerade die umstrittene Stellung Gerhart Hauptmanns in unserer Dichtung verlangt Würde und Vornehmheit. . .“ Er selbst vermißt bei diesem Dichter „Mangel an Weltanschauung“: „Das ist der dichterische Bruch in Hauptmann“. . . Doch das steht auf einem andren Blatt; es handelt sich hier nicht eigentlich um den Poeten selbst, sondern um die Art, wie eine gewisse Presse eine ihr genehme Gestalt in den Himmel hebt, ungenehme jedoch totschweigt oder nur nebenbei und verächtlich erwähnt, eine sachliche Abwägung aber weder dort noch hier zu finden weiß. Gegen diese Unausgeglichenheit, die zugleich Unrecht ist nach beiden Seiten, setzt sich unser Rechtsgefühl zur Wehr.

Den Aufruf zu den Breslauer Festspielen haben wir nicht mitunterzeichnet, weil Hauptmann für weite Kreise deutschen Volkes nicht schlechthin „der“ repräsentative Dichter der jetzigen Deutschen ist, zu dem man ihn dort krönen will. Diese Leute, die einen Wagner aufs leidenschaftlichste bekämpften, einen Bruckner, Thoma, Raabe, Böcklin, Feuerbach — und wie sie alle heißen —, ebenso wie den damals unzeitgemäßen Nietzsche möglichst lange totschwiegen, wollen hier durchaus einen beherrschenden Dichter vorzeitig machen: indem sie großzügige gesellschaftliche Aufmachungen mit künstlerischen Wirkungen verwechseln.

Dies mag ein Teil von Deutschland sein, und zwar das laute Deutschland, das jetzt tanzen und feiern muß, um sich über innere Not und Leere hinwegzutäuschen. Aber das stille Deutschland macht nicht mit. L.

*

## Rechts und Links

Auf rechtsnationaler Seite weist man oft auf die Tatsache hin, daß „Juden" den Dichter Hauptmann so einseitig in den Vordergrund geschoben haben, wie sie überhaupt ein instinktstärkeres Gefühl und ein lebhafteres Gefühl für ihre Schützlinge haben. Diesen heiklen Punkt berührt ein bekannter Führer der Burschenschaft, Prof. Dr E. Heyck, in seinen Blättern „Fortunatus" (Lahr, Schauenburg):

„Der von den Juden eroberte Einfluß beruht darauf, daß sie auch in dieser Art sich in so großer Zahl als regere, bestrebtere, minder befangene und minder gleichgültige Menschen zeigen. Wer schöpferisch oder objektiv etwas ausrichten will, kann sie gar nicht mehr umgehn. Zudem liebt der Jude das Hervorragende, drängt ihm zu, hält ihm beglückte Dankbarkeit und Heroldstreue. Er blickt freier, persönlicher in der allgemeinen Bewegung um, verschließt sich nicht selber die allseitige Gemeinschaft; sein Kopf muß nicht für jede Schattierung landläufiger Gedanken die Satzung eines neu zu gründenden Bundes entwerfen. Der deutsche Neiding wird schon verstimmt, wenn ein Selbständiger nur dasselbe wie er will, und weiß es besser. Er beklagt sich über die jüdische Herrschaft in Presse, Literatur, Verlag, journalistischer Reklame und Kritik; dabei, soviel es auf ihn ankommt, rührt er sich nicht für den willensvollen Deutschen, tut alles für dessen Ungekanntheit und seine Niederhaltung, bringt ihn nicht selten soweit, verzweifelnd und unmutig sich auch mit in Abrahams Schoß zu flüchten. Von linksher marschieren die breiten Fronten, die sich die Solidarität heranerzogen hat. Nach rechtshin steht die noch machtvolle Gesamtheit der trefflichsten, besten, auch vielfach im kleineren Kreise verdienstvollsten Nationalen, Männer und Frauen; im Ganzen ist aber kein geistiger Zusammenschluß, nicht Führung noch Fühlung."

Herb gesagt! Heycks politisches Ideal ist auf Ausgleich eingestellt: „Wenn wir künftig einmal eine deutschgeartete Richtung von Demokratie bekommen, wird das Doppelgestirn, das über ihr lehrend im Zenit steht, Bismarck und der Freiherr vom Stein sein. Noch vielmals weniger, als die Tadler Bismarcks, kennen ihn die, die sich mit ihm brüsten. Die den vorsichtigsten, feinhändigsten, meistpsychologischen Staatsmann, der je gewesen ist, zu dem großen Wauwau machen, zu dem abgedroschenen Eisernen Kanzler. Und wieder andere zum Unterdrücker der Arbeiterpartei, — ihn, der sie von nur trügenden, ausraubend entseelenden, fremdbürtigen Agitationen wieder loszufeilen wünschte, der ein römisch kahles Lohnrecht in germanische Treupflicht und Fürsorge zu wandeln begann. Die Tragik des Heros ist, daß er bewundert, mythisiert wird, doch nicht auch erzieht und lehrt. Man erkannte, was Bismarck vollbrachte, doch das Geringste von dem, was er unermüdlich für alle gesprochen und geschrieben. So ward seine Wirkung nur eine einseitig günstige..."

Vielleicht finden sich einmal die besten geistigen Baumeister von rechts und links zu etwas wie zu einem Volkskönigtum zusammen, auf gesellschaftlich breitem Grundbau. Dies scheint Heycks Ideal zu entsprechen.

*

## Der Feind steht rechts?

Ein verhängnisvolles Wort. Solange wir uns von ihm nicht losmachen können, ist für unser Volk nichts zu hoffen. Vielmehr könnte es berechtigt sein, zu sagen: Der Feind steht links. Denn von dorther erschallt die Losung, die unsere Überschrift enthält. Von dorther tönt nur ein Kampfgeschrei: „Rettung der Republik. Die Republik ist in Gefahr. Tod den Verrätern an der heiligen Sache der Republik!" Bestärkt wird die Linke in ihrem Kampfgeschrei durch die Annahme, daß die auf der Rechten Vertreter des Kapitalismus seien. Reaktionäre und Kapitalisten bilden nach der Auffassung der Linken die Front, die niedergerungen werden muß. Alle Sinne und alle Kräfte konzentrieren sich innerhalb der Masse auf diese Losung. Sie sieht nichts anderes. Deshalb muß alles, was nur von weitem vaterländisch anklingt, verboten werden.

So zerfleischt sich das deutsche Volk. Die Wahnsinnstaten des Kapp-Putsches, der Er-

mordung Rathenaus bestärken die Linke in ihrem Kampfeifer gegen rechts, da sie nicht glauben will, daß es nur Auswüchse einzelner überhitzter Gehirne sind, die zu solchem Wahnsinn sich hinreißen lassen, ähnlich wie auf der Rechten die Mordtaten der Genossen um Hölz u. a. der gesamten Linken in die Schuhe geschoben werden.

Die Rechte wie die Linke geben sich in dieser Blindheit nichts nach. Aber die Linke sollte, weil sie die Macht hat, darin staatsmännischer sein und die innere Spannung nicht zum alleinigen Arbeitsfeld machen, von dem sie lebt. Ein trauriges Leben, das vom Streit der Volksgenossen sich nährt, während draußen an den Grenzen im Westen der gallische Feind den Augenblick erspäht, um das innerlich zerspaltene Reich zum Verfall zu bringen.

Der Feind steht in Paris und in London. Will unser Volk das immer noch nicht sehen, oder kann es nicht? Sollen ihm die Augen erst aufgehen, wenn die Franzosen im Ruhrgebiet und am Main sich festgesetzt haben? Und wenn es geschehen, werden sich genug geduldige Sklavenseelen finden, die auch dann alles über sich ergehen lassen, weil sie gegen den inneren Feind, gegen die „reaktionäre" Rechte, allen Haß aufwenden, den sie aufbringen können?

Was hilft es aber, die „Republik zu retten", wenn sie von äußeren Feinden zerschlagen ist?! Eine furchtbare Erbschaft haben wir vom Marxismus übernommen. Er wollte den alten Staat vernichten, um die Gesellschaft zu retten. 1918 ist ihm dies gelungen. Was ihm aber nicht gelang, ist die Heraufführung der neuen Gesellschaft, es sei denn, daß ihre Merkmale in Vergnügungssucht, Wohlleben, Haß und Rachsucht gegen Andersdenkende, Geldgier, Mordanschlägen u. a. gesehen werden.

Es gibt nur ein Mittel, die Republik zu retten. Es besteht darin, daß sie abrückt von der Idee der Weltverbrüderung auf Kosten des Vaterlandes. Weder die französische, noch die englische Arbeiterschaft sind dafür zu haben. Das sollten die Einsichtigen in unserer Arbeiterschaft endlich einsehen und sich darauf besinnen, daß wir Deutsche in dem Wettkampf um die höchsten Menschheit-leistungen nur auf der Grundlage eines i sich gefestigten, freien Staatswesens unsere Beitrag liefern können. Ein solches gilt e erst wieder aufzubauen auf neuen Grund-lagen. Statt unsere Kräfte in inneren Streitig-keiten aufzureiben, sollten wir alles daran setzen, eine innere Front aufzurichten, di auf dem Boden der neuen Verfassung kei anderes Ziel kennt, als frei zu werden vo den Fesseln des Versailler Schmach-friedens und stark zu werden in dem ein-heitlichen Willen, dem Vaterland z dienen.

Prof. Dr W. Rein

## Haben wir Republikaner?

Eine Republik haben wir. Aber haben wi auch Republikaner? Zur Beantwortun dieser Frage müssen wir uns nach einem Maß-stab umsehen, um an ihm gemessen erkenne zu können, wer von denen, die sich Republi-kaner nennen, auch solche in Wahrheit sind Die Geschichte hat uns in den Republike der alten Welt Muster hinterlassen, an dene wir die begrifflichen Elemente herausstelle können, die das Gesamtbild des echten Repu-blikaners ausmachen. Eine schöne Aufgab für unsere Erziehungsschulen, der heran-wachsenden Jugend die Züge zu verdeutlichen die zu dem Bild eines Republikaners, wi er sein soll, gehören.

Die absolute Ethik, wie sie von Kant un Herbart unter uns vertreten worden ist, kan dabei gute Hilfe leisten. Um nur einige hervor-stechende Züge zu nennen, so fällt vor allen die aufrechte, charaktervolle Haltung de Republikaner alten Stils ins Auge, ihr Schlichtheit und Einfachheit in der Lebens-haltung, ihre Unbestechlichkeit. Ihr einzige Sinnen und Trachten ist auf die Größe, de Ruhm und die Ehre des Vaterlandes gerichtet

Hätten wir in Deutschland solche Repu-blikaner großen Stils, welchen die Ver-ehrung der Zeitgenossen unwillkürlich sich zu-wendet, so wäre der Streit um Monarchi oder Republik im Keime erstickt, jeder inner Zwiespalt von vornherein beseitigt. Da wi sie nicht haben, ist die Bildung einer Einheits

…ont, die gegen die äußeren Feinde sich rich-…t, noch immer ein Gegenstand frommer …ünsche. R.

*

# …om Studententum

Aus Burschenschafts-Kreisen wird uns geschrieben:

…Im Juniheft des „Türmers", den ich seit …einer Feldzeit lese und liebe, steht ein Auf-…z „Kommers und Fackelzug" (Abteilung: …uf der Warte"), der mir zu denken gibt. Ich …nne jene Vorgänge in Rostock nicht; um ein …llgültiges, gerecht abwägendes Urteil zu …llen, müßte man auch alle Zeitungsstimmen …d die Begleitumstände miterlebt haben oder …chprüfen können. Ich würde bedauern, wenn …rch jenen Aufsatz etwa ein schiefes Licht auf …s studentische Ehrenstrafgericht im all-…meinen fallen würde. Daß ein Fackelzug …genwärtig, in unsern Tagen der Not, nicht …gebracht ist, darüber ist wohl kein Wort zu …rlieren. Anders ist es mit dem Kommers. …ir brauchen nicht nur von Zeit zu Zeit fest-…he Lebenserhöhung, wie der „Türmer" mit …cht schreibt, sondern wollen auch dem leben-…gen Gefühl Ausdruck verleihen, daß wir mit …en Fasern an unsrem deutschen Vaterlande …ngen. Ich darf aus Erfahrung sagen, daß …s bei manchem schönen Anlaß trefflich ge-…gen ist. Die studentischen Formen stören … nach außen niemanden; der Abend baut … auf vaterländischen Liedern, Reden von …g und alt auf und schließt mit der ehr-…rdigen Burschensitte des Landesvaters, der … Treugelöbnis in feierlichster Form ist.

…Darf ich Ihnen ein Stück aus einer Rede …tteilen, die Schreiber dieser Zeilen bei …hem Anlaß gehalten hat?

„… Die Nachkriegszeit hat einen Stu-…ntentypus gebracht, der anders aussieht, als … Student vor dem Krieg. Einmal ist es … drückende materielle Not, zum andern der …rtrag von Versailles, der wie ein Sarg-…kel auf dem Vaterlande lastet, und dann … Erleben, mittelbar oder unmittelbar, des …ßen Krieges, das eine gewisse Selbständig-… und Reife zur Folge gehabt hat. So ist …h in unseren burschenschaftlichen Kreisen eine Umstellung der Geister gekommen, die man wohl bezeichnen darf als ‚von außen nach innen'.

Daß die Burschenschaft hervorragenden Anteil hat an der Schaffung der Allgemeinen studentischen Ehrengerichte, ist bekannt. Sie ist damit einer Aufgabe gerecht geworden, deren Lösung schon 1792 in Jena versucht wurde; erst jetzt ist es überall soweit gekommen. Vorbedingung aber dazu war, daß man sich in der Frage der Genugtuung auf andern Boden stellte. Denn nach früheren Anschauungen war doch die Erledigung des Streites mit einem Manne, der die Genugtuung mit der Waffe verweigerte, eine Unmöglichkeit. Nun aber richten heute in den Allgemeinen Ehrengerichten über den Waffenstudenten unter Umständen sogar Studenten, die unter den vorhergenannten Begriff fallen. Man hat in andern Kreisen notgedrungen dieses Erfordernis der Zeit anerkannt.

Die völkische Not, die Zerrissenheit unseres Vaterlandes, sie erheischt die Sammlung aller Kreise, die von wahrhafter Vaterlandsliebe erfüllt sind, einer Liebe, die sich nicht in großen Beteuerungen nach außen, wohl aber in stiller, selbstloser Arbeit zeigt. So mußte denn auch in der Studentenschaft daran gegangen werden, die Klüfte zu überbrücken, in die sie gespalten ist, deren größte und tiefste die ist: Hie Waffenstudent, hie Nichtwaffenstudent. Es soll auf Deutschlands hohen Schulen nur eine Trennung geben: hie vaterländische Studentenschaft, auf der andern Seite die nichtvölkischen Studenten. Wir haben im Feld gelegen. Der Waffenstudent und der Nichtwaffenstudent. Sie alle haben die große Messung pro patria bestanden, sie haben Blut und Leben, ihr Letztes dahingegeben. Wer wollte den großen nichtschlagenden Verbänden die echt vaterländische Gesinnung absprechen, die der Waffenstudent früher doch in Erbpacht zu haben glaubte?

Es mußte ein Boden gefunden werden, auf dem gemeinsam gearbeitet werden konnte. All das hat die Burschenschaft dazu geführt, das Verbände-Abkommen zu schließen mit den großen studentischen Verbänden, und eine einheitliche Ehrenordnung dazu zu

schaffen. Wenn heute nur noch die schlagenden Verbände beiseite stehen, so ist das nicht die Schuld der Burschenschaft.

Was die Deutsche Burschenschaft damit getan hat, und um was sie heute noch kämpft, ist die Anerkennung des Standpunktes, daß ein ehrenhafter Student voll gleichberechtigt sein muß, der aus ehrlicher Überzeugung die Genugtuung mit der Waffe ablehnt, aus innerer Einstellung zu Gott und Religion. Die Burschenschaft hat damit vermittelt zwischen zwei Weltanschauungen, in treuer Verfolgung des Grundsatzes der Freiheit. Die Geschichte mag dereinst gegenüberstellen die Zeit nach den Freiheitskriegen und unsere Gegenwart; sie wird Parallelen finden. Wir aber tragen die feste Überzeugung, daß wir in den Bahnen der alten Burschenschaft geblieben sind. Um so mehr, als unser gefestigter Standpunkt in der Genugtuungsfrage seit hundert Jahren derselbe ist, ein Standpunkt, den die Ehrengesetze der Deutschen Burschenschaft enthalten, wie sie von der Urburschenschaft aufgestellt wurden...

Und dann ist es noch eine Idee, die die Burschenschaft bewegt, die Idee des deutschen Volkstums. Wenn heute das deutsche Volk, und auch schon vor dem Kriege, ein Bild bietet der Zerrissenheit und des Klassenhasses, so ist es vielleicht wesentlich mit eine Schuld davon, daß man im Staate das Heil erblickte, und nur als guter Staatsbürger seine Pflicht tat. Jedoch unter der Volkheit verstehen wir die Gemeinschaft aller derer, die durch Bande des Blutes, des Heimatbodens, Sitte, Sprache und Kultur zusammengehören. Es reicht also das deutsche Volkstum weit hinaus über die Grenzpfähle, die dem Staate gesteckt sind. Und das Ursprüngliche, was die Gemeinschaft zusammenhalten muß, ist die Liebe. So gilt es denn, in der Jugend aufzuwecken den Sinn für die Eigenart des Volkes, zu pflegen die Liebe zu den Volksgenossen. Voll und ganz sind wir uns bewußt, wie klein die Voraussetzungen sind, wie ungeheuer die Aufgabe. Aber wenn auch von vielen Samenkörnern nur wenige aufgehen, reifen und Frucht tragen: der Wille ist da und der Anfang ist gemacht"... W. H.

## Leonhard Schrickel

verdient schon ob seines Mutes Anerkennung: er gibt ein Idyll in Hexametern heraus unter dem bürgerlich klingenden Titel „Hedwig und Bernhard" (Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer). Hedwig? Bernhard? Es sind Durchschnittsnamen, sicherlich, und sind Durchschnittsmenschen. Das Ganze spielt in einer behaglich gezeichneten deutschen Kleinstadt etwa in der Art von Goethes „Hermann und Dorothea". Hintergrund? Die Gegenwart und ihr Schiebertum. Und die Handlung? Sie lieben sich — und kriegen einander am fröhlichen Schluß. Das ist an und für sich ziemlich belanglos. Alles kommt auf die Ausführung an. Und da muß man sagen: Schrickel, der bereits als guter Erzähler bekannt ist, hat auch ein natürliches Gefühl für Bau und Rhythmus des Hexameters, der sich hier vorzüglich liest. Man mache den Versuch, stecke das schmucke handliche Bändchen — mit Scherenschnitten von Rich. Duscheck — in die Tasche und lese es draußen im Grünen irgendeinem lieben Menschen vor!

Mit dem Wort „Ärgerlich" setzt es ein:

„Ärgerlich war ihm das Wetter und ärgerlich war ihm das Leben;
Nein, wahrhaftigen Gottes, das Wirt-sein war ihm verleidet —"

— und schließt mit dem zuversichtlichen Akkord:

„Alles auf Erden vollendet sich ewig zum Besten und Schönsten,
Alles entringt sich dem Dunkel und blüht in das Licht, und die Menschen,
Adelt sie Wahrheit, Liebe und Treue sind heilige Flammen,
Welche die Priesterin Erde entzündet zu Ehren der Gottheit."

Der Schluß wickelt sich etwas rasch ab; die Handlung klingt, nach unsrem Gefühl, nicht voll genug aus. Das tut aber der reizenden Wirkung des wirklich gemütvollen Ganzen keinen Eintrag. Der Dichter hat Humor: jenen wohligen Kleinstadthumor, der in dieser üblen Zeit selten ist und durch seine Wärme ebenso wohltut wie durch seine Reinlichkeit.

Thomas Mann und Gerhart Hauptmann haben idyllische Hexameter geformt; Leonhard Schrickel kann sich neben ihnen hören lassen.

## 3ir und die Anderen

Es ist gebräuchlich und es ist denn auch ein hübscher Brauch, daß man neue Spiel-
:en von Blumen nach bekannten und großen
ensschen benennt. So gibt es schönfarbige
ütenwunder, die „Königin Luise“, andere
eder die Bismarck und Moltke heißen, und
Reihe dieser Blumennamen ist schier un-
ersehbar — an guten Namen war ja auch
n Mangel. Die Ausländer machen es natür-
geradeso und geben ihren neuen Blüten
enfalls die Namen ihrer großen Männer und
auen. Doch eines scheint mir zweifelhaft:
wohl im Augenblick eine deutsche Bismarck-
er Hindenburg-Blume in Frankreich Absatz
ide? Aber umgekehrt ist auch was wert.
diesjährigen Katalog einer großen süd-
tschen Gärtnerei steht eine neue Gladiole
zeichnet. Verzeichnet, damit wir sie kaufen
d in unsere Gärten pflanzen sollen. Und
se Gladiole trägt den Namen „Maréchal
ch“! Nun sage mir einer, ob wir nicht
ßzügig sind!

Noch ein Beispiel und zwar sogar ein noch
öneres. Seit einigen Wochen lese ich von
it zu Zeit in einer großen süddeutschen
geszeitung eine Anzeige, die wörtlich lautet:
nterricht in Sprache, Schrift und Um-
ngsformen des gebildeten England“.
scheint also heute nicht mehr zu genügen,
deutsche gute Sitte zu eigen zu machen,
dern es müssen englische, ausgerechnet
glische Umgangsformen her!

Daß aber das Ausland — auch das englisch
echende — ein gutes und feines Benehmen
, daran dürfen wir heute nicht mehr
eifeln. Denn wir konnten es erst vor ganz
zem mit eigenen Augen bestaunen, wie
der „Götterdämmerung“ im Münchner
tionaltheater zwei ausländische Damen im
iblikum, als ihnen die Geschichte allmählich
langweilig wurde, sich frisch und fröhlich —
garetten anzündeten und zu rauchen be-
nnen! Dafür hatten freilich die Deutschen
eder einmal kein Verständnis, und richtig
n's soweit, daß man — „man“ waren, man
e und staune über diese Unhöflichkeit: die
hutzleute! — daß man also die Damen bat, draußen weiter zu rauchen. Daß Ausländer neuerdings mit dem Hut auf dem Kopf in den deutschen Theatern sitzen oder wenigstens versuchen es zu tun, soll als kleines Gegenstück hierzu nur ganz bescheiden erwähnt werden.

„Ärgere dich nicht, wundere dich nur“, sagt ein holländisches Sprichwort. Wundern wir uns also, daß in deutschen Gärten vielleicht der Marschall Foch blühen wird, und wundern wir uns, daß englische Umgangsformen uns als vorbildliche Muster und noch dazu für teures Geld angepriesen werden. Im Jahre des — Heils 1922! M. A. v. L.

*

## Storck-Gedächtnisfeier in Olsberg

Wo die hellen Wasser der Ruhr dem stattlichen Dorfe Olsberg (Westfalen) enteilen und in anmutigen Windungen sich im flachen Wiesengrund sonnen, steigt am Bergeshang der alte Kirchhof empor. Wie eine dunkle Toteninsel liegt der Zypressengarten inmitten der blaßgrünen Saatenfelder, der Wiesen und Weiden, abgeschieden allem Lärm des Tages, aller Unrast der Welt. Nur das Raunen der Ruhr hallt verworren herauf und zuweilen ein verwehter Klang aus den Dörfern, der aber hier oben wie losgelöst schwingt aus dem Schwall des fern brandenden Lebens.

Eine Amsel singt in den Tannen des Friedhofes. Weich und sehnsüchtig klingen die Rufe durch den Lenznachmittag. Die tiefe Stille ringsum fängt die Töne auf wie fallende Rosenblätter. Leiser Wind geht durch die wildblühende Flur von Frühlingsgräsern und weißen Sternenblumen und durch den Blütenrausch der Linden. Ein Hauch von starkem süßem Duft zieht über die Gräber hin. Friede... Über Karl Storcks Grabe singt die Amsel nimmermüde: Frühlingsjauchzen und Frühlingssehnsucht. Es sind immer Vögel auf diesem Friedhof, das laubige Gebüsch, die menschenferne Stille locken sie herbei, und es ist ein Singen und Jubilieren über den Gräbern. Die letzte Ruhestätte Karl Storcks ist von klingenden Tönen umgeben.

Plötzlich verstummt die Amsel. Erschrecktes Zwitschern aufgescheuchter Vögel, hastiges Flattern im schwarzen Tannengezweig... Eine große Menschenmenge, schier endlos, ergießt sich über die Wege zwischen den Gräberreihen, flutet zu einem Ziel, stockt, steht. Und aus dieser Menge heraus hebt ein sanftes Schwellen von Klängen an, das aufsteigt und wächst zum vielfarbigen Brausen; klagend, feiervoll, dunkelmächtig umschlingen sich die Stimmen zu hallendem Choral. Und dann neigt es sich wieder herab zum Grabe mit mildströmendem, gottverklärtem Trost: Wie sie so sanft ruh'n — und nicht mehr weinen hier — — und nicht mehr fühlen hier — — von Zypressen sanft umschattet — —

Und Schweigen wird um den Hügel. In das Aufhorchen hinein spricht eine klare Männerstimme und kündet von dem Toten, der hier in alten Sachsenlandes Scholle schläft. Der von weißem Haar umwallte Charakterkopf des Geheimrats Dyroff neigt sich zu dem Grabmal des Freundes. Hier ruht er gut, der deutsche Mann, mitten in westfälischer Bauernlandschaft, die er so sehr geliebt hat, hier ruht er mitten unter dem schlichten Volk der Roten Erde. Sein Geist, der alte deutsche Kultur in unsres Vaterlandes Männern und Frauen wieder lebendig machen wollte, soll hier geliebt und verstanden sein. Was sterblich war an Karl Storck, das liegt in unserem alten treuen Mutterboden gebettet, sein Unsterbliches aber wird weiterwirken in unseren Seelen. Wir wollen uns zu seinen Testamentsvollstreckern machen; die deutsche Seele, die in unsern Wäldern und Bergen wohnt, wollen wir wieder einfangen in die einfachen Formen unserer heimischen Kultur und Kunst. Das ist, Storcks Erbe, das wir nicht verlieren wollen.

Wie war das grüne Waldtal erfüllt vom Singen und Rauschen der trauten alten Volkslieder! Storcks Lieblingswunsch, dem Volk de Dörfer und kleinen Städte große wahre Kuns nahe zu bringen, hatte in einem Volksmusik tag seine erste Erfüllung gefunden. Bis spä in den Abend hinein klangen vielstimmig Weisen aus der Olsberger Halle, wo Musik direktor Nellius-Neheim mit seinem fein geschulten Massenchor alle die herrliche Schätze deutschen Volksgutes melodienfun kelnd zum Lichte hob. Wie reich sind wir a köstlichem Besitz, der in den dunklen Truhe der Vergangenheit geborgen, — — und sollt doch mit klingenden Wanderschuhen durch Land ziehen! Aber auf Straßen und Gasse schillert die aufdringliche Marktware de Operettenschlager und Gassenhauer. „Wir besitzen reiche Schätze, aber sie sind außer uns wir tragen sie nicht mehr in uns", sagte Religionslehrer Hatzfeld, der verdienstvoll Herausgeber von „Tandaradei" und „Susani" in seiner meisterhaften Feierrede über da Volkslied. Wird es nun anders, besser werden? Wer am Olsberger Volksmusiktag sein Her an all den lebendig gewordenen Köstlichkeite deutschen Gemütes, deutscher Kunst begeister hat, der mag wohl immer mehr das Echte mi dem Falschen tauschen. Immer wieder aufs neue hub das Singen an vom Rauschen de Wälder, vom Wandern der Winde und Wellen, von Liebe, von Scheiden und Treugedenken, und ausgewählte Solistenstimmen namhafte Künstler wetteiferten mit der Vielfarbigkei der Chöre.

Und als das Grab am Hügel schon tief im Dunkel des Abends lag und die Sterne de Mitternacht blaß darüber hinzogen, da hallte von den Talwegen noch das letzte Grüßen der scheidenden Sänger herauf:

Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land von allen!

Maria Kahle

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Die Krone der Schöpfung P. von Anderte




Der Türmer

erausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
egründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

24. Jahrg. September 1922 Heft 12

# Im Banne der elsässischen Doppelkultur

## Von Friedrich Lienhard

(Schluß)

Die „Revue des deux Mondes" ist eine der angesehensten Zeitschriften Frankreichs. Sie spricht gleichsam im Angesicht der gebildeten Kulturwelt. Wir verzeichnen die Tatsache, daß diese Stimme Frankreichs, diese führende französische Zeitschrift, den planmäßigen Hochverrat ies Elsässers verherrlichend erzählt, eines Elsässers, der als deutscher Staats- zer seinen Eid geschworen hatte.

Welches Gesicht jene zahlreichen französierenden Veranstaltungen im Elsaß vor Weltkrieg zeigten, veranschaulicht z. B. folgender deutschgeschriebener Zeitungs- cht. Da steht die französische Überschrift: „Grande Soirée Litéraire et Mu- ale". Und der Bericht lautet: „Gestern abend war der große Saal der ‚Réunion- Arts' in der Feggasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Der ‚Cercle des An- es', die ‚Société Dramatique' und die ‚Revue Alsacienne' hatten ge- schaftlich einen großen literarischen und musikalischen Gesellschaftsabend ver- altet, dessen Vorsitz Madame Adolphe Brisson zierte, die liebenswürdige tin des Herausgebers der weltbekannten Wochenschrift ‚Annales politiques et

literaires'. Madame Adolphe Brisson leitete den Abend mit einer ‚Conférenc ein, in der sie über das Wesen und Sein des ‚Cercle des Annales' und das Zustand kommen der Abendunterhaltung in sympathischen, geistreichen Worten sprach, dere herzliche Wirkung nicht zuletzt in dem Ausdruck edler Weiblichkeit lag, der jede ihrer Worte entströmte. Wieviel schöner war ihr Bild, als einer der vielen Su ragetten, die man heute als öffentlich redende Frau zu sehen gewohnt ist! De rein musikalischen Teil bestritt ein Schwesternpaar, Mlles. Laurent, ein Gestir das man als direkte Parallelerscheinung der Damen Mabel and May Harrison a sprechen möchte. Man spielte für Cello eine Elegie von Fauré und das ‚Alleg appassionato' von Saint-Saëns für Violine, eine Romanze von Huë und ei Sarabande und Tamburin von Leclair, alles sehr sympathische Salonkomp sitionen, die auch im Saale ihre Wirkung nicht verfehlten und den beiden junge Künstlerinnen reichen Beifall und Lorbeer eintrugen. Was aber der Höhepunkt d Abends war, ein alle Veranstaltungen dieses Winters überstrahlender Stern d Abendunterhaltung, das waren die Rezitationen von Herrn Mounet-Sully, d Altmeisters französischer Deklamationskunst ... Mlle. Marguerite Deval führ sich uns in eigenen Schöpfungen vor, deren Witz und Treffsicherheit einen schlagend Erfolg hatten. Auch eine ‚Chanteuse' war für den Abend gewonnen. Eine wunde schöne Griechin, Madame Sorga, die namentlich in den von Ravel gesetzten gri chischen Volksliedern, Brévilles stimmungsvollen ‚Chansons du Caikdji s le Bosphore', dem als Zugabe gesungenen griechischen Kinderlied und dem Russ schen Volkslied wärmsten und wohlverdienten Beifall fand. Ein Abend, auf d die Veranstalter mit Stolz blicken dürfen" ...

Welche Veranstalter? In welcher französischen Stadt geschah denn di eigentlich? — In gar keiner französischen Stadt: vielmehr in der deutschen Sta Straßburg! Und das deutsche Zeitungsblatt (die „Straßburger Neue Zeitung trägt als Datum den 19. Mai 1912!

Spricht dieser Bericht nicht Bände über die französische Propaganda, d vor dem Krieg im Elsaß an der Arbeit war?! Und zugleich über die — Dul samkeit der deutschen Regierung?!

Ununterbrochen wurden Redner über die Vogesen zu uns herübergeschickt; ließe sich ein Buch schreiben über die pangallischen Bestrebungen eines Mauri Barrès, René Henry, André Lichtenberger, Paul Acker, Georges Delahache, Chepa Regamey, Georges Ducrocq, Paul Adam, General Langlois — und wie die R vanche-Apostel alle heißen. Es ist in meinem Besitz eine ungefähre Liste der Redn und ihrer Stoffe, die in den zwei Jahren vor dem Weltkrieg das Elsaß bearbeit haben. Sie umfaßt 63 Vorträge; und selbst diese Liste ist noch unvollständig.

Von Buchers Kampfmethode geben einige seiner Briefe an die Gräfin La To (einst Gobineaus Freundin) allerliebsten Anschauungs-Unterricht. Am 4. August 19 schrieb er ihr folgenden Brief, der in der bereits erwähnten Schrift über französisc Propaganda in Elsaß-Lothringen („Zehn Jahre Minenkrieg im Frieden", Be 1918) photographisch wiedergegeben ist. Das Schreiben fand sich unter den viel anderen schriftlichen Bekundungen in Buchers Keller und lautet in deutscher Übe setzung:

„Im Juni habe ich ein großes Erckmann-Chatrian-Fest organisiert, dessen Romane ‚Madame Thérèse‘ und ‚L'Histoire d'un paysan‘ die Unterlagen für die Dekorationen und die Kostüme bildeten. Ungefähr 60 Damen im Kostüm Louis XIV. und etwa 30 junge Leute als Freiwillige von 1792 spielten vier Tage lang im elsässischen Museum ganz ausgezeichnet. Das war Anlaß zu einem patriotischen Enthusiasmus im ganzen Elsaß [?], und trotz unaufhörlichem Regen haben wir 25000 Frs. eingenommen.

Am letzten Tage gab ich dem Drängen meiner Freunde nach und legte die ehrwürdige Uniform eines Verwandten an, der im Jahre 1870 bei der berühmten Attacke der Kürassiere von Reichshofen gefallen ist. Im Küraß, mit großem Helm und Schwert, empfing ich am Eingang unsere Gäste. Ein Loch im Küraß und Waffenrock, vorn und hinten, zeigte den Weg der Kugel, die meinen Vetter getötet hatte. Ich sah gut aus, und die Leute gerieten in Rührung, als sie die Uniform erkannten. Vor der Tür stand ein deutscher Polizist zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Ein gutes Trinkgeld und der Respekt vor meiner prächtigen Uniform ließen ihn jedesmal unwillkürlich stramm stehen, wenn er mit mir sprechen mußte. Alte Leute weinten. Das war das erstemal, daß sie eine Pickelhaube vor einem Kürassier des unglücklichen Krieges salutieren sahen.

Ich glaube, daß Ihnen in Frascati, inmitten einer schönen Natur, auf einem Boden, der so viele Erinnerungen bietet, das Elend unserer Erinnerungen [!] etwas kindlich vorkommen wird, aber ich schwöre Ihnen, daß viel mehr Werbekraft von einem einfachen Feste dieser Art ausgeht, als von der feurigsten Dialektik. Das Volk braucht Schaustücke, die ihm in die Augen stechen, eine Atmosphäre, die es erbeben läßt. Lassen Sie jemand mit einer Kerze in einer Prozession mitgehen, und Sie haben einen Streiter des Katholizismus; denken sie an die politischen oder religiösen Parteien, die Sozialisten, die Heilsarmee, sie kennen genau die Bedeutung des Banners und des Aufzuges.

Ich habe in den letzten zwei Monaten viele junge geistreiche Franzosen gesehen. Ich bin erstaunt über ihre Intelligenz, über ihr außergewöhnliches Auffassungsvermögen, über ihre Schlagfertigkeit. Leider sind sie vollständig fähig, alles zu erklären, so daß sie, wie der Esel des Buridan, unentschlossen zögern, unter den Lösungen zu wählen, die sich darbieten. Ihre Skepsis führt sie aus dem Leben heraus, und wir sehen mit Kummer, daß ihr großer Überfluß an Intelligenz sie unfruchtbar macht.

Wenn ein Volk in seinen besten Elementen davon durchsetzt ist, so gibt es nur ein Heilmittel: die Brutalität des Nachbarn, die die Zögerung anpeitscht, die Invasion, den Krieg.

So lange sich das Elsaß gegen die Anmaßung eines Herrn aufbäumt, der ihm verhaßt ist [?], wird seine Lebensenergie gestärkt durch den Kampf, durch den leidenschaftlichen Wettkampf. Das ist das Geheimnis der Lebenskraft der Völker, und ich glaube, eine fruchtbare Arbeit für mein armes [!] liebes Land zu tun, wenn ich nicht dulde [!], daß der Widerstand ... sich vermindere ... Das ist der tiefe Grund meiner Tätigkeit, meiner leidenschaftlichen Initiative“ ...

Also aufpeitschen! Immer wieder aufpeitschen! Nicht zur Ruhe kommen lassen! ... dem Elsaß einreden, daß es Deutschland „haßt“!

Noch ein anderer Brief aus dem Dezember 1908:

„Ich kann mit Genugtuung hinter mich blicken. Unsere Bestrebungen haben Erfolg. Wir sehen, wie das nationale Gefühl und der Mut im Kampf gegen das Gift des fremden Elementes sich verstärken [!]. Wir können sagen, daß wir unsere Zeit nicht verloren haben. Ich kenne das Ziel nicht, das wir erreichen werden, und seit langem hat mich das Leben gelehrt, daß es nicht das Wesentliche ist, Erfolg zu haben, sondern mit allen Kräften

für ein fernes Ziel zu arbeiten. Die Sorge muß sein, aufzubauen, das heißt, Mut zu hab und ihn anzuwenden; die Ereignisse in Deutschland sind viel wichtiger, als man versu ist, sie aus der Ferne zu beurteilen. Sie haben die Wurmstichigkeit des schönen deutsch Gebäudes bewiesen. Frankreich erholt sich. Wünschen wir von ganzem Herzen, d es Zeit habe, in dem Klassenkampfe, trotz Nachlassens der Moralität, die Gesundheit wiede zufinden, die nationale Energie ‚son fonds excellent, son antique valeur'. Ich glaube nic daß eine politische Umwälzung bald zu erwarten ist, aber es ist nützlich, daß die Vorstellu eines Krieges das Fieber erhält, das Vaterlandsgefühl und den Tätigkeitsdra belebt [!] ...

Nach einem Verbot eines dieser westlichen Hetzvorträge im Elsaß (man schüt wohltätige Zwecke vor) schreibt Bucher am 11. Februar 1909 an die Gräfin:

„Tatsächlich ist eine französische Matinée, die ich zugunsten der Opfer der Katastrop in Sizilien und Kalabrien organisiert hatte, durch die deutsche Polizei verboten worden, w sie in französischer Sprache abgehalten werden sollte. Ich habe übrigens an ihrer Stelle ei französische Conférence organisiert, die man nicht verbieten konnte, denn die Conférence bei denen wir das Recht haben, französisch zu sprechen, sind dem Vereinsrecht nicht unte worfen.

Dieses Verbot, das die erste Maßregel gegen mich war, hat mich gezwungen [!], d Regierung durch alle meine Freunde, Abgeordnete und Journalisten angreif zu lassen. Die Regierung hat eine vollständige Niederlage erlitten, und das gan Land ist in Aufregung. Der Brunnen des Protestes, den viele erschöpft glaubten, flie wieder, und man kann sagen, daß die ganze Schlacht im höchsten Maße dazu beigetrag hat, dieses unglückliche Land aus seiner traurigen Resignation herauszureißen [

So mußte ich fatalerweise dazu kommen, die Zähne zu zeigen. Ich habe dies getan; m Ruhe und ohne jeglichen Zorn. Aber es ist tatsächlich möglich, daß ich fortan zahllosen B lästigungen ausgesetzt sein werde. Ich bin kampfbereit und habe nichts zu verliere Mein Schicksal ist mir gleichgültig, und von vornherein habe ich alle Opfer auf mich genomme

Es ist noch nicht so weit, und ich bemühe mich, zu meiner diskreten Methode zurü zukehren, die ich liebe und die so fruchtbar ist. Nur unter dem Zwang der Ereignisse ha ich, ohne Furcht und ohne Pose, die Verteidigung unserer Rechte auf die französisc Sprache und Kultur aufnehmen müssen" ...

So tanzte Herr Bucher, der deutsche Untertan, sein Menuett mit der deutsch Regierung! Sein Selbstgefühl ist zu derartiger Dreistigkeit angewachsen, daß er si der Behörde seines Landes gegenüber als eine selbständige Kriegsmacht fühlt.

* * *

An Gobineau und die Gräfin La Tour knüpfte Bucher an, als er — freilich v fern, ich habe ihn nie gesprochen — auch mit mir Fühlung suchte, um mich für sei „Revue alsacienne" einzufangen. Er sagte sich wohl (wie bei Stadler, dem So des Kurators der Universität): wenn der bekannteste altelsässische Vertreter d Deutschtums Mitarbeiter geworden, macht meine französische Sache der Behör gegenüber erst recht einen unverfänglichen Eindruck. So ließ er mir denn du einen Mittelsmann sagen, er hätte von meinem Interesse für den Grafen Gobine vernommen (im 1. und 5. Band meiner „Wege nach Weimar" hatte ich das Heldisc in Gobineaus Persönlichkeit und Lebenslehre gewürdigt) und wäre gern bereit, m etwas aus dessen Nachlaß, etwa einige Teller oder dergleichen, durch die mit ih

…efreundete Gräfin La Tour übermitteln zu lassen. Er möchte in seiner Revue mein …ild und einen Aufsatz über mein Schaffen bringen. Etwas verlegen hinkte freilich …er Wunsch nach, man erwarte natürlich, daß ich meinerseits einen selbständigen …ufsatz dazu beisteure. Mitarbeiter an Buchers „Revue alsacienne illustrée"? Es …raucht nicht gesagt zu werden, daß ich ablehnte. Einige Zeit später erschien auf …einem Zimmer eine französisch dichtende Elsässerin. Nach allerlei Begrüßungs…orten merkte ich, daß die greise Dame die deutsche Sprache unvollkommen be…errschte, bat sie also, französisch zu sprechen, mir aber zu gestatten, hochdeutsch zu …ntworten. Auch an diese Höflichkeit knüpfte sie eine liebenswürdige Bemerkung an: …s bekunde sich darin so recht die elsässische Doppelkultur — — nun ja, und rückte …enn also mit ihrem Anliegen heraus. Die „Revue alsacienne" wollte ein „Oberlin…eft" herausgeben; sie selbst, die Schriftstellerin, habe den französischen Aufsatz …bernommen; nun sei es der Wunsch der Schriftleitung, daß ich über denselben …hönen Stoff den deutschen Festartikel beisteure. Wir haben wohl zwei Stunden …iteinander geplaudert; ich habe ihr meine Stellung zu Buchers Kreis und meine …hweren Bedenken dargelegt und sie schließlich mit einem Korb entlassen. Für einen …eutschgesinnten Elsässer, so brachte ich zum Ausdruck, ließ sich eine Mitarbeit an …ieser Zeitschrift mit der eigenen nationalen Überzeugung nicht vereinen. Wir ver…bschiedeten uns in den höflichsten Formen. Der deutsche Aufsatz, den für diesen …reis zu schreiben ich als Altelsässer nicht auf mein Gewissen nehmen konnte, wurde …ann doch geschrieben: und zwar von dem altdeutschen Literaten Ulrich Rauscher.

Mein „Oberlin" war kurz zuvor erschienen und hatte rasch weithin Widerhall …efunden. Einige Monate nach dem „Oberlin-Heft" riß derselbe Ulrich Rauscher …einen Roman in eben derselben Zeitschrift Buchers gründlich herunter. Dieser …oderne Amoralist, um dessen Zukunft mir niemals bange war, hielt sich zwar erst …it wenigen Jahren im Elsaß auf, aber er legte dar, daß er in jenem Aufsatz den …farrer Oberlin groß und königlich geschaut habe, während ich ihn eng und kleinlich …arstelle!

Dies war, meiner Erinnerung nach, der erste Angriff aus Buchers Lager.

Ein Versuch, mich zu einer jener französischen Gesellschaften einzuladen, wurde …einerseits gar nicht ernst genommen. Hierbei noch ein bezeichnender Zug! In …uchers Kellerversteck fand sich auch ein (nicht in jener Schrift veröffentlichter) …rief, worin für eine solche Tafelrunde die klug berechnete Tischordnung gemacht …ird: minder zuverlässige Elemente wurden zwischen sichere Französlinge oder ge…andte Franzosen gesetzt. Es war mir ein aparter Reiz, als ich diese Liste Straß…urger Persönlichkeiten durchsah, auf die jener listige „Menschenjäger" Jagd machte.

Im Jahre 1912 machten wir den Versuch, in einem Sammelbuch „Der elsässische …arten" all die zerstreuten und feindlichen Geisteskräfte im Elsaß auf einem fried…chen Eiland zu vereinigen. Ich hatte die Gesamtleitung; der Kunstmaler Karl …pindler übernahm oder überwachte die Ausstattung; Hans Pfitzner prüfte die …usikalischen Beilagen.

Die Auflage des buchtechnisch ungewöhnlich schön geratenen Buches (die Aus…tattung ist ein Verdienst des Verlags Karl J. Trübner), wie es wohl ein zweiter …eutscher Gau so leicht nicht aufzuweisen hat, war sofort vergriffen. Wir hatten den

Leuten von der „Revue alsacienne" gezeigt, daß wir ihrem Geschmack Ebenbürtiges gegenüberzustellen vermochten. Wahrlich weitherzig genug — zu weitherzig — hatte ich eine Reihe französischer Beiträge aufgenommen und auch das jüngste Elsaß (Stadler, Flacke, Rauscher, Schickele) zu Wort kommen lassen, wenn sie auch nur zögernd und nicht gerade mit ihren besten Sachen anrückten. Mein kurzes Geleitwort betonte folgenden Gesichtspunkt: „In Zeiten der Unruhe tut ein ruhiges Wort gut. Wir wollen der Welt in diesem Buche ein ruhiges Elsaß zeigen, ein Elsaß als Land der Schönheit und des Friedens, ein altes Kulturland, das in seinem Volkstum Schätze birgt, von denen wir hier nur eine kleine Andeutung geben können. ‚Hortus deliciarum', Wonnegarten, war jenes Werk der Hohenstaufenzeit genannt, aus dem sich die Schülerinnen der Äbtissin Herrad von Landsberg in Wort und Bild belehrten. ‚Quel beau jardin" — Welch ein schöner Garten — rief Ludwig XIV., als er vom Gebirge her sein neugewonnenes Land überschaute. So haben wir dieses Sammelbuch neu-elsässischer Art und Kunst in Anlehnung an jene berühmten Worte den ‚elsässischen Garten' genannt, in den wir alle Freunde unseres schönen Landes hiermit zu Gaste laden."

In jener Zeit (Januar 1913) erschien in den Heften der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" mein „Bekenntnis eines Elsässers", das gleich in den ersten Sätzen denselben versöhnlichen Standpunkt wiederholte: „In den letzten Jahren habe ich mich nicht mehr an den elsässischen Erörterungen beteiligt, da ich keine Möglichkeit zu sachlicher und leidenschaftsloser Verständigung sah. Wo aber Friedensarbeit möglich ist im Sinne eines Oberlin, eines Tauler, einer Odilia, da bin ich mit ganzem Herzen gern dabei." Das Heft übrigens, das mein „Bekenntnis" enthielt, brachte aus der Feder von Heinrich Schneegans eine warme Begrüßung unseres „Elsässischen Gartens" und betonte, daß bei aller reichen Abwechslung „kein einziger Mißklang" darin sei, „alles klingt so harmonisch". Aber — dasselbe Heft muß leider unter dem Titel „Das Buch des Hasses" mit einer äußerst gehässigen antideutschen Veröffentlichung des Malers Hansi abrechnen und schließt mit einem wahrhaft ergrimmten Artikel gegen die Umtriebe des „Hochverräters Wetterlé"!

So waren die Rollen verteilt. Auf unserer, mindestens auf meiner Seite, neben aller Festhaltung unseres deutschen Charakters Bemühungen um Ausgleich und versöhnliche Stimmung; auf der anderen Seite unversöhnlicher Haß. So wuchsen die nationalen Gegensätze im Elsaß in ein sittliches Problem empor. Treue stand gegen Tücke.

Bucher und die Seinen gingen, wie gesagt, schonend oder schweigend um mein Schaffen herum. Die ganz in französischer Kultur steckende Dichterin Elsa Koeberlé rempelte mich zwar einmal im Juli-Heft der „Cahiers alsaciens" (1913) ein wenig an, daß die Art und Weise, dortzulande vom deutschen Elsaß und von der Unfruchtbarkeit des französischen Teils zu sprechen, immer auf dasselbe hinausliefe: „Zitieren, verherrlichen, exaltiert preisen Lienhard, den großen Lienhard, den einzigen Idealisten, den ich für mein Teil sehr bewundere und von dem ich glaube, daß er dem Lärm, den übereifrige Freunde um sein Werk zu machen belieben, vollständig fremd ist" — wonach sie Eduard Schuré gegen mich ausspielt. Aber solche Angriffe waren eine Ausnahme und, wie man sieht, harmlos (wobei mir übrigens von einem so-

enannten „Lärm“ meiner dortigen Freunde nichts bewußt ist). Die Kritik meines Oberlin“ im „Mercure de France“, von dem doch wahrlich mir scharf entgegen-esetzten Henri Albert, atmete zwischen den Zeilen Hochachtung und hob, ebenso ie die Pariser Zeitschrift „Le Témoignage“, ausdrücklich hervor, daß französisches mpfinden in meinem Buche nicht verletzt werde. Es blieb einem altdeutschen Mitarbeiter des Bucher-Kreises vorbehalten, in denkbar gehässigster Weise über mich erzufallen; und zwar in einer Veröffentlichung des fanatisch französelnden „Cercle es Étudiants“, der jährlich einen „Almanach“ herausgab. Von diesem Almanach eißt es in der bereits mehrfach genannten Schrift „Zehn Jahre Minenkrieg“: „Ihr ihrlicher Almanach war das Unverschämteste, was sich ein deutsches Land ieten lassen konnte.“ In einem deutschfeindlichen und pornographischen Se-nesterbericht dieses Almanachs, verfaßt von dem elsässischen Studenten Munck, war B. die Rede von den „Chiens fouettés d'Jéna et d'Auerstädt“ (den bei Jena und uerstädt gepeitschten Hunden), und die Hoffnung wurde ausgesprochen, der Tag ürde kommen, wo Freiheit und Recht sich siegreich erheben würden, wozu sich och allerlei erotische Unsauberkeiten gesellten. (Munck wurde relegiert, ging nach aris, ward mit Jubel begrüßt, umarmte die französische Fahne, und man hatte rüben wieder einmal das nötige Theater.) Just in diesem Almanach hielt es er Sohn altdeutscher Eingewanderter, der Sohn des Kurators der deutschen Uni-ersität Straßburg, der wissenschaftliche Anfänger Ernst Stadler, für angebracht, nein gesamtes Wesen und Wirken dem Hohngelächter jener feindlichen Umgebung reiszugeben! Der Almanach selber liegt mir nicht mehr vor; doch im letzten Heft er „Cahiers alsaciens“ (Juli 1914) wird in französischer Sprache mit Wohlbehagen ber diese „Hinrichtung“ berichtet. Ich bin danach ein „pedantischer Poet“, der enig fähig ist, die „großen Gedanken der andern zu verdauen“, der, eine „mittel-näßige Intelligenz“, uns eine Moral predigt, die „unserem stärkeren und lebhaften hrgeiz wenig genügt“. Der Berichterstatter wiederholt noch einmal: „Und Lien-ard ist eine mittelmäßige Intelligenz, die bisher niemals den Pädagogen und den hilister verleugnet hat.“ Er gesteht zwar, daß er und seine Freunde mich manchmal eliebt haben, und daß man einige meiner Werke bewundern könne, daß sie mich ber nach und nach als Autor von einer „erbarmenswerten (à faire pitié) Schwäche“ nd Mangel an Leben erkannt hätten.

Nun, diese Beurteilung wird nach dem Gesagten niemanden wundern; ich rechne e mir zur Ehre an. Ein anderes Gesicht aber gewinnt die Sache, wenn ein Freund eses auf dem Schlachtfeld ehrenhaft gefallenen Ernst Stadler, wenn Herr Dr. Hans aumann, damals junger Privatdozent in Straßburg, jetzt Universitätsprofessor Frankfurt am Main, jene gehässige Tonart jetzt wieder aufnimmt und nach dem ırchtbaren Zusammenbruch in der Öffentlichkeit zu wiederholen wagt. Man sollte warten, daß ein Mann, der auch nur einigermaßen eine Ahnung hat von jener ngeheuerlichen Täuschung und Tücke der sogenannten „Doppelkultur“ und von den achenschaften des verderblichen Bucher und seines Kreises, nunmehr schwiege nd nur noch schamvoll an jene trübe Zeit zurückdächte. Nichts von alledem! n einem Nachruf auf seinen Freund Stadler, der als besondere Schrift erschienen t (Berlin 1920), also in einem Gedenkwort auf einen Verstorbenen, hält es Pro-

fessor Naumann für angebracht, meine Persönlichkeit und mein Werk verunglimpfend in Gegensatz zu dem Verherrlichten zu stellen.

Ein Abschnitt daraus ist durch eine Pressekorrespondenz in die Tageszeitungen übergegangen. Darin heißt es über die für uns Deutsche so schmachvolle Bucher-Epoche, wobei Stadler als Mitarbeiter Dienste getan:

„Nichts ist törichter, falscher, ja böswilliger, als Stadler zuzutrauen, er hätte sich vom Geiste der ‚Etudiants' und der ‚Revue alsacienne' umstricken lassen [?]. Vielleicht sind andere von Bucher, jenem durchtriebenen Straßburger Arzte, der seit Jahren wühlte, das Land nicht zur Ruhe kommen ließ und mit der französischen Botschaft in Berlin wie mit dem Quai d'Orsay in Paris und dem Journal des Débats gleich eng liiert war, mehr umnebelt worden. Stadler war viel zu klug dazu. Auch war er nicht frisch eingewandert, sondern kannte die Verhältnisse. Buchers Durchtriebenheit ahnte er instinktiv [so?!). Er wußte genau, daß man ihn dort — den Sohn des Kurators der Universität, den Privatdozenten, den deutschen Dichter! — als Aushängeschild, als Fangmittel, als Deckmantel benutzte. Aber er wagte das gefährliche Spiel [!]. Es kam ihm — mit jugendfrohem Wagnis — auf die Probe an, wer der Stärkere war [?], der Stärkere in Ehrlichkeit und wirklicher Kultur. Was einem Friedrich Lienhard oder noch kleineren Geistern in seinem Gefolge natürlich [!] nicht gelingen konnte — aus Mangel an Weltbildung oder Einfluß oder Mangel an persönlicher wie geistiger Kultur, äußerer wie innerer Urbanität — das konnte dem feinen, auch französischen Geist völlig beherrschenden Weltkind aufgeschlossenen Sinnes und wirklicher höchster persönlicher wie geistiger Kultur sehr wohl gelingen. Schien — damals — wenigstens nicht unmöglich! Heute sehen wir freilich aus den Enthüllungen über Buchers Hinterlassenschaft ja leicht, daß es ein völlig vergebliches Unterfangen war, gegen dieses raffinierte, großangelegte und zuletzt in der französischen Regierung wohlfundierte Unternehmen anzukämpfen. Aber wer von uns konnte das damals so überblicken?"

So also versucht Naumann den glatten Reinfall Stadlers nachträglich zu entschuldigen, ja zu einem Akt der Kühnheit und der hohen Bildung umzufärben, wobei er mir gleichzeitig einen Fußtritt versetzt! Ein unglaublich Beispiel unlogischen Denkens und — nicht vornehmer Gesinnung. Stadler „wagt das gefährliche Spiel"; das heißt also mit nüchternen Worten: er wurde Buchers regelmäßiger Mitarbeiter und Söldling, während er die Gegenseite öffentlich dem Hohn preisgab! Worin bestand denn hier das „Spiel"? Was war denn hier zu „wagen"? Er hatte bereits seine Anstellung nach Kanada in der Tasche. Er war vorher Lehrer in Brüssel gewesen, und Naumann betont ausdrücklich, „er liebte alles in allem die Westmächte" und „er war ein Kosmopolit". Ist dies etwa nicht eindeutig genug?

Naumann fühlt, daß die von ihm vertretene Sache denn doch nicht ganz säuberlich ist; und so beschließt er seine kleine Schrift mit einem nochmaligen und zwar noch unwürdigeren Ausfall gegen mein Werk und Wesen. Dieser deutsche Universitätsprofessor schreibt folgendes:

„Soweit ging sein (Stadlers) Schrecken vor allem Philister- und Spießertum, das im Vatikan [?] und in noch geistigeren Gefilden — wie etwa in denen des Gral — mit subalternem Wesen und Benehmen herumläuft, daß es sich äußerte in entsetzten und doch so überaus liebenswürdigen Gebärden. Denn das Kapitel Friedrich Lienhard, auf das wir hier anspielten, um noch einmal auf das Elsaß zurückzulenken, fiel für ihn auch unter dieses geistige Spießbürgertum. Er empfand einen Widerwillen gegen den daselbst beliebten hohen Kothurn [?], der ihm unanständig, weil der Kümmerlichkeit der

Person unangemessen, also stilwidrig erschien [!]. Er verkannte einzelne Schönheiten Lienhardscher Dichtung nicht, aber er wollte ihn in seine Grenzen gewiesen wissen. Er fragte sich vergebens, ob denn von jener verschwommenen und undeutschen, ja für unser Volk gefährlichen Theosophie und jenem weichen, krankhaften Mystizismus [?] wirklich Wege nach Weimar führen könnten, dem fröhlichen und frei bejahenden, und nach der Wartburg des kraftvollen und derben Lutherlebens. Er ward mißtrauisch gegen diese poesie-ertötende, allzu geschwätzige Theorie, die immerfort den erlauchten Namen Goethes im Munde führt und im Grunde dem Goetheschen Lebensideal so unendlich fern ist, und die da aus dem sinnenfrohen Hofmilieu eine pietistisch strenge Geistesgemeinschaft erdichtet [!]. Von diesen Lienhardschen Bezirken schon nicht mehr harmlosen und kühn für tief und deutsch verausgabten Wesens fühlte er sich durch eine Welt getrennt. Diese traurigen Einöden des Verzichts und der Verneinung [!] und wer weiß wie naheliegender Askese [!] lagen nicht in seinem Weimar, und sie dünkten ihn am allerwenigsten die Ziele neuer Menschlichkeit."

Ich bin von deutscher Kritik manches gewöhnt. Dies ist aber allerdings das erbärmlichste Stück, das ich jemals vom Katheder herunter vernommen habe. Man hat mir schon aus akademischen Kreisen Jenas solche Urteile Naumanns hinterbracht. Hier ist die Ablehnung meines Gesamtwerks, das Naumann nicht kennt, aufs gehässigste verflochten mit der Verleumdung meiner Person, die er noch weniger kennt, und mit meinem Wirken in meiner elsässischen Heimat. Die beiden ersteren Abschätzungen möge dieser jüngere Gelehrte und Ästhet vor seinem eigenen Gewissen verantworten. Aber in bezug auf das Elsaß verstehe ich keinen Spaß. Und da muß ich Naumanns Ausfall am Schluß seiner Gedenkschrift auf einen toten Freund als eine unerhörte Taktlosigkeit brandmarken; ganz abgesehen davon, daß diese Darstellung meines Wesens und meiner Anschauungen bis zur Grimasse gefälscht ist. Man stelle sich vor, wie jene jungen Leute bei Valentin oder in sonst einer guten Weinstube beisammensitzen und sich „mit entsetzten und doch so überaus liebenswürdigen Gebärden" über einen älteren Elsässer und seine deutschen Ideale lustig machen, den sie weder von innen noch von außen wirklich kennen! Dieselben jungen Leute, die sich als Mitarbeiter des Hochverräters Bucher gleichzeitig bis auf die Knochen blamierten!

* * *

Wie war der Sachverhalt in Wirklichkeit?

Erstens war weder ich selber, der Nichtpolitiker, noch der gänzlich einflußlose Ernst Stadler etwas wie ein „Gegenspieler" gegen Bucher. Selbst wenn ich als solcher in Betracht gekommen wäre, etwa als bekanntes Beispiel der deutschgesinnten Elsässer: wer ist mir denn just in dem Kreise der Französlinge in den Rücken gefallen und hat mich dort lächerlich gemacht? Der Sohn eines Altdeutschen! Diese Tatsache bleibt bestehen. Gegen Landesverrat, wie es Buchers Wirken war, gibt es aber in Wahrheit kein Gegenspiel und kann es keins geben, es seien denn Maßregeln der Behörden oder Hinwegfegen der Verräter durch Entrüstung der Volksmehrheit. Tatsächlich war die Empörung des deutschgesinnten Volkes im Anwachsen, wie die große Protestversammlung vom 16. Januar 1913 im Sängerhause zu Straßburg bewies, wo Wetterlés „friedenstörende Politik" in schärfster Weise gegeißelt wurde,

und nicht minder der letzte Ausfall der Wahlen, der sich gleichfalls gegen den Abbé von Kolmar und seinen Spießgesellen Blumenthal richtete. Vielleicht hätte man auch Buchers Kreis noch überwunden und als Fremdstoff ausgeschieden oder bloßgestellt, wenn das Deutschtum im Elsaß, etwa unter Führung der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung", zum vollen Selbstbewußtsein zu erstarken Zeit gehabt hätte. Doch der Krieg kam. An seinem Ende siegte Frankreich über ein ausgehungertes Deutschland durch Übermacht, die uns durch ungeschickte Diplomatie auf den Hals gehetzt war. Einen Augenblick nur triumphierte dann im November die rote Fahne der deutschen Republik auf der Münsterspitze — um sofort dem blau-weiß-roten Banner des imperialistischen Frankreich Platz zu machen.

Oft rauscht es jetzt wie eine Symphonie der Wehmut in uns auf — die sich freilich besser in der Dämmerung am Klavier vom Herzen phantasieren als in Worte kleiden läßt —, wenn wir zurückdenken, was alles an reiner, starker Schönheit und Schöpferfreude dort zwischen Rhein und Wasgenwald hätte aufblühen können, wenn nicht die Politik die Gemüter vergiftet hätte. Durchblättert man heute die gelben Hefte der „Elsaß-Lothringischen Kulturfragen" (die von jener Vereinigung ausgegeben wurden), und desgleichen die grauen Gegenhefte der „Cahiers alsaciens" Buchers, so hat man den vollkommen deutlichen und erschütternden Eindruck: hier spielte sich ein Auftakt zum Weltkrieg ab. Die schürenden Kräfte aber kamen von Westen; es war der anfangs nur erst glimmende, nach und nach bewußt angefachte Revanche-Gedanke, der in all diesen Treibereien insgeheim oder offen wirkte. Coßmanns ausgezeichnete „Süddeutsche Monatshefte" — wo soeben ein Poincaré-Heft erscheint — sollten auch diese planmäßige Vorarbeit Frankreichs einmal aktenmäßig beleuchten. Es ist ein Teil der französischen Kriegsschuldfrage.

Was aber meine eigene damalige Stellung zum Elsaß betrifft, so muß ich die Geduld des Lesers noch einen Augenblick in Anspruch nehmen. Während von Westen her in jenem letzten Jahrzehnt Hunderte von „Conférences" abgehalten wurden, trat ich selber aus meiner Straßburger Zurückhaltung nur dreimal mit — äußerst warm aufgenommenen — Vorträgen hervor; ich sprach über „Deutschen Idealismus", über „Parsifal und Zarathustra" und über Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe". (Der erste Vortrag steht in meinen „Neuen Idealen"; die zwei anderen erschienen als besondere Schriften und sind inzwischen in mein Werk „Der Meister der Menschheit" aufgenommen.) Man kann schon daraus ermessen, was es mit Naumanns leichtfertigem Vorwurf einer „allzu geschwätzigen Theorie, die immerfort den erlauchten Namen Goethes im Munde führt", auf sich hat. Und was das Grundsätzliche meiner Einstellung betrifft, so bitte ich aus dem Schluß meines „Bekenntnisses eines Elsässers" (1912/13) folgendes hiehersetzen zu dürfen:

„... Persönlichkeit empfand ich als innersten Ring, Volkstum als den weiteren; jetzt traten beseelend, vertiefend, erweiternd hinzu die Ideale der Humanität. Die ganze Menschheit wurde mir Heimat; oder, richtiger und genauer: das Menschentum in uns allen, das Edelmenschliche, der Geist in uns, der sich immer aufs neue Flügel schmieden will. So schien mir die Arbeit an diesem zu Erlösenden in mir das wichtigste Geschäft; mit Schiller suchte ich ‚den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht' — und tauchte nun aufs neue in den Wald zurück, diesmal in den Thüringer Wald. Aber nicht in den Wald als Stimmungsfaktor,

sondern als Stätte der Sammlung, der Stille und der Vertiefung. Dies war im Jahre 1903. Ich suchte das geistige Weimar und wohnte in der Nähe des räumlichen. Herzliche persönliche Freundschaften griffen belebend ein. So entstanden jene Thüringer Werke der Stille: „Thüringer Tagebuch", „Wartburg", „Wege nach Weimar" und mitten darin das Mysterium von „Wieland der Schmied", der emporfliegt aus Not und Enge. Der Leser wird ohne weiteres spüren, daß jetzt bei dieser neuen Problemstellung nicht mehr Deutsch oder Französisch, Wald oder Stadt, Provinz oder Berlin die zu überwindenden Gegensätze sind. Hier ist geistiger Boden errungen. Und so gestärkt und vertieft konnte ich nun in neuer Weise dem Elsaß wiederum nahen, mit dem ich durch meine Angehörigen immer in Fühlung geblieben war. Nun konnte auf elsässischer Grundlage ein allgemeines Problem wie das im ‚Oberlin' behandelte — Entwicklung eines Menschen aus dumpfer Enge zur geistigen Klarheit — auf Grund des bisher Erreichten gestaltet werden. Man konnte gleichsam als ein Gebender, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in das stets geliebte Land der Jugend zurückkehren ... Diesen geistigen Weg möchte ich zu Ende gehen, wenn Glück und Gnade günstig sind. Man wird mir hoffentlich nicht vorwerfen, daß ich einseitig geworden sei; denn zu meinen Führern und Freunden gehören Gobineau und Emerson neben Goethe oder Homer oder Shakespeare. Und meine Reisen haben mich nicht nur nach Nachbarländern, sondern nach England, Schottland, Norwegen, Italien und allen möglichen Ecken Deutschlands geführt. Ich bin viel in Bewegung und lerne auf solchen Fahrten aus lebendigen Menschen ebensoviel wie aus guten Büchern."

Um kurz und derb zu schließen: ein anständiger deutscher Kerl wird bedauern, as uns im Elsaß mißlang — doch ein erbärmlicher Gesell, der uns darob verhöhnt!

* * *

Zwei andere junge Professoren mögen das freundlichere Finale bilden! Sie nd gleichfalls durch das Elsaß gegangen oder hatten für romanische Kunst und Form uneigung und Verständnis, haben sich aber zugleich schärfstens zu ihrer deutschen olksart bekannt: Ernst Robert Curtius und Ernst Bertram. Auch sie kommen icht von meinen deutschvolkstümlichen Idealen, sondern aus benachbarter literischer Richtung: sie übten sich in der Zucht eines Stefan George, sie schliffen ren Stil an der Prosa Nietzsches, über den Bertram ebenso geistvoll wie stilschön schrieben hat. Doch beide junge Gelehrte haben, erschüttert von ihren Erfahrungen ı Rheinlande, den Franzosen von der hetzerischen Art eines Maurice Barrès samt r ganzen grausamen, mit Farbigen die weiße Rasse schändenden Schikanen-Politik fentliche Absage erteilt, schmerzbewegt, erbittert, unzweideutig.

Was sich vor dem Weltkrieg an der elsässischen Rheingrenze abgespielt hat, sucht h jetzt am Mittelrhein fortzusetzen: Werbung für gallische Kultur, Untergrabung ichsdeutschen Empfindens. Bucher starb, doch die Welsch-Lothringer Barrès und oincaré leben und wirken. Sie stellen vor die Phantasie des französischen Impelismus oder Ausdehnungsdranges immer wieder „le génie du Rhin", den sie als llisches Erbrecht in Anspruch nehmen. Ihr Ziel ist die Rheingrenze. Frankreich ckt vor. Wie es im Elsaß vor dem Weltkrieg gearbeitet hat, so durchsäuert es jetzt aargebiet, Pfalz und Rheinprovinz.

Möge Deutschland wachsam sein!



# Der Kreuzer
## Eine Jugendgeschichte von Jakob Boßhart

Auf dem Hof wohnten etwa ein Dutzend Erwachsene und fast so viele Kinder. Es war ein abseitiges Leben. Man sah von der nahen Höhe auf der einen Seite den Schwarzwald ganz fern, auf der andern die Schneeberge, und zwischen beiden, über dem Steichelwald, scheinbar nah, die Lägern, steil aufsteigend wie ein mächtiger dunkler Dachgiebel. Die Berge lockten die Augen und das Sinnen in die Ferne; die vier Rauchfänge des Hofes zogen sie immer wieder zu sich heran. Rauchfänge haben eine große Kraft. Zuweilen ereignete sich etwas Außergewöhnliches: ein Hausierer keuchte unter seiner Warenkiste vom Tal herauf und breitete in den Stuben allerlei Prunk aus, von dem man nicht wußte, woher er kam, noch wer ihn zu machen verstand, oder es schlich sich ein Vagabund in herrlicher Sorglosigkeit in den Hof und heischte seinen Schoppen Most. Und der Krämer und der Lump schienen aus ganz anderen Welten zu kommen, der eine aus einer Welt, wo wundergeschickte Hände schafften, der andere aus einer Welt, wo man neben der Arbeit vorbeikam. Beides war seltsam genug für den allem Überflüssigen abholden, mühselig um das tägliche Brot ringenden Hof.

Eines Tages tauchte ein Riese auf. Langsam, schwer, dunkel stieg er in der Abenddämmerung heran. An einem über die Schulter gelegten Stock trug er einen Korb, der sich auf dem breiten, leicht gewölbten Rücken lächerlich klein ausnahm. Wir Kinder standen auf der Hofreite, als er hereinstelzte, und bestaunten den Ungeheuren wie ein Meerwunder. Er stellte sich stelzbeinig vor uns hin, bog sich vor und musterte uns. Unheimlich sah er aus. Er hatte nur ein Auge und daneben eine Nase wie zwei aneinandergefügte Weintansen. Auf einmal schnob er aus den Tansenlöchern hervor: „Mueß di mippernäh?“ Wir stoben wie Spatzen auseinander, um nicht gefressen zu werden, er aber füllte den ganzen weiten Hof mit seinem Lachen.

Beim Nachtessen saß er an unserem Tisch, und es ging nicht lange, so wußte ich, daß er kein Menschenfresser, sondern ein ganz gutmütiger Schalk und Schärmauser aus dem Bernbiet war und Peter Rüegg hieß. Vor dem Schlafengehen ließ sich der Riese herab, mit mir zu spielen, das heißt, ich war sein Spielzeug. Er saß auf der Ofenbank, wirbelte mich toll in der Luft herum, warf mich wie einen Ball in die Höhe, fing mich auf, ließ mich auf seinem ausgestreckten Arm, gleichsam auf einem Pferdchen, reiten oder drehte mich zwischen seinen Pranken im Kreis herum, wie wir Buben etwa Lehm zu Stengeln walzten.

Am Morgen ging's in die Wiesen hinaus. Da ich noch nicht vom Schulzwang erfaßt war, begleitete ich ihn. Es war im Frühling, das Gras erst im Werden, der Baumgarten in Blütenpracht und voll Bienengesumm, die Maulwurfshügel voller Ahnungslosigkeit. Der Schärmauser suchte mit der langen Eisenspitze seines Stockes die Gänge der Wühler, schlitzte den Rasen auf und spannte seine Schnellbogen. Dabei plauderte er fortwährend in seiner gemächlichen Weise, erzählte mir mit der Umständlichkeit eines Zeitlosen, wie, wann und wo ihm ein Schnellbogen das linke Auge ausgeschlagen hatte.

Nachdem er sein Vormittagswerk getan hatte, setzte er sich unter den Nußbaum oben am Haus, und bald war die Hofjugend um ihn versammelt. Er hetzte uns Buben aufeinander und hatte eine kindliche Freude, wenn einer seinen Gegner ins Gras warf und ihm das Knie auf die Brust setzte. Bald hielt er es beim bloßen Zuschauen nicht mehr aus, er fing an, den Lehrmeister zu spielen und uns allerhand Griffe und Kniffe beizubringen. Als unser Eifer zu erlahmen begann, zog er seinen Geldbeutel hervor, der nichts anderes war als eine runzelige Schweinsblase, klopfte gewichtig darauf und sagte bedächtig: „Am Sonntag, wenn ich ausgemaust habe, gibt's ein Schwingerfest, und wer Schwingerkönig wird, kriegt einen Preis aus diesem Ding da. Einen Preis!" Das Wort in diesem Sinn war wohl den meisten von uns fremd, aber wir waren Bauernbuben und begriffen die Beziehung zwischen dem Laut und dem Geldbeutel augenblicklich. Wir waren auf einmal wieder rauflustig, und wenn von da an zwei von uns sich begegneten, liefen sie einander wild an und übten sich für den Ringkampf. Mich nahm Rüegg nach seinen Jagdgängen in den Wiesen noch besonders in die Übung: „Schau so! Eins, zweu! Ha, ha!"

Der Sonntagnachmittag kam. Am Morgen war für Rüegg Zahltag gewesen, zwanzig Rappen für jede Maus, fünfundzwanzig für jeden Maulwurf. Die Schweinsblase hatte sichtlich zugenommen und damit unsere Erwartung. Wir versammelten uns unter dem Nußbaum, so war es verabredet worden. Rüegg stellte sich als Preisrichter überlegen an den Stamm, hatte es aber gar nicht eilig. Er rauchte erst seine Pfeife leer und zog dann scheinbar gleichgültig, aber mit einem schelmischen Zwinkern seines Auges den Geldbeutel hervor, drehte ihn ein bißchen auf und senkte einen Blick hinein. Wir erwarteten, er werde uns zeigen, um was der Kampf ging. Aber er hütete sich. Er schüttelte den Beutel, daß er lustig erklingelte und schob ihn wieder in die Tasche. Dann teilte er uns in Paare ein, und der Wettkampf begann.

Es ging heiß zu. Wir bissen die Zähne zusammen, wir keuchten, wir ächzten. Die Aussicht auf einen Preis hatte uns alle ins Feuer gebracht, Preis ist ein Zauberwort. Mein Gegner war mein etwa zwei Jahre älterer Vetter Hans. Ich warf ihn dreimal nacheinander und wußte nicht, wie es geschah. Hatten mir die Kunstgriffe Rüeggs eine so große Überlegenheit gegeben? War ich flinker oder mehr auf den Sieg erpicht als der andere?

Zum Schluß hielt der Schärmauser eine kleine Rede an uns, er mochte in seiner Berner Heimat mehr als einem Schwingfest beigewohnt, ja in jüngeren Jahren dabei handlich mitgetan haben, und wußte, was sich für eine solche Gelegenheit schickt. „Ihr habt wacker gearbeitet, junge Männer," sagte er, „wacker gearbeitet! Ich bin mit euch zufrieden und meine, der Hof könne auf euch stolz sein. Nervige Jungmannschaft! Ihr habt in weniger als einer Woche unter meiner Anleitung große Fortschritte gemacht, fahret so fort, junge Männer, und wenn einer von euch einmal an einem Turnfest einen Kranz holt, so denke er an den Peter Rüegg von Trubschachen und an den hohen Preis, den er jetzt dem Würdigsten von euch erteilt, wenngleich er selber nur ein armer Schlucker und Schärmauser ist." So sprechend zog er langsam seinen Geldbeutel hervor. Uns flogen die Augen aus dem Kopf, und die Brust war seltsam gebläht. Hatte er uns doch „junge Männer" genannt!

Ein paar Erwachsene waren herzugetreten und spitzten die Ohren nicht weniger als wir.

Rüegg begann wieder zu reden: „Wer soll nun Schwingerkönig sein? Das ist diesmal eine ganz klare Sache! Wer den andern dreimal auf den Rücken gelegt hat, soll herkommen.“ Ich wußte, daß einzig ich dreimal obenauf war, blieb aber verschämt stehen. Inwendig glühte ich. „Komm nur her, du kleiner Spitzbube, du hast ihn vaterländisch gebodigt“, ermunterte mich Rüegg. Und nun war auch der Preis in seiner Hand, sorglich in ein Stückchen Papier eingewickelt. Ich stand vor dem Riesen wie im Taumel, alles drehte sich um mich. Rüegg faßte meine Hand in seine unheimliche Pranke: „Glück alleweg, Schwingerkönig! Da ist der Preis! Schau nicht gleich danach, das tut kein rechter Schwinger und gar ein Schwingerkönig! Steck ihn in den Sack und nimm ihn erst heraus, wenn ich über den Rain hinauf bin. Vielleicht wächst er derweil noch, man sagt, das sei schon vorgekommen. My gottstüri, gottssündigi Söiseeu!“ fügte er hinzu. Das war eine Bekräftigung, die man oft von ihm hörte.

Ich nahm den Preis und ließ ihn sorglich in der Tasche verschwinden. Ich hatte einen übermannshohen Respekt vor dem Schärmauser. Wie hätte ich ihm nicht auf den Punkt gehorcht!

Hansens Vater, der unter den Erwachsenen war, zog einen Fünfer hervor, warf ihn in die Luft und rief: „Wer ihn fängt, hat ihn!“ Alle andern stürzten darauf, Hans erhaschte ihn. Ich fand es unter der Würde eines Schwingerkönigs, mitzutun. Was war mir ein Fünfer! Hatte ich nicht den „Preis“ in der Tasche! Mein Verhalten trug mir ein neues Lob des Schärmausers ein: „Recht so, Schwingerkönig! Du bist ein steifes Büblein!“ Steif war in seinem Munde ein sehr schmeichelhaftes Wort.

Ich war stolz. Zum ersten Male hatte ich erfahren, was Ruhm ist. Ich merkte, daß ich beneidet wurde, was mein Gefühl mächtig erhöhte. Die rechte Hand stak immer noch in der Hosentasche, umschloß den Preis und suchte ihn zu ermessen. Der Gedanke an die Kirchweih schoß mir durch den Kopf; da sollten die Krämer Augen machen! Und erst die andern Knaben! Kein Zweifel, ich war nun der reichste von allen, was bedeutete der Hans mit seinem aufgeschnappten Fünfer! Ich glaube nicht, daß es sehr edle Gefühle waren, die mich in jener Viertelstunde aufbliesen. Ich hatte sicherlich alle schlimmen Regungen eines Geldmenschen: Hochmut, mühsam niedergehaltene Prahlsucht, Gier nach mehr, Machtwillen und Willen zum Genuß, Selbstsucht. Und dazu noch den Ruhm! Ruhm und Reichtum, die Endziele törichter Menschen.

Der Preis in meiner Tasche begann zu brennen, ich mußte mich anstrengen, die Hand nicht herauszureißen und das Papier zu zerschrenzen. Ich hatte den Schärmauser, der mich zu einer so wichtigen Person erhoben hatte, fest ins Herz geschlossen, aber ich wünschte ihn doch über den Bücklirain hinauf, damit ich endlich meines Reichtums froh werden könnte.

Endlich entschloß sich mein großer Freund und Gönner zum Gehen. Er holte im Schopf seinen Mauserkorb, hob ihn bedächtig auf die Schulter, bot seinen Gruß in die Runde und stapfte hoch und breit davon, am Nußbaum vorbei, den Weg hinan, einem andern Hof und neuen Maulwurfshügeln zu. Nachdem er zehn oder fünfzehn

Schritte gemacht hatte, wandte er sich nochmals um, als hätte er etwas vergessen, richtete seine unübersehbare Nase und sein Schelmenauge auf mich und sagte oder lachte, ich kam nicht draus: „Lass' dir den Preis nicht zu hoch in den Kopf steigen, Schwingerkönig, sonst legt dich der Hans übers Jahr auf den Rücken.“

Sobald sein Schlapphut hinter dem Bücklirain versunken war, zog ich meinen Preis hervor und wickelte ihn mit zappeligen Fingern aus seiner Hülle. Alle streckten die Nase und warfen sie dann zurück. Gelächter entstand um mich: „Es ist ja nur Kupfer! Nur Kupfer!“

Mir klang das sehr unangenehm in die Ohren, aber ich mußte es zugeben: es war wirklich bloß Kupfer und nicht einmal eine ansehnliche Scheibe. Hatte mich der Rüegg angeführt? Warum war er denn immer so freundlich zu mir gewesen? Es fehlte wenig, so hätte ich geweint. Aber da begann die Hoffnung wieder zu scheinen. Man musterte das Kupferstück und verwunderte sich darüber. Ein Räppler war es nicht, ein Zweiräppler ebensowenig. Niemand wußte Bescheid. Also besaß ich doch etwas Außergewöhnliches, etwas, das keiner der Kameraden auch nur je gesehen hatte. Ich steckte die Münze in die Tasche und eilte mit dem Ruf: „Gelt, ihr hättet's auch gern!“ davon. So suchte ich mein Selbstgefühl zu retten und dem Trug seinen Glanz zu erhalten.

Ich stieß auf meinen Vater, erzählte ihm, wie ich zu dem Geld gekommen sei und wagte die Frage, ob das Stück Kupfer etwas Rechtes sei. Er lächelte und sagte bestimmt, ja, das sei schon etwas Rechtes. Das erste selber verdiente Geld sei nie zu verachten.

Mir wurde etwas leichter, und ich fragte weiter, ob es auch etwas Rechtes sei, Schwingerkönig zu heißen. Ich hatte im geheimen Mißtrauen auch gegen dieses Wort gefaßt.

„Ja, ja, das ist schon etwas“, versicherte der Vater. „Ich habe es in meinem ganzen Leben nicht soweit gebracht. Aber nun wollen wir sehen, was wir mit dem Preis anfangen.“ Er betonte das Wort Preis seltsam. Er öffnete ein Wandschränklein und entnahm ihm ein zierlich gestricktes Säcklein aus weißem und blauem Garn. Ich kannte es. Im Herbst zuvor hatte der Vater ein Rind zur Prämiierung geführt und das Beutelchen mit einigen Silberstücken heimgebracht. Ich steckte meinen Preis hinein, zog die Schnur, an der niedliche Trottelchen hingen, fest zu und betrachtete durch das Garngeflecht meinen Schatz. Er blinkte ganz wundersam in dem Säcklein. So wenigstens redete ich es mir ein. In der Nacht kam der Schlaf etwas weniger rasch über mich als sonst. Ich schwamm noch in Ruhm und Reichtum, oder besser, ich flog darin. Ganz leicht und beflügelt war mir zumute. Die Stimme, die spitz herauftönte, es sei mit meinem Preis vielleicht doch nicht ganz richtig, überhörte ich. Und so blieb es. In einer heimlichen Ecke, ganz im Dunkeln, hauste bei mir der Zweifel an dem Wert des Geldstückes, durch mein ganzes übriges Wesen machte sich die Zuversicht und das Hochgefühl des Besitzes breit. Ich hütete mich, Vater oder Mutter weiter nach dem Preis auszufragen. Ich *wollte* nicht wissen. Die Münze war mein Herr, sie zwang mich, an sie zu glauben, und peinigte mich, wenn ich einen Zweifel vorzubringen wagte. Ich war dem Selbstbetrug verfallen, wie jeder andere Geldmensch auch.

Im August war Kirchweih. Die ganze Dorfjugend wanderte zum Dorf hinab. Jeder trug ein paar Batzen bei sich, ich außerdem meinen Preis. Etwas in mir drängte endlich nach Klarheit, ich wollte es darauf ankommen lassen. Es war mir gar nicht behaglich zumute, fast wie vor einem Zahnziehen. Die Unruhe trieb mich hin und her, zu den Krämern hin und wieder von ihnen weg. Es handelte sich in dieser Peinlichkeit wohl weniger um den Wert der Münze, der in Anbetracht ihrer Kupferfarbe und ihres Gewichts nicht groß sein konnte, als um meinen Glauben an den Schärmauser und um die Auszeichnung, die ich von ihm erfahren hatte. War ich wirklich grausam genarrt worden, und warum?

Zuerst gab ich mein anderes Geld aus und verschlang und verschleckte, was ich daraus kaufte, ohne Genuß, mißmutig. Es ging schon gegen Abend, als ich den Preis aus seinem Versteck hervorzog und mit einem heftigen Entschluß auf eine Krämerbude zuschritt.

„Was möchtest, Bübli?“ fragte mich die Verkäuferin mit der Freundlichkeit der Gewinnsucht.

„Einen Elggermann“, erwiderte ich und wies mit dem Finger auf den leckeren Gegenstand meines Wunsches.

„Nimm ihn nur!“ lud mich mit gewinnendem Lächeln die Frau ein, „und gib mir einen Batzen. Wirst doch einen haben?“

Ich rührte den Elggermann nicht an, sondern hielt der Frau meine kleine Faust hin, in der Rüeggs Münze verborgen war. Die Finger wollten sich nicht lockern und es bedurfte eines kräftigen Zuspruchs der Krämerin, damit ich meinen Schatz ihren Blicken preisgab. Sie sah mich mißtrauisch an und fragte: „Hast du sonst keinen Batzen?“ Ich würgte mein „Nein“ hervor, worauf sie noch mißtrauischer wurde.

„Damit kannst du auf der ganzen Kilbe keinen Elggermann kaufen“, sagte sie enttäuscht. „Da nimm diesen Feuerstein und dann geh deiner Wege.“ Wahrscheinlich war sie sich nicht klar darüber, ob ich ein Betrüger oder nur ein kleiner armer Schelm sei, und meinte, mit etwas Güte auf alle Fälle keinen Schaden zu stiften. Ich verschmähte ihren Feuerstein. Mir war nun völlig klar, daß mein Geld und der Rüegg nicht viel taugten, aber ich wollte mich in diese bittere Erkenntnis nicht fügen, obschon ich mir sagen mußte, daß man schlecht von mir denken werde. Den seltsamen Blick der Krämerin hatte ich ganz richtig gedeutet. Beim „Wilden Mann“ hatte ein Zuckerbäcker seine Bude aufgeschlagen, ein Tausendsassa, der seine bunten Zuckerstengel und -kugeln mit allerlei lustigen Worten abgab und ein sehr schlaues und allwissendes Gesicht machte. Ich wählte ihn aus, er sollte das letzte Wort über meinen Preis sprechen. Ich trat zu ihm hin und fragte mit unechter Keckheit, wieviel Zuckerkugeln ich für mein Geldstück erhalte. Er nahm die Münze in die Hand, drehte sie aufmerksam um und um und rief dann schallend: „Das ist ja nur ein Kreuzer, gib ihn euerer Geiß zu fressen, wenn sie ihn mag!“ Ein breites Lachen zog über sein Gesicht, als er mir die Münze verächtlich auf seinen Auslagetisch hinschleuderte.

„Ist denn ein Kreuzer nichts wert?“ wagte ich zu fragen.

Er schnalzte mit den Fingern: „Nicht so viel!“

Ich wollte davoneilen. Er rief mir nach: „Vergiß deinen Napoleon nicht!“ Rot übergossen nahm ich das Geldstück an mich und hastete wie gepeitscht davon. Oben

uf dem Kirchplatz ließ ich es, wie ich meinte, unvermerkt fallen. Aber schon hatte in mir unbekannter Junge es aufgehoben und rief mir nach: „Du verlierst dein 5eld, da!"

„Kannst's behalten!" gab ich zurück. Ich sah, wie er die Münze beschaute und ann vergnügt davontrottete, um wohl die gleichen Enttäuschungen mit dem ver-luchten Kreuzer zu erleben wie ich.

Ich lief heim. Etwas war in mir ausgerenkt. Ich war betrogen und lächerlich emacht worden. Mein erstes Geld war falsch gewesen, es hatte mir nichts als )emütigung, Enttäuschung und Spott eingetragen, und einen ganz elenden Nach-eschmack hinterlassen, irgendwo unten im Hals. Am meisten kränkte mich, daß der Rüegg mich so gefoppt hatte, er, der mich zum Schwingerkönig ausgerufen hatte. )as falsche Kupferscheibchen, an das ich so lange mein Herz und mein Sinnen ge-ängt hatte, verfolgte mich wie eine ekelerregende Speise, von der man genossen. Ich dachte an den Knaben, der das Geldstück aufgehoben hatte, ich sah, wie auch r es schließlich enttäuscht fortschmiß, ich sah einen dritten danach greifen und so )eiter: einer nach dem andern streckte vertrauensvoll die Hand danach aus, und iner nach dem andern wurde davon zum Narren gehalten, wie wahrscheinlich auch inmal der Schärmauser Rüegg und mancher vor ihm. Hätte ich doch den Lumpen-reuzer zutiefst in den Feuerweiher geworfen!

Zu Hause wollte ich den Vater ausforschen, warum er mich über den Wert des 3reises im Ungewissen gelassen habe. Ich zürnte ihm. Statt auf ihn stieß ich zuerst uf die Mutter und klagte ihr meinen Schmerz. Sie lächelte: „Nimm's nur nicht ) ernst! Kreuzer oder Fünfer, Geld ist ohne Treu. Du hättest dein Küpferlein ehalten sollen für später."

Ich begriff damals nicht, wie recht sie hatte. Aber darin irrte sie sich, wenn sie laubte, der Kreuzer sei mir ganz verloren gewesen.



# Geheimnis

## Von Ernst Stemmann

**Du aber blühst mir nur in Träumen auf . . .**
**Und deiner Blume Süße fühl' ich dann**
**Wie innerstes Geheimnis, das mich segnet.**
**Davon mein Auge leuchtet noch am Tag,**
**Davon nachzitternd meine Seele noch**
**Am Tage heimlich heiße Wünsche trägt**
**Und bunte Funken sprüht, die niemand deutet.**
**Doch wissen wir am Tag die Wege nicht**
**Zu dir — zu mir — Wir grüßen uns und sind**
**Uns gut — und fremd — —**

**Wie seltsam, daß du mir im Traume blühst . . .**



# Die Shakespeare-Frage

## Von Dr. K. Schneider und Prof. Dr. A. Brandl

### I. Offener Brief an Herrn Geheimrat Prof. Dr. Alois Brandl in Berlin

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Die neue Ausgabe Ihres „Shakespeare" (Shakespeare. Leben — Umwelt — Kunst. Von Alois Brandl, Professor an der Universität Berlin. Neue Ausgabe. Mit sieben Abbildungen. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1922) habe ich, und mit mir wahrscheinlich noch viele Leser, mit einer doppelten Erwartung in die Hand genommen. Einmal in der Gewißheit, darin eine handliche und namentlich als Nachschlagewerk gut brauchbare Zusammenfassung alles dessen zu finden, was über Shakespeare, sein Leben und seine Werke nach ihren besonderen Eigenwerten wie nach ihren Zusammenhängen mit Schrifttum und Leben an sicheren Tatsachen erwiesen und festgestellt ist; sodann aber auch in der Hoffnung, daß darin einer der namhaftesten Vertreter der deutschen akademischen Shakespeare-Forschung sich eingehend und gründlich mit den Feststellungen und Folgerungen auseinandersetzen würde, die in den letzten Jahren in Deutschland wie England zum sozusagen urkundlichen Beweis der ursprünglich mehr gefühlsmäßig gewonnenen Überzeugung aufgewiesen und geltend gemacht worden sind: daß der uns als „Shakespeare" überlieferte Mann aus Stratford die Shakespeareschen Werke unmöglich geschrieben haben könne, daß also dieser Shakespeare nur eine Maske sei, hinter der ein wahrhaft großer Unbekannter — nach der zweifellos bestbegründeten Ansicht Graf Rutland — sich bisher habe verborgen halten können.

Wenn ich dabei einen gewissen Nachdruck auf die Zusammenstellung des Tatsächlichen als einen zu erwartenden Hauptzug Ihres „Shakespeare" lege, so soll darin keineswegs eine Bemängelung in dem Sinne liegen, daß Ihr Buch nach anderen Seiten — etwa der des psychologisch-ästhetischen Nacherlebens und Ausdeutens — seinem großen Gegenstand manches schuldig bleiben werde; ich wollte vielmehr lediglich darauf hinweisen, daß die neue Ausgabe Ihres „Shakespeare", wenn auch in erheblicher Erweiterung und Bereicherung, doch meiner Erwartung nach im wesentlichen die gleichen Züge aufweisen würde, die schon der ersten Ausgabe das Gepräge gegeben haben. Ich erkenne auch gerne an, daß Ihr neuer „Shakespeare" nach dieser Richtung hin meine Erwartungen im wesentlichen erfüllt hat, daß er eine inhaltreiche und mit sichtlicher Liebe gearbeitete Zusammenstellung des überlieferten Wissens von Shakespeare darstellt, daß er darüber hinaus auch ein persönliches Verhältnis zu dem großen Schöpfer erkennen läßt, das der im wesentlichen auf Tatsächlichkeiten gerichteten Darstellung die gerade bei Shakespeare doppelt unerläßliche Wärme und Beseelung verleiht.

Um so schmerzlicher empfinde ich es, daß Sie die zweite und in meinen Augen ganz selbstverständliche Erwartung, mit der ich an Ihr Buch herantrat, vollkommen enttäuscht haben. Sie haben sich darin mit der „Shakespeare-Frage", also mit den

gegen die Verfasserschaft des Stratforder „Schauspielers“ und für die Verfasserschaft Anderer geltend gemachten Tatsachen und Gedankengängen, nicht nur nicht gründlich und eingehend auseinandergesetzt, sondern Sie sind der Erörterung der Shakespeare-Frage überhaupt ausgewichen. Kein Leser Ihres Buches erfährt überhaupt oder höchstens in geheimnisvollen Andeutungen etwas davon, daß gegen die bisherige Shakespeare-Überlieferung Stimmen des Zweifels und der unbedingten Ablehnung laut geworden sind — noch weniger von den gewichtigen Tatsachen, die zugunsten der Verfasserschaft des Grafen Rutland in neuerer Zeit dem öffentlichen Urteil übergeben wurden. Als überzeugter Anhänger dieser letztgenannten Ansicht bedaure ich diese Ihre Haltung aufs lebhafteste und halte mich für berechtigt, gegen die zweifellos darin liegende Unterstellung, als sei die Erörterung der „Shakespeare-Frage“ unter der Würde wissenschaftlicher Forschung, öffentlich Einspruch zu erheben. Denn, hochgeehrter Herr Geheimrat, so stand es in Wahrheit um die „Shakespeare-Frage“ niemals, und so steht es heute weniger denn je.

Da die Erforschung und Verfolgung der englischen Literatur Ihren Lebensberuf bildet, kennen Sie ohne Zweifel alle wichtigen Veröffentlichungen, die von Seite der „Shakespeare-Gegner“ zum Beweis ihrer Überzeugung erschienen sind, vor allem also Greenwoods „Shakespeare Problem restated“ und Karl Bleibtreus „Lösung der Shakespeare-Frage“. Um zunächst beim englischen Verfasser zu bleiben, so wissen Sie auch, daß Greenwoods Buch in England außerordentlichen Eindruck gemacht hat, und daß seit seinem Erscheinen dort niemand mehr die Leugner der Verfasserschaft des Stratforders als Urteilslose oder Unwissende hinzustellen wagt, wie es bei uns leider noch vielfach Brauch ist; die Frage nach der Verfasserschaft an den Shakespeareschen Werken ist vielmehr jenseits des Kanals eine Frage geworden, die ernsthaft für und wider erörtert wird wie etwa die nach der Haltbarkeit des Darwinismus oder der besten Währungsordnung. Auch Sie selbst haben ja schon bei einer Tagung der Shakespeare-Gesellschaft Anlaß gesehen, auszusprechen, daß unter den Leuten, die den überlieferten Shakespeare als unmöglich ablehnen, „doch auch recht ernst zu nehmende Gelehrte sich befinden“; und andere Berufsgenossen von Ihnen haben anerkannt, daß diese Leute sich insofern unbestreitbare Verdienste um die Shakespeare-Forschung erworben haben, als sie die Erschließung der bei „Shakespeare“ notwendigerweise anzusetzenden Lebenszustände, Bildungsmöglichkeiten und Schicksale in größere Tiefe geführt haben als die bisherige Forschung vermocht hatte. Schien es Ihnen bei dieser Sachlage nicht angemessen, von diesen Leuten, ihren Leistungen und Schlußfolgerungen — die Sie ja ablehnen mochten — Ihren Lesern wenigstens in kurzen Hinweisen etwas mitzuteilen?

Eine eingehende Prüfung der von dieser Seite geltend gemachten Tatsachen und Gedankengänge hätte auch Ihrer eigenen Arbeit, so wie sie vorliegt, unmittelbaren Gewinn gebracht. Ich will nicht davon sprechen, daß es bei Ihnen selbstverständlicherweise zahlreiche Versuche zur Erklärung auffälliger Einzelheiten bei „Shakespeare“ aus dem Leben des Stratforders gibt, die ich für mißglückt halte, ja daß diese Erklärungsversuche nach meiner Überzeugung ausnahmslos verfehlt sind, und daß nur die Annahme der Verfasserschaft des Grafen Rutland diese Widersprüche beseitigt; denn da steht Ansicht gegen Ansicht, und zum Austrag all der einzelnen

Punkte, die dabei in Frage kommen, ist hier nicht der Ort. Ich will vielmehr nur — notgedrungen nur an wenigen Beispielen — zeigen, daß das Bestreben, die geistige und menschliche Persönlichkeit des Dichters mit den Lebensumständen des Stratforders in Einklang zu bringen, Sie oft genug zu Widersprüchen, allzu kühnen Behauptungen und gelegentlich auch zum Verschweigen wichtiger Tatsachen, also — ich bedaure, dies Wort aussprechen zu müssen — zu Verstößen gegen die Gebote unvoreingenommener Wissenschaftlichkeit geführt hat, denen gegenüber das strenge Verbleiben bei den Tatsachen und gelegentlich auch das offene Eingeständnis der von Ihrem Standpunkt aus sich ergebenden Erklärungsschwierigkeiten das bessere Teil bedeutet haben würde.

Zu den Wesenszügen der geistigen Persönlichkeit „Shakespeares", die sich mit den Bildungsmöglichkeiten des Stratforders mit am schwersten vereinigen lassen, gehört unbestritten der ungeheure Besitz „Shakespeares" an erworbenem Wissen, seine Belesenheit, die ihn zweifellos zu einem der „literarischsten" Dichter der Weltliteratur macht. Sein Wissen umfaßt bekanntlich die ganze lateinisch-antike Literatur in einem Maße, wie sie auch unter Studierten nur ganz außerordentlich selten anzutreffen und selbst bei Fach-Philologen keineswegs selbstverständlich ist. Ovid, Cicero, Horaz, Plautus, Seneca und viele andere antike Dichter und Schriftsteller sind ihm — und zwar im Urlaut, wenn er auch gelegentlich von einer der damals noch seltenen Übersetzungen Gebrauch gemacht hat — genau bekannt, er zieht sie häufig an und läßt sich von ihnen zum Teil — namentlich in den Jugendwerken — zu eigenen Schöpfungen anregen; womit seine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache zusammenhängt, die ihn u. a. befähigt, seinen an sich schon so umfassenden Wortschatz mit Tausenden neuer, unmittelbar aus dem Lateinischen geschöpfter Wortbildungen zu bereichern. Dazu tritt — auch schon in den Jugendwerken! — eine nicht minder erstaunliche Kenntnis anderer Sprachen und Literaturen: er ist des Französischen so sehr mächtig, daß er im „Heinrich V." zwei ganze Auftritte darin schreiben kann; er kennt venezianische und florentinische Novellen, dazu Veroneser Dramen und andere italienische Literaturwerke, wie den „Rasenden Roland" des Ariost und den „Verliebten Roland" des Berni; aber auch der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammatikus ist ihm nicht fremd geblieben und bot ihm den äußeren Rahmen für den „Hamlet". Und dieses ungeheure, hier nur angedeutete Wissen des Dichters, der wahrlich mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts ausgerüstet war, glauben Sie ohne Schwierigkeit dem Stratforder „Landkind" zuschreiben zu dürfen, der eine Schulbildung auch nur im Umfang unserer Volksschulen, geschweige unserer Progymnasien gar nicht empfangen haben kann, dessen Eltern ihre Namen nicht schreiben konnten, der frühzeitig aus der angeblichen Stratforder „Grammatikschule" austrat, in dem buchlosen Ort in den einfachsten Verhältnissen lebte und dann nach der Flucht von seiner Frau in dem damaligen London, in dem es weder eine einzige Zeitung noch eine Zeitschrift gab, sich durch bescheidene Dienstleistungen — angeblich Pferdehalten am Theater — sein Brot erwerben mußte?

Sie suchen diese Schwierigkeit — eine unter vielen! — dadurch zu lösen, nein! über sie hinwegzukommen, daß Sie Shakespeares Wissen nicht zusammenhängend und als eigenen Abschnitt Ihres Buches behandeln, sondern wesentlich nur von

Fall zu Fall, soweit es sich bei der Besprechung der einzelnen Dichtungen unmöglich umgehen läßt, seiner Erwähnung zu tun. Daß bei diesem Verfahren der Leser Ihres Buches kein richtiges Bild vom vollen Umfang der geistigen Persönlichkeit „Shakespeares" erhalten kann, ist selbstverständlich. Das Bestreben, auch in dieser Hinsicht den durch die neuere Forschung ermittelten Befund mit der Überlieferung in Einklang zu bringen, verleitet Sie zudem dabei, wie gesagt, gelegentlich zu Behauptungen und Darstellungen von einer Kühnheit, gegen die ich Einspruch erheben muß; nur als Stichprobe sei davon folgende Stelle angeführt (S. 28):

„In die Schule pflegte man (in Stratford um 1670! D. V.) die Knaben mit sieben Jahren zu schicken. Eine Schülerliste des Stratforder Gymnasiums (!) ist zwar nicht vorhanden, um ihn als Besucher dieser Anstalt zu erweisen; aber es war Sitte der besseren Bürger, die Söhne selbst dann, wenn sie Geschäftsleute werden sollten, dieser geschätzten Unterrichtsstiftung anzuvertrauen, die von einer frommen Zunft der alten Kirche fürsorglich begründet und nach dem Hauptsturm der Reformation von einer wohlmeinenden Regierung wieder hergestellt war. Vater und Mutter schrieben, wenn sie eine Urkunde zu fertigen hatten, ein bloßes Handzeichen, was nicht gerade Mangel an Schulung (!), doch an literarischer Gewöhnung verrät; der junge Wilhelm aber lernte Latein, und so natürlich kam es ihm allmählich auf die Lippen (!), daß er in seinen frühesten Werken eine Reihe Stellen im Originaltext einflocht. Gerade in den altrömischen Hauptklassikern, in Ovid, Vergil, Horaz und Seneca, zeigt er sich auf solche Weise bewandert" ...

Hat Ihnen, hochgeehrter Herr Geheimrat, nicht ein wenig das Herz geklopft, als Sie Ihren doch zum guten Teil auf Ihre Zuverlässigkeit bauenden Lesern von dem Stratforder „Gymnasium" berichteten, von dem uns doch wahrlich noch viel weniger nicht überliefert ist als bloß — zweifellos aus sehr triftigem Grund — die Schülerlisten? Und wie können Sie — um nur eines hervorzuheben — diese angebliche humanistische Schulung des Stratforders mit der Tatsache vereinigen, daß dieser — auch nach Ihrer Angabe — jene, sagen wir: Schule, nur ganz kurze Zeit besucht hat, daß er (S. 37) „in den Jahren, in denen moderne Dichter Griechisch treiben und die ersten Verse versuchen, mitten ins Geschäftsleben gedrängt" wurde?

Es wären noch sehr zahlreiche Tatsachen und Lebensumstände Shakespeares anzuführen, die gleichfalls in Ihrem Buche nicht gebührend berücksichtigt sind. So erfährt der Leser bei Ihnen nur sehr wenig von der erstaunlichen Kenntnis italienischen, insbesondere venetianischen Lebens, die einen längeren Aufenthalt des Dichters in dieser oder doch einer benachbarten Stadt — wie wohl auch in anderen oberitalienischen Städten — zur unbedingten Voraussetzung hat; denn wer sich vorstellen kann, daß ein so in jedem Zuge echtes, mit örtlichen und zeitlichen Farben gesättigtes Bild venetianischen Lebens, wie es uns etwa — nicht allein! — der „Kaufmann von Venedig" bietet, auf Grund von bloßen Mitteilungen, und Nachrichten, schriftlichen und mündlichen, vor unsere Augen gestellt worden sein könne, der kann sich vermutlich auch ausdenken, daß etwa die Bilder von Guardi nach dem Hörensagen gemalt wären. Dieser Mangel an tatsächlichen Beziehungen gilt ferner auch für den unzweifelhaften engen Zusammenhang der Shakespeareschen Dichtung mit Persönlichkeiten und Vorgängen aus der damaligen englischen Hofgesellschaft,

insbesondere aus dem Familienkreis der Grafen Essex und des Sir Philipp Sidney, der doch zweifellos für den Lebensuntergrund der Shakespeareschen Dichtung von höchster Wichtigkeit ist; denn so sicher es ist, daß „Shakespeare“ in engster Beziehung zum damaligen englischen Hoch- und Hofadel stand — hat doch auch Gustav Rümelin in den „Shakespeare-Studien eines Realisten“ die Ansicht geäußert, daß „Shakespeares“ Werke für „die adelige Jugend Englands“ geschrieben seien, während Bismarck aus den darin zum Ausdruck gebrachten politischen Einsichten und Gesinnungen den gleichen Schluß auf den Verfasser zog —, so steht doch andrerseits fest, daß alle Angaben über einen engen und regen Verkehr des Stratforders mit hervorragenden Mitgliedern dieser Gesellschaft beweislose, erst aus der Einsetzung des Stratforders mit dem Dichter erschlossene Behauptungen sind und nach den in Betracht kommenden gesellschaftlichen Verhältnissen nichts weniger als Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Auf alle diese und noch sehr viele andere Dinge, die in diesem Zusammenhange in Betracht kommen, kann ich indessen hier nicht des näheren eingehen. Meine obigen Hinweise wollen auch nicht etwa die „Shakespeare-Frage“ in ihrer ganzen Breite aufrollen, sondern vielmehr nur in kurzen Andeutungen begründen, warum ich mich für berechtigt halte, vor der Öffentlichkeit dagegen Einspruch zu erheben, daß Sie als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen akademischen Shakespeare-Forschung in Ihrem neuen „Shakespeare“ Ihren Lesern von all den Tatsachen und Begründungen, die von seiten der „Shakespeare-Leugner“ als Beweise gegen den überlieferten Verfasser der Shakespeareschen Werke angeführt werden, als solchen in Ihrem Buche gar keine Kenntnis gegeben, also Ihren Lesern das Dasein dieser Partei unter den Shakespeare-Forschern vollständig verschwiegen, ja sogar in Ihrer Literaturübersicht kein einziges der von diesem Standpunkt aus geschriebenen Werke auch nur mit Namen aufgeführt haben. Das mag dem Geiste entsprechen, in dem man in einem leider nicht ganz kleinen Teile unserer Gelehrtenwelt leider heute noch glaubt die „Shakespeare-Frage“ behandeln zu können — dem Geiste unvoreingenommener Wissenschaftlichkeit und dem tatsächlichen Stand der Dinge entspricht es zweifellos nicht, und man wird es den Leugnern des überlieferten „Shakespeare“ als des Schöpfers der „Shakespeareschen“ Werke nicht verdenken können, wenn sie in dieser Vermeidung einer von ihnen gewiß nicht gefürchteten Auseinandersetzung keinen Beweis für die innere Stärke Ihrer Stellung zu erblicken vermögen.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, den Ausdruck ausgezeichneter Verehrung

Ihres ergebenen

Dr Karl Schneider

## II. Antwort auf obiges Schreiben:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als Shakespeare kaum gestorben war, gingen seine Londoner Freunde alsbald daran, seine Dramen gesammelt herauszugeben. Es waren Schauspieler; sie wußten von den Proben her, wobei der anwesende Dichter stets zu Erläuterungen und oft

sogar zu Änderungen seines Textes bereit sein muß, am besten, ob er den Hamlet geschrieben hatte oder nur so tat. Sie begnügten sich nicht, seinen Namen auf den Titel zu setzen; auch sein Porträt, den Londonern durch häufiges Auftreten wohlbekannt, wurde auf der Titelseite angebracht, so daß es alle Käufer und Leser des Bandes uns zu Kronzeugen für die Verfasserschaft dieses Mannes stempelt.

Noch mehr. Jedermann in einem Landstädtchen lebt bekanntlich wie in einem Glashause; die Nachbarn wissen von seinem Tun und Lassen auf das genaueste. War Shakespeare ein Autor oder nicht? Seine Stratforder sahen und besprachen es täglich. Hier aber stellte man ihn noch früher in einem Grabmal nächst dem Altar der Pfarrkirche schreibend dar, die Feder in der Hand, und darunter setzte man lateinisch einen Ruhmesvergleich mit Vergil. Eine Lüge wäre an dieser Stätte ein öffentliches Sakrileg gewesen.

Hatte unter solchen Umständen eine Identitätsfrage überhaupt eine wissenschaftliche Berechtigung? Dürfte sie betreffs unseres Grillparzer nach ein paar Jahrhunderten ein Forscher aufwerfen? Grillparzer hat nicht entfernt so viel vor der Öffentlichkeit gestanden; er war weder auf Proben noch bei Hofe, an dem wir Shakespeare doch häufig in Sondervorstellungen finden, hervorgetreten, er war nicht sofort nach seinem Ableben in Verbindung mit seinen Dramen vor allem Volke dargestellt worden; eher wäre insofern ein Zweifel an seinem Dramatikertum nach einigen Generationen angebracht, und wie töricht würde solcher Zweifel einem heutigen Gebildeten an der Donau erscheinen!

In meinem Shakespeare-Buch habe ich nicht verabsäumt, diese Tatsachen anzuführen, auf Seite 463 und 468. Aber anstatt gegen etwaige Zweifler — und was kann der Voreingenommene nicht alles bezweifeln? — polemisch vorzugehen, strebte ich, ihnen Schritt für Schritt durch positive Angaben die Grundlagen zu entziehen. Gegenüber der Behauptung, sein Vorleben sei niedrig, seine Theaterumgebung geistesarm, sein eignes Handeln unbedeutend gewesen, rückte ich ins Licht, wie sein Vater und er zu Stratford von vornherein in Ehren bestanden, wie dann in London seine Bühnenkameraden in der Lebensführung an die Künstlergesellschaft des Burgtheaters streiften, wie er vor dem Hochadel und in einem Falle (1599) auch vor Gericht sich mannhaft betätigte. Andererseits verwies ich auf die Grenzen und Schwächen seiner Gelehrtheit, auf manche Gröblichkeiten seiner Jugendarbeiten, auf die Stufen seines Wachstums. Der praktische und der poetische Shakespeare — das sollte überall gezeigt werden — fielen nicht auseinander, sondern waren ineinander verankert. Nicht durch Dialektik sollte eine grundlose Frage bekämpft, sondern durch Lebensbilder ihrem Auftauchen vorgebeugt werden. Ich danke es Ihnen jetzt, daß ich dies Vorgehen ausdrücklich hier erläutern darf.

Erlauben Sie mir, nachträglich noch auf einige Einzelheiten hinzudeuten, die offenbar in meinem Buche nicht klar genug hervortreten. Es gab in Shakespeares London bereits zu seiner Frühzeit eine italienische Gemeinde mit einem Geistlichen und 116 Leuten (S. 48), dazu mehrere Handelsgesellschaften nach dem Mittelmeer und allerlei italienische Gäste (S. 17, 153); zur Erkundung venezianischer Verhältnisse und Vorfälle war also keine Reise dorthin erforderlich. Es gibt keine italienische Novelle, die Shakespeare in der Ursprache gelesen haben muß; nicht einmal die

von Othello gehört hierher (S. 351); diese Literaturgattung floß ihm durch eine Menge Zwischenformierungen zu, die teils erhalten, teils bezeugt sind; da ist für Verfasserfragen kein stichhaltiges Argument zu gewinnen. Was die Lateinschule zu Stratford lehrte, ist zwar nicht überliefert; aber was die zu Shrewsbury, Eton, London u. a. trieben, wissen wir genau und können uns danach den Unterricht am Avon vorstellen. Die „Tausende neuer, unmittelbar aus dem Lateinischen geschöpfter Wortbildungen" in den Shakespeare-Dramen möchte ich gern erfahren, um sie nachzuprüfen; ich habe über ein Dutzend Dramen aus der Zeit vor ihm herausgegeben, eingeleitet und erläutert und kann bezeugen, daß seine Sprache sogar sehr wenig nach der Tiber riecht; linguistische Behauptungen aus angelsächsischer Feder bedürfen immer besonderer Vorsicht. Genug der Einzelheiten; es gibt dafür philologische Zeitschriften.

Aber noch eine Schwierigkeit legte mir Zurückhaltung auf; Sie selbst berühren sie, da Sie sich zur Rutland-Theorie bekennen: nur im Zweifel an Shakespeare als Dramendichter sind viele einig; in der Behauptung des eigentlichen Dichters gehen sie mächtig auseinander. Sollte ich nun der Bacon-Theorie mich widmen, oder der Rutland-Theorie, oder einer der mannigfachen andern? Da hielt ich mich ohne viele Worte an jene, die am ehesten ins Wesen Shakespeares zu leuchten erlaubt. Bacon bezeichnete ich als einen Gegenpol in der Stellungnahme gegenüber Essex, gegenüber der platonischen Gottesahnung Hamlets, gegenüber der Wertschätzung von Theater und Schauspielern, wie sie Shakespeare durch Hamlet am deutlichsten bekennt. So waren doch zwei Geistesführer in einer Stadt und zu einer Zeit zu vergleichen, an denen sich die Gegensätze bedeutungsvoll abwägen ließen. Rein negative Auseinandersetzungen wollte ich sparen. Sollte ich jemand durch Nichtangriff verletzt haben, so tat ich es doch, wie Quince im Sommernachtstraum sagt, „mit gutem Willen".

Klipp und klar gesagt: Die Zusammengehörigkeit des Schauspieler-Gymnasiasten Shakespeare und der ihm zugeschriebenen Werke ist mir überhaupt keine wissenschaftliche Frage. Dennoch, wenn ich mich wundere, warum solcher Streit betreffs keines der vielen anderen oft recht dämmrigen und dunklen Schriftsteller Albions entstanden ist, hab' ich daran meine Freude. Wo Rauch, da Feuer, und wo Meinungsverschiedenheit, da Leben. Gälte Shakespeare als Dramatiker unserem Volke nicht so gewaltig viel, fast in übermenschlichem Grade, so würde man sich über seine Wirklichkeitsperson nicht derart ereifern. Wir lernen eben von ihm lieber als von einem Philosophen oder Historiker, weil er alles mit Schönheit oder Humor vorträgt. Der Kunstsinn unserer Zeit und unseres Volkes erhebt sich an ihm und strahlt aus in einem Feuerwerk von Möglichkeitsannahmen, die alle das Gemeinsame haben, daß sie, wenn erweisbar, zu seiner gesellschaftlichen Verklärung ausschlagen würden. Diese Theorien sind ein Ausdruck besonderer Hochschätzung, ein literarischer Weihrauch, ein abwechslungsreiches Symbol der Ehrfurcht: mögen sie lange und üppig uns den Nachthimmel der Gegenwart durchleuchten!

Alois Brandl



# Walthers Lehen

## Von Friedrich Lienhard

„Ich han min Lehen, all die Werld, ich han min Lehen",
jubelte Walther von der Vogelweide, als er von König Friedrich
ein Gut erhielt. Diesem Jubel gibt das folgende Gedicht Ausdruck.

Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!
Fortan darf ich auf eigner Scholle gehen
Und bin der Grundherr Walther von der Vogelweide,
Wie ich bislang der heimatlose Geistherr war.
Im Hornung frier' ich nimmer an den Zehen,
Im Lenz umlachen mich am Zaun die weißen Schlehen,
Im Sommer summt der eignen Immen Schar.
Ich präge Kraft und Glut dem Garten ein,
Wie ich sie eingoß in mein Saitenspiel:
Mir blühen Blumen, mir gehorcht Gestein!
O Grund und Geist, o Haus und Harfe — ihr seid beide
Gefügsam meiner Hand! Ich bin am Ziel:
Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!

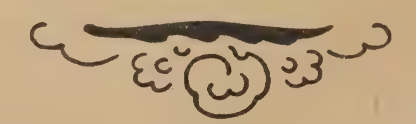
Was ich an Mädchenduft und Frauensüße fand,
Das Schöne, dem ich immerdar gehuldigt:
Als Rosen wächst es nun auf meinem Gartenland.
Viel hab' ich euch verehrt und kaum beschuldigt,
Unarten gern ertragen, liebe Frauen, denn die Arten
Sind ja beglückend hold, wenn Zauberhand
Sie aus des Weibes Harfenseele schmeichelt!
Nun dankt ihr mir! Nun schenkt mir diesen Garten
Frau Glück, die auch ein Weib ist und mich nicht gestreichelt —
Ich hab' mein Lehen!
Ach Gott, ich darf nun zwischen Rosen gehen,
Darf halten, hegen, herzen lebenslang —
Wie ich durch Frauen ging und sie so gern besang!

Den Spaten her! Ich sang vom deutschen Reich:
Nun grab' ich aus dem Grund ein Reich der Liebe.
Ob klein, ob groß, vor Gott gilt beides gleich.
Durchgeistet blüh' es hier im Weltgetriebe,
Von Maß und Stete meisterlich gebändigt,
Aus Wachstums-Wildnis edel verlebendigt,
Wie sich Gesang und Abgesang bequemt zur Strophe —
So spiel' ich nun mit Garten, Haus und Hofe.

O meine Freunde, Leben ist ja Spiel!
Ein Reigentanz, ein Saitenspiel! Gedenke dessen,
Mein Herz, wenn ich auf schwerem Grunde schreite:
Sollst nie des freien Spiels, des frohen Flugs vergessen!
Die Harfe war mein köstlichstes Geleite,
Mein Treugesell, der niemals mir mißfiel;
Schier dünkt's mich untreu, wenn ich nimmer fliege,
Wenn ich auf eignem Bett behaglich mich verliege
Und faulen Strohtod sterbe auf der Streu — —
O meine Harfe, o mein Heimweh, bleibt mir treu!

Sei mir gesegnet, du mein liebes Schloß!
Gesondert von der Welt, die mich so oft verdroß,
Brauch' ich nun nimmer durch viel Volk zu reiten —
Ich lade mir zu Gast die fernsten Weiten,
Ich übe Gastfreundschaft, wie ich bewirtet war:
Den milden Hausherrn freut ein frohes Schenken.
War's einst ein Lied, bring' ich nun Früchte dar
Und Trauben und des Alters herbstgereiftes Denken.
Das Gute, das ich draußen oft gesucht in Hast —
O seht, nun weilt's bei mir als mein willkommner Gast!

Wen meine Hände grüßten, war gesegnet;
So war mein Wunsch, ob's manchmal auch mißlang.
Und wenn mir nun am Tor der Tod begegnet
Und meine Hand will — Freund, mir ist nicht bang.
Ich werde mich vor keinem Gast verstecken,
Auch nicht vor dir, mein Bruder, nimm mich hin!
Bekränze mich mit Rosen meiner Hecken!
Ich war und werde sein, was jetzt ich bin:
Der Freude Frohgesell, nicht undankbar dem Leide
Und immer frei: — Herr Walther von der Vogelweide.



# Der stille Türmer
## Von Leonhard Schrickel

Wenn am Pfingstmorgen die sieben Stadtmusikanten in den Stadtkirchturm steigen und oben unter dem spitzen Turmhelm aus den weitgeöffneten Luken den Pfingstchoral auf das kleine verschlafene Städtchen hinabblasen: klimm' auch ich die dunkle Wendeltreppe mpor, klopfe oben an die schmale, vom Alter gebräunte Tür des Türmers und nache ihm meinen Besuch.

Dann lädt er mich zum Sitzen ein, indem er mir den Ehrenplatz auf der einitzigen Holzbank am runden Fenster anbietet, und läßt mich still und begierig hinabchauen auf die von mancherlei runden Baumkronen überragten Häuser, die sich a unten zusammendrängen wie eine helle Schar halbwüchsiger Mädchen.

Während ich mich des freundlichen Anblicks erfreue und des weltweiten Schweiens genieße, durch das nur die verhallenden Töne der Pfingstmusik ins Weite hwingen, sitzt der alte Türmer und schmaucht in seiner braungeräucherten Knasterfeife den Tabak, den ich ihm als Festgeschenk mitgebracht habe. Und wenn die Musik geendet und ich mich vorerst satt geschaut und er sein Pfeifchen ausgeschmökert at, fangen wir ein sachtes Plaudern an, dabei so behutsam verfahrend, als störten ir sonst den Sonntagsfrieden der tief da unten hingebreiteten Welt.

Immer ist es fast dasselbe, was wir uns sagen. Ich erzähle dem Alten, der nur och ganz selten auf die Erde hinabsteigt und kaum eine Zeitung liest oder von einem urmbesteiger aufgesucht wird, von den tausend Dingen, die in der unruhvollen Welt geschehen. Doch ob ich ihm nun Kunde bringe von Krieg und Pestilenz oder nderen die Länder durchtobenden und zerstörenden Begebnissen, er richtet seinen lick still und unangefochten auf seinen Rosenstock im Fenster und lächelt leise vor h hin. Er freut sich der unveränderten Pracht seines Lieblings, dem er das sonnigste nd windgeschützteste Plätzchen im Turmstübchen eingeräumt hat und für den er it der ganzen Liebe eines guten Gärtners sorgt. Es könnte kein Vater sein Kind sser und emsiger umhegen und pflegen. Streit und Haß und Mord und Brand, lebhaft ich sie auch schildere, rühren kaum an seine tiefruhige Seele; denn sein osenstock im Fenster blüht. Was gilt ihm das Lärmen und Toben der Menschen unten? Erzähle ich ihm, wie allerhand Leute jäh aus dem Dunkel einer unwissen Existenz hervorgebrochen und sich Taschen, Haus und Scheuer mit Schätzen gefüllt haben: so lächelt er noch deutlicher und umfängt seinen Rosenstock mit llem Blick. Was gilt ihm, so arm er ist und so kärglich er lebt, der Reichtum der ndern? Seine Rose blüht. Mehr braucht er nicht. Die Rose ist der Widerschein ner eigenen still blühenden Seele.

Und wenn ich ihm berichte, wie erfinderische Männer im Flugmotor die Erde erfliegen und wie sie unter dem Wasser dahinsausen, Raum und Zeit überwindend: lächelt. Seine Rose blüht. Was kann die Welt mit all ihren äußeren Erfindungen winnen? Was besitzt sie in all ihren Eroberungen, das schöner wäre und köstlicher

und von sichererer Dauer als eine blühende Rose — hier vor den Augen und hier drinnen im Herzen?

Er sagt es nicht, was ihm vom alten Gesicht zu lesen und im hellen Blick der Augen geschrieben ist; aber wer verstünde ihn nicht? Ich fühle es immer von neuem und weiß es mit immer stärkerer Bestimmtheit, so oft ich vom Türmer scheide und wieder hinuntersteige in den Lärm der engen Gassen des Lebens: So du nur eine reiche Seele hast, die wie der Rosenstock des Türmers in der lieben Sonne steht und immer von neuem ihre Blüten treibt, was gibt es für dich zu gewinnen, was zu verlieren? Die Welt mag widerhallen von Krieg und Mord, von Raub und Gier, und mag ihr Angesicht verändern — an deine Seele rührt das alles nicht. Sie steht hoch über jedem Tag und blüht ihre Schönheit und Freude dankbar und selig in die Ewigkeit hinaus — wie die Rose des Türmers.



# Der Greis ✧ Von M. Naacke

Nun so der Sommerabend sinkt, sitzen in heckenumstandener Laube wir drei: Phylax, der treue, mein Pfeifchen und ich, der Greis.

Draußen rings ist weite, weite Welt.

Früher hab' ich diese weite Welt geschaut, bin manchen lieben Hügel hinangestiegen, habe den letzten Strahl vom Sonnenball mit Erdenaugen eingefangen und mit dem Seelenkuß geküßt.

Jetzt aber geschweig' ich den Wunsch, das Sehenwollen, und tröste die Seele mit dem, was einstmals war und einstmals wieder wird.

Kaum hör' ich mehr das Grillenzirpen; die Außenwelt wird still und stiller; doch meine Seele meint den Sternengang und das Weltenrollen und den Sphärenklang ganz heimlich zu erhorchen, zwischen Laub und Strauch und Heckenzaun.

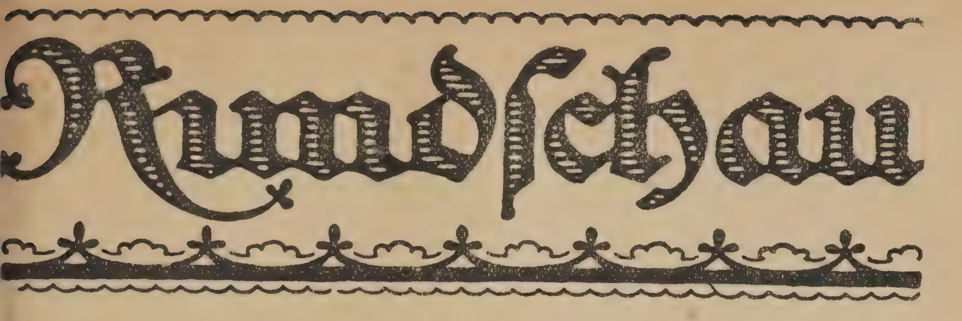
Und sie weiß: daß draußen weit die liebe Welt mit Wald und See und Feld in Fernen geht, und dann am Horizont dem Himmel sich verschmilzt.

Und sie weiß: daß einstmals deine Seele mein gehört, jetzt Flügel trägt und mich erwartet.

Und weiß, und weiß: daß meine Stille immer größer wird hier in dem grünen Heckenzaun, doch eine Zukunft mir erwächst, so hoch, so groß, so fremd und heilig — schon — bekannt, daß sie kein Name fassen und umspannen kann, denn nur allein der Name:

Gott.





# Alpenluft

Fast hört es sich heute wie ein Märchen an, daß die großen Hotels des Berner Oberlandes vor dem Kriege bis zu sechzig Prozent Deutsche unter ihren Besuchern zählten. Jetzt beherbergen sie der Mehrzahl nach Amerikaner und Holländer; aber r Verdienstausfall, der ihnen durch das Fehlen des deutschen Reisepublikums erwächst, eibt sehr empfindlich und ist so leicht nicht auszugleichen. Vielleicht nirgends in der Welt sehnt man so sehr das Steigen der deutschen Valuta. Jeder vereinzelt auftauchende deutsche esucher wird als Vorbote einer wiederkehrenden besseren Zeit begrüßt.

Aber ganz abgesehen von den hier berührten Interessen der Schweizer Hotelbesitzer ist auch vom allgemeinen deutschen Standpunkt tief bedauerlich, daß die geistigen Bande ischen Deutschland und der Schweiz durch die Ungunst der Zeitumstände und die daraus für n Deutschen sich ergebende Unmöglichkeit, die Schweiz als Reiseziel zu wählen, so sehr gekert werden.

Zwar ist entschieden die Beliebtheit des deutschen Reisenden gerade durch seine Seltenit außerordentlich gewachsen, während andererseits mancher Schweizer, der früher im jenen Lande geblieben wäre, durch die für ihn so günstigen Geldverhältnisse angelockt, heute ch Deutschland fährt und meist weit bessere Eindrücke mit nach Hause nimmt, als er vorher vartet hatte. Alles das aber kann nicht die stete nahe Berührung ersetzen, die durch den iheren deutschen Reiseverkehr in der Schweiz gegeben war.

Und wieviel leuchtende Erinnerung lebt in unseren Herzen auf, wenn die Namen der jestätischen Alpengipfel der Schweiz, der Paßübergänge und traulichen Täler im Gedächtnis rüberziehen!

Wie manchen deutschen Naturfreund mag zur Sommerszeit die Sehnsucht packen, liebvordene Stätten wieder aufzusuchen; aber wenn nicht Wunder und Zeichen geschehen, ın werden die Schweizer Grenzen für die allermeisten Menschen in deutschen Landen noch ht lange Leidensjahre hindurch eine unübersteigbare chinesische Mauer bilden, die nur im kerinnern an schönere Zeiten zu überfliegen ist.

So werde sie auch hier nun in einem kleinen Erinnerungsbezirk einmal überflogen! Ich gewiß, daß mich mancher Leser, der die Orte und Namen kennt, von denen hier die Rede gerne begleiten wird. — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem wir wochenlang die Häupter der Schneeriesen des Berner Oberlandes nur klarblauem Himmel gesehen hatten, war offenbar der Wetterumschlag gekommen; denn ner mehr ballten sich schwere Wolkenmassen in steingrauen Klumpen um die Berge, verdeckten d dieses, bald jenes Eishaupt der höchsten Gipfel, bis sie auch die Jungfrau selbst, die noch einer Stunde in all ihrer Majestät sich dem stets aufs neue überwältigenden Blicke daroten hatte, dichter und dichter umhüllten.

Besorgt standen wir auf der breiten Terrassenbastion des Regina-Hotels in Wengen und suchten immer wieder irgend ein Anzeichen zu entdecken, das doch auf besseres Wetter

schließen lassen könnte; denn lange schon war es geplant: — morgen sollte es über die Stationen Eigergletscher, Eigerwand und Eismeer hinauf zur derzeit höchsten Station der Jungfraubahn gehen, zum Jungfraujoch. Was hätten wir aber davon, in 3457 Meter Höhe zu sein, wenn man doch droben nur im Nebel herumstapfen könnte?!

„Sie werden morgen einen prächtigen Tag haben", ließ sich da der Besitzer des Hotels vernehmen, der eben unserer besorgten Gruppe nähergetreten war.

Nun, das hörte sich fast an wie Hohn und wurde auch zuerst fast als mitleidiger Spott von uns aufgenommen, bis wir doch merkten, daß es dem stets nur in liebenswürdig-persönlicher Weise um seine Gäste besorgten Hotelier gar nicht in den Sinn gekommen wäre, uns ein wenig zu verspotten, daß er im Gegenteil: mitfühlte, was in uns vorging, und uns ganz ernstlich Hoffnung geben wollte.

Nun bin ich schon grundsätzlich mißtrauisch gegen jede Gutwetterprophezeiung in den Bergen; aber wenn auch dieses Mißtrauen vielleicht in vorliegendem Fall nicht ganz gerechtfertigt gewesen wäre, so setzte ich dennoch allerlei Zweifel in die Wetterkundigkeit unseres freundlichen Trösters, denn er war jahrelang drunten am Nil Direktor eines Hotels in Assuan, bevor er sein Schweizer Hotel übernahm (eines, der auch vom künstlerischen Standpunkt her vorbildlichsten großen Hotels, die ich kenne); und Leute, die so lange unter dem ewig blauen Himmel des Südens lebten, haben meist ihre Wetterinstinkte für unsere Breiten ziemlich verloren.

Wie sehr aber hatte ich am anderen Morgen in Gedanken Abbitte zu leisten, als ich schon beim ersten Augenaufschlag — ich hatte absichtlich am Abend die Vorhänge nicht vorgezogen — das durch all die Wochen her gewohnte Bild wieder erblickte: den leuchtend blauen, gleichsam strahlensprühenden Himmel, und davor das gigantische Jungfraumassiv, Gipfel und Silberhorn eben gerade von dem ersten Licht der Morgensonne zart übergossen!

Ja, er kannte halt doch seine Berge und ihr Wetter besser als wir; und es war kein bloßer fadenscheiniger Trost gewesen, als er uns gestern so selbstverständlich „gutes Wetter" verheißen hatte!

Es dauerte nicht lange, da trug uns die, trotz früher Morgenstunde schon mit Fahrgästen vollbesetzte Wengernalpbahn hinauf zur kleinen Scheidegg, dem Ausgangspunkt der Jungfraubahn.

Die Fahrt bis Scheidegg hinauf ist schon an sich überaus lohnend durch die stetig wechselnden Bilder, die man beim langsamen Emporklimmen der elektrisch betriebenen Zahnradbahn fort und fort zu beobachten Gelegenheit hat. Man genießt dabei wie ein Fußgänger die allmählige Eroberung der Höhe, nur völlig unbehindert durch die Mühe eigenen Ersteigens. Vom bequemen Sitz aus blickt man hinunter ins Lauterbrunnental mit seinem Staubbachfall, dann geht's durch Tannenwald immer höher hinauf zu Alpweiden, wo uns Kuhglockengeläute melodisch umfängt und wo „die guten großen Tiere" Segantinis nachdenklich an der Bahnrampe dem seltsamen Ungetüm nachsehen, das da raupenartig auf die Höhe kriecht und in seinem Innern so viel Menschen herauftragen kann, ohne Stöhnen und Pusten, und vor allem — ohne Rauch, so daß man im offenen Aussichtswagen durch nichts gestört wird in seinem Naturgenuß.

Jetzt endlich ist, kurz vor Station Wengernalp — dem weltbekannten, herrlichen Ausflugsziel — die Höhe fürs erste erklommen; und nun bietet sich dem Auge ein Bergpanorama aus nächster Nähe! Nun läßt sich förmlich jedes Steinchen der Gletschermoränen schon greifen, und Jungfrau, Mönch und Eiger liegen ausgebreitet in der ganzen Erhabenheit und Größe ihrer urweltlichen Formen vor uns! Hier auch erblicken wir nun hoch oben das Jungfraujoch, den großen Gletschersattel zwischen dem eigentlichen Jungfraugipfel und dem Mönch. Aber wer würde ahnen, daß man auf diese unglaubliche Höhe mit einer Bahn hinaufkommen kann?! Wo sieht man auch nur die leisesten Spuren ihres Daseins??

Doch wir haben nicht gar lange Zeit zu solchen Betrachtungen; denn kaum konnten wir auch nur das grandiose Bild des gewaltigen Bergmassivs so recht in uns aufnehmen, da sind

wir auch schon auf der kleinen Scheidegg angelangt, wo die eleganten Salonwagen der Jungfraubahn bereitstehen, uns aufzunehmen.

„Einsteigen nach Station Eigergletscher, Eismeer, Jungfraujoch!“ ruft der sprachenkundige „Interpret“ des Platzes, der stets in liebenswürdigster Weise bereit ist, den Fremden aus allen Nationen, die hier heraufströmen, Auskunft auf alle Fragen zu geben. Wie eigentümlich berührt doch das Aussprechen dieser Namen hier als „Bahnstationen“! Man muß sich erst an den Gedanken ordentlich gewöhnen, bevor es einem so recht zu Bewußtsein kommt, daß man keinen Jules-Verne-Traum träumt, sondern daß das reale Wirklichkeit ist!

Eben hilft er einer alten Dame, die am Arm ihrer Begleiterin langsam auf den Wagen zukam, flink und behutsam beim Einsteigen, und — in diesem Moment erst ermpfinden wir völlig die Größe der Idee Guyer-Zellers, des geistigen Urhebers und Erbauers der Jungfraubahn, empfinden, was er allen denen geben wollte und mit aller Zähigkeit seines unbeugsamen Willens schließlich erkämpfte, die wohl die unendliche Majestät der Bergwelt ahnend empfinden konnten, aber niemals imstande gewesen wären, die Höhen des ewigen Eises selbst zu ersteigen. . .

Während wir aber noch in derartigen Empfindungen versunken, dem bedeutenden Tatmenschen, der diese Bahn erstehen ließ, unsern Dankesgruß über sein Grab hin senden, hat sich fast unmerklich unser kleiner elektrischer Zug in Bewegung gesetzt. Tief unter uns sehen wir schon wieder die Wengernalpbahn, die uns heraufgetragen hatte, nach Grindelwald hinunterkriechen; dann geht's bei uns durch einen kleinen Vortunnel, und schon haben wir die Station Eigergletscher erreicht.

Von Wengen aus zu Fuß, oder von der kleinen Scheidegg her, waren wir schon öfters hier, haben den Gletscher bis weithinauf durchquert, sind in seine phantastischen Spalten hinuntergestiegen und ließen die Kinder auf dem Schneefeld beim Gletscher in der Julihitze auf dem großen Hörnerschlitten rodeln.

Auch die grünsmaragdene Eishöhle, die man, da der Gletscher stets wandert, alljährlich aufs neue in seine Flanken bohrt, haben wir natürlich bewundert. Der Gletscher ist uns so schon richtig lieb und vertraut geworden und hat unvergeßliche Erinnerungsbilder der Seele eingeprägt.

Wie oft sahen wir auch schon die braunpolierten, vornehmen Wagen der Jungfraubahn gleich hinter der Station durch die dunkle Höhlung in den Felsen des Eiger verschwinden!

Jetzt fährt auch unser Zug, prächtig elektrisch beleuchtet, in die Finsternis des Berginnern hinein. (Von hier aus braucht er mit allen Aufenthalten nicht mehr ganz eine Stunde, um sein höchstes Ziel zu erreichen, und überwindet dabei eine Steigung von 1127 Meter, denn auf 2330 Meter Höhe waren wir schon beim Eigergletscher angelangt.) Nach einigem Fahren gewahren wir plötzlich eindringendes Tageslicht in der Ferne des Tunnels. Noch wenige Minuten, und der Zug hält. „Station Eigerwand!“ Ein kurzer Aufenthalt ermöglicht es allen Reisenden, auszusteigen, und durch den Stollen, den man in die Felsen sprengte, bis zum Aussichtspunkt zu gelangen, von wo aus man das Tal von Grindelwald und dahinter die weiten Bergketten bis fast ins Vorland hinaus überblickt. Die Aussicht ist bestrickend, aber dennoch trennt man sich bald von ihr, denn noch gibt es hier keine Gletscher und ewige Schneefirnen.

Wieder im fahrenden Zug, wird nun mit Spannung die Station Eismeer erwartet und — die verwegenste Erwartung wird nicht enttäuscht, als wir schließlich in diesem respektablen Bahnhof im Innern des Urgesteins der Erde anlangen.

Die Bahnstrecke hatte von Station Eigerwald aus eine Biegung gemacht, und wir sind nun hoch oben im Innern des Bergmassivs wieder ans Licht gekommen, mitten in einer titanisch aufgebäumten Gletscherwelt mit haushohen Eisblöcken und unergründlichen Spalten; und dahinter ragt wieder mächtiges Felsgebirge bis zu den Gipfeln des Schreckhorns, des Finsteraarhorns und vieler anderer ferner Spitzen. Der Eindruck ist so unerhört großartig, daß man lange braucht, seiner Herr zu werden.

Erst, als nach längerer staunender Bewunderung das Auge zu ermüden anfängt, empfinden wir es doch recht angenehm, hier im Erdinnern in einer eleganten Restauration auch unserer Leiblichkeit einige Stärkung zufügen zu können; denn hier ist Wagenwechsel, und der Aufenthalt genügt, um Seele und Leib zu ihrem Rechte gelangen zu lassen. Eines der Sprüchlein in Schweizer Mundart, die mir rings an den Wänden der äußerst geschmackvollen Restaurationsräume auffielen, möge hier seine Stätte finden, da es mir eine sehr beherzigenswerte Weisheit zu enthalten scheint. Es besagt:

„Dä het am meiste vo sim Gelt,
Wo öppis g'seht vo der schöne Welt!"

Wirklich, man kann dem Spruchdichter nur recht geben, besonders hier, wo man so Grandioses „vo der schöne Welt" zu sehen bekommt!

Das gilt natürlich noch weit mehr von der bald darauf erreichten, derzeit höchsten Station der Jungfraubahn — dem Jungfraujoch.

Wer jedoch hier heraufkommt und nur in Sorge ist, ob er hier oben nicht etwa „verhungern" müsse, dem sei zum Troste gesagt, daß er hier alles vorfindet, was Küche und Keller einer ganz erstklassigen großstädtischen Hotelrestauration zu bieten haben. Und das in einer Höhe von 3457 Metern über dem Meer! Der tüchtige Wirt gehört zu jenen Originalen, denen man schließlich auch eine gewisse Rauhbeinigkeit verzeiht, weil man so gut bei ihnen aufgehoben ist.

Ich sprach hier zuerst von den leiblichen Genüssen, weil der Weg von der Station im Innern des Berges zum Tageslicht und zum eigentlichen Joch, durch das heimelige und wieder überaus geschmackvolle Restaurant führt.

Schon auf der Terrasse des Restaurants ist man mitten in einer wahren Wunderwelt. Unter uns der riesenhafte Aletschgletscher, auf dem alljährlich im Juli das berühmte „Jungfrau-Ski-Rennen" stattfindet, gegenüber aber, in erhabener Majestät, der eigentliche Gipfel der „Königin der Alpen"!

Das Auge ist zuerst so geblendet von der fast unwirklichen Weiße des Schnees, von all der strahlenden Helligkeit, daß man gerne die Schneebrille anlegt, oder wenn man noch keine besitzt, sich eine hier oben noch kauft.

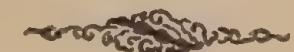
Der ganz unbeschreibliche Eindruck steigert sich noch ins völlig Märchenhafte, wenn man dann heraustritt und mit wenig Schritten über den Schnee, droben am Joch selbst mit seiner unvergleichlichen Aussicht, angelangt ist! Weder Wort noch Bild können hier das Wesentliche der Empfindung zum Ausdruck bringen, die jeden fühlenden Menschen ergreift, der, so fast unvermittelt auf dieses ragende Gletscherplateau emporgehoben, nun mit allen Sinnen aufzunehmen sucht, was ihn umgibt ...

Tausende bringt die Jungfraubahn alljährlich hier herauf, aber es dürfte nicht einen geben, der hier nicht in stiller Ergriffenheit verstummen müßte, der nicht auf dieser Empore des Tempels der Allnatur von Andacht ergriffen würde und Höheres auch in sich selbst erwachen fühlte, als ihm jemals im Leben des Alltags, drunten in der Ebene, zu Bewußtsein gekommen war.

Wer solches seinen Mitmenschen zu verschaffen wußte, der hat wahrlich den Dank der Nachwelt reichlich verdient! Sein schönstes Denkmal aber bleibt sein Werk, dieses Meisterwerk, das unzählige Gehirne in seinen Dienst spannte, die alle nur durch die Kraft der Idee eines einzelnen angeregt wurden, dem Werke ihr Bestes zu geben.

Der Mann aber, aus dessen Geist heraus die Idee einer Jungfraubahn Gestalt gewann, der Schweizer Guyer-Zeller, hat niemals selbst diese Firnenhöhen betreten. Er starb, als er gerade noch kurz vorher durch den Draht die Nachricht erhalten hatte, daß der Durchbruch bei Station Eigerwand geglückt war.

Jos. Schneiderfranken



# Das Geheimnis der Spielkarten

Als wir Kinder waren, war das Kartenspiel schlechthin Sünde. Ein Lehrer sagte uns in der Schule: Das Kartenspiel ist für einen geisteskranken französischen König erfunden worden, also ziemt es vernünftigen Menschen nicht, Karte zu spielen.

Später las ich in Meyers Konversationslexikon: „Schon früh den Chinesen bekannt, kamen die Spielkarten wahrscheinlich durch die Sarazenen nach Europa und waren im 13. Jahrhundert so üblich, daß Ludwig der Heilige sie 1234 verbot. Aber um 1440 war das Kartendrucken in Deutschland schon verbreitet."

Natürlich muß das Kartenspielen vom Auslande stammen — nach Herrn Meyer. Denn daß der Deutsche etwas erfinden kann, das darf doch der Deutsche nicht glauben. Die Spielkarte heißt auch „des Teufels Gebetbuch". So faßt die Kirche sie auf. Es mag gern zugegeben werden, daß es einen Spielteufel gibt, vor dem man sich hüten soll. Das Kartenspiel selbst aber ist ursprünglich etwas Heiliges. Es birgt drei große Heiligtümer der Urgermanen, die allerdings den eingedrungenen Fremdlingen und ihrem Wesen ein Greuel, unserem Volke ein großes Heil waren und eigentlich wieder werden müssen, wenn unser Volk neu aufgebaut werden soll. Sie stellen dar den Glauben, das Recht und die Verfassung unserer Väter.

In den Spielkarten hat alles seine tiefe Bedeutung. Es sind zunächst vier Farben. Warum gerade vier? Die Vier ist an sich eine heilige Zahl seit Uralters, die die vier Elemente oder besser stofflichen Zustände versinnbildlicht, und also die Zahl der Welt ist, auch dem hochheiligen Armanensigill, dem Hakenkreuz, zugrunde liegt. Feuer galt als Urzustand des Stoffes und bedeutet den Ether oder ait-har, „den Atem des Höchsten" (Wotan = Atem, Odin = Odem). Es war die erste Stufe verdichteten Geistes, das Ur, aus dem alles stammte, der Urzustand und die erste Schöpfungstat Gottes. Dieses Feuerelement entspricht dem biblischen Wort: Es werde Licht! ein Licht, das bekanntlich vor der Sonne und den Gestirnen, die erst am vierten Schöpfungstage ihren Platz haben, vorhanden war. Diesem Zustande des Lichts oder Urfeuers folgten dann die weiteren Zustände des Gasförmigen (der Luft), des Flüssigen (des Wassers), des Festen (der Erde).

Darum ist alles Weltliche viergeteilt wie die Himmelsrichtungen und Jahreszeiten. Also uch das Kartenspiel. Seine vier Farben sind eigentlich Schwarz, Grün, Rot, Blau. Das sind ber nicht eigentlich Farben, sondern Sinnbilder. Suart bedeutet „Schwert". Grün steht für Gryn oder Grein und bedeutet „greien", „schreien", und übertragen den „Richterspruch". Rot ist ruot und bedeutet „Recht", „Gesetz". Blau endlich war der Stein des Richters, mit dem r gegen eine Glocke schlug, um Ruhe zu gebieten. Daher wurde der „Stein" auch die „Belle" genannt, behielt aber damit seine eigentliche Bedeutung, denn auch „bel" ist ein Wort für Gesetz. Ebenso sinndeutlich sagte man dafür „Schelle". Das kommt von scillan „richten", scal „Gericht". Die Schelle trug natürlich statt der blauen die goldene Farbe, aber gold bedeutet euchtend, glänzend, klar.

Mithin deuten schon die Farben der Karten an, daß sie Femzeichen sind. Aber mehr noch hre Form. Das geheime Erkennungszeichen der Feme waren vier Runen, die man schreiben ann: S. S. G. G. Sie werden gelesen: Strick (Stock), Stein, Gras, Grein.

Strick ist wyd oder Weide. Der Gerichtete wurde an einer Weidenrute aufgeknüpft. die Weide war der heilige Waltbaum, der wyd hieß. Wyd bedeutet zugleich „Recht", „Gesetz". für Strick sagte man auch Stock und meinte damit den Weidenstock. Im Kartenspiel vertritt in ein rotes Herz, ein ruot hart. Das Englische hat das Wort hart für Herz noch aufbewahrt. das Herz galt den Alten überhaupt noch als hart und nicht für butterweich wie bei unsern eutigen Herzerweichten. Wir sagen heute noch „herzhaft", wenn wir kräftig und hart meinen nd nennen einen Helden einen „beherzten" Mann. So kam in das Kartenspiel für Strick oder Stock ein rotes Herz, dessen Bedeutung die Verstehenden wohl kannten. Ein rotes Herz war

überall das Zeichen, daß dort ein Femgericht war. Rot kam also nicht in Betracht als Farbe, sondern verhehlte ruot „Gesetz, „Recht". Herz hängt aber auch zusammen mit Erde, der Hertha. „Rote Erde" heißt „Rechts-Land" und wurde ein Name für Westfalen, weil Westfalen der Hauptsitz der heiligen Feme war.

Stein ist eigentlich die Raute, ihrer Gestalt nach natürlich das Wahrzeichen des Fyrfos oder Feuerfußes, der „Zeugung aus dem Feuer", der die vier Elemente bedeutete. Der Name der Raute, des auf die Spitze gestellten Quadrats, war Ruotha der Fyrung „Recht der Führung". Der blaue Stein war der blutige Stein des Germanentums. Denn sie waren allesamt blaublütig. Es bedeutet nämlich Blut s. v. a. blu—ot „wahre den Geist". Blaw heißt „wahren", „beobachten". Blaw bluot heißt: „Bewahre das Blut". Darum wahrten sie ihr Blut und hüteten es vor Mischung mit Fremdstämmigen. Solange sie das taten, waren sie stark. Seit das blaue Blut, das „bewahrte Blut", aufhörte, versanken sie im Rassenchaos und wurden — wie sie heute sind.

Stein kann aber auch ein Ziegel sein. Die Form der Raute, des auf der Spitze stehenden Quadrats, legt das nahe. Ziegel hieß Tegel. Tegel aber ist das Wort für Geheimnis. Die Schelle, oder die Raute, der Stein, der Ziegel barg das Geheimnis der Feme.

Gras bedeutet nicht die Pflanze des gramen, sondern im Kartenspiel s. v. a. Gerase, Getümmel, aber auch den Kampfplatz, auf dem die gerichtlichen Zweikämpfe ausgefochten wurden. Demnach gilt es im Kartenspiel „Stiche" zu machen. Gewinner ist, wer die meisten Stiche oder die besten Stiche macht, denn das Spiel ist die Sinndeute des gerichtlichen Zweikampfes. Gerase ist auch ein Wort für Donner, und Donner ist gleichbedeutend mit tun—ar oder „Tun = Sonnenrecht (ar)". Donar hat seinen Namen davon. Gras bezeichnet die Anklage vor dem Femgericht oder den Versuch des Rechtsaustrags.

Dargestellt wird es durch ein schwarzes Kreuz, das aus drei Eicheln zusammengesetzt ist. Es heißt auch bei den Spielern durchweg Kreuz oder Treff oder Eichel oder Eckern. Das sind hochbedeutsame Namen. Die drei Zweige oder Eicheln sind die drei Zweige der Weltesche Yggdrasil. Sie sind als Eicheln dargestellt, ein Femzeichen, weil Eiche = e—ok „gesetzmäßige Bewegung" bedeutet, das gesetzlich angeordnete „Treffen", der Zweikampf. Unter Eichen oder Linden wurden die Femtagungen abgehalten, die seit uralters wirklich „Tagungen" waren und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währten und erst später in das nächtliche Dunkel flüchten mußten. Kreuz im Kartenspiel ist die Bezeichnung der höchsten richterlichen Gewalt, der Macht über Leben und Tod und heißt deshalb „Treff". Wir haben noch im Worte „trefflich" den Begriff des hervorragenden Herrn. Treff ist ein Herrenzeichen.

Endlich Gryn oder Grein heißt auch Pick, was natürlich der Deutsche „Pique" zu schreiben für notwendig erachtet. Man sagt auch Beck, was „erzeugen" bedeutet, oder Schüppen s. v. a. schöpfen, das Recht schöpfen. Das Kartenzeichen ist eine Schöpfe und ein Urwort für Gerichtsverfahren. Pick ist die Lanze, um „Stiche" zu machen. Es wird auch gedeutet als grünes Lindenblatt und behält den gleichen Sinn. Linet heißt inneres Heil, das Lindenblatt ist das Symbol des wahren, inneren Heils. Darum tagte die Feme auch unter Linden.

Strick, Stein, Gras, Grein bedeuten also Gericht, Geheimnis, Verfahren, Richterspruch. Man kürzte das ab durch S. S. G. G. und las es auch als Geheimwort: Thuo Esse, thuo Gege. Den wenig Eingeweihten erklärte man es so: „Im Verborgenen (zur Esse) zugegen". Esse heißt der Schornstein, hier der Schornstein des geheiligten Schmiedeherdes als des Schmiedealtars, der den Asen geheiligt war. Dann übertragen: das Dunkel, das Verborgene.

Den Eingeweihten erklärte man es tiefer: „Thue wie Es", wie das große Unbekannte, wie Gott, „der zugegen" ist. Im „Verborgenen zugegen" bedeutete die Allwissenheit und Gegenwart Gottes, des höchsten Richters. Das Femzeichen wurde später durch das schwarze Kruzifix sehr sinndeutlich ersetzt. Schwarzes Kreuz als oberstes Femzeichen oder Treff.

Das Kartenspiel ist also seiner Form nach das heilige Zeichen der Feme voll tiefster Sym-
lik. Nicht minder seinem Inhalte nach. Warum sind's gerade dreizehn Blätter? Warum
ben sie gerade diese Bewertung?

Die Einteilung ist offenbar 12 + 1. Lassen wir zunächst das As beiseite, so haben wir:
ehn, König, Dame, Bube. Das sind die vier Karten, die „Geltung" haben. Unter ihnen stehen
ht Karten, die keine Geltung nach außen, sondern nur im Innern des Spiels haben, nämlich
8, 7, 6, 5, 4, 3, 2. Das ist aber genau die urgermanische Einteilung sämtlicher Behörden.
de Gemeinde, jeder Bezirk, jeder Gau, jedes Land, ja das Reich selbst hatte einen Zwölfer-
t, der es leitete. Dieser Zwölferrat war in den Gemeinden auf Lebenszeit gewählt von allen
ürgern, die „einen eigenen Rauch" hatten, also nicht von den grasgrünen Buben und Mädeln
s Fremdenrechts, das augenblicklich bei uns regiert, sondern den Trägern der Familien nach
m deutschen, echten Recht. Es fehlte also, da sie Gewählte waren, alles volksfremde Beamten-
m. Der Rat setzte sich wie folgt zusammen. An der Spitze stand ein Schultheiß, im Bezirk
Hune, im Gau ein Gaugraf, im Lande ein Fürst, im Reich ein Kanzler. Jeder war seines
ebietes Gerichtsherr. Ihm zur Seite standen drei Schöppen, die das Recht „schöpften". Sie
ßen auch „Walter". Sie waren 1. der Heilswalter, 2. der Weistumswalter, 3. der Fem-
lter. Es war also in ihrem Schoße gewährleistet die Einheit und Zusammengehörigkeit von
ligion, Wissenschaft und Recht.

Das wären die Vier. Der Zehner entspricht dem Schultheißen, denn man nannte die
meinde Centschaft. Seine drei Schöffen versinnbilden den dreieinigen Gott in ebenso schlichter
e ernst mahnender Weise. Das war also eine Verfassung, die nicht dem Willen eines genialen
aatsmannes oder gar eines zusammengelaufenen Revolutionsgesindels ihr Dasein ver-
ıkte, sondern die ehrfürchtig der Natur abgelauscht war, eine sehr sinnvolle und treffende
chbildung des Makrokosmos voll heiligen Ernstes und tiefster Weisheit, in der sehr begründeten
vägung, daß alles, was bestehen soll, unbedingt mit dem Wesen der Natur im Einklang
muß, also auch eine politische Staatsverfassung. Die Natur ist die Darstellung der Ge-
ıken Gottes. Also muß es auch der Staat sein.

Neben dieser „Vierung", woraus man ohne weiteres „Führung" heraushörte, standen
hr als Berater, aber mit besonderen Aufträgen die acht „Wahrer", nach denen man sich
ıte sehnen könnte: 1. der Volkswahrer, dem Handel, Gewerbe und Wohlfahrt anvertraut
r, 2. der Sippenwahrer, der auf das „blawe bluot" zu achten hatte, dem Sippenarchiv und
sundheitspflege unterstand, 3. der Wehrmachtswahrer, 4. der Schatzwahrer, 5. der Heils-
hrer, 6. der Weistumswahrer, 7. der Rechtswahrer, 8. der Landwahrer. Diese Acht hatten
verborgenen große Bedeutung, nach außen keine „Geltung". Genau wie die Karten. Man
n mit den acht Karten Stiche machen, aber in der Rechnung zählen sie nicht.

Über allen 12 Kartenbildern aber schwebt das As, die Eins, der Ase, das Sinnbild Gottes
des Höchsten, dem die Zwölf unterstellt sind. Darum gilt As mehr als jeder der Geltenden.
gar mehr als der Zehner.

Zehn ist die Ziffer der Vollendung. Über der Zehn beginnt eine neue Daseinsebene. Dort
t das große „Es" oder As. Neben dem Zehner aber steht eine heilige Dreiheit: König (Wo-
), Dame (Freya), Bube (Donar). Gott selbst ist unerforschlich, aber er offenbart sich als
ieinigen. Denken wir uns jeden dieser drei Heilswerte, den im Leben die Schöppen, in
Karten diese drei darstellten, in die Ecke eines gleichseitigen Dreiecks geschrieben, so steht
Boden Freya und Donar, also das weibliche und das männliche Prinzip, die Polarität, wie
heute im Deutschen sagen. An der Spitze stünde der erste Gottesname, den man aussprechen
n, Wotan. Der eigentliche Gottesname war unaussprechlich und galt für unmitteilbar. Man
e dafür bloß vod, oder Gott, oder Wotan, was „der Einzige" bedeutet. In Gott, dem Einzigen,
Wotan, liegt mithin der apolare Ausgleich der beiden Kraftkomponenten des Männlichen
des Weiblichen und aller auseinanderstrebenden Polaritäten als positiv und negativ,

Gut und Böse usw. Die Offenbarung des Einen, Unerforschlichen ist also eine Dreieinheit. — Dieser Dreiheit entspricht auch ihre Geltung im Spiel. König gilt 4, Dame 3, Bube 2. Das sind zusammen 9 oder dreimal drei. Es ist die Schöpfungsdreiheit in ihnen dargestellt als 9. Im Zehner liegt die Vollendung, die aus der Schöpfung werden muß, und im As oder Asen das höchste Ziel und die letzte Wurzel. Es trägt die Ziffer 11. Nun ist (9 + 10 + 11) × 4 = 120 oder zwölfmal zehn. Das ist die Ziffer des Zwölferrats in seiner Vollendung.

Im Kartenspiel liegt also tiefste Religion oder Wihinei, wie die Alten sagten, was Innerlichkeitswissen bedeutet. Ferner oberstes Recht und heiligste Staatskunst. Mit dieser Staatenordnung haben die Arier alle Kulturstaaten aufgebaut. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Karte im Deutschen „französische" Karte genannt wird, denn der Deutsche darf ja nicht glauben, daß sein Altertum ihm gehöre. Sie haben uns alles gestohlen, sogar den Glauben an uns selbst.

Dr. Heinrich Lhotzky



# Moltke — Falkenhayn — Ludendorff

Es ist nicht beabsichtigt, in den nachfolgenden Zeilen ein abgeschlossenes, zusammenhängendes Bild der drei Männer zu geben, denen im Weltkrieg die Führung unsrer Heere anvertraut war. Ich will mich vielmehr darauf beschränken, auf einige bedeutsame Neuerscheinungen der Kriegsliteratur hinzuweisen, die grelle Streiflichter auf die Tätigkeit der drei Generale werfen und ihre Führung kritischer Würdigung unterziehen.

Vorausgeschickt sei, daß ich im Gegensatz zu anderen Militärschriftstellern, die über den Krieg geschrieben haben, mit keinem der oben genannten Generale während des Krieges in nähere persönliche Berührung getreten bin. Ich weiß mich daher frei von Gunst oder Haß, nur geleitet von dem Gedanken, die Wahrheit zu ergründen.

Ich habe mich in diesen Blättern bereits früher mit der Kriegsliteratur über die Marneschlacht beschäftigt (vgl. „Türmer" 1921, S. 99) und kann auf das dort Gesagte verweisen. Einen wertvollen Beitrag bringt die neueste Schrift des Oberstleutnants und Oberarchivrats Müller-Loebnitz „Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch am 8.—10. Sept. 1914" (Heft 1 der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 68 S. 12 M), dessen Feder wir schon früher ein ausgezeichnetes Werk über die Marneschlacht verdanken. Die Akten über die Marneschlacht können hiemit als abgeschlossen gelten. Neues Material hierüber ist kaum mehr zu erwarten. Die Vorgänge sind geklärt. Die Schuld am vorzeitigen Abbruch der Schlacht, in der wir schon dem Siege nahe waren, ist vielfach dem von Moltke zu den Armeeführern entsendeten Oberstleutnant im Generalstab Hentsch in die Schuhe geschoben worden, der an Kluck im Namen der O. H. L. den Befehl zum Rückzug überbracht hat. Müller-Loebnitz weist in eingehenden Untersuchungen nach, daß hier ein unseliges, geradezu tragisches Mißverständnis obgewaltet hat, indem Hentsch seinem Auftrag eine Deutung gegeben hat, die von Moltke weder gewollt noch beabsichtigt war. Das einzige, was man Hentsch vorwerfen kann, ist, daß er den Führer der 2. Armee, Generaloberst von Bülow, der in gänzlicher Verkennung der operativen Lage den Befehl zum Rückzug gegeben hat, hievon nicht abgebracht hat. Die Hauptschuld am Verlust des Marnefeldzugs trifft neben Bülow voll und ganz die O. H. L., Moltke und seine Gehilfen. Es erscheint

eradezu unfaßlich, daß die O. H. L., während an der Marne um die Entscheidung des Feldgs, ja vielleicht des Krieges, gerungen wurde, sich 230 Kilometer vom Entscheidungsflügel ıtfernt, ohne Drahtverbindung u den Armeen, noch in Luxemburg aufhalten konnte! Fast ch unbegreiflicher aber erscheint, daß die für die Führung Verantwortlichen, anstatt sich lbst an die Front zu begeben, den Oberstleutnant Hentsch nur mit mündlichen Weisungen rsehen dorthin absandten. Dies widerspricht den elementarsten Regeln der Kriegskunst, e jeder Fähnrich auf der Kriegsschule gelernt hatte, und kam einer Pflichtversäumnis gleich, e Moltke ebensosehr wie seine Gehilfen belastet und für die es keine Entschuldigung gibt. üller-Loebnitz schließt sein Buch mit den Worten: „Das letzte und größte Marnewunder steht für uns Deutsche darin, daß in jenen Tagen eine Reihe von bewährten Männern lnm. des Verfassers: Moltke, Stein, Tappen, Bülow, Lauenstein, Hentsch) versagt hat, daß ne Häufung von Fehlern, Reibungen und Unterlassungen in der Führung zusammengemmen ist, die die gewaltigen Leistungen des deutschen Heeres, die Summe seiner bisherigen rfolge und die Überlegenheit der leitenden strategischen Gesichtspunkte des deutschen Operaonsplanes aufhob und in ihr Gegenteil verkehrte." Daß Moltke zudem noch den Schlieffenschen perationsplan stark verwässert hatte, indem der linke Flügel in Elsaß-Lothringen viel zu ırk gemacht wurde, entgegen dem leitenden Grundgedanken Schlieffens, wonach alle Kraft f dem ausholenden rechten Flügel massiert werden sollte, ist bereits in einem früheren Aufsatz wähnt worden. Ich kann daher Müller-Loebnitz, der von einer großen „Tragödie", die hier rliegen soll, spricht, in diesem Punkte nicht ganz zustimmen. Tragödien sind etwas Unabwendıres; das trifft hier nicht zu. Ich schließe mich vielmehr dem Urteil des Generalleutnants eim an, der in den Monatsheften für Politik und Wehrmacht (Februar 1922) schreibt: „General n Moltke war eine vornehme Natur, aber nicht einmal ein hervorragender Soldat, geschweige ı Feldherr! Ihm fehlten das Selbstvertrauen und die technische Vorbildung für sein hohes nt. Er durfte es niemals annehmen, und der Kaiser durfte es ihm niemals übertragen."

Bei Nennung des Namens Schlieffen möchte ich nicht unterlassen, auf ein Buch „Schlieffn" von Dr Hugo Rochs (Vossische Buchhandlung. Berlin 1921, 92 S. 11 ℳ), dem langhrigen Hausarzt des verstorbenen Feldmarschalls empfehlend, aufmerksam zu machen. Es ildert uns Schlieffen als Menschen und vervollständigt neben den Veröffentlichungen von erster und v. Freytag-Loringhoven das Bild dieses hervorragend genialen Mannes, der s Charakter nicht minder groß und vorbildlich war, denn als Stratege. Ich bin der festen erzeugung, daß wir an der Marne 1914 einen großen Sieg errungen hätten, wenn ein Graf hlieffen zur Stelle gewesen wäre.

Nach dem Zusammenbruch Moltkes übernahm der zufällig im Großen Hauptquartier wesende Kriegsminister v. Falkenhayn die Leitung. Er war kein „Hofgeneral", wie manche haupten, und hat sich zu diesem schweren Amt auch nicht gedrängt. Er war nicht volkstümlich d ist es auch nie geworden. Nach Volksgunst hat er nie viel gefragt. In Armeekreisen galt als bis zur Rücksichtslosigkeit tatkräftiger, energischer, kluger und unterrichteter Offizier. ider hat sich seine Tatkraft mehr oder weniger nur in negativem Sinne geäußert und zu fruchtbaren Reibungen mit Hindenburg und Conrad von Hötzendorff geführt, die der Sache chts weniger als förderlich waren. Seine Amtsführung ist dem deutschen Heere nicht zum ile geworden und durch eine Reihe schwerer Fehlgriffe gekennzeichnet, die von der militärischen itik ziemlich allgemein verurteilt werden. Mit ungewöhnlicher Schärfe geht der als Militärriftsteller über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte und geschätzte General v. Bernhardi seinem neuesten Buch „Deutschlands Heldenkampf 1914—18" (Lehmanns Verlag, ünchen 1922, 544 S. 70 ℳ) mit Falkenhayn ins Gericht. Sein Urteil über dessen Strategie ıtet geradezu vernichtend. Der österreichische General Alfred Krauß, der sich nicht nur als meeführer gegen Italien, sondern auch als Militärschriftsteller einen bedeutenden Namen macht hat, schließt sich diesem Urteil in einer Besprechung in der Monatsschrift „Deutschlands

Erneuerung" (Februar 1922) an. Er schreibt u. a.: „Wilhelm II. war nicht glücklich in der Wahl seiner wichtigsten Berater. Der Kaiser wollte nur bequeme, seine Überlegenheit anerkennende Naturen um sich. Falkenhayn war ein bedeutender Mann und doch zum Unglück Deutschlands kein Feldherr... Dem hervorragenden Soldaten Falkenhayn fehlte die letzte Reife zum Feldherrn, denn ihm fehlte der unbedingte Vernichtungswillen." Hermann Stegemann, der dem deutschen Volke soeben den 4. und letzten Band seiner ausgezeichneten „Geschichte des Krieges" (Deutsche Verlagsanstalt 1921, 708 S., geb. 95 M), die Kriegsjahre 1916, 1917 und 1918 umfassend, beschert hat, kommt gleichfalls zur Verurteilung Falkenhaynscher Strategie, die dem Wesen des uns aufgezwungenen Kriegs nicht entsprach. Die von Falkenhayn geprägte Formel der Kriegführung mit beschränkten Zielen, die eine Vernichtung des Feindes als nicht erreichbar, nicht in den Kreis ihrer Erwägungen gestellt hatte, war verfehlt und nicht geeignet, den Enderfolg zu sichern. Der mörderische Einsatz der sogenannten „Kinderkorps" bei der Offensive in Flandern, die Art der Führung der Operationen im Osten 1915, die im Gegensatz zu Ludendorff nur die Lähmung, nicht die Zertrümmerung des Russen erstrebte, das Haltmachen vor Saloniki, anstatt Sarrail ins Meer zu werfen, das Nichteingehen auf Conrads Plan einer Offensive in Italien 1916, endlich last not least der Angriff auf Verdun stellen eine Reihe von Fehlgriffen dar, denen nur wenige Guthaben auf strategischem Gebiete gegenüberstehen. Obwohl die Falkenhaynsche Strategie der beschränkten Ziele gerade darauf ausging, Kräfte zu schonen, war der Kräfteverbrauch unter Falkenhayn, auch dank einer veralteten, unzweckmäßigen Abwehrtaktik, doch ein ganz ungeheurer, und die Armee hat sich von den damals empfangenen Wunden nie mehr wieder ganz erholen können. Bernhardi geht so weit, Bethmann Hollweg und Falkenhayn als die Haupturheber unseres Zusammenbruchs zu bezeichnen, indem ersterer den U-Boot-Krieg verhinderte, letzterer den Angriff im Westen beschloß und auf Verdun lenkte, nachdem er schon 1915 die mögliche Zertrümmerung der russischen Armee verhindert hatte. Daß beide Männer das Beste gewollt haben, wird hiebei nicht in Abrede gestellt. Sie waren eben ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Der einzige, der Falkenhayn die Stange hält, ist Professor Hans Delbrück, der aus politischen Gründen sein Lebensziel darin erblickt, dem deutschen Volke seinen „Götzen" Ludendorff zu verekeln. Diesem würdigen, vom Parteihaß gänzlich verblendeten Vertreter deutscher Wissenschaft ist es vorbehalten geblieben, in einer von gehässigen Ausfällen strotzenden Schmähschrift gegen Ludendorff („Ludendorffs Selbstportrait", Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1922, 72 S. 26 M) diesen und Tirpitz als die Zerstörer des Deutschen Reiches zu bezeichnen. Und zwar Tirpitz, weil er uns durch eine sinnlose Flottenpolitik den Haß Englands und dadurch den Krieg auf den Hals gezogen, Ludendorff, indem er den Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg verwandelt habe, den Krieg nicht zu führen verstand und endlich durch seine Auflehnung gegen den Kriegsherrn mit der Revolution begann, die endlich das Deutsche Reich unter sich begrub und verschlang.

Zur Charakterisierung des Tones, in dem die Schrift abgefaßt ist, möchte ich nachstehend einige Proben anführen. Ludendorff wird darin u. a. als „wahnsinnig gewordener Kadett", „politischer Kindskopf", „Kriegsverlängerer" und „Meuterer" bezeichnet. Es werden ihm „Engigkeit des Horizonts" vorgeworfen, jede Allgemeinbildung und jede Fähigkeit zur Kritik abgesprochen, dagegen seine „Kadettenbildung" verächtlich hervorgehoben. Es fehlt ihm „die Fähigkeit, seine Gedanken zu Ende zu denken". Er „schwankte haltlos hin und her und wußte selber nicht, was er wollte", „Ludendorff hatte kein Ziel, sondern nichts als unbestimmte auf und ab schwebende Absichten". Als Haupttrumpf wird endlich noch angeführt, daß Ludendorff „von einer jüdischen Urgroßmutter abstamme". Ich verzichte darauf, diese Blütenlese fortzusetzen. Sie charakterisiert zur Genüge den Geist, in dem die Schrift abgefaßt ist. Es ist tief bedauerlich, daß ein Mann, der als kriegswissenschaftlicher Forscher sich immerhin einige Verdienste erworben hat, sich aus politischem Haß so tief vergessen konnte. Abgesehen von den

unwürdigen Angriffen enthält die Schrift auch so viele sachliche Unrichtigkeiten, daß der Ruf Delbrücks als Gelehrter, der ernst genommen werden will, hiedurch ernstlich erschüttert erscheint. Diese nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des Oberstleutnants Foerster, auf dessen ausgezeichnete Schriften ich schon früher hingewiesen habe (vgl. „Türmer“ 1921, S. 98). Er tritt in einer vortrefflichen kleinen Druckschrift „Hans Delbrück — ein Portraitmaler“ (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1922, 40 S. 12 M) Delbrück entgegen und versteht es, die von diesem gegen Ludendorff und seine Strategie erhobenen Angriffe wirksam zu entkräften. Foerster hält darin mit strenger Sachlichkeit und unerbittlicher Logik Gericht über Delbrücks Vorstöße und weist diesem zahllose historische Unrichtigkeiten, schiefe Urteile und krasse Widersprüche nach. Der gleichen Aufgabe unterzieht sich mit bestem Erfolge und völlig unabhängig von Foerster der als einer unserer allerersten Kriegshistoriker bekannte und geschätzte General v. Kuhl in Nr. 39 des Militärischen Wochenblattes 1922. Für jede ernsthafte militärische Kritik dürfte der Fall Delbrück damit erledigt sein. Ich zähle gewiß nicht zu den bedingungslosen Bewunderern des Generals Ludendorff und habe an seiner Heerführung in diesen Blättern mehrfach schon scharfe Kritik geübt, wo sie mir berechtigt schien. Die unvornehme und gehässige, vielfach unsachliche Kampfesweise Delbrücks hat mich aber innerlich empört. Delbrück geht sogar so weit, Ludendorff den verwässerten Moltkeschen Aufmarsch 1914 in die Schuhe schieben zu wollen, und äußert hiebei Ansichten, die seine Befähigung, über strategische Dinge zu urteilen, in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen lassen. Ludendorff für den Moltkeschen Aufmarsch verantwortlich zu machen, heißt die Verantwortlichkeitsgrenzen verschieben. Daß auch mich das Eintreten Ludendorffs hiefür befremdet hat, habe ich schon früher erwähnt (vgl. „Türmer“ 1922, S. 340). Ich überlasse es berufeneren Federn, sich mit dem politischen Teil der Schmähschrift Delbrücks auseinanderzusetzen und will mich auf den militärischen Teil beschränken. Sogar Thersites Delbrück kann nicht umhin, Ludendorffs Kriegführung bei Tannenberg und beim Rückzug in Polen 1914, den er seine bedeutendste strategische Tat nennt, anzuerkennen, wenn er dessen Anteil hieran auch in kleinlicher Weise zu schmälern versucht. Als weitere strategische Großtaten Ludendorffs möchte ich noch anfügen die Meisterung der außerordentlich kritischen und schwierigen Lage bei seinem Amtsantritt im Sommer 1916, den rumänischen Feldzug und den Rückzug in die Siegfriedstellung 1917. Nicht vergessen seien auch Ludendorffs Verdienste um Einführung einer zeitgemäßen Abwehrtaktik, die uns allein im Verein mit dem Hindenburgprogramm das Durchhalten ermöglicht hat.

Am eingehendsten verweilt Delbrück naturgemäß bei der großen Westoffensive 1918, die der Kritik auch die meisten Angriffspunkte bietet. Sein Vorwurf, daß Ludendorff hiebei nicht gewußt habe, was er eigentlich will, kann aktenmäßig zurückgewiesen werden. Den gleichen Vorwurf hat übrigens auch schon Nowak in seinem „Sturz der Mittelmächte“ erhoben. Aus Ludendorffs Schriften sowohl, als auch aus der von mir schon früher erwähnten kleinen Schrift Fehrs „Die Märzoffensive 1918“, die für die Beurteilung der Märzoffensive 1918 von größter Bedeutung ist (vgl. „Türmer“ 1922, S. 341), geht klar und unzweideutig hervor, daß Ludendorff nicht einen Teilerfolg, wie Delbrück meint, sondern den entscheidenden Endsieg angestrebt hat. Der leitende strategische Gedanke hiebei war, die Engländer vernichtend zu schlagen, von den Franzosen zu trennen und ins Meer zu werfen. Über die hiebei gewählte Angriffsrichtung kann man verschiedener Ansicht sein. Ich habe mich hierüber schon früher geäußert (vgl. „Türmer“ 1921, S. 103). Was ich Ludendorff zum Vorwurf mache, ist, daß er an diesem strategischen Ziel nicht konsequent und unverrückt festgehalten hat, sondern sich durch an anderer Stelle gemachte Erfolge, denen nur die Rolle von Ablenkungsangriffen zukam, hat verleiten lassen, seinem ursprünglichen Plan untreu zu werden und diese Erfolge mehr auszunützen, als gut und für den leitenden Gedanken zuträglich war. Dadurch ist der große Märzangriff strahlenförmig auseinandergeflattert und der Schwerpunkt schließlich in das Marnebecken verschoben werden. Ich kann nicht umhin, der Vermutung Ausdruck zu geben, daß Ludendorff, nachdem der

große Wurf bei Amiens nicht in vollem Umfang geglückt war, etwas die Nerven verloren hat. Die Zielklarheit seines strategischen Handelns und Wollens mag hiedurch gelitten haben. Der Bogen wurde infolgedessen überspannt.

In den beiden Werken von Stegemann und Bernhardi sind dem deutschen Volke zwei Kriegsbücher geschenkt worden, die beide in ihrer Art ausgezeichnet sind und es daher verdienen, Volksbücher im weitesten Umfang zu werden. Das monumentale Werk von Stegemann ist schlechthin eine Meisterleistung. Die Beherrschung, Durchdringung und plastische Gliederung des Stoffes ist vortrefflich gelungen. Den in sehr maßvoller und doch bestimmter Form auftretenden kritischen Urteilen kann man fast durchweg zustimmen. Der Schwung und die dichterische Kraft der Sprache ist geradezu hinreißend. Der trockene spröde Stoff erfährt hiedurch eine Belebung, daß wir die Erlebnisse mitzuerleben vermeinen.

Auch dem greisen Haudegen v. Bernhardi, der als Korpsführer selbst an leitender Stelle mit dabei war, ist der Versuch, die Ereignisse des Weltkriegs in einem Bande zusammenzufassen, hervorragend gelungen. Trotz mancher Lücken, über die sich auch der Verfasser nicht im unklaren war, ist das Bild des gewaltigen Ringens wohl noch in keinem Werk, auch für den Laien, so anschaulich geschildert worden, als in dem vorliegenden. Die Tatsachenschilderung ist von Anfang bis zu Ende wie aus einem Guß. Daß die Urteile des Generals oft reichlich temperamentvoll sind, wird niemand wundern, der den schneidigen alten Reitergeneral aus seinen früheren Schriften kennt.

Es ist schwer zu entscheiden, welchem von beiden Werken man den Vorzug geben soll. Wenn bei Stegemann der hinreißend-dichterische Schwung der Darstellung besonders besticht, so macht andrerseits die glühende Vaterlandsliebe, die das Buch Bernhardis durchweht, uns dieses besonders lieb und wert. Beide Schriftsteller werden den Leistungen und Ruhmestaten des deutschen Heeres in hohem Maße gerecht. „Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Lorbeer reichen.“ So der Schweizer Stegemann. Und Bernhardi sagt in der Einleitung zu seinem prächtigen Buch: „Ich stehe heute am Rande des Grabes. Bis zur letzten Stunde hatte ich als Soldat für mein Vaterland gekämpft. Jetzt bin ich gezwungen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen: aber so lange noch ein Atemzug diesen Körper belebt, will ich für Deutschland arbeiten und — indem ich dieses Buch dem deutschen Volke widme — das Wort der Mahnung, das einst unser großer Dichter Schiller sprach, ihm zurufen:

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Franz Freiherr von Berchem





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

# Der Türmerbrief eines Juristen

Hochverehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Übermittelung der Zuschriften zu meinem im Juli-Heft abgedruckten Brief: „Steuerfrei schlemmende Herren und ihre sterbenden Knechte"! Es sind das Äußerungen des Augenblicks aus dem engen Kreis der eigenen Interessen und aus n Sorgen des Alltags heraus, die in der Hauptsache auf — Mißverständnis beruhen.

Der erste Punkt des Inhalts ist negativ. Es wird nämlich der erste, grundlegende Teil eines Briefs, der die Steuerentbürdung der Arbeitnehmer darlegt, einfach als nicht vor-nden betrachtet. Man glaubt ihn abgetan durch die schlichte Bemerkung, daß man soundsoviel teuern „zahlt" und fügt allenfalls noch nachdrücklich an: „Jawohl, Steuern"! Eine mit aller orgfalt aufgestellte wissenschaftliche Beweisführung läßt sich dadurch nicht erledigen.

Der zweite Punkt des Inhalts des Zuschriften ist positiv, und zwar ist es ihr einziger sitiver Inhalt: man ist erklärtermaßen persönlich beleidigt (!) durch den Ausdruck „schlem-en" und bringt aus der eignen Lebensführung Beweise dafür, daß man wahrhaftig nicht lemmt. Das mutet fast an wie ein Vorwand, sich mit dem wirklichen Inhalt des Briefs cht zu beschäftigen. Vom „Schlemmen im engeren Sinne" ausgehend, habe ich gleich in den ersten Zeilen gesagt, daß dieses zurückgeht auf ein Schlemmen im weiteren Sinne: und be diesen absichtlich scharfen Ausdruck gebraucht für das grundsätzliche „Leben vom Frem-n". Wer mich tadeln will, daß ich auch hierfür jenen Ausdruck anwandte, der spricht eine bloß rachliche Rüge aus. Bevor er auch nur dies tut, bedenke er, daß ich sonst den sinnverwandten, er noch viel härteren Ausdruck „schmarotzen" hätte wählen müssen.

Gern gebe ich zu, daß so mancher von den Arbeitnehmern bis 50000 Mark nach seinen rsönlichen Verhältnissen in einer Lage ist, die Üppigkeit ausschließt und Wünsche begreiflich acht. Aber nur ein Unaufrichtiger kann bestreiten, daß die große Masse der sogenannten edern Schichten eine Kaufkraft und Genußfähigkeit entwickelt, von der die ärmliche bensweise der Bürger absticht. Die Ausnahmen in Ehren!

Dies gilt erst recht hinsichtlich des Schlemmens im weiteren Sinne. Das Schmarotzen ist e notwendige Folge der Gesetzgebung dadurch, daß sie den Arbeitslohn über alle aßen begünstigt gegenüber den andern Einkommensarten, insbesondere gegenüber dem apitaleinkommen. Für den Gang der Gesetzgebung kann man aber den einzelnen nicht ver-twortlich machen.

Der dritte Punkt des Inhalts der Zuschriften ist wieder negativ: der Egoismus nämlich, it dem die, die ich die „Herren" nannte, unermüdlich die eigne Not feiern, aber blind sind gen das Elend der „Knechte". Ist es nicht entsetzlich, sind wir überhaupt noch Menschen, wenn utzutage jeder hoch und teuer schwört, er könne sich nicht mehr einschränken, nein, er müsse bedingt zugelegt bekommen — und gleichzeitig zwingt man eine zu Parias gemachte Klasse,

die Begründer des noch vorhandenen Wohlstandes, obendrein unter Mißachtung ihrer Rechtsansprüche, sich noch zwanzig- bis dreißigmal mehr als die Jammernden einzuschränken und zu sterben? Gerade gegen diesen Zeitgeist, daß „mangels behaglichen Auskommens für alle nicht die allgemeine, freiwillige Einschränkung, sondern das Leben vom Fremden Trumpf ist“, ist mein Brief gerichtet. Herr W. S. in F. klagt, daß er sich mit einem Drittel der Kaufkraft seines kärglichen Friedensgehaltes begnügen muß. In meinem Brief (S. 224) muß er gelesen haben, daß der Rentner gezwungen ist, mit dem 75. (jetzt 90.) Teil seines Friedenseinkommens auszukommen. Daran ist er stillschweigend vorübergegangen! Da ist mir die Einsenderin mit dem Vornamen „Hedwig“ lieber. Sie gibt am Schluß wenigstens offen zu, „daß alte oder kranke Menschen, die nicht mehr arbeiten können und von ihrem immer mehr zusammenschmelzenden Kapital leben müssen, natürlich immer noch viel schlimmer daran sind“. Na also! Hier ist das weibliche Herz durchgedrungen. Es muß durchgreifend geholfen werden. Der Kapitalist oder Kleinrentner, mit der seltenen und allgemein-nützlichen Fähigkeit zu sparen, muß wieder dem Arbeiter gleichberechtigt werden. Nicht Almosen, sondern sein Recht muß er erhalten! Das Kapital verfolgen heißt Ersparniskraft, Fleiß und Treue bestrafen — heißt den Hungertod zu Gaste laden. Wer aber nun einmal das Kapital schlechthin haßt, der richtet seine Wut gegen die harmloseste, unschuldigste Form desselben, wenn er den ruhigen Sparer vernichtet. In Gewerbe, Industrie und Spekulation feiert es gleichzeitig Orgien, und es ist dies obendrein eine unmittelbare Folge seiner ihm aufgezwungenen Flucht vor zinsbarer Anlegung und vor der Öffentlichkeit.

Der Türmerbrief ist keine leichte Lektüre. Er weiß, daß er Neues sagt (S. 220, 222).

Bei dieser Gelegenheit darf ich seinen geneigten Lesern mitteilen, daß nach der neuesten Gesetzesänderung der sogenannte 10prozentige „Steuerabzug vom Arbeitslohn“, richtiger die Steuerabwälzung vom Arbeitslohn, sich nunmehr nicht bloß auf Arbeitseinkommen bis zu 50000 Mark, sondern sogar bis zu 100000 Mark erstreckt.

Mindestens seltsam ist die Aussetzung eines andren Einsenders (den Zorn am sachlichen Lesen und Verarbeiten gehindert hat), daß der Türmerbrief, von unseren inneren Gebrechen handelnd, Versailles nicht erwähnt. Gerade weil dieser sogenannte Friede so furchtbar ist, können wir uns den schleichenden Bürgerkrieg, der ganze Klassen auf unblutigem Wege ausrottet wie ehemals die feindliche Blockade, nicht leisten. Gleiches Recht für alle! Versailles ist schuld an allen Leiden und Lasten Deutschlands. Wie wir sie aber unter uns verteilen, dafür kann Versailles nichts. Im übrigen ist die Tarifschraube ein halbes Jahr älter als Versailles.

Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, meine hochachtungsvolle Empfehlung!

Ihr ergebenster

N. N.

Nachwort des Türmers. Unser Wunsch, über eine Frage von grundsätzlich hoher Wichtigkeit — über das Prinzip der Tarifschraube, während daneben ein Volksteil verkümmert — eine ersprießliche Erörterung wachzurufen, hat sich leider nicht erfüllt. Die Zuschriften auf den absichtlich scharf betitelten Brief des Juristen waren zumeist gereizt und gingen auf den Kern nicht ein. Zu dem hungernden Volksteil gehören z. B. neben den Kleinrentnern usw. auch die freien Schriftsteller und Künstler, denen die Segnungen der Tarifschraube nicht zuteil werden und die nicht durch Generalstreik Lohn erpressen können. Der Herausgeber des Türmers kann als Vorsitzender der Schillerstiftung ein Lied davon singen, wie es in diesen geistigen Kreisen aussieht. Und ihnen versteuert man nun auch noch das Honorar — statt als Arbeitseinkommen, wie ja schon selbstverständlich — als Rente eines Kapitals, nämlich ihrer Bücher: man versteuert das Urheberrecht als solches! Und den also konstruierten „Kapitalisten“ zieht man zur „Kriegsvermögenszuwachssteuer“ u. dgl. heran! Es sollte durch den Brief des Juristen selbstverständlich kein Stand beleidigt, sondern eine gesetzgeberische Gefahr bloßgelegt werden.

D. T.



# Aus meinem Leben

Der bedeutende Schweizer **Jakob Boßhart**, dessen Namen in der erzählenden Dichtung guten Klang hat, feierte am 7. August seinen 60. Geburtstag. D. T.

Zwischen der Töß und der Glatt zieht sich ein vielgestaltiger Höhenzug zum Rhein hinunter, mit Reben an den Halden und zahlreichen Weilern und Höfen, echt alemannischen Ansiedlungen auf dem Rücken. Auf einem dieser Höfe, Stürzikon, zur Kirchgemeinde Embrach gehörig, wurde ich am 7. August 1862 als zweitjüngstes Kind geplagter, aber aufstrebender Bauersleute geboren. Der Hof bestand damals nur aus zwei Wohnhäusern, einem Trottgebäude und einigen Speichern, alle im malerischen Riegelstil gebaut. Er ist von allen größeren Ortschaften so weit entfernt, daß nur bei günstigem Wind ein Glockenschlag zu ihm hinauf- oder herüberdringt. Aber er ist voller Naturschönheiten und an Abwechslung reich. Buschige Bachläufe, Wiesen, Äckerbreiten, Buchen- und Tannenwälder, lange Grünhecken voller Vogelnester und Rebhügel schließen sich um die Häuser, die in einem engeren Rahmen von Obstbäumen träumen, wirklich träumen. Von den erhöhten Stellen erblickt man die Schneeberge der Alpen.

Meine ersten Erinnerungen an den Hof gehen bis ins zweite, ja fast bis an die Grenze des ersten Lebensjahres zurück. In einer der frühesten lebt das Bild eines blühenden Rapsfeldes in mir mit wunderbarem Leuchten weiter. Es war wohl das erstemal, daß mir Farbe bewußt wurde. Und so kann ich in meinem Gedächtnis eine ganze Reihe erster bewußter Eindrücke feststellen, vom Feuer im Herd, vom fließenden Wasser, von einer Kuh, von einem Schirm, unter dem ich lag, vom Schlagen der Wanduhr, von einer Sauerkirsche. Das starke Gedächtnis habe ich von meiner Mutter geerbt, die noch mit siebzig Jahren eine Theaterrolle, die sie als zwanzigjähriges Mädchen gespielt hatte, auswendig konnte. Mein Jugendland habe ich in der Erzählung „Wenn's lenzt" in den wesentlichen Zügen wiedergegeben.

Meinen ersten Schulunterricht erhielt ich in einer kleinen Bergschule, die eine halbe Stunde vom Vaterhause entfernt auf einem anderen Hofe lag. Ich hatte dort, und auch später, recht mittelmäßige oder gar unzulängliche Lehrer; aber das hat mir, meiner Ansicht nach, nicht viel geschadet, wie ich denn überhaupt den Wert der Schulen nicht allzuhoch einzuschätzen vermag, obschon ich selber gegen dreißig Jahre unterrichtet habe. Während der ersten Schulzeit (6. bis 12. Lebensjahr) war ich ein seltsames Gemisch von Wildheit und Verträumtheit. Beim Spiel und unter Kameraden konnte ich einer der wildesten und ausgelassensten sein, auf dem Hofe dagegen gab ich mich gern der Beschaulichkeit und Träumerei hin. Die bäuerliche Arbeit, die ich jetzt, nachdem ich in die verschiedensten Verhältnisse geschaut habe, sehr hochstelle, sagte mir, vom Kirschenpflücken, der Traubenlese und dergl. und etwa von der Heuernte abgesehen, nicht zu, und ich suchte mich davon zu drücken, wenn immer es ging. Da ich drei ältere Geschwister und nachsichtige Eltern, besonders eine ebenso gute als kluge Mutter hatte, wurde ich denn auch durch ländliche Arbeit nicht gedrückt. Die Streifereien und Entdeckungsreisen durch Wald

und Feld, den Bächen und Hecken entlang, die ich mir gestatten durfte, waren etwas Köstliches, und ich wünschte jedem Kinde etwas Ähnliches. Gelesen habe ich in diesen Jahren, vom Schulstoff abgesehen, sehr wenig. Eine Schulbibliothek gab es nicht und zu Hause außer dem jedes Jahr einkehrenden Kalender, dem „Hürnenen Siegfried“ und dem „Eulenspiegel“ (Reutlinger Hefte), Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ und Zschokkes „Goldmacherdorf“ nichts der Jugend Angemessenes. Darüber vermag ich nicht zu trauern. Denn, wenn die Phantasie nichts von Büchern erhielt, so fing sie aus sich selber heraus ihr Spiel an. Schon mit etwa neun oder zehn Jahren erzählte ich meinen Geschwistern am Abend vor dem Einschlafen Geschichten eigener Erfindung, die ich immer wieder wiederholen mußte und jedesmal weiter ausspann, bis schließlich sehr lange Erzählungen daraus wurden. Die Einsamkeit des Hofes und das häufige Alleinsein hatten aber noch eine andere Wirkung. Ich wurde, je mehr ich erwachte, um so mehr auf mich selber angewiesen und auf mich zurückgeworfen, und war schon mit zehn Jahren ein eigentlicher Grübler, was ich aber für mich behielt. Das erste große Problem, das mich packte, und seit dem zehnten Jahr zerquälte, war das des Todes. Bald kamen auch religiöse Fragen an die Reihe, denen ich mit großem Radikalismus entgegentrat, besonders seit ich den Religionsunterricht eines wortgläubigen Pfarrers besuchte. Ich hatte es durchgesetzt, daß ich nach Absolvierung der sechs Primarklassen vom 12.—15. Jahr die Sekundarschule in Bassersdorf, einem größeren, eine Wegstunde von Stürzikon entfernten Dorfe, besuchen durfte. Diese Schule sollte mir die Tür zu höheren Schulen öffnen. Auf dem langen, im Winter sehr beschwerlichen Schulwege hatte meine Phantasie reichlich Zeit, ihre Schwingen zu üben.

Aber nun galt es, an einen Beruf zu denken. Da ich in der Gemeinde und besonders auch in unserer Familie das segensreiche Wirken einer Landarztes, eines vortrefflichen Menschen, beobachten konnte, wurde es mein sehnlichster Wunsch, Arzt zu werden. Aber der Pfarrer von Bassersdorf, mein Religionslehrer in der Sekundarschule, hatte anderes mit mir vor; er wollte mich für das Pfarramt gewinnen. Er begann mir Lateinunterricht zu erteilen und suchte mehrmals meinen Vater auf, um ihn für seinen Plan einzunehmen. Seine Hauptwaffe gegen meien Neigung war, das Medizinstudium dauere sehr lange, sei kostspielig und übersteige weit die Mittel meines Vaters, während ein Theologiestudent großer Stipendien sicher und mit 23 Jahren für das Amt vorbereitet sei. Mein Vater, der für einen Bauern einen weiten Blick hatte, hätte mir gern meinen Willen gelassen; aber die Argumente des Pfarrers verfehlten ihre Wirkung auf ihn nicht, denn er hatte nicht nur an mich, sondern auch an vier andere Kinder zu denken.

Zur Theologie konnte ich mich nun erst recht nicht entschließen; denn der Pfarrer hatte durch sein rücksichtsloses Eingreifen in meinen Werdegang seinen ganzen Stand in meinen Augen verunglimpft. Zudem machte ich damals eine Krise durch, in dem ich mit den religiösen Anschauungen meiner Knabenjahre gründlich aufräumte und mich, wenn auch nicht zu einem entschlossenen Atheismus, denn dazu kam mir die ganze Welt doch zu wunderbar und rätselhaft vor, so doch zu einer Art religiöser Naturverehrung durchfand. Daß das nichts Abschließendes sein konnte, brauche ich nicht zu sagen. Ich fühlte das natürlich selber; und es wäre mir in diesem Zustand der Gärung und des ungewissen Suchens nach Erkenntnis unerträglich gewesen, auf höhere Schulen zu verzichten, von denen ich Aufschluß über die verborgensten Dinge und Klärung erhoffte. Ich schlug nun den Weg ein, der schon manchen Bauernjungen zum Ziel geführt hat: ich trat in ein Lehrerseminar ein, und zwar in dasjenige in Küsnacht bei Zürich.

In Küsnacht fühlte ich mich, besonders in den zwei ersten Jahren, durchaus nicht heimisch. Wir waren mit Unterrichtsstunden überladen und für die so fruchtbare und wertvolle Privatbeschäftigung blieb fast keine Zeit übrig. Zudem war ich nun in ein System hineinversetzt. Während in den vorhergehenden neun Schuljahren die Lehrer mein Schifflein so ziemlich meinem eigenen Steuer überließen, kam jetzt die systematische Hinleitung, um nicht zu sagen, Abrichtung, auf einen bestimmten Zweck. Der einflußreichste Lehrer war der Direktor, ein ausgezeichneter Pädagoge, der nur den Fehler hatte, daß er allzu rationalistisch und etwas trocken

war. Er lehrte die Naturwissenschaften, war Anhänger Darwins und als solcher stark angefochten. Die Folge dieser Angriffe war, daß er seine tiefsten Überzeugungen nie mit der ganzen Schärfe und Tragweite aussprach und deshalb die Schüler auch nicht eigentlich mitzureißen vermochte, so sehr er sonst angesehen und beliebt war. Ihm zur Seite stand ein Mathematiker, der seiner streng wissenschaftlichen Methode mit einem wilden Temperament Geltung zu verschaffen suchte. Die beiden gaben der Anstalt das stark rationalistische Gepräge. Der Deutschlehrer, der berufen und vielleicht imstande gewesen wäre, ein Gegengewicht zu bilden, war keine Kampfnatur und im Grunde genommen auch Rationalist, wenigstens gab er sich im Unterricht so. Es war Adolf Calmberg, ein Hesse von Geburt, ein feiner Kopf, der um den dichterischen Lorbeer rang und ein paar Dramen verfaßt hat, die sich freilich die Bühne nicht zu erobern vermochten. Sein Hauptverdienst war, daß er auf äußerst korrekten Stil hielt und sauberen Ausdruck verlangte. Aber er übertrieb seine Tugend; fast jede Girlande wurde von ihm abgelehnt; und was einem schließlich aus der Mehrzahl der für ihn verfaßten Aufsätze entgegenstarrte, war eine große Nüchternheit. Der Geist der Anstalt entsprach übrigens ganz dem damaligen Zeitgeist. Jedermann und auch wir Zöglinge, glaubten an die Unfehlbarkeit, ja Allmacht der Wissenschaft und erhofften von ihr etwas wie die Welterlösung. Man war noch mehr als ein Dutzend Jahre von dem Zeitpunkt entfernt, da der Bankerott der Wissenschaft erklärt wurde und noch viel weiter von der Bewegung getrennt, die es wagte, an der Tyrannis des Intellektualismus zu rütteln. Nach und nach fand ich mich mit dem Geist der Schule ab. Ich band meine Phantasie zurück und verbrannte am Ende des zweiten Jahres alle meine poetischen Versuche. So kam es, daß der ursprünglich widerwillige Seminarist nach vier Jahren als einer der vier ersten unter siebzig Kandidaten die Lehrerprüfung bestand.

Es herrschte damals großer Lehrerüberfluß im Kanton Zürich, und ich mußte es als ein Glück betrachten, daß ich durch die Vermittlung des Seminardirektors eine Lehrstelle an der Benderschen Erziehungsanstalt in Weinheim an der Bergstraße erhielt. Mein Ziel war nun die Universität. Ich vervollständigte meine Kenntnisse der alten Sprachen und suchte mir, teils durch meine Tätigkeit an der Anstalt, teils durch Privatunterricht die Mittel zum weiteren Studium zu erwerben. Im Frühjahr 1884 bezog ich die Universität Heidelberg, um germanistische und romanische Philologie zu studieren, eine Kombination, die ich nie bereute, so unpraktisch sie manchem erscheinen mag. Unter großen Entbehrungen, ja, zuweilen in Hungerepochen, die wahrscheinlich den Grund zu späterer schwerer Krankheit legten, setzte ich von 1885 an die Studien in Zürich und Paris fort und bestand im Herbst 1887 mein Staats- und Doktorexamen. Einige Wochen später atmete ich schon als Lehrer in England, dessen Sprache und Eigenart ich genau kennen lernen wollte. Ein Jahr darauf befand ich mich in Italien, wo ich das in England verdiente Geld in bessere Werte ummünzte. Ich teilte meine Zeit zwischen Sprach- und Kunststudien und sah mir auf großen Fußwanderungen Land und Leute genau an. Mein Standquartier war Florenz, das mir durch seine Kunstsammlungen und die Heiterkeit seines Lebens besonders lieb wurde; aber ich trieb mich auch in Rom mehr als einen Monat herum in seinen Sammlungen und Denkmälern und wanderte nach Neapel hinunter. Eine Besteigung des Vesuv an einem wunderbaren, in Blütenduft fast ertrinkenden Frühlingstag gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Im Jahre 1890 wurde ich als Lehrer des Französischen an der Kantonsschule in Zürich angestellt. Im Herbst 1896 erhielt ich den Auftrag, den französischen Unterricht am Staatsseminar in Küsnacht nach neueren Methoden zu reformieren, wie ich das schon im Gymnasium getan hatte. So siedelte ich für drei Jahre nach jenem Küsnacht über, in dem ich einst vier so sauersüße Lehrjahre durchgemacht hatte. In Zürich hatte mir meine Amtstätigkeit wenig Zeit zu freier Arbeit gelassen. Ich mußte jahrelang dreißig und mehr Unterrichtsstunden erteilen und hatte zudem eine große Last von Korrekturen. Von der unerläßlichen Vorbereitung auf den Unterricht gar nicht zu reden. Was der Schulbetrieb an Zeit übrig ließ, wurde zu wissen-

schaftlichen Studien verwendet. Aber gerade in jener Zeit erwachte der alte Drang nach dichterischem Schaffen wieder; und etwa von 1893 an wurden die Ferien, soweit sie nicht durch die von mir leidenschaftlich geliebten Bergwanderungen ausgefüllt waren, zu dichterischen Versuchen benützt, ganz ohne Absicht auf Veröffentlichung, nur zur Befriedigung einer Sehnsucht und zur Erholung. Allmählich aber entschied sich der lange und schmerzliche Kampf zwischen poetischer und wissenschaftlicher Neigung zugunsten der ersteren; und als nach der Übersiedlung nach Küsnacht meine Stundenlast etwas abnahm — ich hatte nur noch 27 (!) Stunden zu erteilen —, fühlte ich mich so frei und entlastet, daß ich an die Verwirklichung meiner dichterischen Pläne ging. Von Weihnachten 1896 bis Mai 1897 schrieb ich, meistens bei Nacht und wie im Fieber, mein erstes Novellenbuch „Im Nebel", das dann im Sommer 1898, 400 Seiten stark, bei H. Haessel in Leipzig erschien (nunmehr in veränderter Gestalt neu aufgelegt), 1898 entstand „Das Bergdorf" (1900 erschienen), 1899 „Die Barettlitochter" (1901 veröffentlicht).

Im Herbste des Jahres 1899 wurde ich als Rektor des kantonalen Gymnasiums nach Zürich berufen. Zur selben Zeit gründete ich einen eigenen Hausstand, indem ich mich mit der Tochter des nachmaligen schweizer Bundespräsidenten Dr. Ludwig Forrer verheiratete, die mir eine treue und umsichtige Helferin und Stütze wurde.

Das neue Amt brachte mir sehr viel Arbeit. Ich hatte neben der Leitung der großen Schule immer noch gegen 20 Unterrichtsstunden wöchentlich zu erteilen, eine Menge Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und unternahm es außerdem, die ganze Schule in zeitgemäßem Sinne umzugestalten. Daneben konnte ich meine schriftstellerische Tätigkeit, die mir immer mehr zum Lebensbedürfnis geworden war, nicht aufgeben. Ich merkte erst, als es zu spät war, daß man eine Kerze nicht an beiden Seiten anzünden darf. Ich hatte eben den Novellenband „Durch Schmerzen empor" herausgebracht, als ich im Frühjahr 1903 zusammenbrach. Es hatte sich ein schweres Lungenleiden eingestellt. Um Heilung zu suchen, reiste ich, von meiner Frau betreut, nach Ägypten, wo ich etwa 7 Monate zubrachte, ohne jedoch die erhoffte Genesung zu finden. Die literarische Frucht dieses Aufenthaltes sind die „Träume der Wüste", orientalische Märchen und Novelletten, die allerdings erst später gestaltet wurden und 1918 bei Huber & Cie. in Frauenfeld erschienen sind. Heilung brachte mir nach monatelanger Kur Clavadel im bündnerischen Hochgebirge, so daß ich im Frühjahr 1905 meine Tätigkeit an der Schule wieder aufnehmen konnte. Ich brachte die vorher begonnene Schulreform zu Ende und fand allmählich auch die Kraft zu dichterischem Schaffen wieder. 1910 publizierte ich den Novellenband „Früh vollendet", 1913 die „Erdschollen". Dann kam der Weltkrieg, der mich seelisch sehr bedrückte und mir, da viele Lehrer des Gymnasiums zum Grenzdienst ausrücken mußten, vermehrte Arbeitslast brachte. Im Beginn des Jahres 1915 kam das alte Leiden in dem ermüdeten Körper wieder zum Ausbruch und nötigte mich zu einem neuen Kuraufenthalt im Gebirge. Die Gesundheit wurde durch diese zweite Attacke so erschüttert, daß ich mich 1916 entschließen mußte, mein Amt niederzulegen. Seither wohne ich in Clavadel.

Außer den schon erwähnten „Träumen der Wüste" veröffentlichte ich in den letzten Jahren „Irrlichter" (bei Huber & Cie.), „Opfer" (bei H. Haessel) und schrieb einen Roman „Ein Rufer in der Wüste", der zuerst in der „Neuen Zürcher Zeitung" abgedruckt wurde und zu Weihnachten 1922 in Buchform erschienen ist. Er behandelt die Zeit unmittelbar vor dem Kriege, und wenn er auch auf schweizerische Verhältnisse aufgebaut ist, so sucht er doch das ganze Zeitproblem in seiner Tiefe auszudecken. Dazu kommen einige Novellen, die ich in den nächsten Jahren in einem Sammelband zu veröffentlichen gedenke. Meine lyrischen Gedichte sind durch die Jahre zerstreut zum großen Teil in Zeitschriften erschienen; ich habe sie gesammelt und werde sie vielleicht nächstes Jahr herausgeben.

Meine Stoffe habe ich zum kleinen Teil der Geschichte meines Landes, sonst dem Strom des Lebens entnommen. Einzelne Rezensenten haben mich, oberflächlich genug, in die Rubrik „Heimatkünstler" einreihen wollen. Gewiß stelle ich oft Gestalten meiner Heimat in den Mittel-

unkt meiner Erzählungen, aber es kommt mir viel weniger auf das Heimatliche als auf das Lenschliche an; und da ich dieses in den Bauern unverfälschter und vor allem naiver als den Städtern finde, so mache ich sie gern zu Trägern meiner Probleme und Handlungen.

Jakob Boßhart



# Das Spiel von den zehn Jungfrauen

Der Hof des ehemaligen St.-Annenklosters in Lübeck liegt in später Nachmittagsonne. In den Umbauten, die jetzt unser köstliches Heimatmuseum aufnahmen, herrscht heute ein regeres Leben. Treppauf hinter den Fenstern huschen weiße Gestalten, ıd während sich unten die Scharen der Schaulustigen sammeln, von der Ankündigung herlockt, daß man hier das alte Spiel von den zehn klugen und törichten Jungfrauen ufführen werde, gruppieren sich oben in den geöffneten Fenstern die Auserwählten, Anhörige der Spieler, der Museumsverwaltung und hervorragende Persönlichkeiten der Stadt. n der Linde schmettert ein Buchfink unermüdlich und fast kriegerisch herausfordernd seine trophe zwischen die schräg und goldig in die höchsten Laubwipfel hineinblitzenden Sonnenrahlen. Dort drüben an einer der schmaleren Seiten des rechteckigen Hofes erhebt sich der ühnenaufbau: ein breites Podium von mäßiger Höhe und dahinter die mit Teppichen beingte stattlichere Erhöhung für die im Spiel vorkommende Hochzeitstafel, zu der von beiden eiten teppichbelegte Stufen emporführen.

Und nun verkünden feierliche und strenge Töne den Beginn der Aufführung. In langem uge schreiten sie aus dem ehemaligen Kreuzgang hervor, an dem die Halle „der klugen und richten Jungfrauen" liegt, jener neun (die zehnte ging leider verloren) zierlichen Kalksteinatuetten aus unserer nun längst nicht mehr existierenden Burgkirche, die das Entzücken aller enner spätgotischer Kunst sind. Kleine brave Engelbüblein voran, dann hübsche jungfräuliche ngelchen, alle in Weiß — darauf die fünf klösterlich gekleideten klugen Jungfrauen, in Gestalt ıd Faltenwurf köstlich jenen Figuren nachahmend, die bräunlichen Gesichter aus den weißen opftüchern wie aus einem Helm streng und weltfremd hervorguckend — jede mit ihrer sorgh getragenen Öllampe — und die fünf törichten (auch die verlorene hat sich wieder angenden) in reizvoll satte Farben gekleidet, in zierlicher Haartracht und koketten Bewegungen e Lampen lässig niederhängen lassend. Sie alle sind heruntergestiegen von ihren Sockeln innen in der dämmerigen Halle, um ihr Gericht noch einmal zu erleben — für uns. Ihnen lgen der ragende Christus — eine Erscheinung, die nicht nur körperlich Größe hat — und ne kleine in Blau und Rot gekleidete Mutter wie ein holzgeschnitztes Marienbildchen, das gendeine süddeutsche Kirchennische verließ. Dem Paar schließen sich der junge Mönch mit vei Chorknaben, die Freunde der Freude und der Torheit und endlich die grotesken Teufelsstalten mit der langnachschleifenden Kette an, deren grauenvolles Rasseln das düstere Ende rauszuverkünden scheint. Die Ahnung, daß hier ein jeder über seine Tage hinausgerückt und m Ewigen gegenübergestellt werden wird, senkt sich auf die Versammlung herab, so daß totenstill der Dinge wartet, die da kommen sollen.

Und das Spiel beginnt.

Was ein asketischer Mönch — ein solcher war's ja wohl, der das Stück im Anfang des . Jahrhunderts schrieb — seiner Zeit erbarmungslos vorgehalten hat, das beginnt nun seine ıstlerische und sittliche Kraft auf uns Kinder eines Zeitalters der Elektrizität und der Chemie szuwirken: auf eine Menschheit, die aus Selbstvergötterung und einem aufgeblasenen Nichtschr-glauben eine ungeheuerliche Kulturkatastrophe zurückgeschleudert hat in die ganze Hilf-

losigkeit solcher, die sich plötzlich aus dem Schutt ihrer bisherigen Götzenbilder zurückfinden wollen zum Geistigen, zu dem einen unsichtbaren Gott und zu sittlicher Weltordnung.

Einst — im Jahre 1322, vierzehn Tage nach Ostern — wurde vor dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen von Predigermönchen am Wildpark „auf der Rolle“ unterhalb der Wartburg dieses geistliche Spiel zuerst aufgeführt und zwar mit dem Erfolg, daß der Landgraf in eine Gemütskrankheit verfiel, der er 2½ Jahre später erlag. Die Unbeugsamkeit des richtenden Christus allen herzbewegenden Bitten der reuigen fünf Törichten, ja, der eigenen Mutter gegenüber soll ihn derart mit Zorn und Schwermut erfüllt haben, daß sein Lebensmut gebrochen wurde — oder, wie andere berichten, er einen Schlaganfall erlitt. (Vgl. in Lienhards „Thüringer Tagebuch“ das Kapitel über Friedrich und die Wirkung jenes Spiels!)

„Nun schweiget, liebe Frau Mutter mein!
Was Ihr bittet, das kann nicht sein. . .“

Es sind nun dreißig Jahre, da stand ich in der Sixtinischen Kapelle vor des Michelangelo Jüngstem Gericht. Derselbe harte, erbarmungslose Geist sprach hier im Herzen der christlichen katholischen Kirche zu mir aus der Miene des Richters, zu dem die anstürmenden Märtyrer Nägel und Räder und Folterinstrumente aller Art erheben, als vereinigten sich alle ihre Seelen in dem einen Aufschrei, dem empörten Protest: „Um was erlitten wir denn den grimmen Martertod? Einzig und allein für uns selbst? Für wen bist denn du gestorben, wenn es keine Gnade gibt? Wenn die Hölle bestehen blieb — wenn die Liebe nicht grenzenlos ist, so ist das ganze Christentum sinnlos.“ Und ich dankte im Herzen dem großen Künstler für seine unerhörte Kühnheit.

Heute denke ich daran, während die Abendsonne leise die alten Klosterdächer zu röten beginnt, sich unten die Fackeln und Lichter entzünden, das Spiel leidenschaftlicher und leidenschaftlicher wird und die Zuhörer sich immer tiefer in Ergriffenheit und Stummheit zu neigen scheinen. Und der kleine Buchfink schmettert noch immer seinen geharnischten Protest herab. Er lebt ja freilich jenseits von Kultur und Zusammenbrüchen.

Lila, tiefgelb, grün und weiß leuchten die Gewänder — reizvoll sind Gestalten und Bewegungen der törichten Weltfreudigen — der Jungen — der Schönen. Zur Hochzeitstafel hinauf aber führt der mächtige Christus die anderen: die einzig eines künftigen Lebens warteten — des ewigen Lebens — die sich in strengen, verhüllenden Formen „verschöpften“, die von den Schönen lachend als „Betschwestern“ verspottet wurden. Und unsere Sympathien neigen sich bedenklich den Jungen, den Schönen, den Lachenden zu. Aber da wächst vor der tiefe Abendglut ausströmenden Hinterwand die weiße Riesengestalt Christi drohend empor und den ganzen Raum des Hofes füllt die donnernde Stimme:

„Sünder, geh von mir!
Trost und Gnade versage ich dir.
Geh hin! und Ach und Wehe schrei!
Heil heut und nimmermehr dir sei!“

Unten winden sich im Fackellicht um Erbarmen flehend, in Angst schreiend und klagend die Schönen, sie, die nicht Öl auf ihren Lebens-Lampen haben, die, ermüdet von Festen mit Tanz und Ballspiel, eingeschlafen waren und die rechte Stunde versäumt hatten. Als sie einmal erwacht und die fürsorglichen Braven um etwas Öl gebeten hatten, waren sie von diesen herzlos abgewiesen worden. Sie möchten nur beim Krämer kaufen. Gräßliche Stunden aus unserm eigenen Schülerleben dämmern auf. . . Man hatte etwa den Nepos nicht präpariert und erbat in der Zwischenstunde von einem Musterknaben einige Anweisungen; aber dieser wuchs in der ganzen Unerbittlichkeit des wirklich tüchtigen Schülers und künftigen Ehrenbürgers vor einem empor, und zerknirscht sank man in sich zusammen. . . Oh, wie fühlen wir mit den fünf Törichten! Würden sie doch begnadigt! Würden sie doch auch erhöht! Würden doch Lachen und Freude als berechtigt, ja, als etwas dem Himmel Entstammtes anerkannt! — Aber dieser Christus ist

anderer Auffassung. Das Erdenleben sei ernst, streng und entsagend! Im Jenseits leuchtet das wahre Licht! Die Hölle will auch etwas Lebendiges — will ihr Opfer haben. Schon hört man die Teufel dort hinten im Kreuzgang Triumph heulen.

Und sie kommen und umwinden die armen Törichten mit dicken Ketten. Und die Klugen — Allzuklugen — sehen es mit herber Genugtuung und gekröntem Stolz; und Christus steht eisern unter ihnen. Einseitigkeit, Kraft in der Unbeweglichkeit seiner Haltung, in seiner ragenden Größe, in jeder Miene, daß wir in Ehrfurcht zu ihm aufblicken: Ja — so muß ein verweichlichtes Volk wieder gehärtet werden. Kein Erbarmen, wo nur genossen wurde! Nichts von rührseliger Humanität am falschen Orte! Persönlichkeit ist nun einmal einseitig, ist erbarmungslos wie die Tragödie und eben dadurch stark. Also den Hammer her! —

Ist es so?

Auf der Bühne jauchzen die strafenden Teufel. Die gefesselten Jungfrauen ziehen klagend ab. Im Kreuzgang verhallt ihr: „Ach wehe! Ach weh!, daß ich Christus nicht mehr seh!" — War dies das Jüngste Gericht? — Das Weltgericht, wenn auch das „Jüngste" nicht. Denn es ist nicht in der Zeit. Es ist immer, und es wägt die Zustände, die sich selber richten. Hier ist alles Symbol.

Es waren nicht finstere Mönche, die diesmal das alte Werk verkörperten, sondern Lübecker Laienspieler. Die Jungfrauen waren denn auch Jungfrauen, die sich mit der ganzen Freudigkeit der Jugend der Sache gewidmet hatten. Paul Helwig, ein Lübecker Kind, der kürzlich schon in Eisenach die Aufführung des gleichen Spiels geleitet hat, hatte auch bei uns in seiner Vaterstadt die künstlerische Leitung übernommen. Der Text von Freybe lag dem Spiel zugrunde.

In tiefer Ergriffenheit gingen die Zuschauer auseinander. Die Sommernacht dieser Sonnwendtage spannte noch einen lichten Himmel über die Stadt. Der Jasmin duftete überall. Und der Bann, der um die Herzen lag, löste sich überall in Mitteilsamkeit. Freilich, es ist nicht mehr Zeit zu Tanz und wilder Lustbarkeit; aber die Freude, die durch Leid geläutert und vertieft wird, die zu empfinden lernt gar manch einer heute auch noch aus diesen alten Spielen.

Julius Havemann



# Brahms und Bülow

Im Mai 1860 schrieb Hans v. Bülow an Felix Draeseke:

„Liebster Freund, Soeben kommt mir der Wortlau des Hannover-Göttingenschen Circulars zu Gesicht; es folgt hiermit:

‚Die Unterzeichneten haben längst mit Bedauern das Treiben einer gewissen Partei verfolgt, deren Organ die Brendelsche Zeitschrift für Musik ist. Die genannte Zeitung verbreitet fortwährend die Meinung, es stimmten alle ernster strebenden Musiker mit der von ihr vertretenen Richtung überein, erkennten in den Compositionen der Führer eben dieser Richtung Werke von künstlerischem Wert und es wäre überhaupt namentlich in Norddeutschland der Streit für und wider die sogenannte Zukunftsmusik und zwar zu Gunsten derselben ausgefochten. Gegen eine solche Entstellung der Tatsachen zu protestieren halten die Unterzeichneten für ihre Pflicht und erklären wenigstens ihrerseits, daß sie die Grundsätze, welche die Brendelsche Zeitschrift ausspricht, nicht anerkennen und daß sie die Produkte der Führer und Schüler der sogenannten neudeutschen Schule, welche teils jene Grundsätze praktisch zur Anwendung bringen und teils zur Aufstellung immer neuer unerhörter Theorien zwingen, als dem innersten Wesen der Musik zuwider nur beklagen und verdammen können. Johannes Brahms. Julius Otto Grimm. Josef Joachim. Bernhard Scholz.'

Hättest Du Zeit, die Kerle ‚en bloc‘ in einer Broschüre abzutun, so wäre das famos. Ich ließe selbige hier in Berlin drucken. Du hättest Dich um nichts zu kümmern. Gib Antwort oder Feuer, oder beides.“

Im November 1866 an Joachim Raff: „Weiß der Teufel — Kiel ist mir viel sympathischer als Brahms, dessen sämtliche Werke ich einmal eine Woche lang zu Hause gehabt und wirklich ohne Vorurteil gründlich angesehen habe. Schlußeindruck: ich danke — das ist für mich keine Musik. Es verlangt mich nach Haydn. Übrigens Hochachtung und Anerkennung, so viel als verlangt wird — aber à distance.“

Im Mai 1882 in den „Skandinavischen Konzertreiseskizzen:

„Mir geht es nach zwölfjährigem eifrigem Studium des großen Meisters (Johannes Brahms) wie dem Maler Cornelius bezüglich der Stadt Rom. Von einem Gaste aus der Heimat interpelliert, wieviel Zeit vonnöten sei, um die ewige Stadt recht gründlich kennen zu lernen, erwiderte er ärgerlich: ‚Da müssen Sie einen anderen fragen als mich, denn ich lebe erst seit 25 Jahren hier.‘“

Man hat den Wandel in Bülows Ansichten über Brahms, seine Bekehrung von völliger innerer Ablehnung zu begeistertem Prophetentum in äußerlicher Weise mit dem Bruche in Zusammenhang gebracht, der aus persönlichen Gründen in seine Beziehungen zu Wagner und Liszt kam.

Ganz gewiß haben die seelischen Erschütterungen jener Jahre große Bedeutung; aber nicht aus deren äußerem Anlaß, sondern mit innerer Notwendigkeit wandte sich Bülow der Brahmschen Kunst zu.

In dem schönen Aufsatze über Karl Tausig aus dem Jahre 1871 spricht Bülow von der „Entwicklungskrankheit“, dem „Zukunftsfieber“ und sagt: „Richte man uns Irrend-Strebende nicht vor unserem ‚jüngsten‘ Tage!“

Man muß die Entwicklung Bülows als naturnotwendig erkennen und darf diejenigen Musiker glücklich preisen, die sie an sich selbst erleben durften.

Denn es ist keine Entwicklung, wie etwa oberflächliche Beurteiler denken könnten, von Wagner und Liszt weg zu Brahms, (in dem Tausig-Aufsatz sagt Bülow: „Die bis an seinen Tod unwandelbar aufrecht erhaltenen freundschaftlichen Beziehungen zu Brahms machten den immer männlicher heranreifenden Künstler seiner alten Bewunderung und Verehrung für Wagner und Liszt nicht untreu“); es ist vielmehr die Erkenntnis, daß der Fortschritt in der Welt nicht durch Richtungen und Schlagworte entsteht, sondern einzig und allein durch große Persönlichkeiten, daß es überhaupt keinen Fortschritt gibt, sondern nur eine immer neu und anders sich offenbarende Urkraft alles Lebens.

Große Männer sind niemals und nirgends Parteigänger, sie fahnden immer auf Persönlichkeiten. Nicht auf die Richtung kommt es an, sondern auf den Wert!

Natürlich wurde Bülow als „Abtrünniger“, als „Reaktionär“ bezeichnet. Ich habe vor Jahren bereits in einem „Reaktionär?“ betitelten Aufsatze mit den Leuten abgerechnet, die den Fortschritt gepachtet zu haben glauben, und habe immer wieder betont, daß es einer der größten Irrtümer in der Kunst und im Leben sei, den „Fortschritt“ als das Wichtigste anzusehen.

Liszt, der viel zu wenig Gekannte, dem zum wirklichen geistigen Führer nur das Geschmiedetsein in einer harten deutschen Lebensschule fehlte, hat auch darüber schon das Wesentliche gesagt: „Es ist wohl zu unterscheiden, ob das Neue die unumgängliche Folge einer neuen Gefühlsweise und einer aus dieser mit Notwendigkeit hervorgegangenen neuen Form ist oder nur eine Zuflucht geistiger Armut, eine Maske, hinter der sich ein leeres Gesicht verbirgt.“

Bülow wandte sich von diesen Masken, diesen leeren Gesichtern zu Brahms. Seine Jugendtorheiten bereute er nicht, aber er erkannte sie, wenn auch als nicht innerlich notwendig, so

doch als Torheiten. Er wäre sich vor sich selbst lächerlich vorgekommen, wenn er sie als reifer Mann wiederholt hätte.

Die Wandlung ist lehrreich. Sie wird sich auch in dem jetzt üppiger denn je blühenden Fortschritts- und Cliquenrummel wiederholen bei denen, die Natur in sich haben und Persönlichkeiten sind.

Dr. Georg Göhler



# Die Krone der Schöpfung

## Zu unserer Kunstbeilage

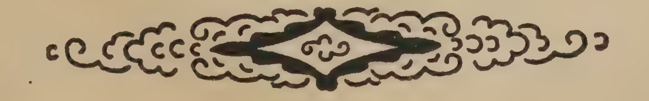
Peter von Anderten ist unserem Leserkreise noch unbekannt. Er tritt hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit, ein junger Künstler, der mit bemerkenswerter Vereinfachungskraft einen kosmischen Gedanken veranschaulicht. In all den Lichtwirbeln der unendlichen Schöpfung gibt es für den beschauenden und erlebenden Geist einen Mittelpunkt. Da handelt es sich aber nicht darum, ob Erde oder Sonne, ob helio- oder geozentrisches System: da ist der erwachte Mensch Kern und Krone der Schöpfung. Und wodurch erwacht er? Durch das Geheimnis wahrer Liebe, die zugleich schöpferisches Schauen und Gestalten ist. Der Mensch ist demnach hier eine liebend erkennende Zwei-Einheit Die wechselseitige Liebe von männlichem und weiblichem Pol entzündet Geistkraft, wenn sie sich aus dem Triebhaften ins wahrhaft Menschliche und Göttliche emporhebt, so daß eine starke, ja die stärkste Strahlung von einem solchen Edelpaar ausgeht und den Sinn, den Wert, die Erfüllung des Weltgeschehens darstellt.

Man beachte den feinen und stolzen Zug, daß der Mann großen Auges gradaus schaut, die zartere, im Profil hingehauchte, ein klein wenig tiefer gestellte Frau jedoch ihrerseits in des Mannes Antlitz. Das liebende Weib schaut durch den Geliebten hindurch in die Schöpfung, liest die Welt gleichsam aus dem Widerschein seiner Augen, während der Mann unmittelbar mit den Dingen kämpft und sie als Geistesbeute in seine Hütte trägt. Das ist keine Herabsetzung der weiblichen Gemütskraft: denn in ihrer geschlossenen Schauweise ist sie oft genialer und seherischer als der Mann.

Es ließe sich eine tiefsinnige Abhandlung über diese schöpferische Polarität zwischen männlicher und weiblicher Veranlagung schreiben. Beide zusammenwirkende Kräfte stehen als liebende Einheit im Kern der Schöpfung; sie werden nicht mehr mitgewirbelt, sie sind der ruhige Mittelpunkt. Sie sind selber Schöpfende, Zeugende, Schaffende; sie strahlen Geistlicht aus — und um sie her schwingen die Lichtspiralen, Kometen und kosmischen Nebel des Weltalls.

So erfasse man medidativ dieses kosmische und zugleich so überaus zeitgemäße Bild! Zeitgemäß? Ja, denn was ist uns in dieser haßgewirbelten Menschheit mehr abhanden gekommen als die Mittelpunktskraft durchgeistigter Liebe?

L.



# Türmers Tagebuch

## Zwanzig Millionen zuviel — Zweierlei Jugend Amerikas Wiedergutmachungsschuld

Der Deutsche Beamtenbund hat kürzlich eine Flugschrift erscheinen lassen unter dem aufrüttelnden Titel: „Wie wir verhungern". Auf 16 Seiten bringt der Verfasser, Erich Lilienthal, plastisch das Elend unseres gegenwärtigen Helotendaseins zur Darstellung. Mit den bescheidensten Mitteln, ohne jeglichen Aufwand an volkswirtschaftlichen oder gar weltpolitischen Theorien, aber gerade deshalb um so eindringlicher und überzeugender, wird auf diesen wenigen Blättern der Beweis von der Notwendigkeit einer gründlichen Revision des Versailler Vertrages geführt.

Die Gestaltung, die Lilienthal diesem Gedanken gibt, ist so einfach wie möglich. Zum Beiege dafür, daß der Versailler Vertrag das ganze deutsche Volk mit Ausnahme einer dünnen Oberschicht proletarisieren muß, und dafür, daß wir trotz des trügerischen Bildes, das das Leben in unsern von Ausländern überschwemmten Großstädten, der Betrieb unserer Fabriken, die Bestellung unserer Felder vorspiegelt, tatsächlich körperlich und geistig verhungern, hat er mit größter Sachlichkeit zusammengestellt, was eine Familie von vier Personen, die im Frieden mit einem Einkommen von etwa 6000 Mark ein behagliches Leben führte, heute verbrauchen müßte, wollte sie heute im gleichen Stile wie im Frieden weiterleben. Auf Grund sorgfältiger Berechnungen kommt der Verfasser bei Annahme der Preise vom 1. April 1922 auf die ungeheure Summe von fast 240 000 Mark im Jahre, auf die Zinsen eines Vermögens von fast fünf Millionen.

Diese Ziffern, die heute nach dem neuen katastrophalen Sturz der Mark noch ganz anders aussehen müßten, zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, wie tief unsere Lebenshaltung gegen früher gesunken ist. Die Blockadejahre des Krieges, Zwangswirtschaft und Rationierung haben uns so an Entbehrungen gewöhnt, daß uns der Unterschied von einst und jetzt gar nicht mehr recht zum Bewußtsein kommt. Man könnte einwenden, es sei überflüssig, vielleicht sogar schädlich, diese bittere Erkenntnis aufzuwühlen. Allein nichts erscheint geeigneter, die fatalistische Ergebung in das Schicksal zu verhindern, als der ständig wache Gedanke an den Verzicht, den jeder Einzelne sich auferlegen muß. „Das Leben ist zur Tretmühle geworden und Deutschland ein Zuchthaus. Aussicht auf Besserung dieser Zustände ist, solange der Versailler Vertrag besteht, nicht vorhanden." Und weiter: „Clemenceaus rohes Wort von den

zwanzig Millionen Deutschen zuviel ist grausige Wahrheit geworden. Zwanzig, vielleicht auch dreißig Millionen leben zuviel auf der armen, ausgehungerten deutschen Erde. Damit noch nicht genug, haben die Feinde durch das Land einen Gürtel bewaffneter Männer gelegt, Wilde und Weiße! Die Besatzung am Rhein soll das schwache Frankreich vor deutschen Hungeraufständen schützen, soll als Gerichtsvollzieher dienen, um sofort zur Pfändung zu schreiten, wenn die Hungernden nicht den vorletzten Bissen Brot hergeben wollen. Vier Tage in jeder Woche arbeitet schon heute jeder Deutsche für die Reparationen. Nach Frankreichs Willen sollen es sechs Tage werden."

* * *

Ein Münchener Professor hat ausgerechnet, daß Deutschland heute kaum mehr denn 40 Millionen Menschen ernähren kann, und er bestätigt so, daß Herrn Clemenceaus Wort bereits wirtschaftstheoretisch zur Tatsache geworden ist: 20 Millionen sind zuviel.

Wo sind diese, die zuviel sind, zu suchen? Die Deutschen sind insgesamt ein armes Volk geworden. Aber innerhalb dieser allgemeinen Armutsgrenzen gibt es genau so erhebliche Verschiedenheiten wie ehedem. Denn die 50 Friedensmark haben sich für den einen in 1000 Papiermark verwandelt, für den andern nur in 500, und für den dritten sind an die Stelle von 50 Goldmark — einfach 50 Papiermark getreten!

Daß es dahin gekommen, daß mit anderen Worten innerhalb des Volkes eine so grauenhafte Ungerechtigkeit in der Verteilung der Kriegsschuldenlasten überhaupt eintreten konnte, ist Deutschlands eigene Schuld, die Schuld seiner Regierungen, der vorrevolutionären so gut wie der nachrevolutionären. Der Ententegläubiger verlangte bisher lediglich die Erfüllung seiner Forderungen und kümmerte sich nicht darum, wie Deutschland sie im einzelnen zusammenbrachte. Wenn jetzt in London die regelrechte Finanzkontrolle zustande kommt, so hat Deutschland selbst zu einem guten Teil die moralischen Vorbedingungen für diese Ottomanisierung unseres Wirtschaftslebens geschaffen. „Hatte früher", legt Justizrat Noël im „Tag" dar, „ein Krieg unglücklich geendet, war Mangel an Geld im Lande. Auch bei uns wäre das eingetreten, wenn wir unseren Bestand an Banknoten, Kassenscheinen und ‚Darlehnskassenscheinen' nicht so leichtfertig vermehrt hätten. Früher hatte der Geldmangel eine Teuerung zur Folge, die mit diesem Mangel in geradem Verhältnis stand. Der Geldmangel erzwang Sparsamkeit. Das Leben wurde gewiß dadurch nicht angenehm; vielfach herrschte Not; aber die Not trug ihr Heilmittel in sich selbst, sie erzwang Einschränkung und Anspannung aller Kräfte, und dadurch konnten bessere Zeiten angebahnt werden. Von alledem sehen wir infolge der leichtsinnigen Schaffung von Geld heute das Gegenteil. Wie kommt es, daß weite Kreise der Bevölkerung jetzt sovielmal 1000 Papiermark ihr eigen nennen, als sie früher 100 Goldmark besaßen, an deren Stelle sie heute höchstens 50 besitzen dürften? Die Antwort wird dem nicht schwer, der beobachtet, was nach einer Lohnsteigerung passiert. Kaum hat ein Streik die Arbeitslöhne erhöht, so steigen, oft noch am selben Tage, die Preise aller Waren. Die erhöhten Preise und die dadurch verteuerte

Lebenshaltung raubt den Arbeitern die Frucht ihres Streiks und legt ihnen nahe, weitere Lohnerhöhung zu fordern. Unmöglich wäre das, wenn nicht inzwischen neue Ballen Papiergeld auf den Markt geworfen wären. Da nun aber Geld ‚auf der Straße liegt', so steigern sich die Preise weiter, die die Kaufleute ansetzen, und wiederum wird den Arbeitern, da ja das Geld auf der Straße liegt, auf neuen Streik eine neue Lohnerhöhung zugestanden. Neues Papiergeld wird gedruckt, und wiederum steigern sich alle Preise, weil jetzt noch mehr Geld zirkuliert als früher. So schraubt sich die Inderziffer, erst langsam, dann mit immer vermehrter Geschwindigkeit in die Höhe. Abseits aber stehen diejenigen, die weder durch Streik eine Lohnerhöhung erzwingen noch den Preis ihrer Waren steigern können. Auf ihre Kosten geht das frivole Spiel, das durch die Geldvermehrung betrieben wird."

* * *

Herr Ignaz Wrobel, der in linksgerichteten Blättern Esprit zu verspritzen wähnt, wenn er alles „Nationale" herabzieht, hat kürzlich auseinandergesetzt, es gebe heute zwei Deutschland. Das eine sei das gemütsrohe Bürgertum, das den Hungernden auf der Landstraße durch schöne schmiedeeiserne Gitter von dem gemütlich Frühstückenden hinter dem Gitter trennt. Die Hungernden, das sind natürlich die Arbeiter. Ein Unerfahrener, der die sozialistische Presse zurate zöge, würde diese Behauptung des Herrn Wrobel tagtäglich wiederholt finden. In Wirklichkeit weiß jedes Kind, daß die Dinge wesentlich anders liegen. Dem deutschen Arbeiter geht es relativ und vielfach absolut besser als dem früher wohlhabenden mittelständischen Rentner. Man wird den Arbeitern ihre jetzt menschenwürdigeren Verhältnisse von Herzen gönnen, aber warum wird diese ganz offenkundige Tatsache auf sozialistischer Seite geflissentlich verschwiegen und es stets so dargestellt, als ob die Arbeiterschaft allein es sei, die alle Lasten der Reparation trage? Dieses Märchen hat mehr als alles andere zur Verhetzung armer Hirne beigetragen. In welcher bösartigen Form es auftritt, dafür nur ein Beispiel, der unabhängigen „Freiheit" entnommen:

„Graufeuchter Herbsthimmel über der Stadt. Es ist Mittagzseit. Die Satten und Behäbigen finden ihren Tisch reichlich gedeckt. Die armen Teufel sehnen sich nach einem Stück Brot. Durch die Fensterscheiben lockt es: Weißbrot. Blütenweiße Schrippen. Brot, Brot, Brot. Die Behäbigen kauen mit schmatzendem Behagen in gut gewärmten Räumen ihr Mittagessen. Die armen Teufel frieren und stieren den Bäckerladen an. Da plötzlich, wie eine Eingebung — die Ladenscheibe klirrt! Hände greifen — — Brot, Brot!! .. Im nächsten Augenblick ist die Auslage leer.

Ein fetter Bürger, mit sanftem Bauchansatz, wendet sich an einen Arbeiter: ‚Dies Pack! Räuber! Plünderer! Ganz anders sollte man mit der Bande aufräumen!'

Der Arbeiter entgegnet: ‚Den Leuten geht es schlecht. Sie haben Hunger. Wer hilft ihnen? Eigentlich müßte ich mit dabei sein.'

Der Bürger verzieht sein Gesicht: ‚Sie? Sie sind ja gut gekleidet. Was haben Sie mit dem Pack zu tun?'

Der Arbeiter reißt sein Halstuch ab, öffnet rasch den Überzieher: ‚So — sehe ich aus!'

Unter der dürftigen Weste **kein Hemd**, die Hosen zerschlissen und zerfranst. ‚So sehe ich aus,' wiederholt er bitter; ‚eigentlich müßte ich auch mit dabei sein. Es sind meine Leidensgefährten!'

Der Bürger schweigt betroffen, bis ihm das Herannahen der Schupo seine Sprache wiedergibt.

‚Schlagt hinein in die Bande! Den Kolben auf die Schädel! Kugeln in den Bauch! Die verfluchten Schweine! Plündern wollen sie, plündern . . .!'" . . .

Dieser „Bürger", ein unmögliches Gemisch aus Roheit und Idiotismus, dieser Arbeiter, der sich bei einem Stundenlohn von durchschnittlich 30—40 Mark kein Hemd auf den Leib kaufen kann — was für kitschig erlogene Typen! Aber das zieht.

In der „Zeit" erzählt jemand: „Ich war neulich in einer Arbeiter-Kolonie. Die Männer spielten Karten, rauchten Zigaretten und waren alle kerngesund! Sie klagten natürlich über die schlechten Zeiten, daß Frau und Kinder nichts zu essen hätten, daß sie selbst schwer arbeiten müßten und so. Das schloß nicht aus, daß einer von ihnen beim Kartenspiel binnen dreiviertel Stunde 600 — Mark verlor. Schlesische Lotterie heißen sie's."

Ein anderes Zeitbild: „Ich hatte bei einer Firma, die mich interessierte, vorzusprechen. Der Türhüter war sehr nett zu mir, lud mich ein, Platz zu nehmen, der Chef sei noch nicht da, und hub folgendes mit mir an: Er verdiene **bloß** (Juli 22) wöchentlich 700 Mark, sein Sohn wöchentlich 2500 Mark, das sei ja gar kein Geld, wo das Geld heute so wenig Wert habe; wenn seine Frau nicht den gutgehenden Laden hätte, würden sie unmöglich durchkommen heute usw.

Ich ließ den Mann schwätzen. Was sollte ich sagen? Ich war wie gelähmt: ich dachte an den Mittelstand."

* * *

Der deutsche Mittelstand — ist er es vielleicht, der aus den 20 Millionen besteht, die Herr Clemenceau für überflüssig hält?

In einer Zeit, da das Schiebertum dominiert, da die Sechs- und Achtjährigen mit gewichtigen politischen Forderungen demonstrierend durch die Straßen ziehen und die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen in dem Wahn erzogen werden, als gehöre ihnen die Welt, ist für jene Bevölkerungsschicht, die Immermann in seinem „Münchhausen" den „ehrwürdigen, tätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstand" nennt, freilich keine rechte Daseinsmöglichkeit mehr. Jedermann geht an der mittelständischen Tragödie vorüber, wie honette Leute es tun, wenn ein Hund auf der Straße mißhandelt wird. Man schaut geniert zur Seite — —

Die Älteren und die Alten, die Vierzig-, Fünfzig- und Sechzigjährigen haben, abgekämpft und zermürbt, im großen und ganzen es aufgegeben, sich tatkräftig gegen das widrige Geschick zu wehren, das sie wie in einem Sumpf langsam versacken läßt. Selbst ihre Klagen, von kräftigeren Lungen übertönt, verstummen allgemach. Aber die Jungen wollen sich nicht unterkriegen lassen. Sie ringen mit noch ungebrochenem Mut darum, an der Oberfläche zu bleiben. Der „Werkstudent" ist eine Erscheinung der Nachkriegszeit, eine erfreuliche, zugleich doch aber auch betrübliche. Gewiß, es bedeutet einen nicht zu unterschätzenden Gewinn, wenn der

aus bürgerlichem Boden stammende Student frühzeitig schon in unmittelbare Berührung mit der anderen sozialen Schicht gerät. Aber man darf ob solchen Urteils die Einbuße nicht vergessen, die nicht ausbleiben kann und die körperlicher und geistiger Art ist. Einer doppelten Betätigung hält nur der physisch Starke auf die Dauer stand, und ähnlich liegt es mit dem geistigen Ertrag eines Studiums, dessen Kosten durch Arbeit aufgebracht werden müssen. Ein bedenkliches Streiflicht auf die Bildungsverhältnisse der akademischen Jugend wirft zum Beispiel der Umstand, daß im letzten Jahre ein verminderter Andrang der Studenten zu den Bibliotheken zu bemerken ist. Bei der Berliner Staatsbibliothek hat die Zahl der studentischen Entleiher ganz beträchtlich nachgelassen, und vergleichende Zahlen aus der Universitätsbibliothek bestätigen diese Wahrnehmung. Die Gründe für den scheinbaren Unfleiß der Studenten sind tiefbedauerlicher Natur und liegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Nach der Angabe des Wirtschaftsamtes des Studentenausschusses sind etwa zwanzig Prozent der an der Universität Berlin Immatrikulierten nur im Nebenberuf Studenten. Sie sind immatrikuliert, um die für das Examen vorgeschriebene Semesterzahl zusammenzubekommen, aber sie müssen für ihren Lebensunterhalt arbeiten und können ihr Studium nicht regelrecht absolvieren. Weitere dreißig Prozent sind auf Halbtagsarbeit angewiesen, die sie durch den Studentenausschuß oder das Rote Kreuz an Instituten, Banken, bei Anwälten usw. erhalten haben. Abermals dreißig Prozent leben von Nebenbeschäftigungen, wie Übersetzungen, Nachhilfestunden, Sprachunterricht usw., und höchstens fünfzehn Prozent sind in der Lage, ohne Nebenberuf ihrem Studium nachzugehen. In ganz Deutschland befinden sich in den gegenwärtigen Ferien von den 80 000 bis 90 000 Studenten, die wir zählten, gegen 20 000 als Werkstudenten auf Arbeit. Sie werden nach dem Tarif für ungelernte Arbeiter bezahlt und arbeiten in Eisenbahnwerkstätten, beim Streckenbau, im westfälischen und Braunkohlenbergbau, als Erntearbeiter, Gärtner und in Süddeutschland besonders bei der Moorkultur. So drückt die Not der Zeit dem geistigen Nachwuchs ihren Stempel auf.

* * *

In diesem Werkstudententum findet man viel wütende Energie, viel herbes Heldentum und bisweilen einen neuen und eigenartigen Idealismus, der weit über die erbärmliche Gegenwart hinausweist. Im „Tag“ hat jüngst ein solcher „Industriejunge“ die Eindrücke und Gefühle geschildert, die sich in ihm verdichteten, als ihn die Eisenbahn nach einer schweren Arbeitswoche durchs Industriegebiet trug.

„Ich weiß nicht, ob das auch andere Menschen empfinden, die das Industriegebiet im Abenddämmer oder bei Nacht durchreisen, die entweder in ihm aufwuchsen, durch Arbeit mit ihm verwachsen sind, oder die ihm eine starke, aus Sachlichkeit und persönlicher Ethik geborene Zuneigung entgegenbringen: Ich empfinde jedesmal die Fahrt durch die sparsam ausgenutzten Äcker, die kargen Wiesen, die vielfenstrigen, eintönigen Häuserfassaden, deren Verzierung der Ruß alsbald jede Ornamentwirkung nimmt, die Gitterbauten der Förderschächte und Kohlentransportanlagen, — das unermüdliche Räderwuchten vorbei an langen Schloten und der von puritanischer Zweckmäßigkeit zeugenden Backsteingotik der Industriekirchen, das

Einlaufen in Netze und Weichen, den Wirrwarr von Waggons, Signalen, Masten, Bahnsteigen, Menschen und Geschäftigkeit, — das Wiederauslaufen in eine Nacht, die weither von Hochofenflammen durchhellt ist, — dies wimmelnde Durcheinander von Eindrücken empfinde ich als harmonisches Zusammenspiel, als Durchgleiten der Adern eines stark pulsenden Herzens, in dem sich die Eigenart des ganzen Körpers konzentrieren muß: Das Herz ist das Industriegebiet und der Körper das zukünftige Deutschland!

Ich habe stets eine arbeitsreiche Woche hinter mir, und diese Fahrt schließt sie mit einem Rückblick und leidenschaftlichen Ausblick ab. Alles, was ich tat, dachte, was ich schrieb und las, verdichtet sich noch einmal in mir zu einem Extrakt und stellt sich mit geradezu erstaunlicher Sprunghaftigkeit und Glut auf die rußige, durchflammte Arbeit ein, die diese Landschaft aushaucht. Alle zeitgemäßen, politischen und wirtschaftlichen Probleme, die in uns nach Mitarbeit und Urteil drängen, setzen sich zu ihr in lebendige Beziehung: Die Gedanken des Wiederaufbaues, der Arbeitsgemeinschaft, die großen Pläne der Siedlungsform, die Vorarbeiten zur Schöpfung eines umfassenden Arbeitsrechts, die Lösung der Kohlen- und Ernährungsfrage als Grundlagen einer gesunden Volkswirtschaftspolitik, kurz, die meisten großen Probleme, die uns heute beschäftigen, gewinnen eine fast sinnliche Überzeugungskraft und Anschaulichkeit angesichts dieser tausendfachen Symbole der Arbeit“ ...

* * *

Schwerlich läßt sich ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen der schwer ringenden jungen bürgerlichen Intelligenz und jener *proletarischen Jugend*, die einer unsinnigen Lohnpolitik zufolge im Gelde schwimmt. Es ist kein Zufall, daß trotz der Teuerung der Verbrauch an Zigaretten, Schokolade und Alkohol gegenüber den Friedensjahren erschreckend gestiegen ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Mehrverbrauch zu einem nicht geringen Teil der unverhältnismäßig hoch bezahlten ungelernten *Arbeiterjugend* aufs Konto setzt. Ein Bergarbeiter schildert in dem sozialistischen Gelsener „Volkswillen“ das Treiben der dortigen hochbezahlten Jugend. Er berichtet aus seinen Erlebnissen an einem Abschlagstage, daß ihm in einer Zechenkolonie laut gröhlende betrunkene junge Leute begegnet seien und schreibt weiter: „Auf der Wildenbruchstraße sehe ich zwei junge Burschen, die heftig gestikulierend mit einem Schupobeamten verhandeln. Einige Leute sehen zu. ‚Was haben die gemacht?‘ fragt ein Mann. ‚Die sind betrunken!‘ antwortet jemand, ‚die haben Mädchen belästigt, Jungen verhauen und sich wie wild angestellt. Der eine hat einen Revolver bei sich, der andere ein langes Messer.‘ — ‚Warum nimmt denn der Schupomann die Rowdies nicht mit?‘ — ‚Ja, der hat gesagt, wenn die einen Revolver haben, kann ich nichts machen.‘ Tatsächlich geht der Beamte fort, und die Rüpel ziehen höhnisch grinsend den Hut vor ihm ab.

Auf der Ringstraße wieder ein Betrunkener. Er hat ein neues, nicht eingepacktes Salzfaß in der Hand und schwankt bedenklich.

Wieder hundert Schritt weiter. Da kommen gleich viere und singen. Was? ‚Völker, hört die Signale — — die Internationale erkämpft das Menschenrecht.‘ Da habe ich meine Schritte beschleunigt, um nichts mehr zu hören und zu sehen.“

Und der „Deutschen Tageszeitung“ wird aus einer Stadt im Ruhrgebiet geschrieben: „Ein hiesiger Wirt, dem das Geldeinnehmen noch nicht über alles geht, klagte mir sein Leid darüber, daß die jugendlichen Arbeiter heute gar nicht genug Geld ausgeben könnten. Wenn sie von ihm z. B. eine Zigarre — aber eine gute — verlangten und er ihnen eine Zigarre zu 3 Mark anböte, fragten sie, ob er keine zu 5 oder 6 Mark habe. Wenn die Leute einen guten Schnaps trinken wollten und er ihnen einen zu 8 Mark oder 10 Mark brächte, meinten sie, daß es in Gelsenkirchen auch solche zu 12 Mark oder 15 Mark gäbe, ob er die nicht auch hätte.

Vor kurzem beobachtete ich zwischen dem Werk der Gutehoffnungshütte und der Mannesmannröhrenwerke folgendes:

Vor mir gingen einige jugendliche, zweifellos dem Arbeiterstande angehörende Leute in dem heute bei ihnen zu beobachtenden Talmiglanz, d. h. mit Handschuhen, feinen Spazierstöcken usw. Ihnen entgegen kam ein Bäckermädchen mit einem Korb voll Brötchen. Die Arbeiter hielten das junge Mädchen an, schäkerten zunächst mit ihm, kauften dann Brötchen und bewarfen sich damit auf offener Straße, ein Verhalten, das selbst einige zuschauende Arbeiter der Gutehoffnungshütte zu der Bemerkung veranlaßte: ‚Man sollte mit dem Knüppel dreinschlagen.‘“

So geht in Tausenden und Abertausenden von Fällen das Geld, das die Arbeiterjugend schnell und leicht verdient, für ein hemmungsloses Triebleben oberflächlichster Art dahin. „Schaut doch einmal“, so klagt der Arbeiterdichter Karl Bröger in der „Tat“, „an einem Sonntag in einer Großstadt junge und auch ältere Arbeiter an! Auf ihr Äußeres, ihre Vergnügungsansprüche, ihren Stil, die Zeit auszufüllen! Seht ihr nicht recht häufig Affen, die im Spiegel des verhaßten ‚Bourgeois‘ ihre Grimassen schneiden? Haben diese Proletarier nicht das völlig kulturfremde Bemühen, einem Gentleman zu gleichen, der alles andere als ein Arbeiter ist?“

* * *

Es ist ja kein Wunder, wenn unerfahrene junge Leute, die plötzlich in den Besitz größerer Geldsummen gelangen, bei deren Verwendung auf die abwegigsten Ideen geraten. Gierig suchen sie die Genüsse des Daseins an sich zu reißen, und greifen doch ins Leere. Denn was diesen unreifen Köpfen allen vielleicht als höchste Dynamik des Lebens erscheint, die Vergnügungen, die lockend die Großstadt bietet in Dielen, in Bars, in Rummelplätzen, in Kinos und Tingeltangeln, ist doch nur Krampf, der notwendig in Erschlaffung, in Ekel und Überdruß enden muß. Die Sucht nach Rausch, nach Betäubung, nach Taumel und Orgie ist allen den „neuen Reichen“ gemeinsam, aus welchen Schichten der Bevölkerung sie aufgestiegen sein mögen. Der Kulturkritiker kennt ähnliche Zeitläufte in der Geschichte der Menschheit. Das untergehende Rom, das Paris Ludwigs XVI. weist die selben Merkmale auf. Es ist der phosphoreszierende Schimmer, der irrlichterierend aus verwesenden Stoffen leuchtet.

Aber wer tiefer sieht, nimmt neben dieser „Lebenslust“, dieser verzerrten Ausgelassenheit, die sich lärmend austobt, das graue Elend wahr, das stumm und mit starrem Blick durch die Lande schleicht. Es ist immerhin bemerkenswert, wenn ein Fernstehender, der frühere italienische Ministerpräsident Francesco Nitti, ein Staats-

mann von Rang und scharfer Beobachter, zu dem Schluß gelangt: „Deutschland ist in einem Zustand verzweifelter Erbitterung und großer Gedrücktheit.“ Und wer denkt nicht an die Mordepidemie der letzten Monate, wenn er fortfährt: „So widersinnig es aufs erste erscheinen mag, nimmt diese Niedergedrücktheit zuweilen eine Form an, die an psychische Störung grenzt.“

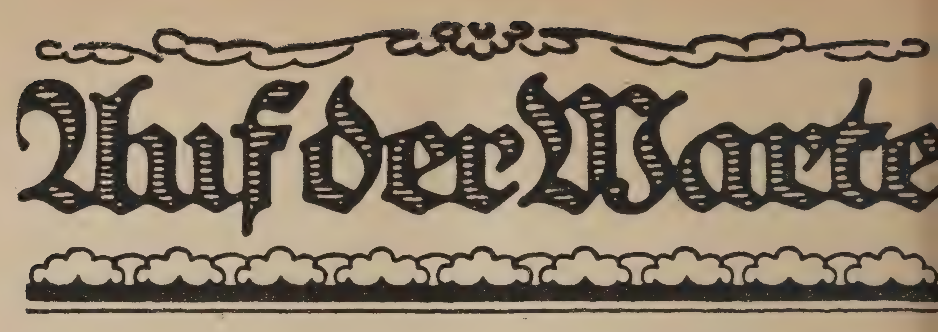
Der italienische Staatsmann legt sich im „Berl. Tageblatt“ in einem Aufsatz, dem man die weiteste Verbreitung im Ausland wünschen möchte, die Frage vor: „Was sind die Gründe des Gesamtzustandes in Deutschland?“ Und die Antwort, die er sich gibt, lautet: „Vor allem die Art und Weise, wie der Friede gemacht, sodann wie er durchgeführt wurde.“ Zum Beweis dessen greift er zurück auf die unanfechtbaren Tatsachen, die er in seinem kühnen Buch „Europa ohne Frieden“ zusammengetragen hat und die erkennen lassen, daß die in Paris abgeschlossenen Verträge die Verneinung aller von der Entente aufgestellten Grundsätze sind. „Niemals hat das seit hundert Jahren an den Sieg gewöhnte Deutschland, als das Waffenglück ihm lächelte, seine Macht mißbraucht, noch Attentate gegen die Gesittung begangen, wie sie durch die Friedensverträge der Entente und ihre Anwendung hervorgerufen wurden.

Man kann nicht leugnen, daß Deutschland und seine Verbündeten die meisten Schlachten gewonnen haben, so wenig als man leugnen kann, daß Deutschland hauptsächlich darum fiel, weil Hunger und Rohstoffmangel der Bevölkerung allzu harte Opfer auferlegten; aber auch, weil die Proklamation der Entente und vor allem die von Wilson übernommenen feierlichen Verpflichtungen Amerikas mit der Garantie eines gerechten Friedens die innere Widerstandskraft Deutschlands schwächten. Wilson hatte wiederholt gesagt, daß es weder Kontributionen, noch Annexionen, noch Strafentschädigungen geben dürfe (11. Februar 1918); daß das Recht kostbarer sei als der Frieden selbst; daß man nicht mit dem deutschen Volke, sondern mit dem deutschen Kaiser Krieg führe; daß die dem Krieg folgende wirtschaftliche Neuregelung auf dem Grundsatz vollständiger Gleichheit ruhen müsse. Seit Jahrhunderten hatte man keinen Frieden geschlossen, ohne daß die beiden Teile über ihn zuvor verhandelten und sich, wenn auch notgedrungen, verständigten: zum ersten Male in der Geschichte wurden Deutschland und die besiegten Völker nicht einmal angehört, als ob es sich um wilde Völkerstämme handelte.“

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren das entscheidende Element des Krieges. Statt der vierzehn Punkte Wilsons hat man auf Deutschland vierzehn Formen der Demütigung, der Auflösung, des Bruches feierlicher Verpflichtungen angewandt. „Amerika“, sagt Nitti, „kann heute nicht beiseite treten.“ In der Tat! Es ist höchste Zeit, daß Amerika sein „Desinteressement“ an den europäischen Dingen aufgibt. Es hat eine moralische Wiedergutmachungsschuld gegenüber Deutschland, das, durch die falschen Versprechungen Wilsons betört, gutgläubig die Waffen aus der Hand legte.

Wird Amerika Nittis Stimme hören?






## Lienhards „Westmark“ im besetzten Gebiet verboten

Vor uns liegt ein Schriftstück aus Koblenz, in französischer und deutscher Sprache. Daraus ist zu ersehen, daß der bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart 1919 erschienene, bereits in 50. Auflage vorliegende Roman „Westmark“ von Friedrich Lienhard im besetzten Gebiet verboten ist. Weshalb verboten? Von den Franzosen verboten, weil dieses Buch „die Sicherheit und die Würde der Besatzungstruppen beeinträchtigt“!

Noch einmal: die „Sicherheit und Würde“ (sécurité et dignité) der farbigen Besatzungstruppen ist durch einen deutschen Roman beeinträchtigt, der im Elsaß des Jahres 1918 spielt und, wie des Verfassers ganzes Schaffen, auf Innerlichkeit und in diesem Fall auf Wehmut um die verlorene Heimat eingestellt ist.

Steht es wirklich da? Es steht wörtlich da: Sicherheit und Würde. Die Würde jener dunklen Besatzungstruppen, die in der ganzen Welt berüchtigt sind, weil die Sicherheit und Würde deutscher Frauen und Mädchen von ihnen auf das schmählichste bedroht ist — die Würde und Sicherheit dieser Besatzungstruppen ist bedroht.

Wir verzeichnen diese neueste Unterdrückung durch den französischen Militarismus, der schon unsren „Türmer“ in Elsaß-Lothringen und in ganz Frankreich verboten hat. Diese Nation, bis an die Zähne bewaffnet, wollte uns Deutschen „Freiheit“ bringen — Freiheit vom Militarismus!

Im übrigen noch dies: der Sinn jenes Romans ist schon im einleitenden Gedicht deutlich ausgesprochen.

. . . „Das unbeseelte Reich zerbrach,
Wir stehn vor aller Welt in Schmach;
Nun bleibt uns aufzubaun aus Licht
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.
Hier, deutsche Jugend, ist die Bahn:
Beseelt Neudeutschland! Fanget an!“

Demnach ist der Sinn des Buches nicht Re-vanche, sondern Beseelung. Das komm[t] auch in der Rede des vertriebenen Elsässer[s] auf der vorletzten Seite des Buches trauern[d] und herb zum Ausdruck: „Deutschlan[d] braucht Seele ... Nun hoffe ich noch au[f] eine Auslese, auf das heimliche Deutschland, auf jene Großmacht des Herzens, deren Weis-heit aus Märchen, Mythos und einzelne[n] Meistermenschen uns entgegenleuchtet. Diese Großmacht will ich in aller Stille zu diene[n] suchen. Nicht also dem Papier, sondern dem königlichsten Stoff, den dieser Planet be-herbergt: der gottsuchenden Menschenseele.“ Und der Trinkspruch des Hausherrn auf de[r] letzten Seite schließt mit den Worten: „Und so hält unser Herz dennoch das Elsaß fest. Denn viele Gute von dort kommen zu uns. Und gemeinsam wollen wir, die ausgewander-ten Edelsassen und die im Reiche vorhandene[n] Edeldeutschen, durch Leid geläutert di[e] deutsche Seele bauen. Es ist Elsässe[r] Wein, den ich Ihnen hier vorgesetzt habe, meine Herren! Stoßen Sie mit mir an: Unsere liebe, nie zu vergessende deutsch[e] Westmark — und das beseelte Reich!“

Durch die hier bekundete Gesinnung komm[t] also die „Sicherheit und Würde“ französische[r] Besatzungstruppen am Mittelrhein in Gefahr.

Ist vielleicht schon der Titel „Westmark“ eine Versündigung, sofern hier das Elsaß al[s] des deutschen Reiches Westmark dem Empfinden eingeprägt wird, während Frank

reich das linke Rheinufer als seine Ostmark beansprucht?

Es fällt uns nicht ein, gegen das Verbot Bitten oder Protest zu erheben. Die Rheinlandkommission hat die Macht; sie handhabt diese Macht in feindseliger Weise und mit den fadenscheinigsten Gründen. Sie möge fortfahren, ihr Wesen zu enthüllen!

*

## Karl Henckell

ist einer jener jungen Geistesoffiziere, die mit dem Marschallstabe im Tornister um 1890 auszogen — und die von dem Anstrom der massenhaften Literaten dieser letzten Jahrzehnte in den Hintergrund gedrängt wurden. Jetzt wagt es der tapfere Verlag J. Michael Müller, München, Karl Henckells Gesammelte Werke in vier schönen Bänden herauszugeben, sogar mit Bildern und Faksimiles reichlich geschmückt. Das Werk kann sich sehen lassen. Es gibt einen Überblick über einen ehrlichen, offenen Poeten, dessen hauptsächliches Talent sich in sangbarer Lyrik und in sozialen Gedichten ausströmt. Das Wort „sozial" gilt hier im engeren wie im weiteren Sinne eines Bedürfnisses nach Lebensgemeinschaft überhaupt.

Wie stark war in ihm die soziale Note schon damals! Jene Lyriker um Anno Neunzig, obenan Holz und Henckell, brachten grade in der stürmisch erfaßten Erkenntnis der sozialen Probleme einen neuen Ton in die Dichtung. Henckell ist sehr oft vertont worden. Sein Tonfall ist rasch und lebendig, seine Formen mannigfaltig und natürlich, nicht verkünstelt; er ist eigentlich immer Jungbursch geblieben, fest anpackend, kampflustig. Der zweite Band heißt „Das Buch des Kampfes" und begleitet die Geschehnisse der letzten Jahrzehnte bis in das gegenwärtige Zeitalter der Schieber, denen der Dichter ein kräftig Wörtlein widmet („Nach uns die Sintflut"). Das erste Buch ist der Natur und der Liebe gewidmet; und da singt und klingt es dem Komponisten entgegen. Das dritte steht unter dem Gesichtspunkt: „Buch des Lebens", mit einer längeren „Symphonie des Lebens" in äußerst flüssig und flott behandelten Stanzen, worin — wie auch sonst oft — die freiheitliche Stimmung des Poeten zum Ausdruck kommt. Und den Beschluß macht das „Buch der Kunst": da setzt sich der Sänger mit Kollegen und Nachbarkünstlern in der ihm so wohl anstehenden Frische und Unmittelbarkeit auseinander. „Nachdichtungen" lassen das Gesamtwerk ausklingen, das der Dichter selber kritisch gesichtet und mit einem kurzen selbstbiographischen Vorwort eingeleitet hat.

Man darf ihn und seinen Verlag zu dieser eindrucksvollen Abrundung eines Lebenswerkes beglückwünschen. L.

*

## Notruf im Namen Fichtes

„In schwerer Zeit soll man sich sammeln. Dieses Sammeln ist aber nichts anderes, als sich wachrufen, was man Rechtes und Schlechtes gedacht und getan, in sich gehen, daß sich uns der ganze inwendige Mensch nach außen kehrt und wir uns unserer selbst bewußt werden. So sollten es auch die Völker machen ... Tausende verlieren in bewegter Zeit stracks alles Organ für die Werke des Geistes, weil ihnen diese nur Spiel und Genuß waren; jeder muß sparen, aber statt beim Essen und leeren Vergnügen, beginnt man das Sparsystem bei seiner inwendigen Erziehung und Erhebung, wohl gar beim Unterricht der Kinder. Wir Deutsche sind so stolz auf unsere geistige Macht und werfen unsere geistigen Bedürfnisse doch also rasch über Bord, wenn die Börsenkurse nur etliche starke Ohrfeigen erhalten."

Diese Worte des Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehl aus seiner Schrift „Die deutsche Arbeit" (1861) sind wie für unsere Zeit gedacht. Sie gelten aber nicht nur der leichtlebigen Gesellschaft, die im Taumel leerer Vergnügungen sich über die Not der Zeit betäubt, sondern auch den ernsten Männern, die unsere Politik machen, welche heute das Interesse Aller außer den vergnüglichen Ablenkungen fast allein noch erfüllt. Man starrt wie hypnotisiert auf das Damoklesschwert oder den Felsblock, den der Feind bereit hält, um ihn auf uns niedersausen zu lassen, und versäumt darüber den inneren Aufbau,

verkürzt die Werke des Geistes, die uns beim Zusammenbruch allein wieder aufrichten und retten könnten. Dieser Vorwurf trifft vor allem die Presse, die unter dem Druck der Papiernot überall zuerst den Raum, der der inwendigen Erziehung und geistigen Erhebung gewidmet sein sollte, einschränkt, um ihn fast ausschließlich der Großmordpolitik des Feindbundes, sowie für die kleinen inneren Raubmorde, Verbrechen, Ausartungen und Exzesse in Wahrheit und Filmdichtung zur Verfügung zu stellen, nach denen das sich selbst überlassene sensationslüsterne und lesebegierige Publikum verlangt. Es muß einmal rückhaltlos ausgesprochen werden, daß die Haltung der gesamten Presse aller Parteien in dieser Hinsicht in unserer ernsten Zeit geistiger Not nicht zu verantworten ist. Den ernster gerichteten Geistern ist die Zeitung — und in den periodischen Zeitschriften steht es nicht viel besser — längst verleidet worden. In welches Blatt man auch hineinsieht, überall findet man fast den ganzen Raum nur von denselben Hiobsposten, dem gleichen Unglücksrabengekrächz gegenseitiger Anschuldigungen und Parteigezänk, wenn nicht Geheul, erfüllt. Die Werke des Geistes aber finden sich darüber immer weiter in die Ecke gedrückt.

Es ist daher kein Wunder, daß unter dem Druck des Feindbundes keine geistige Erhebung in Deutschland zustande kam, wie unter dem Druck Napoleons vor hundert Jahren; denn weder ist in unseren Tagen ein Fichte erstanden, noch würde, wenn er erstünde, seinen flammenden Worten von der Presse Raum gegeben, geschweige, daß er von ihr allgemein auf den Schild erhoben würde. Vielmehr dürfte er von Links als „nationalistisch" verdächtigt und beschimpft, von Rechts als „sozialistisch" bekrittelt werden. Man bringt wohl hin und wieder einen Artikel über Fichte unter Hinweis auf die gleiche Lage seiner Zeit mit der unserer Tage, der übrige Inhalt der Presse aber ist auf beiden Seiten in der Regel das gerade Widerspiel von Fichtes Warnung vor der „freundlichen Gewöhnung an unseren elenden Zustand". In seiner 14. „Rede an die deutsche Nation" erklärte Fichte: „Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren," und er fordert einen Entschluß, „der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat, und der ohne Wanken fortdauere und fortwalte, bis er am Ziel sei." Denn das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war nach Fichte die „süße Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise dazusein".

Wie eine Ironie auf diese ernsten Mahnworte aber klingt es, was der Verfasser in unseren Tagen in der Presse erlebte. Vor Jahresfrist wurde mir von der Schriftleitung einer Berliner Tageszeitung, für die ich jahrelang kultur- und gesellschaftskritische Beiträge im Geiste Fichtes geliefert hatte, die überraschende Mitteilung, daß derartige Artikel für die gegenwärtige Zeit jetzt „zu ernst" seien, in der dem Publikum nur leichter Unterhaltungsstoff geboten werden dürfe! Also in einer Zeit nicht nur politischen, sondern auch sittlich-geistigen tiefsten Niedergangs, wie die allgemeine Veräußerlichung, Verlüsterung und süchtige Entartung selbst in gebildeten Kreisen zeigt, wird einem Autor die erziehlich aufbauende Wirksamkeit beschränkt, um das Publikum weiter in „süße Selbstzufriedenheit" und „freundliche Gewöhnung an seinen elenden Zustand" einzuwiegen, und damit zugleich den seichteren Elementen in der Presse Spielraum zu geben, hinter denen die ernsteren Autoren zurückstehen müssen. Diese Zeitung war die inzwischen eingegangene „Post". Aber auch in anderen ansehnlichen führenden großen Tageszeitungen hat inzwischen, wie ich beobachten konnte, der bloße Unterhaltungsstoff die kultur-erziehlichen Beiträge immer mehr verdrängt.

Zu welcher erschreckenden Gedankenlosigkeit und Abgestumpftheit eines gebildeten Publikums aus guten, wenn nicht der „besten" Kreisen gegen jede feinere Empfindung dies bereits geführt hat, daß die Presse sich in keiner Weise ernstlich seiner Erziehung an-

nimmt, soll ein Erlebnis zeigen, das der Verfasser unlängst an dem Gesellschaftsabend einer der großen politischen Parteien hatte, zu der er, nebenbei bemerkt, nicht gehörte, aber geladen worden war. Zur Eröffnung dieses Abends wurde die 14. Rede Fichtes an die deutsche Nation von Carl Wallauer in ungemein wirkungsvoller Weise vorgetragen. In der Folge ergriff Reichswehrminister Dr. Geßler das Wort, um unter Hinweis auf die nationale Selbstdisziplin der Engländer während des Weltkriegs ernste Mahnworte an die Versammlung in diesem Sinne zu richten. Die Einschränkung der Lebenshaltung, so führte er aus, die sog. Rationierung, die bei uns durch behördliche Maßnahmen erzwungen, aber durch den Schleichhandel umgangen wurde, sei in England von jedem Einzelnen selbst aus eigenem Antrieb vorgenommen worden als eine Angelegenheit des nationalen guten Anstands und Takts, indem es allgemein für unpassend und des Ernstes der Zeit unwürdig erachtet wurde, irgend Aufwand zu treiben und vor Andern etwas genießend voraus zu haben. Nach diesen gewiß beherzigenswerten Ausführungen Geßlers schloß der erste Teil des Gesellschaftsabends in würdiger Weise mit Gesang- und Instrumentalvorträgen namhafter Künstler.

Dann aber erfolgte das Unglaubliche, vor dem sich nicht nur der von Fichtes Worten Ergriffene, sondern jeder mit feinerem Kunst- und Stilgefühl Begabte entsetzen mußte. Die Variété-Sängerin Cläre Waldoff trat auf und sang der Versammlung, die eben noch durch Fichte gegen „freundliche Gewöhnung an unseren elenden Zustand“, gegen Gedankenlosigkeit, blindes Gehenlassen und „süße Selbstzufriedenheit“ zur „inwendigen Tat“ aufgerufen worden war, die ordinärsten, plattesten und mit zynischen erotischen Anspielungen gewürzten Kouplets mit ausgeschriener krächzender Stimme vor, von denen eines, um nur eine Probe zu geben, mit dem Endreim schloß:

Die Liebe hat mit Weisheit nichts zu schaffen,
Man wird so sukzessiv zum Affen —
Weil nur der Affe wirklich glücklich ist!

Und ein anderes von einem jungen Mädchen, das statt den Antrag eines alten Herrn anzunehmen, einen jungen geheiratet:

Nun hat sie keine Ruh,
Sechs Kinder und Schläge dazu —
Wenn sie den Alten genommen,
Hätt' sie seidne Kleider bekommen,
Und den Jüngling dazu!

Niemand regte sich dagegen. Die Waldoff wurde ebenso beklatscht, wie vorher Fichtes Rede — nein, vielmehr mit tosendem Beifall begrüßt! Der Verfasser war der Einzige, der zusammen mit einer bekannten Führerin der Frauenbewegung, die das auch nicht mehr mit anhören konnte, den Saal verließ. An der Tür empfing der Veranstalter des Abends, ein bekannter Berliner Arzt, eben noch ankommende Herrschaften mit den Worten: „Sie kommen gerade zur Hauptsache recht!“ Zur „Hauptsache“! Und derselbe Herr hatte bei seiner Eröffnungsansprache ebenfalls mit ernstesten Worten zur Einkehr und inneren Sammlung in dieser schweren Zeit aufgefordert, der dieser Abend gewidmet sein sollte. Jetzt aber war Fichte vergessen und die Waldoff die Hauptsache!

So schamlos wurde Fichtes Name in unseren Tagen geschändet.

So schwerfällig die Deutschen im allgemeinen sind, besitzen doch manche eine wahre Genialität in der Anpassung nach unten und eine bedauerliche Geschmeidigkeit, sich auch in die unwürdigsten Verhältnisse zu fügen. Demgegenüber ist es ernsteste Pflicht der tiefer Denkenden und in Fichtes Sinne für die nationale innere Erhebung zu einer geistigen Einheitsfront Wirkenden, sich nicht abdrängen und unterdrücken zu lassen, vielmehr sich erst recht zur Geltung zu bringen. Heinrich Driesmans

*

## Versöhnungsklänge zwischen deutschen und französischen Christen

In der französischen Zeitschrift „Evangile et Liberté“ (Mai 1922) steht folgender Bericht:

„Eine Gruppe von sieben deutschen Pfarrern und Professoren, Angehörige von pro-

testantischen Kirchen und Gruppen aus den Rheinlanden, aus Hessen und aus Sachsen, hat soeben die zerstörten Gebiete in Frankreich bereist. Im Verlangen, selber die Hindernisse kennen zu lernen und zu verstehen, die gegenwärtig der moralischen Entwaffnung und einer Annäherung auf religiösem Gebiet von seiten der französischen Protestanten im Wege stehen, haben sie da eine mutige und aufrichtige Tat vollbracht.

Sie waren begleitet von dem Pfarrer Jules Rambaud, früherer Feldgeistlicher der Alliierten Truppen, gegenwärtig in Bonn, und von André Monod, dem Direktor des Comité protestant français. Dieses Komitee hatte die Leitung der Reise übernommen und die nötigen Verhandlungen mit der hohen Interalliierten Kommission in den Rheinlanden und mit den französischen Behörden geführt.

Unsere Besucher haben im Auto die Reise ausgeführt, deren Hauptstationen waren Trier, Verdun, Reims, Saint-Quentin, Arras, Liévin, Lens, Lille und Sedan. Der Wille zur Wiederaufrichtung und der außerordentliche Lebenswille, der sich in den verwüsteten Gebieten äußert, sind ihnen aufgefallen. Sie haben erkannt, daß die Nachrichten darüber in der deutschen Presse unrichtig seien; im Angesichte gewisser vorsätzlicher Zerstörungen haben sie Worte der Verurteilung und des Bedauerns ausgesprochen.

Die sorgfältige Pflege der deutschen Soldatengräber in Frankreich hat sie sehr bewegt. Sie haben mehrere Gräber aufgefunden, die sie aufsuchen sollten, und sie haben eine große Zahl von Soldaten-Friedhöfen besucht. Sie haben darin die Vorwürfe deutscher Zeitungen berichtigen können. Auf einem gemischten Friedhof von Nord-Frankreich haben die Reisenden zwei Kränze auf die Denkmäler für die Toten beider Länder niedergelegt.

Sie haben endlich in einem gewissen Maße die französischen Protestanten am Werke gesehen und einige unserer Pfarrer und Laien treffen können, Männer der Tat und des Glaubens, deren Zeugnis sie tief bewegt hat. Von gewissen besonders bedauerlichen Tatsachen der Besetzung, vor allem in Liévin und Lille haben sie gehört und dabei den Edelmut und den Heroismus so vieler Männer und Frauen aus unsern Gemeinden und auf unsern Evangelisationsposten in ihrem moralischen und religiösen Wert schätzen gelernt.

Dieser Besuch, der vor allem den Zweck hatte, vertrauenswürdige Männer aufzuklären, die aus eigener Anschauung sich unterrichten wollten, wird nicht zwecklos gewesen sein und wird zur moralischen Annäherung beider Länder beitragen.

Die Besucher haben dem Comité protestant français für Wiederaufbau-Arbeiten freiwillige Gaben von deutschen Christen im Betrag von 4000 Mark übergeben." —

Wir verzeichnen unbefangen diese Stimme der Versöhnung, obschon ein leiser Beigeschmack („vorsätzliche Zerstörungen") von deutschem Schuldbekenntnis die reine Freude stört. Wenn aber gleich auf der nächsten Seite von Sigmund-Schultzes reichhaltiger „Eiche" (München, Chr. Kaiser) folgendes berichtet wird:

„Professor Fernand Menegoz von der Universität Straßburg ist aus Frankreich zur freikirchlichen Konferenz in Liverpool erschienen und hat über ‚das protestantische Zeugnis in Europa' gesprochen. Er überbrachte Grüße der lutherischen und reformierten Kirche sowie der theologischen Fakultät des Elsaß und berichtete über den ungeheuren Aufschwung, den die Straßburger Universität nach ihrem Übergang in französische Hände genommen habe"...

— so haben wir einstweilen wieder genug. Wir sind über diesen „ungeheuren Aufschwung", wobei die deutsche Muttersprache — auch im Religionsunterricht des Landes — nicht zu ihrem Rechte kommt, gänzlich andrer Ansicht.

*

## Aus dem Elsaß

erhalten wir ein Stimmungsbildchen, das wir mit etlichem Schmunzeln hier einfügen. Ob diese alemannische Zornkraft Dauer und ob sie Wirkung haben wird? Das ist eine andre Frage. Aber wir spüren doch bei dieser Gelegenheit, daß sie noch da ist. Man schreibt uns also:

„Während die bisherigen politischen Parteien im Elsaß — wie auch sonstwo üblich —

über kleinen Sonderbestrebungen das dem Lande vor allem Notwendige, eine tatkräftige Förderung des Heimatlichen und wahrhaft Elsässischen, vermissen ließen, hat sich nun, hauptsächlich auf Betreiben des Freiherrn Claus Zorn von Bulach, des Sprößlings einer der ältesten Adelsfamilien, eine „Elsässer Partei“ gegründet, die mit der Vertretung der Heimatrechte allen Ernst macht. In der Gründungsversammlung der neuen „Partei“ (keine Partei im bisherigen Sinne!) am 8. Juli 1922 im Straßburger „Sängerhaus“ brachte Zorn von Bulach in einer — in kräftiger Mundart gehaltenen — Ansprache die vielfachen Beschwerden und Forderungen der „beleidigten“ Elsässer an die französische Regierung und das französische Volk zum Ausdruck. Von den 3000 Anwesenden spendeten, nach Straßburger Blättermeldungen, vier Fünftel dem Redner begeisterten Beifall. Sämtliche für Frankreich — das Frankreich Poincarés und des „Bloc national“ — eintretende Redner mußten, ohne zum Wort zu kommen, die Rednertribüne verlassen. Im Verlauf der Versammlung ereigneten sich so erregte Auftritte, daß der Vorsitzende die Versammlung aufheben mußte, bevor es zu einer endgültigen Entschließung gekommen war! Unter den Ausgepfiffenen befand sich der Zentrumsführer und Député Dr. Walther. — So beginnt das Elsaß mit seinen Führern und Verführern Abrechnung zu halten. Zahlreiche Mitglieder sollen der Partei sogleich beigetreten sein. Die weitere Entwicklung wird im Lande mit Spannung erwartet.“ — Soweit der Bericht. Inzwischen erlebten wir die unerhörten Ausweisungen. Sollten die letzteren vielleicht eine Antwort sein auf diese Regungen im Elsaß?

*

## Aufruf

Das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“ zu Frankfurt am Main (Bankkonto: Filiale der Dresdner Bank, Frankfurt a. M., Gallusanlage 7; Postscheckkonto der Dresdner Bank Frankfurt a. M. 639) erläßt folgenden Aufruf:

„Zum zweiten Male sind die Lande an Rhein, Saar und Mosel mit ihrer deutschstämmigen Bevölkerung nach einem unglücklichen Kriege vom deutschen Volkskörper losgelöst worden. In der wechselvollen Geschichte des alten schicksalsschweren Grenzlandbodens von Elsaß und Lothringen ist ein neues Blatt aufgeschlagen. Dieses Hin- und Herziehen einer Grenzlandbevölkerung zwischen zwei Nationen ist eine der tragischsten Erscheinungen im Völkerleben, aus der für die beteiligten Völker die schwersten wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Probleme erwachsen.

Soweit die elsaß-lothringische Frage ein politisches Problem darstellt, sei es dem politischen Wollen des elsaß-lothringischen Volkes überlassen.

Damit soll durchaus nicht ausgesprochen sein, daß das deutsche Volk teilnahmslos und gleichgültig am Leben und Dasein der ihm stammverwandten Bevölkerung vorübergehen darf. Ein Volksstamm wie dieser, der die Glanzzeiten des deutschen Volkes handelnd und bestimmend miterlebt hat, dessen vorzüglichste Geister am Werdegang der deutschen geistigen Größe mitbeteiligt waren, wird nicht aus dem Gedächtnis des deutschen Volkes ausgelöscht werden können. Wir brauchen heute mehr denn je eine Werkstatt, in welcher Erinnerung an die Vergangenheit des Landes lebendig erhalten und getreulich weitergepflegt wird, einen Mittelpunkt, in dem alles Empfinden für das herrliche Land zusammenströmt und wo, wie an einem heiligen Herd, die Schätze der Jahrhunderte gehütet und weiter überliefert werden.

Dieser Mittelpunkt ist das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich“, welches durch den Willen von Alt- und Neu-Elsaß-Lothringen ins Leben gerufen wurde. Die Frankfurter Universiät hat dem jungen Unternehmen das Gastrecht eingeräumt, und unter Mitarbeit sach- und landeskundiger Männer hat das Institut seine Tätigkeit aufgenommen. An der Spitze steht ein Gelehrter von Weltruf, der Elsässer Dr Albert Ehrhard, jetzt Professor an der Universität Bonn. Schon dieser Name allein bürgt für die Lauterkeit der Absichten und die wissenschaftliche Arbeitsweise des Instituts. Durch Sammlung einer den Zwecken des Instituts gewachsenen Bücherei, Neudruck

elsässischer und lothringischer literarischer Denkmäler, Herausgabe eines literarisch und künstlerisch wertvollen Jahrbuchs, will das Institut seiner hohen Aufgabe gerecht werden. Ein großes Ziel wird hier mit würdigen Mitteln erstrebt. Es zu fördern, ist eine Aufgabe, die jedem Deutschen zufällt, der sich mit seines Volkes Vergangenheit verbunden fühlt.

Wir wenden uns an alle Deutschen in Nord und Süd, Ost und West, wes Stammes, Standes und Glaubens sie auch seien, und rufen ihnen zu: Helft eine Warte bauen, von der aus wir das anderthalb tausend Jahre alte Leben alemannisch-fränkischer Kultur betrachten und erhalten können!"

*

## Der Wendepunkt im Marxismus

Der marxistische Grundgedanke ging dahin: Eroberung der Staatsmacht durch das Proletariat und Übernahme aller vormals bürgerlichen Produktionsmittel in dessen Händen. 1918 ist der Marxismus im innerstaatlichen Verhältnis zum Sieg gelangt, hat aber den vollen Übergang der Staatsgewalt von der ausbeutenden auf die ausgebeutete Klasse nicht erreicht. Die Erreichung dieses Zieles scheitert an den kapitalistisch einheitlich geschlossenen Staatsgebilden von Frankreich und England. Denn in außenpolitischer Hinsicht ist der Marxismus unfrei, da lebenswichtige Funktionen der deutschen Staatsgewalt durch fremde Siegerstaaten überwacht werden. Würde die deutsche Arbeiterschaft zu dieser Einsicht gelangen, dann müßte sie ihre ganze Stoßkraft gegen die fremden kapitalistischen Zwingherrn wenden. Statt dessen verbraucht sie ihre gesamte Stärke im Kampf gegen rechts und in elendem Parteigezänk eines wortreichen Parlamentarismus. Sie fühlt immer noch nicht, daß das Reich, als es den Namen eines Freistaats annahm, in Wahrheit zu einem Knechtstaat des ausländischen Kapitalismus wurde. Der außenpolitische Druck zwang den erklärten Todfeind jeder kapitalistischen Gesellschaft in eine gehorsame Gefolgschaft.

Somit trat für den Marxismus 1918 ein Wendepunkt ein, insofern er innerpolitisch in einem erschöpften Lande Sieger war, doch seinen Sieg wegen der außenpolitischen Konstellation nicht ausbeuten konnte. Er sieht sich damit genötigt, eine Revision seiner Grundgedanken vorzunehmen gegenüber der Tatsache, daß der Übergang zur Demokratie und zum Sozialismus wirkungslos an der verdoppelten Macht der westlichen Nationen abprallte, nachdem der deutsche Staat sich seiner eigenen Macht beraubt hatte. Die Staatsmacht, dessen Primat die Marxistische Gesellschaftslehre leugnet, erweist heute ihren Einfluß im Staatensystem des Westens in einer Weise, die zu einer vernichtenden Kritik der Grundlagen des Marxismus Veranlassung gibt.

Ein Proletariat, das auf die Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit verzichtet und damit auch auf die eigene freie Entwicklung, wird nicht die Kraft aufbringen, den Kapitalismus zu besiegen. Wenn es zum Joch des Kapitals widerstandslos auch noch das Joch des Eindringlings auf seinen Nacken nimmt, wird es nicht einmal die Versuchung mehr fühlen, sein Haupt zu erheben.

Das sind die Früchte der marxistischen Lehre. Marx machte die Arbeiter, nach Bebels Wort, zum Todfeind der Gesellschaft und ihres Staats: er mobilisierte die Klasse wider die Nation.

Kann man sich dann wundern, wenn die deutsche Arbeiterschaft zu nichts weiter Kraft zu haben scheint, als der Losung: der Feind steht rechts, zu folgen und in Demonstrationen, Generalstreiks, Umzügen u. a. m. sich einzubilden, daß etwas geschehe? Den 28. Juni ließ man vorübergehen, da man den kapitalistischen Weststaaten keinen nationalen Gesamtwillen gegenüberstellen konnte. Dafür wurde der 4. Juli gefeiert als Gelöbnis zur Republik. Als ob sie gefährdet wäre! Und wenn sie es wäre: glaubt man, durch Arbeitsruhe sie zu festigen, da uns doch Arbeit allein über Wasser halten kann?

Unser Volk muß noch immer schwer krank sein, da es über Kleinlichem, Nebensächlichem, Bedeutungslosem übersieht, was uns not tut: die geschlossene Einheitsfront nach außen. Erst dann, wenn wir wieder frei geworden sind, können wir in Freiheit unsere

wirtschaftlichen Verhältnisse selber ordnen. Die „Rechte“ hindert uns nicht daran, sondern die fremden Zwingherren. Darum: Kampf gegen den Versailler Schmachfrieden!

Prof. Dr W. Rein

*

## Proletarische Jugend

Am 18. Oktober 1817, am Tage der Leipziger Schlacht, warfen am Abend einer begeisterten Wartburgfeier, die als Einleitung des dreihundertjährigen Reformationsfestes gedacht war, deutsche Studenten, an ihrer Spitze einige jüngere Professoren, eine Anzahl Bücher von Kotzebue, Kamptz, Haller, Zarke u. a. nebst den Sinnbildern einer veralteten unfreien Zeit: als Zopf, Schnürbrust, Korporalstock ins Feuer. Überschäumende Begeisterung für deutsche Freiheit und deutsche Größe erfüllten ihre Herzen.

In den Pfingsttagen dieses Jahres kam die proletarische Jugend bei der Feier des „Reichsjugendtages der proletarischen Jugend“ auf dem Kemmler bei Plauen i. V. zusammen und entfachte dort eines Flammenstoßes Geleucht. Unter Jubel und Hohngeschrei warfen die Hände der jugendlichen Proletarier Stöße von Büchern und Zeitschriften ins Feuer. Welchen Inhalts? „Neben Romanen, Illustrierten Zeitschriften aus der Kriegszeit, Instruktionsbüchern des ehemaligen deutschen Heeres“ — so schreibt der „Vogtländische Anzeiger“ in seinem Bericht — „sind es vaterländische Geschichtsbücher und religiöse Schriften aller Art, die man auf dem Kemmler verbrannt hat. Schilderungen der Großtaten des deutschen Volkes von 1813 (Theodor Körner), von 1870 (eine illustrierte Geschichte des Krieges von 1870/71), von 1914/18 (Mackensen usw.) sind dem Holzstoße übergeben worden. Aber nicht nur mit der Vergangenheit des eigenen Volkes hat man dort sein zügelloses Spiel getrieben, sondern zu der sogenannten ‚Schundliteratur‘ gehörten auch evangelische Gesangbücher, katholische Kommunions- und Gebetbücher, Katechismen und Psalter.“ Und das Blatt fügt hinzu: „So hat man dort in den Abendstunden des ersten Pfingstfeiertags auf der waldigen Bergeshöhe mit dem, was Tausenden und Hunderttausenden des Volkes das Heiligste und Höchste, was vielen anderen wenigstens noch verehrungswürdig geblieben ist, leichtfertigen Spott und Hohn getrieben.“

Welch eine Welt trennt unsere proletarische Jugend von der begeistert-nationalen Jugend des Wartburgjahres 1817!

Es paßt zu jenem Benehmen, wenn die Jugendwandertrupps in diesen Pfingsttagen unter Vorantragen einer roten Fahne mit dem Sowjetstern geschmückt, beim Eintritt in Burgen, Herbergen und Berggasthäuser ein brausendes Heil Moskau! als Gruß bieten!

Edmund Leupolt

*

## Vom konfessionellen Frieden

Als ich anfangs dieses Jahres mehrere Wochen in Bonn war, sagte mir mein Hauswirt: „Ich glaube, die konfessionelle Frage ist das größte Unglück Deutschlands.“ Und eine im Westen Deutschlands hochangesehene und vielgenannte Persönlichkeit legte mir nahe, über die gleiche Frage ein Wort des Friedens zu sagen. Ich tue es gern, wenn ich mir auch wohl bewußt bin, welche Hemmnisse dem heute im Wege stehen. Der Sozialismus wird sich durch die Notwendigkeiten der Zukunft von selber korrigieren und dem Ganzen einordnen; aber wird die religiöse Frage nicht die Klippe sein, an der das Ganze zerschellen wird?

Schlimm ist's, wenn in böser Stunde die Kleinen und Kleinlichen am Ruder sind. Sie sehen nur das Trennende, die eigenen Interessen, das Sondergut, das in stillen Zeiten natürlich Beachtung und Pflege verdient. Aber in großer Stunde gilt nur der Blick aufs Ganze. Er allein kann befreien, die Zukunft sichern. Ich rede von der religiösen oder richtiger von der kirchlichen Frage. Denn nur die Frage der Kirche hat uns getrennt, nachdem uns Jahrhunderte die gleiche Religion verbunden hatte. Die Frage nach der Religion ist immer die tiefere. Sie führt zu den Wurzeln des Menschenlebens und der Welt, wo wir mit zitternder Freude erkennen, daß wir eines sind. Die Frage nach der Organisation solcher Erkenntnis innerhalb der menschlichen Gemeinschaft und ihre Verbreitung ist eine sekun-

däre, wird leicht zu einer Machtfrage und gefährdet die Religion, der sie doch dienen will. Wir nennen uns alle Christen, d. h. wir bekennen uns zu dem Christusgeiste, den Jesus den Menschen brachte, der uns allein zur Gottheit und zur wahren Gemeinschaft mit unsern Brüdern führen kann. Kein Bannspruch und kein Protest ändert etwas an der Wirklichkeit der einen christlichen Kirche, die sich in viele Konfessionen und Sekten gespalten hat. Die unsichtbare Kirche, die der echte Christusgeist immer wieder schafft, ist unser aller Mutter. Und alle Glieder leiden unter der Trennung, die das Betonen des Besonderen hervorgerufen hat. Die Mutter bangt nach ihren Kindern, und die Kinder härmen sich im stillen um die Mutter, die sie verloren. „Una sancta ecclesia!" bleibt die Sehnsucht der Gläubigen. Hie katholisch, hie protestantisch — das ist unsere Not, in ganz besonderem Sinne heute die Not Deutschlands, das so notwendig Einigkeit braucht.

Wir sind zerspalten. Und so kommt es, daß sich im politischen Leben das Verhängnis des religiösen Lebens noch einmal wiederholte. Der Protestantismus ohne Kirche wurde zum Sozialismus ohne Staat. Die politische Spaltung wäre ohne die religiöse schwerlich gekommen. Wie die Kirche zur Stiefmutter des Protestantismus, so wurde der Staat zum Stiefvater des Sozialismus. Was wäre für uns heute eine Universalkirche mit Einschluß des Persönlichkeitsgedankens, ein Gesamtstaat mit Einschluß des Sozialismus! Sowie aber der Protestantismus für sich Kirche sein mußte, zerstörte er die „una sancta"; und als der Sozialismus für sich Staat sein wollte, vernichtete er das Reich.

Aber ich meine nun: Die Fanatiker und Hetzer in Religion und Politik haben lange genug gehaust. Ihrer „Sünden Maienblüte" wird auch dem Gleichgültigsten die Augen öffnen. Dem politischen Unverstand wird vermutlich rasch ein Ende gesetzt werden, und ein furchtbares Erwachen wird an seine Stelle treten, der erste Schritt, dem Gegner in der Politik zum Bruder zu werden. Aber ihr, deutsche Katholiken, auf euch schauen wir weit besorgter. Soll das Vaterland an eurer euch aufgezwungenen Politik zugrunde gehen?! Wir ehren euren Glauben, eure Kirche, euren Gehorsam. Aber sagt denen, die mit eurer Hilfe Deutschland national und religiös schwächen: „Wir sind und bleiben gute Katholiken, aber wir haben auch ein irdisch Vaterland, dem wir Treue halten wollen bis in den Tod. Wir sind fromm und deutsch. Bringt uns nicht in die schreckliche Lage, daß wir uns entscheiden müßten, katholisch oder deutsch, Katholiken oder Patrioten zu sein!" Werdet so stark, daß die Fanatiker und Hetzer schweigen müssen!

Es muß in deutschen Landen zu einer „treuga Dei", zum Frieden zwischen katholisch und evangelisch kommen: zu einem heiligen Gottesfrieden aller schöpferisch gestimmten Christen.

Wir alle wollen uns erziehen lassen durch den einen und zu dem einen Christusgeist.

Karl Veller

*

## Die Not der jungen Lehrer

behandelte der Bildungsausschuß des Reichstages. Es ward berichtet, daß es von Ostern 1922 ab allein in Preußen 30000 stellungslose Lehrer gebe. Diese Ziffer muß sich in den nächsten Jahren bis zum völligen Abbau der Seminare 1926 weiter erhöhen und dürfte dann etwa 36000 betragen (Lehrer und Lehrerinnen). Bei 83000 vorhandener Lehrstellen bedeutet das 43 %. Ein geradezu trostloses Verhältnis!

Wer hilft dem Junglehrerstand aus diesen Nöten? Wer schafft 30000 Junglehrern Arbeit? Wenn es jetzt nichts Unerhörtes mehr ist, daß durch eine hohe Wohnungssteuer die unterstützt werden sollen, die keine Wohnung haben, wenn also die Wohnungsinhaber gezwungen werden, denen zu helfen, die ohne Behausung sind, so wäre es nur ein entsprechender Gedanke: der angestellte Beamte hat den stellungslosen Beamten seiner Klasse mit zu erhalten. Der geschlossene Lehrerstand hat für sich selbst zu sorgen, bzw. wird zu seiner Selbsterhaltung gezwungen. Wer könnte leugnen, daß in diesem Gedanken etwas Gesundes liegt? Das Schlimme ist nur, daß auch aus solchen Maßnahmen kein Segen

kommt, solange derartige Opfer sofort mit Erhöhung der Löhne oder Gehälter ausgeglichen werden. Bei der Mietsteuer ist ja bereits von ministerieller Seite ausgeführt worden, daß die Arbeiter selbstverständlich entsprechend entschädigt werden müßten.

In dieser selbstverständlichen, entsprechenden Entschädigung liegt grade die Wurzel allen Übels. Denn, was Lohnerhöhung bedeutet, sollte doch nun endlich der Dümmste unter den Dummen eingesehen haben: Erhöhung der Lebenskosten — also Teurung. Im Kampf zwischen Lohn und Preis siegt der Preis. Es ist der verhängnisvolle Fehler der Revolution, aus dem Nichts das „Existenzminimum" hervorzaubern zu wollen, das den „schaffenden Kräften" unbedingt garantiert sein müsse, und dieses Lohnerhöhungssystem noch mit dem Achtstundentag auszustaffieren! Ob nun endlich der Tag der Erkenntnis kommt, die Einsicht, daß die Grundlage zu einem Wiederaufbau eine ganz andre sein muß, nämlich die: Was vermag der wollende Mensch zu leisten und mit wie wenig kann der entsagende, opferbereite Mensch auskommen?

Ich habe das hier ausgeführt, weil ich glaube, daß für solche Gedankengänge bei der leidenden Junglehrerschaft Raum und Verständnis ist. Wer mir zustimmt, für den ist das Planen, das ich hier unterbreiten möchte.

Wir hatten früher einmal, wie erinnerlich sein wird, die dreijährige Dienstzeit. Der Lehrer zwar nicht. Aber unsere deutsche Jugend ward doch drei Jahre aus Umgebung und Beruf herausgenommen; und darin lag, aufs Ganze gesehen, kein Schade, sondern für den einzelnen ein großer Gewinn. Wäre es nicht möglich, daß der leidende Junglehrerstand geschlossen sich zeitweise von seinem Beruf und von seiner Wartebank losmachte und als ein starkes Heer, von einem Geiste vaterländischer Gesinnung erfüllt, für den Wiederaufbau kämpfte? Nicht mit dem Schwert in der Hand, aber mit Hacke und Schaufel. Statt des Samenstreuens in der Schule das ganz wirkliche Samenstreuen in die Mutter Erde. Der Junglehrerstand als Pionier, als Arbeiter in deutscher Siedlung!

Wenn unsere ganzen Siedlungspläne nicht aus der Stelle kommen, so liegt das nicht allein an der bureaukratischen Art sechsfacher Verwaltung und zwölffacher Verordnung, sondern es liegt vielfach — das wird jeder wirkliche Kenner der Materie bestätigen — an dem Material der Siedler oder derer, die siedeln wollen. Die hundertfachen Sonderwünsche jeder Gruppe zu erfüllen, ist eine völlige Unmöglichkeit. Außerdem ist die Zahl brauchbarer Siedler gering. Alle die tausend und abertausend arbeitslosen Kräfte sind leider Gottes zu mehr als 90 % verseucht von der Hyperzivilisation der Großstadt! Wieviel Lohn erhalte ich? wie wird die Überstunde bezahlt? wie oft und wie lange kann man krank sein? (das moderne Kranksein ist ein besonderes Kapitel mit erschrecklichen Zahlen!), wie oft wird in Solidaritätsempfinden gestreikt?

Wenn nun eine geschlossene, geistig gleich eingestellte Tausendschaft deutscher Männer käme und sagte: Wir sind des Zuwartens satt. Wir wollen deutsche Arbeit auf deutschem Boden! Wir sind zwar Federfuchser, aber der Lehrerstand hat schon im Kriege gezeigt, was er zu leisten vermag. Jetzt soll es wieder geschehen. Wir wollen einmal zeigen, was schöpferische Tat heißt. Dort in Oldenburg-Friesland liegen 300000 Hektar Hochmoorödе; gebt uns das Recht, dieses Moorland aus seinem Schlaf aufzurütteln, es zu befreien! Wir fühlen uns in dieser furchtbaren Notzeit dienstpflichtig dem Vaterlande.

Das wäre mal etwas andres als das ewignegative Streikgeschrei und der Lärm um Streikrecht!

Wenn das geschieht — und warum könnte es nicht geschehen — so ergibt sich als Folgeerscheinung zweierlei: die Landeskulturarbeiten kommen unter diesem Impuls in Bewegung und können nicht wieder zum Stehen kommen; und eine Tausendschaft der Lehrer gibt das Warten auf, wird und bleibt Siedler auf eigner Scholle. Lehrer und deutscher Bauer, oder Gärtner oder Geflügelzüchter wird gar trefflich zueinanderstehen und gibt ein farbenfrohes Bild ab. Noch mehr als ein Bild: gibt ein besonderes Blut und eine Rasse, wie wir sie brauchen: ein aufbauendes Geschlecht. Hermann Bousset

# Bodenreform und Eigensucht

Gestatten Sie mir, lieber „Türmer“, im folgenden von einer stillen Beobachtung zu berichten, die mir geeignet erscheint, als kennzeichnendes Beispiel zur Beurteilung der gegenwärtigen *inneren Verhältnisse in Deutschland* zu gelten.

Es handelte sich in beiden Fällen um einen „ausgewählten“ Kreis von Vertretern, einmal des *Kapitals*, das andre Mal der *Arbeiterschaft*, vor dem der bekannte Bodenreformer Dr. Damaschke in gleich schöner, eindringlicher Weise seine Ausführungen über die Notwendigkeit durchgreifender Maßnahmen auf den Gebieten des *Boden- und Wohnungswesens* machte. Das eine Mal war es im Sommer vorigen Jahres, daß er in dem vornehm ausgestatteten, teppichbelegten Vortragssaal der Handelskammer zu einer Versammlung von Kaufleuten und Industriellen sprach. Das andre Mal, im Mai dieses Jahres, sprach er im Tanzsaal des Volkshauses zu einer Vollversammlung der Betriebsräte. So gegensätzlich in allem Äußeren diese beiden Versammlungen waren, so viel Gemeinsames hatten sie doch in ihrem Wesentlichen. Gegensätzlich war nicht nur die Umgebung und das Äußere der Zuhörer, sondern auch der Beifall, mit dem Damaschkes Reden von den beiden Versammlungen aufgenommen wurden. Ich habe diesen Beifallsäußerungen keine Bedeutung beigemessen; denn es erscheint mir selbstverständlich, daß die Männer der Industrie einer so bedeutsamen Reformierung, wie sie Damaschke vorschlägt, und wie sie, durchgeführt, umgestaltend auf allen Gebieten der Wirtschaft wirken muß, skeptischer gegenüberstehen als Arbeiter, die heute nach wie vor bei einer solchen Veränderung wenig oder nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben. Es wäre töricht, hier den Beifall als Maßstab anwenden zu wollen. Immerhin: es war bezeichnend, daß die überaus sachliche Rede Damaschkes von der Handelskammer *ohne jeden Beifall*, die Ausführungen des ersten Debatteredners dagegen, dessen Unkenntnis in Sachen der Bodenreform mich in Staunen versetzte, mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurden. Es ist das bezeichnend

insofern, als auch in unseren volkswirtschaf
lich gebildetsten Kreisen in Fragen des Boden
rechts eine geradezu verhängnisvolle Un
*kenntnis* anzutreffen ist.

Das entscheidende, für beide Versamm
lungen gleich charakteristische Merkmal i
*Egoismus*, krassester Egoismus, an dem au
die dringlichsten Mahnungen und Warnunge
zuschanden gehen.

„Deutschland muß siedeln oder untergeh’n!
Stinnes hat dieses Wort vor mehr als zw
Jahren geprägt, und viele unsrer Beste
fordern es seitdem unaufhörlich. Das *Wo*
*nungselend* ist neben unserer Ehr- und Weh
losigkeit das Entsetzlichste, das der verloren
Krieg über unser Vaterland gebracht ha
Das deutsche Volk sehnt sich nach der *Heim*
*stätte*, nach *Bodenständigkeit* un
*Wurzelfeste*. Wie aber sieht es um sein
*Opferbereitschaft* aus? Ist deutscher Will
zum Edelmut noch stark, daß er in zwölfte
Stunde Partei- und Klassenhaß *überwinde*
um zur *Tat* zu schreiten? — Die Forderun
lautet einfach: Kapital im weitesten Sinne
organisierte Arbeiterschaft, ebenfalls im weite
sten, umfassendsten Sinne, sind berufen, mi
der Durchführung und Finanzierung eine
*durchgreifenden Siedlungsarbeit* zu be
ginnen. Keine Zeit ist günstiger für diesen Be
ginn, als die Gegenwart mit ihrem Riesen
umsatz an Geld und Arbeit. Größtmöglich
Opfer von beiden Seiten sind nötig, um unse
Volk vor einem katastrophalen Ende zu be
wahren, das kommen wird, mit Notwendig
keit kommen muß, wenn die deutschen Aus
landslieferungen ein Ende erreicht haben
Damaschke hat diese Forderung klar und dring
lich ausgesprochen. Man kann sich der Wahr
heit ihrer Dringlichkeit auf keiner Seite ent
ziehen. Aber der *Egoismus ist stärker* al
der Wille, ihr nachzukommen.

Unser eben angeführtes Beispiel mag di
Tragikomik dieses Zustandes beleuchten. I
allen anderen deutschen Städten wird es ähn
lich sein. Bei uns ist von der Stadtbehörd
ein Aufruf an die gesamte Industrie ergangen
Mittel zum *Kleinwohnungsbau* aufzu
bringen. Es sind daraufhin vor mehreren
Monaten bereits zehn Millionen gezeichne
worden. Weshalb es bisher nur bei der Zeich

ung geblieben, ist mir unbekannt. Währenddem aber baut dieselbe Industrie für ihre Zwecke Neubauten im Werte von über 400 Millionen Mark, um die ihr zurzeit verfügbaren Summen einigermaßen unterzubringen. Hiesige Großbanken reißen ihre Prachtbauten nieder, um an ihre Stelle noch prächtigere Bauten zu setzen. So entzieht man nicht nur dem Kleinwohnungsbau, sondern sogar dem Ausbau dürftiger Notwohnungen die Baumaterialien und Arbeitskräfte, indem man Preise und Löhne ins Schwindelhafte steigert.

Und auf der anderen Seite: Begeistertes Eintreten der gesamten Arbeiterschaft für den Siedlungsgedanken, Forderungen, Drohungen und — Egoismus! Ein Vorschlag der sächsischen Regierung ging dahin, die in den Gewerkschaftskassen verfügbaren Millionen wenigstens zu einem Teil für Siedlungszwecke zu verwenden. Doch das sind Streikgelder — und damit basta! In einem hiesigen Vorort wurde von seiten der Unternehmer der Vorschlag gemacht, mit je zwei doppelt bezahlten Überstunden pro Tag die zum Häuserbau erforderlichen Gelder aufbringen zu helfen. Man nannte das in der Betriebsräteversammlung „einen tückischen Plan der Kapitalisten, den Achtstundentag zu beseitigen"! Daß man alsdann für eine Forderung, wie sie der Sozialist Dr. Hugo in den „Sozialistischen Monatsheften" ausspricht, erst recht nur ein Lächeln übrig hat, ist selbstverständlich. Dr. Hugo ruft die Bauarbeiter zur Hilfsbereitschaft auf. „Das Baugewerbe ist ein Saisongewerbe. Um vier Uhr nachmittags legt der Bauarbeiter sein Handwerkszeug fort, läßt Wohnungsnot Wohnungsnot sein. Sollte er aber nicht an die Allgemeinheit, sollte er nicht vor allem an seine Arbeitsgenossen denken, die keine Wohnung haben?" Herr Dr. Hugo scheint seine Genossen schlecht zu kennen.

Und noch ein kleines, bezeichnendes Beispiel, das ich noch am Schluß jener Betriebsräteversammlung erlebte, nachdem Damaschke noch einmal die Herzen und Sinne dieser Männer aufgerüttelt hatte, wobei sie ihm begeistert zujubelten. Ich ging zu einem der besonders Beifälligen, um ihm den Vorschlag zu machen, er möchte doch dem „Bund der deutschen Bodenreformer" beitreten, so könnte er der guten Sache am besten dienen. Aber da bekam ich die Antwort, er müsse doch erst sehen, ob ihm das auch als Betriebsrat bezahlt werde!

Ich habe über all diesen Eindrücken gewiß nicht vergessen, daß treffliche Menschen mit dem Willen und auch mit der Fähigkeit zur Tat an beiden Stellen wacker hervorgetreten sind. Es sind das die Männer, die uns dennoch hoffen und streben lassen, wenn auch die soviel enttäuschte deutsche Jugend im Anblick solch jämmerlicher Selbstsucht auf der ganzen Linie schmerzlich genug berührt wird. Den Glauben an die Ehrlichwollenden bewahren wir uns dennoch! K. W.

*

## Setzer-Nöte

Gute Mitarbeiter sind ein Göttergeschenk. Und wenn sie vollends in guten Handschriften ihre Gedanken verabreichen, sind sie geradezu zärtlich willkommen. Aber gesudelte, eilfertige Schriftstücke, durchscheinendes Papier, bleichsüchtige Schreibmaschinenschrift: — das ist für Setzer, Korrektor und Schriftleitung Augenmord, demnach strafbar.

„Es ist einfach empörend," schreibt uns ein erfahrungsreicher, also leiderprobter Korrektor, „was uns da oft vorgelegt wird! Manche Autoren meinen wohl, daß der schlechteste, blasseste Durchschlag eben noch gut genug ist für unsere überarbeiteten Augen. Wenn Sie einmal die Flüche, Verwünschungen und unzarten Ausdrücke da hören könnten, die dem geplagten Setzer und Korrektor bei solchen nichtswürdigen Manuskripten entfahren!"

Auch die Schriftleitung kriegt hierbei ihre ernstliche Vermahnung: „Die Schriftleitungen sollten solche Manuskripte von vornherein nicht annehmen, sondern das Gesudel zurücksenden, mit dem Ersuchen, dem Setzer eine menschenfreundlichere Handschrift vorzulegen. Wir sind doch auch Menschen — und wer ersetzt uns denn den Schaden, wenn unsre Augen sich vor solchen Manuskripten krank gearbeitet haben? Mir ist übrigens handschriftliche Arbeit, wenn mit Tinte leserlich geschrieben, immer noch lieber als verblaßte Maschinenschrif auf durchsichtigem Seidenpapier . . .

Und noch eins: man hat oft mit dem Eigensinn mancher Autoren seine liebe Not. Hat man sich Mühe gegeben, in den Kuddelmuddel der von den betreffenden Herren beliebten Rechtschreibung Ordnung hineinzubringen, genau nach Duden, so macht der Autor die ganze Arbeit — auch des Setzers — zunichte, indem er bockbeinig darauf besteht, daß das betr. Wort so geschrieben werden muß, wie er es geschrieben hat — und wenn's hundertmal falsch ist! . . . Dazwischen sorgt aber der Humor zum Glück für Abwechslung: nämlich mit originellen Druckfehlern, wobei übrigens das meiste, was man in Witzblättern liest, für den Fachmann den Stempel der Erfindung trägt."

Diesen Stoßseufzer aus Fachkreisen wollen wir dem schriftstellernden Leser nicht vorenthalten, damit er sein Gewissen nachprüfe.



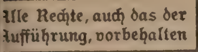
## An die Leser

Mit dem ersten Heft des nächsten Jahrgangs feiern wir das 25jährige Bestehen unsres „Türmers". Nach dem rasch hintereinander erfolgten Ableben der beiden Hauptschriftleiter im Jahre 1920 galt es für den neuen Herausgeber, mit dem vorhandenen Stoff auf der bisherigen Grundlage weiterzubauen, um die ruhige Entwicklung der Zeitschrift nicht zu gefährden. Die Abteilung „Türmers Tagebuch" wurde nach dem Tode des Freiherrn von Grotthuß in dankenswerter Weise von dem Berliner Schriftleiter übernommen; nunmehr wird der Herausgeber selbst das Tagebuch schreiben und es auf breitere Grundlage zu stellen versuchen. Wir dürfen unsere Leser mit einer Reihe von bisher unveröffentlichten Briefen der Fürstin Johanna von Bismarck erfreuen; von Julius Havemann bringen wir eine Novelle „Overbeck"; von Paul Ernst Proben aus seinem Kaiserepos; der Herausgeber selbst wird allerlei Dichtungen beisteuern. Es wird unser Bestreben sein, den „Türmer" immer mehr zu einem aufbauenden Kulturblatt auszugestalten. Unsere Haltung ist nach wie vor parteilos vaterländisch; zugleich aber sind wir bestrebt, in unserem zerrissenen Vaterlande versöhnlich und ausgleichend zu wirken. Wir glauben an das Edle in den Tiefen des deutschen Wesens und wollen es in jeder Weise zu stärken suchen.

Fortwährend mit dem Ausbau der Zeitschrift beschäftigt, sprechen wir unserer treuen Türmergemeinde für jede freundliche Unterstützung herzlichen Dank aus. — Den Verleger freut es besonders, daß die den Bezugspreis des „Türmers" in Mitleidenschaft ziehende Teuerung von den Lesern bisher standhaft ertragen wurde. Wie mancher von ihnen mag sich seinem „Türmer" zu Liebe Entbehrungen anderer Art auferlegen! Bei der letztmaligen Ankündigung der Preiserhöhung im Juni rechnete der Verlag mit einer weit geringeren Steigung der Druckkosten, als sie im abgelaufenen Vierteljahr von Heft zu Heft eingetreten ist. Nun muß vom neuen Jahrgang ab der Vierteljahrspreis sprunghaft auf Mk. 150.—, der Preis des einzelnen Heftes auf Mk. 50.— festgesetzt werden. Ach, lieber Türmerleser, weißt du, wie's dem Verleger dabei zumute ist, der zwar gern von einem Gewinn absieht, aber doch seine Mittel einzuteilen und mit der furchtbaren Geldentwertung zu rechnen hat? Er hofft, verstanden zu werden!

Herausgeber und Verlag

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Friedrich Lienhard in Weimar. Schriftleitung des „Türmers": Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Berliner Vertreter, zugleich verantwortlich für politischen und wirtschaftlichen Teil einschließlich „Türmers Tagebuch": Konstantin Schmelzer, Friedenau-Berlin, Bornstr. 6.
Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart wird. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet.
Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.




# 1. General Bumbum *)

Heinrich Seidel

Herm. Stephani, Op. 30. Nr. 7

Wichtig

esang

lavier

mf mark.

Der Ge = ne = ral Bum = bum, der rei = tet al = les um! Sein

Streit=roß ist von Le = der, pa = pie = ren Hut und Fe = der, sein Sä = bel ist von

Blech, er sel = ber kühn und frech. Dort kommt er an mit Schnaufen! Kam'=

rad, nun laß uns lau=fen, sonst bringt er uns noch um, der Ge=ne=ral Bum = bum, Bum=

bum, Bumbum, Bumbum, Bumbum, Bumbum. Der bum, Bumbum, Bum = bum!

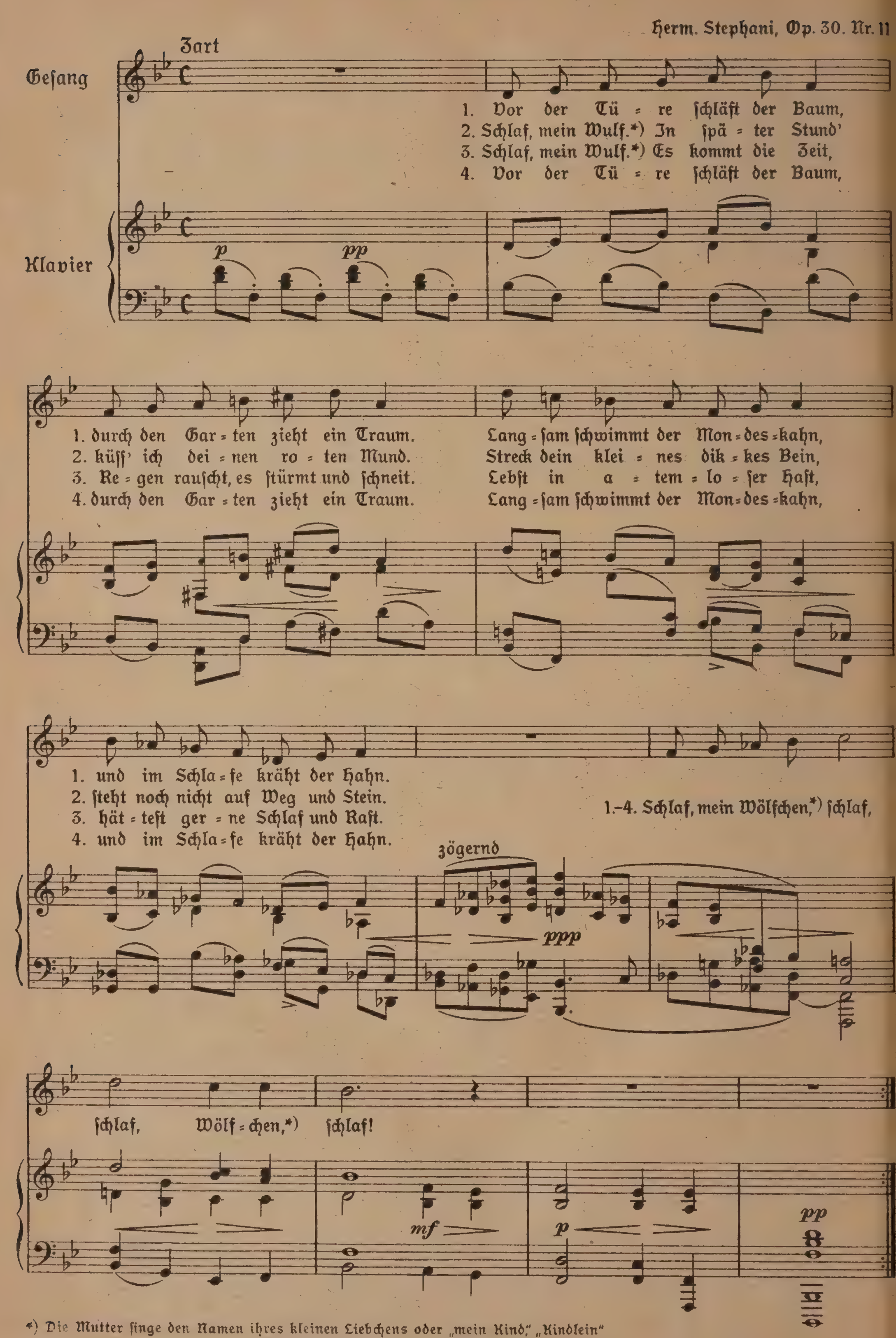
1. 2.

*) Aus „Kinderland" 20 Gesänge aus der Kinderwelt, Selbstverlag Dr. Herm. Stephani, Marburg L.

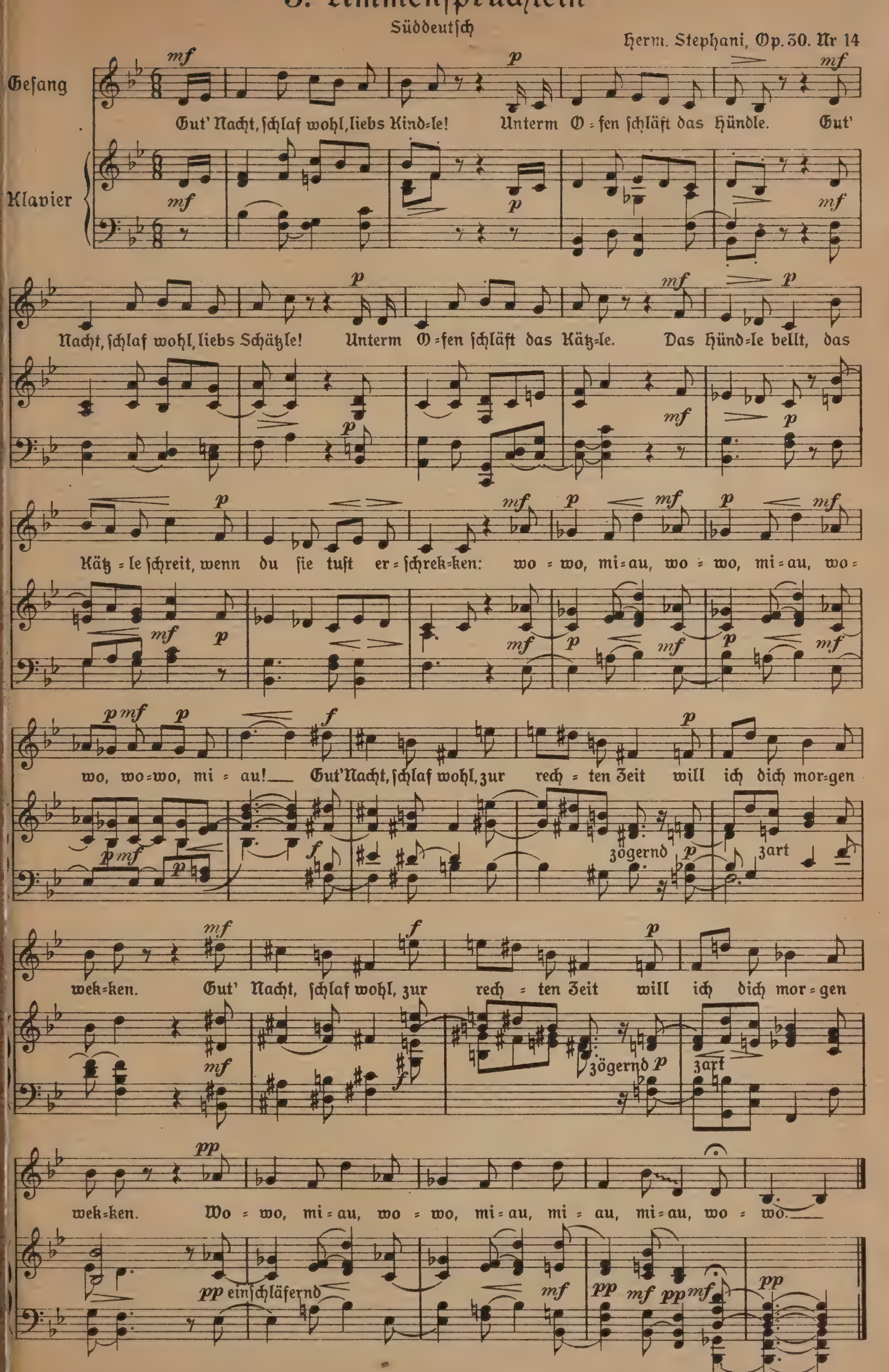
# 2. Wiegenlied*)

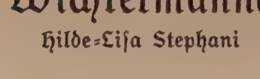
Detlev v. Liliencron

Herm. Stephani, Op. 30. Nr. 11




*) Die Mutter singe den Namen ihres kleinen Liebchens oder „mein Kind,“ „Kindlein“


3. Ammensprüchlein *)
Süddeutsch
Herm. Stephani, Op. 30. Nr 14
Gesang
Klavier
Gut' Nacht, schlaf wohl, liebs Kind=le! Unterm O=fen schläft das Hündle. Gut'
Nacht, schlaf wohl, liebs Schätzle! Unterm O=fen schläft das Kätz=le. Das Hünd=le bellt, das
Kätz=le schreit, wenn du sie tust er=schrek=ken: wo=wo, mi=au, wo=wo, mi=au, wo=
wo, wo=wo, mi=au! Gut'Nacht, schlaf wohl, zur rech=ten Zeit will ich dich mor=gen
zögernd
zart
wek=ken. Gut' Nacht, schlaf wohl, zur rech=ten Zeit will ich dich mor=gen
zögernd
zart
wek=ken. Wo=wo, mi=au, wo=wo, mi=au, mi=au, mi=au, wo=wo.
einschläfernd




Hilde-Lisa Stephani

Herm. Stephani, Op. 30. Nr. 17

Frisch

Gesang

Klavier

1.–3. Hin-term Berg im dich-ten Tann wohnt der lust'-ge Wich-tel-mann! Pflückt sich / Von Ge- / Freut sich

p — pp

1. stalt gar win-zig klein, mit zwei Fun-kel-äu-ge-lein und 'nem lan-gen Bar-te.
2. Bee-ren, süß und rot, bäckt sich würz'ges Kräuter-brot, schlür-fet Tau am Mor-gen.
3. an den Blü-me-lein, schwatzt mit Grill' und Kä-fer-lein und den Schmetter-lin-gen.

mf — zögernd — p — zögernd

1. An den Schühlein Sil-berschnällchen, an dem Mütz-chen Klin-gel-schellchen, läu-ten hell und
2. Und zum Nachtisch trägt er heim Blü-ten-duft und Ho-nig-seim, le-bet oh-ne
3. Wich-tel, Ei-dechs', Sa-la-man-der tan-zen Ringel-reihn mit-ein-an-der nach der Vög-lein

p frisch — p — zögernd

1. zar-te, läu-ten hell und zar-te. Kling kling kling kling kling,
2. Sor-gen, le-bet oh-ne Sor-gen. Sum sum sum sum sum,
3. Sin-gen, nach der Vög-lein Sin-gen. Tra-la la la la,

zögernd — frisch — f — p

1. läu ten hell und zart.
2. sum sum sum sum.
3. tra-la la la, 3. tra-la la la.

f — p — mf — p



24. Jahrg. September 1922 Heft 12



# Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Friedrich Lienhard

Inhalt

Friedrich Lienhard: Im Banne der elsässischen Doppelkultur . . . 361
Jakob Boßhart: Der Kreuzer . . . 372
Ernst Stemmann: Geheimnis (Gedicht) . . . 377
Dr. K. Schneider u. Prof. Dr. A. Brandl: Die Shakespeare-Frage . . . 378
Friedrich Lienhard: Walthers Leben . . . 385
Leonhard Schrickel: Der stille Türmer . . . 387
M. Naacke: Der Greis . . . 388
Jos. Schneiderfranken: Alpenluft . . . 389
Dr. Heinrich Chotzky: Das Geheimnis der Spielkarten . . . 393
Franz Freiherr von Berchem: Moltke — Falkenhayn — Ludendorff . . . 396
N. N.: Der Türmerbrief eines Juristen . . . 401
Jakob Boßhart: Aus meinem Leben . . . 403
Julius Havemann: Das Spiel von den zehn Jungfrauen . . . 407
Dr. Georg Göhler: Brahms und Bülow . . . 409
L.: Die Krone der Schöpfung . . . 411
Türmers Tagebuch . . . 412
Auf der Warte . . . 420
Kunstbeilage

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 50 M. Einzelhefte 17 M.


Homogene Klaviere
D. R. P.
346333/334. 346602
Grotrian Steinweg
Hofpianofortefabrik Braunschweig

# Briefe

**Rheinland.** „Wie Otto v. Schilling in der ‚D. Ztg.' mitteilt, wollen die Franzosen ihre Sammlung deutscher Judasbriefe, die täglich bei ihnen einlaufen, unter dem Titel ‚Lettres de canaille' als Zeichen deutscher Charakterlosigkeit in die Öffentlichkeit bringen. Leider wird wohl diese Sammlung voll Niedertracht in französischer Übersetzung für das französische Volk gedacht sein. Wie wär's, wenn wir zum Schutze für die gut deutschen ‚Boches', die ob ihrer Charakterstärke im Rheinland Unsagbares erdulden, es selbst übernehmen, jenes denunzierende Gesindel öffentlich an den Pranger zu stellen? Was ich in dem Städtchen X. erlebt habe, bringt einen in zitternde Erregung ..." Wir verstehen Ihre Gefühle durchaus, wollen aber jenem Gesindel die Ehre nicht antun. Dank und Gruß!

**J. H.** in **E.** (wir senden einzelne Gedichte nicht zurück). — **Fr. M.** in **Ra.** — **F. B.** in **H.** — **E. E.** in **Wu.** — **K. F.** in **E.** — **W. B.** in **Gö.** — **W. Sch.** in **W.** (Mark). — **D. W.** in **H.-W.** — **Lo. Sch.** in **Li.** — **F. R.** in **Da.** — **O. B.** in **Fo.** (Laus.). Nicht verwendbar!

**Major a. D. von Z. in A.-Sch.** „.... Auf dem Gymn litt ich an Kopfschmerzen und machte die Erfahrung, daß s nach dem Turnunterricht verschlimmerten. Diese Wahrneh brachte mich auf den Gedanken, 1914 zu Stuttgart auf der F versammlung des Vereins für Schulgesundheitspflege mi Vorschlag an die Öffentlichkeit zu treten, nervöse Kinder im G zu beschäftigen. Man sollte überhaupt die Kinder geradezu mäßig für Garten- und Obstkultur interessieren ... Übr die Psychologie, die sich mit dem Kaiser beschäftigt, müßt sein Ohrenleiden berücksichtigen, wodurch ja so leicht das G ungünstig beeinflußt wird ..."

**F. J. v. K. in Mü.** Sie schicken „zum letztenmal" dicht Proben: „Ich gebe nur zu, daß meine Poesie unmodern Nein, leider, sie ist weder modern noch unmodern, da hilf halt nichts!

„Hoffnung, Hoffnung, Seelengabe,
Stütze der Zufriedenheit,
Milderst ungunstvolle Plagen,
Tröstest unser schweres Heut' ..."

Hüten Sie sich vor Apollo! Er würde Ihnen das Schicks Marsyas bereiten.

„A. B.“ Ihr Büchlein hat im einzelnen manchen schönen Ton, ist aber im ganzen unausgereift.

**Lehrer K. E. Boch** in R. (Old.). Wir werden Ihre Berichtigungen einer Reihe kleiner lokalhistorischen Ungenauigkeiten — in der älteren Geschichte des Steintals — an den Verfasser des Oberlin-Aufsatzes („Alsaticus“) weitersenden. Verbindlichen Dank! Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf Ihr sorgfältiges Buch „Das Steintal im Elsaß“ (Straßburg 1914, jetzt Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin W 10, Genthinerstr. 38).

**Neudeutsche Künstlergilden** haben sich aus der Jugendbewegung heraus zusammengeschlossen. Ihr Ziel ist — neben der selbstverständlichen Förderung auf wirtschaftlichem Gebiet — die Betonung des organisch wachsenden gesunden Lebensstiles auch auf künstlerischem Gebiete. Wer sich mit den Zielen und Wegen der Neudeutschen Künstlergilden eingehender beschäftigen will, sei auf die Veröffentlichungen der Gilden verwiesen, die sämtlich durch die Gildenkanzlei der N. K. G. in Rudolstadt (Große Allee) erhältlich sind. („Die Neudeutschen Künstlergilden“ — eine Festschrift; „Erziehung zur Kunst“, von R. Budzinski; „Frührot“, Jahrbuch der N. K. G.) — Der reinkünstlerische Niederschlag ist der jährlich erscheinende Greifenkalender, der von dem Grün[der] der N. K. G., Willi Geißler, herausgegeben wird.

**A. W. in Br.** „... Wie der Erdball von einer kalten und e[iner] warmen Strömung umspült wird, so wirkt auch eine kalte [und] warme Strömung auf die Menschheit schicksalbestimmend [:] eine kalte politische und eine warme religiös-seelische Ström[ung.] Seit einem Jahrzehnt herrscht die kalte politische derart vor, [daß] sie noch zum Untergang des Abendlandes führen wird. Da[rum] halte ich es für dringend geboten, daß zur Rettung des Abendla[ndes] die große seelische Strömung freigemacht werde ...“ Ih[r] schlagen Sie die Einberufung einer Weltkonferenz vor, wo ber[aten] werden müßte, „wie wahres Menschentum an Stelle gegenseit[iger] Vernichtung treten kann“. Daß wir Ihrer Auffassung wärmst[ens] beipflichten, braucht kaum besonders gesagt zu werden. Aber [das] Mittel (Weltkonferenz) wäre leider aussichtslos.

**A. H. in B.** Der Andrang der Lyrik ist so stark, daß oft ein[an]genommener Beitrag lange warten muß. Wir fanden einen ängstigenden Überfluß vor. Und keine noch so hohe Postgeb[ühr er]richtet eine wohltätige Mauer auf.

# DEUTSCHE VERLEGER

Soeben erschien:

## Ahmed Djemal Pascha †
## Erinnerungen eines türkischen Staatsmannes

Mit 2 Karten
Geheftet Mk. 350.–, gebunden Mk. 420.–

Die Türkei im Weltkriege / Schlachten und Aufstände / Unsere Asienkämpfer

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

DREI MASKEN VERLAG
MÜNCHEN

---

Hermann Uhde-Bernays

## ROTHENBURG OB D. T.

**Stätten der Kultur Bd. 4**

117 Seiten Text, 24 Illustrationen und Zeichnungen von A. Ressel und ein Anhang von 4 Tafeln

**4. Auflage**

Geheftet M. 60.–, Gebunden M. 120.–
*Preisangabe freibleibend*

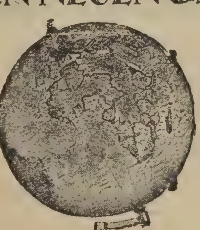
„Wie ein schönes Märchen liest sich die Geschichte dieser Stadt. Jedem, der aus dem hastenden Lärm des modernen Lebens einmal in den Frieden des Idylls, des Märchens flüchten möchte, sei besonders dieser Band warm empfohlen."
Altonaer Tageblatt

*Ausgabe auch in englischer Sprache*

Klinkhardt & Biermann :: Leipzig

---

## DIETRICH REIMERS ERD-GLOBUS MIT DEN NEUEN GRENZEN



ist der schönste Schmuck für Schreibtisch, Wohn- u. Herren-Zimmer

Das Kartenbild ist in 20 verschiedenen Farbtönen einwandfrei gedruckt. Die Verarbeitung ist tadellos

28 cm Durchmesser
Nr. 43 mit Bügel M. 415.—
Porto und Verpackung extra

*Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) A.-G.*
*Verlag in Berlin SW 48*

---

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 7. August 1922



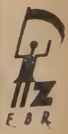
## Jakob Boßhart
### Gesammelte Erzählungen

6 Pappbände M. 580.—, 6 Halbleinenbände M. 750.—. Jeder Band ist einzeln erhältlich zum Preise von broschiert M. 100.—, in Halbleinen geb. M. 125.—. (Preise freibleibend.)

1. **Band: Im Nebel.** Wenn's lenzt / Der Grenzjäger / Prof. Wendelin / Freund Paul / Vom Golde / Im Nebel.
2. **Band: Vor dem Umsturz.** Bergdorf / Die Barettlitochter.
3. **Band: Durch Schmerzen empor.** Die alte Salome / Durch Schmerzen empor.
4. **Band: Früh vollendet.** Salto Mortale / Das Pasquill / Die Jugendkönigin.
5. **Band: Erdschollen.** Heimat / Man muß klug sein / Der Richter / Im Rotbuchenlaub / Die beiden Russen / Schweizer / Die geblendete Schwalbe / O Leben, o Liebe / Die Schützenbecher / Christoph.
6. **Band: Opfer.** Dödelis hohe Zeit / Der Böse / Ein Erbteil / Ausgedient / Besinnung / Der Kuhhandel / Nimrod.

Jakob Boßhart ist ein Meister der Novelle, der mit großer Unerschrockenheit, und wenn's sein muß, mit dem Rücken gegen den Leser gewendet, an die dunklen Gründe des Lebens die Hand legt, nicht um zu verdüstern, sondern um die Menschen vor Verhärtung zu bewahren. Boßhart ist der Dichter aufgerissener Menschenherzen, der düsteren Lebensläufe und des schmalen Glücks. – Jakob Boßhart ist Träger des Gottfried-Kellerpreises und des Schillerpreises der schweizerischen Schillerstiftung.

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG



Bücher, die reich, gut und glücklich machen

**Friedrich Lienhard**

## Von Weibes Wonne und Wert

Ein Buch von der königlichen Macht reinen Frauentums 200 Seiten, blütenweißes Papier. Mit 125 Textbildern, Initialen, Kopf- und Schlußstücken von Kunstmaler Fritz Buchholz
Pappband M. 120.—, Ganzleinenband M. 150.—, dunkelgrüner Ganzlederband m. echter Goldpressung M. 600.—

**Artur Brausewetter**

## Mehr Liebe!

Ein Wegweiser zum wahren Menschentum

80. Tausend mit 40 sinnig nachempfundenen Textzeichnungen und einem Einbandentwurf in Blau-Gold von Kunstmaler Fritz Buchholz
Kartoniert M. 30.—, Pappband M. 45.—, Leinenband M. 55.—

**Artur Brausewetter**

## Sonne ins Leben!

Gedanken, die der Tag gebracht

Mit 40 auf den Inhalt liebevoll abgestimmten Textzeichnungen und mit einem Einbandentwurf in Blau-Gold von Kunstmaler K. Opitz
Kartoniert M. 30.—, Pappband M. 45.—, Leinenband M. 55.—

**Max Koch** Verlagsbuchhandlung




**Leipzig-Stö.** Eichstädtstraße 17

---

## Was Ludwig Richter in der Kunst, das ist Charlotte Niese in der Literatur

Soeben erschienen:

## Charlotte Niese
## Romane und Erzählungen

Mit einer Einleitung von Friedrich Castelle

**8 Bände:** Aus dänischer Zeit / Licht und Schatten / Die Klabunkerstraße / Minette von Söhlenthal / Geschichten aus Holstein / Das Tagebuch der Ottony von Kelchberg / Damals / Vergangenheit.

**Geschmackvoll gebunden in Halbleinen 1200.— In Ganzleinen 1600.— / In Halbleder 2400.—**

**Jede Ausgabe mit Schutzumschlägen und in Kassette**

Charlotte Niese ist von der Art jener echten epischen Begabungen, denen sich alle Erlebnisse des eigenen Menschentums mit der umgebenden Welt zu künstlerischen Gebilden formen. Sie bietet jene Kunst, die der Menschheit namentlich in Zeiten nottut, in denen tiefe dauernde Erschütterungen durch die Weltseele brausen und sie in ihren innersten Gründen aufwühlen. In dem chaotischen Fluten und Strömen der Moden liegt ihr Lebenswerk, wie ein harmonisches, klares Weltbild, unverrückbar und unzerstörbar fest.

**Diese Sammelausgabe ist ein vorzügliches Geschenkwerk; sie verdient einen Ehrenplatz — in jeder deutschen Hausbücherei. —**

FR. WILH. GRUNOW IN LEIPZIG

---

**Duncker & Humblot**
**München W. 12,** Theresienhöhe 3 c

Vor kurzem erschien:

**Der Neue Keynes**

**J. M. Keynes**

## Revision des Friedensvertrages

Einzig autorisierte Übersetzung

272 Seiten. 1.–20. Tausend. Preis 80 Mark.

*

**Der Schlüssel zu dem weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Grundproblem der Gegenwart**

„Es ist eines der seltenen Bücher, in denen sich der rechnende Verstand eines geschulten Volkswirts mit der verhaltenen Leidenschaft eines zielbewußten Reformators vereint. Ein Kritiker hat es geschrieben, der zum Seher geworden ist; ein Finanzmann hat es erdacht, der die Feder eines Künstlers führt."

---

## Kulturgeschichtliche Miniaturen

Bisher sind erschienen:

LOTHAR BRIEGER: DIE BILDNISMINIATUR
Mit 2 bunten und 15 einfarbigen Bildern
Neben den umfangreich. teur. Werken üb. dies. Kunstgebiet zum erstenmal ein Buch, das bei gering. Preis eine höchst lesenswerte Geschichte der Bildnisminiatur mit entzückendem Anschauungsmaterial bietet.

LOTHAR BRIEGER: DIE SILHOUETTE. — Mit 24 Bildern.
Eine vollständ. Darstellung der „schwarzen Kunst" von ihren Anfängen bei den Naturvölkern bis auf die Gegenwart. Sachliche Gediegenheit.

E. COHN-WIENER: VOM GRIECH. THEATER ZUM KINO
Mit 10 Bildern
Der Verfasser zeigt in kluger, kenntnisreicher Darstellung die interessante Entwickelung der dramatischen Kunst, gesehen von höherer kultureller Warte. Vortreffliches, lehrreiches Bildermaterial.

KARL ESCHER: GESELLIGKEIT UM GOETHE
Mit 8 Bildern
Goethes inneres Leben hat man bis zur Schamlosigkeit aufzudecken versucht. Dieses wundervolle Büchlein will etwas anderes: es zeigt Goethe als Meister der Geselligkeit im Umgang mit den weimarischen Kreisen.

JOS. AUG. LUX: DAS ALTE GEMÜTLICHE WIEN
Mit 8 Bildern
Die hohe Kultur, die uns an Kunst- u. Baudenkmälern Wiens entgegentritt, die sein geistiges und künstlerisches Leben von je auszeichnete, hat Lux in seinem flüssigen Text lebendig und fühlbar gemacht.

JOS. AUG. LUX: DER UNSTERBLICHE WALZER
Mit 34 Notenbeispielen
Zum erstenmal wird hier die Wiener Volksmusik, die Volkssänger und Lieder beim Heurigen, Walzerlied und Walzermusik literarisch gewürdigt. Kulturell und musikalisch von gleich hohem Interesse.

JEDES BÄNDCHEN IN FARBIGEM LEINENBAND M. 50.—

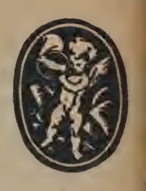
**HOLBEIN-VERLAG MÜNCHEN**



# Richard Voß

## Ausgewählte Werke in vier Bänden

und Ergänzungsband:
„Aus einem phantastischen Leben"



Alle fünf Bände in Halbleinen geb. M. 1200.—, Nummer 1—100 in rotes Ganzleder geb. M. 6250.—.
Die vier Auswahlbände in Halblein. geb. M. 960.—, Nr. 1—100 in rot. Ganzlein. geb. M. 5000.—.
Aus einem phantastisch. Leben in Halblein. geb. M. 260.-, Nr. 1-200 in rot. Ganzled. geb. M. 1250.-.

**Inhalt**

**Band 1:** Dahiel, der Konvertit / Roman.
**Band 2:** Michael Zibula / Villa Falkonieri / Romane.
**Band 3:** Zwei Menschen / Roman / Drei Novellen.
**Band 4:** Novellen / Dramen und Nachwort des Herausgebers.
**Band 5:** Aus einem phantastischen Leben, Erinnerungen.
(Dieser Band wird auch einzeln abgegeben.)

Obwohl es sich hier nur um eine knappe Auswahl handelt, wie sie durch die Ungunst der Zeiten geboten war, ist das hier entstehende Bild des Dichters und edlen Menschen überaus vielseitig. Die vier Auswahlbände bilden, namentlich zusammen mit dem Ergänzungsband der Lebenserinnerungen, in ihrer einheitlichen künstlerischen Ausstattung einen Schmuck jeder Bücherei. Sie sind zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Der Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

## MEISTERWERKE DER WELTLITERATUR MIT ORIGINALGRAPHIK

*

Comte de Gobineau: Savonarole mit 20 Radierungen von Sepp Frank
Ausgabe C in Ganzpergament (21—215)

W. Raabe: Die schwarze Galeere mit 17 Holzschnitten von Bruno Goldschmitt
Ausgabe C in Ganzpergament (51—150)
Ausgabe D in Halbpergament (151—300)

J. W. von Goethe: Faust I. Teil
In Ganzpergament (1—100)
In Ganzleinen

XVIII. Psalm von Prof. A. Schinnerer auf den Stein gezeichnet und geschrieben
Ausgabe A auf echt Japan-Bütten in Ganzpergament (IV—XXV)
Ausgabe B in Ganzpergament (1—50)
Ausgabe C in Halbpergament (51—150)

Schiller: Tell mit 17 Holzschnitten von Bruno Goldschmitt
Ausgabe B in Ganzpergament (1—100)
Ausgabe C in Halbpergament (101—520)
Ausgabe D Halbpergament-Mappe (1—20)

Man verlange illustrierte Voranzeigen!

*

DR. JUR. JULIUS SCHRÖDER + VERLAG
MÜNCHEN, FRIEDRICHSTRASSE 9

## Für den freien Rhein

Mehr als je ist das Problem der Rheinlande und des freien Rheins Brennpunkt aller Tagesfragen. Die französischen Chauvinisten glauben dem Ziele ihrer Rheinpolitik nahe gekommen zu sein. **Gerade in diesen Tagen** ist es notwendig, daß jeder Deutsche sich mit dieser wichtigsten aller politischen Fragen eingehend befaßt.

Ernst Bertram
**RHEINGENIUS UND GÉNIE DU RHIN**
Sommer 1922 Mk. 85.—

Alfons Paquet
**DER RHEIN ALS SCHICKSAL**
oder
Das Problem der Völker
Geheftet M. 40.— Gebunden M. 60.—

FRIEDRICH COHEN IN BONN

# DEUTSCHE VERLEGER




**Goerz-Fabrikate** sowie **Photo-Apparate, Feldstecher, Mikroskope, Objektive all. Systeme kauft man billig im Photohaus** **Leisegang**
**Berlin, Potsdamerstr. 138, Tauentzienstr. 12, Schloßplatz 4 :: Auch Ankauf-, Tausch- und viele Gelegenheitskäufe**

**Schmetterlinge als Briefbeschwerer und Bilder** von Mk. 12.50 an
**Deutsche Schreibm.-Ges. Berlin**
Alte Jakobstr. 20/22.

**Architekt Strumpff**
**Berlin SW. 29**
Belle-Alliancestr. 82 :: Kurfürst 7492
**Villen, Landhäuser, Eigenheime, Blockhäuser** preiswert, solide u. schnell. Vornehmer Innenausbau.
*Silberne Medaille. Erste Preise.*

*H. O. Opels Kinder Nährzwieback*

**Kalkphosphathaltiges Nährmittel**
für schlechtgenährte (atrophische) und knochenschwache (rachitische) Kinder; von Ärzten warm empfohlen.

*In Apotheken und Drogerien*

Anleitung zur Ernährung kostenlos durch
**H. O. Opel, Leipzig, Hardenbergstrasse 54.**

**Warum gerade Pebeco?**

Weil die Zahnpasta Pebeco die Zähne rein und weiß erhält, ohne den Zahnschmelz anzugreifen.

Darum: **Halt' Zähne und Mund mit Pebeco gesund!**